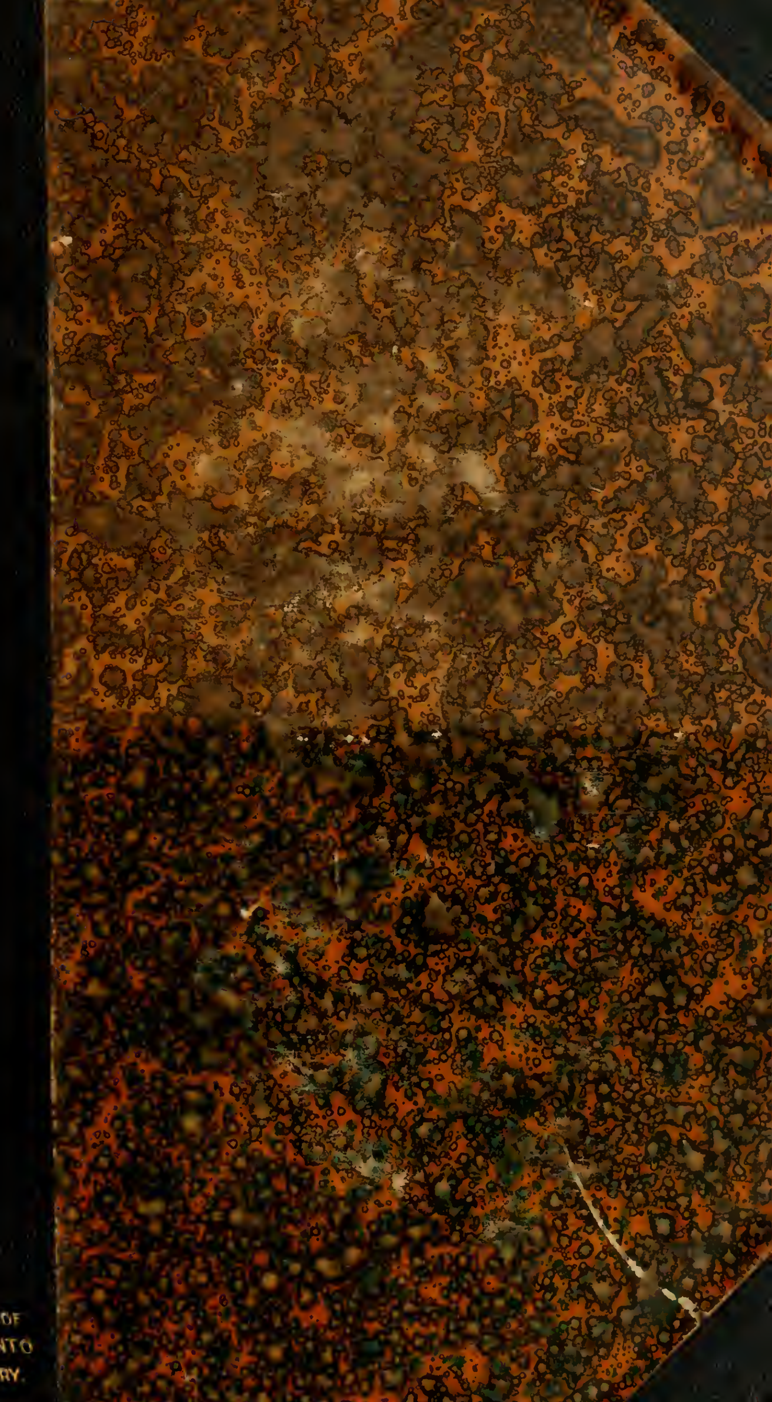












ZEITSCHRIFT

des

Vereins für Volkskunde.

Neue Folge der Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft,
begründet von M. Lazarus und H. Steinthal.

Im Auftrage des Vereins

herausgegeben

von

Karl Weinhold.

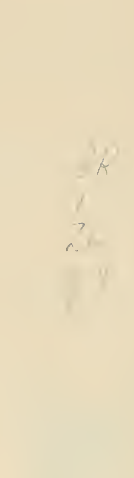
Siebenter Jahrgang. **1897.**



Mit vier Tafeln und mehreren Abbildungen im Text.

BERLIN.

VERLAG VON A. ASHER & Co.



Inhalt.

Abhandlungen.

Seite

Eine Gewitteranschauung Jean Pauls mit allerhand mythischen Analogien. Von Wilh. Schwartz . . . 1
Herde und Öfen in den Bauernhäusern des ethnographischen Dorfes der Milleniumsausstellung in Budapest. Von J. R. Bünker . . . 17
Die Bauernhochzeiten in der Lüneburger Heide. Von Ed. Kück . . . 31
Zwieselbäume nebst verwandtem Aberglauben. Von H. F. Feilberg . . . 42
Volksmedizin in der Grafschaft Ruppin und Umgegend. Von K. E. Haase 53. 162. 287. 405
Zur Volkskunde aus Anhalt. Von Osk. Hartung . . . 74. 147
Der Schwank vom Esel als Bürgermeister bei Th. Murner. Von Joh. Bolte . . . 93
Glockensagen und Glockenaberglaube. Von P. Sartori . . . 113. 270. 358
Sagen aus dem Boldecker und Knesebecker Lande. Von R. Andree . . . 130
Lieder, Neckreime, Spiele aus der Kinderwelt. Von R. Fr. Kaindl . . . 136. 296. 422
Tod und Bestattung des armen Sperlingsweibchens. Ein Märchen. Von K. Klemm 155
Zu dem Märchen vom Sperlingsweibchen. Von K. Weinhold . . . 159
„Mein Bruder freit um mich.“ Mythologischer Versuch. Von A. Winter . . . 172
Hexenwesen und Aberglaube in Steiermark. Von Fr. Ilwof . . . 184. 244
Rätsel aus Paznaun. Von Chr. Hauser . . . 197
Sprüche und sprichwörtliche Redensarten aus Paznaun. Von Chr. Hauser . . . 199
Zum altdeutschen Bauwesen. Von Osw. Zingerle von Summersberg . . 202. 254
Der Schimmelreiter und die weisse Frau. I. Von Wilh. Schwartz . . . 225
Wer hat die Facetien des Piovano Arlotto kompiliert? Von G. Amalfi . . . 261. 378
Hexengeschichten aus Bayern. Von H. Raff . . . 292
Alte Sitten und Bräuche im Egerland. Von Al. John . . . 303. 392
Heanzische Schwänke, Sagen und Märchen. Von J. R. Bünker . . . 307. 396
Ostpreussische Volksgebräuche. Von J. v. Medem . . . 315
Neuere Zeugnisse von altgermanischen Sitten. Von R. M. Meyer . . . 341
Der Heilige Abend in einem Dorfe Paznauns. Von Chr. Hauser . . . 348
Über doppelte deutsche Vornamen. Von K. Klemm . . . 370
Kranzwerbung. Von Joh. Bolte . . . 382
Zwei alte Gerichtstätten. Von K. Weinhold . . . 404
Von Glan- und Furt-Orten. Von Fr. Pichler . . . 412
Der Wildemännlestanz. Von K. Weinhold . . . 427
Ostfriesich-Plattdeutsches Rammerlied . . . 437

Kleine Mitteilungen.

Schäfergruss. Von J. Bolte . . . 97. 210
Zur Heilkraft gewisser Familien. Von K. Maurer 100. Von K. Weinhold . . . 212
Volkstümliche Namengebung. Von H. Schukowitz . . . 101
Jägermesse. Von Fr. Ilwof . . . 101
Lösen des Zungenbandes . . . 101
Schlesische Sagen. Von L. Weinhold . . . 101. 443
Zu Zeitschr. VI, 360. Von K. Krüger . . . 104
Vereine für Volkskunde . . . 105. 212. 329
Die drei Alten. Von J. Bolte 205. Von H. Gaidoz . . . 327
Der Schneider im Himmel. Von C. Dirksen . . . 207
Harzer Köhlerlied. Von R. Andree . . . 208
Ostfriesischer Schneckenspruch. Von C. Dirksen . . . 209
Liedeln aus dem Wippthal . . . 210

	Seite
Patenscheine. Von H. Schukowitz	210
Zur Namengebung. Von K. Maurer	318
Zum Schwank von den lispelnden Schwestern. Von J. Bolte	320
Geschichten aus dem Marchfelde. Von H. Schukowitz	321
Blaue Kleidung der Hexen. Von Hoffmann-Krayer	327
Sagen aus dem Breisgau. Von O. Heilig	328
Pfingst- und Johannisfeuer im Breisgau. Von O. Heilig	328
J. S. Grüners Werk über das Egerländer Volk	329
Die verweigerte Kniebeugung. Von J. Goldziher	441
Fruchtbarkeit im Alter	447

Bücheranzeigen.

Lidbarzki, M., Die neuaramäischen Handschriften der K. Bibliothek in Berlin	105
Hauffen, Ad., Einführung in die deutschböhmische Volkskunde	107
Köhler, C. und J. Meier, Volkslieder von der Mosel und Saar. I.	108
Zibrt, Čen., Rychtářské Právo	109
Bericht des Vereins f. tirol. vorarlb. Heimatkunde	109
Semon, R., Im austral. Busch und an den Küsten des Korallenmeeres	110
Wossidlo, R., Mecklenburgische Volksüberlieferungen. I.	213
Knoop, O. und Haas, A., Blätter für Pommersche Volkskunde	214
Eskuche, G., Siegerländische Kinderliedchen	214
Beauquier, Ch., Blason popul. de Franche-Comté	215
Arfert, P., Das Motiv von der unterschobenen Braut	215
Schumann, H., Die Kultur Pommerns	216
Wandbilder der Völker Österreichs	216
Schweizer Trachten. 1. Serie 219. 2. Serie	454
Katalog der v. Lipperheidischen Sammlung	217
Lutsch, H., Über das Bauernhaus	218
Kaindl, R. Fr., Haus und Hof bei Huzulen und Rusniaken	218
v. Hellwald, Fr., Die Erde und ihre Völker	219. 455
Mehemed Emin, Kultur und Humanität	330
Bols, J., Oude vlaamsche Liederen	331
Böhme, Fr. M., Deutsches Kinderlied und Kinderspiel	332
Reiser, K., Sagen des Allgäus	333
Pitrè, Gius., Indovinelli del popolo Siciliano	333
Bower, H. M., Elevation and Procession of the Ceri al Gubbio	334
Sapper, C., Das nördliche Mittelamerika	335
Matthews, W., Navaho legends	336
Prato, St., Schriften	337
Tobler, L., Kleine Schriften zur Volks- und Sprachkunde	447
Olrik, A., Folkeminder	448
Renk, A., Im obersten Innthal	448
Courthion, L., Les veillées des Mayens	449
Sébillot, P., Petite Légende dorée	450
Märchen aus Mallorca, von Erzherzog Ludwig Salvator und von Alcover	451
Becker, E., Walchensee und Jachenau	454
Nagl, J. W., Deutsche Mundarten	454

Auszüge aus den Sitzungs-Protokollen des Vereins für Volkskunde. Von Max Roediger . . . 110. 219. 337. 455

Register . . . 459

Eine Gewitteranschauung Jean Pauls mit allerhand mythischen Analogien.

Von Wilhelm Schwartz.

Zufällig fand ich kürzlich in Jean Pauls „Siebenkäs“ (Jean Pauls Sämtliche Werke, XII. Bd., S. 360, Berlin 1841) eine Gewitteranschauung, wie sie mir ähnlich noch nicht in der Litteratur vorgekommen ist, die aber durch ihre Eigentümlichkeit und allerhand Anknüpfungen, welche sie für gewisse mythische Vorstellungen bietet, ein besonderes Interesse in Anspruch nimmt.

Jean Paul sagt nämlich: „Der gewitterhafte Dampf- und Dunstkreis des Abends brütete allerhand Wünsche der Wehmut an; der Himmel war mit unreifen, zerstückten Gewitterflocken durchzogen, und am östlichen Horizont warf schon ein brausendes Gewitter seine entzündeten Pechkränze und seine vollen Wolken auf unbekannte Gegenden nieder.“

Was hier für die dichterische Phantasie nur ein Bild ist, wie es der unmittelbare Eindruck und die Stimmung des Augenblicks hervorruft, das fasste in mythenschaffender Zeit gläubige Anschauung als Realität auf, und wenn derartiges öfter sich wiederholte und damit einen typischen Charakter bekam, so erfuhr es in Sage oder Gebrauch einen entsprechenden Niederschlag, indem es bestimmte mythische Vorstellungen erzeugte.

Zu den in einem starken Wetterleuchten am Horizont angeblich dahinfliegenden feurigen Pechkränzen stellt sich sofort in Parallele das sogenannte Scheibenschlagen, bei welchem brennende Scheiben hoch durch die Luft geschleudert werden, ein Gebrauch, der sich den uralten Feuerkulten anschliesst, die noch in reicher Fülle in den Fasten-, Oster- und Johannisfeuern in Deutschland fortleben, welche man zu den erwähnten Zeiten des Abends auf den Höhen als weithin leuchtende Fanale anzuzünden pflegt. Haben dieselben gleich einst mit den christlich anklingenden Namen auch zum Teil einen entsprechenden kirchlichen Charakter erhalten, so reicht ihr Ursprung doch weit in die heidnische Zeit

zurück, indem man in denselben das nach langer Winternacht in den Lenz-Wettern wieder dort oben frisch aufleuchtende Feuer froh begrüsste und die dabei angeblich stattfindenden Vorgänge als heilbringend jubelnd nachahmte. Weist doch auf diese Beziehung noch direkt die Tradition hin, wenn man in Süddeutschland verschiedentlich beim Anzünden des „Sonnwendfeuers“ vom Anbrennen des „Himmelsfeuers“ redet[1]) und den Gebrauch zur Frühlingszeit in Tirol als „Frühlingswecken“ bezeichnet[2]), welches im sogen. „Lenzwecken“ am Feste Petri Stuhlfeier (den 22. Febr.) sein Korrelat findet, indem die Buben dann, mit grossen Schellen und Kuhgloken angethan, schellend und läutend unter gewaltigem Lärmen in den Dörfern von Haus zu Haus laufen, was man als ein „Einläuten des Lenzes“ fasst[3]).

Spiegeln so diese Gebräuche, wenn überall am Horizont auf den Höhen plötzlich Feuer aufleuchten, in einer gewissen Grossartigkeit den Gewitterhimmel gleichsam in seiner Totalität wieder, so schliessen sich verschiedentlich accidentielle Kultusformen an, in denen man einzelne typisch an demselben angeblich hervortretende Vorgänge, wie man sie zu sehen glaubte, noch besonders nachahmte. Dahin gehört neben dem erwähnten Scheibenschlagen „das Hinabrollen in Brand gesetzter Räder“ von den Höhen in die Thäler.

Ich habe in meinem Buche „Die poetischen Naturanschauungen der Griechen, Römer und Deutschen in ihrer Beziehung zur Mythologie. Berlin 1864 und 1879“[4]) von dem letzteren Gebrauch des ausführlicheren gehandelt und durch Analogien wahrscheinlich zu machen gesucht, dass in demselben eine *μίμησις* eines besonderen Gewittervorgangs vorliege, indem, wenn man (in den bergigen Gegenden namentlich West- und Süddeutschlands) an den erwähnten Zeiten mit Stroh umwundene und mit Pech getränkte Räder an den brennenden Holzstössen mit Fackeln anzündet und die Berge hinablaufen lässt, dies sich zu der verschiedentlich hervortretenden Vorstellung stellt, dass im Gewitter in den rollenden Donnern u. a. Räder die Wolkenberge hinabrollen und in den Blitzesstrahlen ihre feurigen Furchen ziehen, ähnlich wie Vergil Aen. VIII, 392 von solchem Blitze sagt corusco Ignea rima micans percurrit lumine nimbos und Plinius hist. nat. I, 43. dementsprechend von den igneis nubium rimis redet[5]).

1) s. z. B. Panzer, „Bayerische Sagen und Gebräuche.“ München 1855, II, 240.

2) v. Alpenburg, Sagen Tirols. 1857, S. 351.

3) Nach dem Bericht Zingerles in Wolfs Zeitschr. f. dtsch. Myth. II, 1855. S. 360. — Dass der sogen. „Funkentag“ am ersten Sonntag in den Fasten, an den sich besonders das „Funken-“ oder „Scheibenschlagen“ in Schwaben knüpft, „ein Fest zu Ehren des anbrechenden Frühlings“ sei, indem von dieser Zeit an sich Gewitter dort zeigen, bemerkt schon Birlinger, „Volkstümliches aus Schwaben“, Freiburg i. Br. 1862. II, S. 62.

4) Bd. I, S. 98, vgl. II, 107.

5) Über solch eine *μίμησις* bei vielen Gebräuchen s. Schwartz, Prähist. anthrop. Studien, Berlin 1884, 152 u. 341, sowie die Ztschr. d. Berl. anthrop. Gesellsch. v. J. 1885. S. 539.

Auch das allgemein in Süddeutschland verbreitete erwähnte Scheibenwerfen, bei welchem man gleichfalls mit Stroh umwickelte und mit Pech bedeckte Holzscheiben anzündet und vermittelst eines Stockes, der durch ein Loch in der Mitte derselben gesteckt worden, in geschicktem Schwunge durch die Luft schleudert[1]), hatte ich schon damals als eine ähnliche μίμησις wie bei den Rädern bezeichnet, konnte aber hierfür noch nicht ein paralleles Bild beibringen.

J. Grimm und Kuhn dachten bei den betreffenden Gebräuchen besonders in Rücksicht auf die Feuerräder mehr an die Sonne in ihrer Rad- oder Scheibengestalt. Durch das bei Jean Paul jetzt auch für das Werfen von brennenden Pechkränzen, bezw. Pechscheiben, im Gewitter aufgefundene Bild werde ich natürlich nur in meiner Ansicht bestärkt, dass die Gewitterscenerie der Ausgangspunkt für diese wie für die anderen analogen Formen des ganzen Feuerkultus gewesen sei, ein Moment, welches auch nach anderer Seite hin bedeutsam wird[2]).

Denn, wenn die Ausbildung der uralten, über ganz Europa verbreiteten Feuerkulte sich so in Deutschland in charakteristischer Weise speziell im Anschluss an die hier besonders hervortretenden Gewitterzeiten, nämlich „an den Frühling und den Hochsommer", entwickelt hat, so dürfte, wenn nun daneben auch bei der Feier der Sonnenwende des Winters eine Art von Feuerkult hindurchbricht, dieser in seiner hier beschränkteren Form erst als eine Übertragung auf diese Zeit bei einer an den Sonnenlauf sich allmählich anschliessenden kalendarischen Entwicklung des Jahres, anzusehen sein. Eine solche Übertragung machte sich um so natürlicher, als von einem solaren Standpunkt aus das Fest der Wintersonnenwende, die sogenannten „Zwölften" (das nordgermanische Julfest) mit den nach stets zunehmender Dunkelheit dann wieder länger werdenden Tagen als eine Wendung zu einer neuen, lichteren Zeit und damit auch als ein Lichtfest, ja als eine Art Vorfrühlingsfest angesehen ward, in welchem Sinne es sich auch je mehr nach Norden desto bedeutsamer entfaltet und bis auf den heutigen Tag in allerhand Gebräuchen in der Tradition erhalten hat, zumal es durch das auf dieselbe Zeit dann fallende Weihnachtsfest noch einen neuen, besonderen Halt im Volke empfing.

Für eine solche Übertragung spricht auch noch ein anderes Moment. Wenn nämlich die Gewitterwesen der Wode, die Frick, Frau Harke, Holle u. s. w. auch zur Zeit der Zwölften auftreten, so könnte an sich dies aller-

1) Eine andere Art, die Scheiben zu schleudern, beschreibt Kuhn „Herabkunft des Feuers" 2, S. 46. „Die Scheibe wird, aufrecht gestellt, angezündet, dann unter derselben ein Hebel mit einem Stützpunkt so angebracht, dass, wenn auf das andere Ende des Hebels ein Schlag geführt wird, die Scheibe hoch in die Luft springt und bei der Nacht einen Bogen mit schönen Figuren bildet." Die Sache wird wie ein vollständiger Sport betrieben.

2) Dass mit der Zeit die Sonne in das Bild hineingezogen sei, leugne ich damit nicht.

dings zur Not eine Erklärung darin finden, dass sie überhaupt als Sturmeswesen mit zu der Zeit eine besondere Rolle zu spielen schienen[1]). Wenn aber die sich dabei an sie schliessenden Sagen wieder speziell einen entschiedenen Hinweis „auf das Gewitter" mit dem „feurigen" Charakter sowie dem Accidenz eines „mephitischen Geruchs" zeigen, den sie ihnen eventuell beilegen, — nämlich ursprünglich „des Schwefelgeruchs", der sich im Volksglauben, wie ich nachgewiesen habe, verschiedentlich an den einschlagenden Blitz knüpft, — so liegt hierin doch wieder ein neues Anzeichen, dass alles dies erst in einer von den ursprünglichen „natürlichen" Verhältnissen mehr gelösten Tradition zugleich mit den betreffenden Wesen gleichwie der ganze Feuerkult auf die gewitterlose Wintersonnenwendzeit überhaupt übertragen sei[2]). Man wird eben auch im Heidentum schon auf gewisse Entwicklungsphasen geführt, denen man Rechnung tragen muss[3]).

Wenn ich nach dieser Abschweifung noch einmal zu den der Gewitterscenerie entlehnten Naturbildern von rollenden, feurigen Rädern und ent-

1) Noch heutzutage glaubt man für diese Zeit an eine Wandlung des Wetters. „Weihnachten", heisst es, „baut entweder eine Brücke (von Eis) oder, wenn es eine solche findet, bricht es dieselbe."

2) Auf den erwähnten Kontrast der Mythen vom Wode u. s. w. mit der Winterzeit hat schon Wuttke in seinem „Deutschen Volksaberglauben", Berlin 1869, S. 16 hingewiesen, freilich ohne ihn zu lösen, indem er einerseits meine im „Heutigen Volksglauben und das alte Heidentum", Berlin 1849, gegebenen Deutungen der betreffenden Sagen auf das Gewitter vollständig acceptiert, andererseits aber, da er beim Wode nur an die Zwölften denkt, den Zusatz macht: „obgleich allerdings die Zeit der Wintersonnenwende keine Gewitterzeit ist." Was aber den an die Zwölften ebenso wie an die Fastnachtzeit und nach allem zuerst an die letztere, als an die Frühlingszeit, sich anschliessenden Aberglauben betrifft, so hat Wuttke sich allerdings im Prinzip auch weiter meiner Deutung angeschlossen, dass auch der Gestank, den im Volksglauben z. B. der Teufel zurücklasse, auf den Schwefelgeruch des Blitzes gehe, und auch Mannhardt hat der Erklärung analoger Züge in deutscher wie griechischer Sage in seinen „Wald- und Feldkulten", Berlin 1877, S. 95 zugestimmt. Da aber beide dasselbe Moment nicht in dem Aberglauben wiederfinden, wenn der Wode, Frau Holle u. s. w. bei ihrem Umzug das Gespinnst, welches sie vorfinden, mit ihrem Kot (ähnlich den Harpyien) besudeln, auch überhaupt diese derbere Form, welche der Schwefelgeruch in der volkstümlichen Auffassung annimmt, vielen nicht zu dem idealen Charakter zu passen scheint, den sie überall der Mythologie vindicieren möchten, endlich auch Knoop bei seiner Behandlung der sogenannten Zwölftengottheiten (in Veckenstedts Zeitschrift) durch das vollständige Verkennen gerade dieses mythischen Zuges besonders mit in die Irre geführt ist: so werde ich vor allem Veranlassung nehmen, „die Rolle des Schwefels in den verschiedenen Mythologien" bei der Wichtigkeit zumal, welche derselbe überhaupt in der niederen Mythologie in betreff der Auffassung der in ihr auftretenden Gewitterwesen bekundet, im Zusammenhang demnächst zu erörtern. Schön ist es zwar gerade nicht, derartiges zu behandeln, aber die Wissenschaft kann sich auch solchen Untersuchungen nicht entschlagen, wie ich erst kürzlich in meinem Aufsatz „Über die Phasen der griechischen Naturreligion" in der Bastianschen Festschrift S. 93 f. betont habe. Für jetzt verweise ich auf „Heutigen Volksglauben u. s. w." v. J. 1850, S. 18, „Ursprung der Mythologie", S. 196 ff., „Poetische Naturanschauungen u. s. w." II. 123 und auf meine Aufsätze in der Berliner Zeitschr. f. Anthrop. v. J. 1885, S. 537 f., sowie v. J. 1895, S. 14.

3) Vgl. meinen Aufsatz in der Berl. Zeitschr. f. Anthrop. v. J. 1896, S. 155 f.

sprechenden fliegenden Scheiben dort oben zurückkehre, so geschieht es, um gegenüber den erwähnten daran sich schliessenden Gebräuchen auch noch an einer Kette von Sagen ähnlichen Ursprungs zu zeigen, dass derartige mythische Bilder nicht isoliert dastehen, sondern dass, je nachdem das Gewitter stärker oder schwächer auftritt, je nachdem der Mensch mit heimlichem Grauen es empfand oder gleichgiltiger, gleichsam nur objektiv, dem Wechsel der Erscheinungen zusah, bald grossartige Mythen, in denen es sich um einen welterschütternden Kampf zu handeln schien, bald aber auch kleine Genrebilder, ähnlich wie die vorliegenden, in den einzelnen Volkskreisen in mannigfacher Weise gezeitigt wurden. Erschien das Gewitter im ersteren Falle z. B. als ein furchtbares Ringen der entfesselten Elemente, so galt es in letzterem nur als ein harmloseres Spiel der Himmlischen dort oben, wie auch noch heutzutage bei einem schweren Gewitter die Vorstellung zum Ausdruck kommt, „als drohe ein Weltuntergang", bei einem leichteren hingegen man in ländlichen Kreisen, im Anschluss auch wieder an die rollenden Donner, ganz gemütlich die Engel oder den himmlischen Thürhüter Petrus Kegel schieben lässt, ja weiter dann unter Verknüpfung der feurigen Furchen, welche der Blitz zieht, mit den rollenden Kugeln oder im Anschluss an sogenannte Kugelblitze sogar von einem wunderbaren, goldenen Kegelspiel erzählt, indem bei mythischer Auffassung ganz gewöhnlich den feurigen Erscheinungen unter anderem „Gold" substituiert wird.

Gerade in den Gegenden, wo die erwähnten Gebräuche mit den feurigen Rädern und Scheiben besonders zu Hause sind, finden sich nämlich in den Lokalsagen, wie auch noch im Märchen die mannigfachsten Anklänge und Ausführungen von solchen Bildern. Reflektieren dieselben gleich, wenn z. B. neben Petrus auch die Jungfrau Maria in dieselben hineingezogen wird, in solcher Form auf christliche Zeiten, ja ist das in ihnen auftretende Kegelspiel in seiner jetzigen Gestalt selbst erst, wie man meint, zu Karl V. Zeiten in Deutschland üblich geworden, so spricht sich darin nur das bekannte Entwicklungsprinzip der Sagen aus, dass sie mit dem Leben des Volkes gleichsam fortrücken und ihre Scenerie nach den neuen Verhältnissen zum Teil wandeln[1]). Denn wie Wurfübungen mit Steinen, so war auch das Schlagen von schweren Kugeln und Bällen teils durch die Luft, teils durch Hintreiben am Boden mit einem Ballscheit ein stets mit Leidenschaft getriebenes Wettspiel der Germanen gewesen, wie Weinhold in seinem „Altnordischen Leben", Berlin 1856, S. 293 ff., des ausführlicheren darlegt. Und wenn in den Sagen nun verschiedentlich Anklänge gerade an diese letzteren Formen des Spiels noch hindurchbrechen, ja mythischer Volksglaube sich speziell noch an „Stein" und „Kugel" (ohne Kegel) in diesem Sinne anschliesst, wie wir sehen werden, so greift die ganze Sache damit ursprünglich nur auf alte Naturbilder der Art zurück, wie sie auch nicht

1) s. „Heutiger Volksglauben u. s. w." v. J. 1850, S. 6. II. Aufl. v. J. 1860, S. 12.

bloss so in den Schichten der niederen heidnischen Mythologie, sondern selbst in denen des Götterglaubens dann ihren Niederschlag gefunden haben.

Das zunächst hierher schlagende Sagenmaterial findet sich bei Rochholz in seinen „Schweizersagen", Aarau 1856, sowie in Menzels „Odin" v. J. 1855 in dem Kapitel von den goldenen Kegeln. Ich hebe aus demselben nur einzelne charakteristische Beispiele hervor, welche den Zusammenhang mit der Natur in der von mir angegebenen Weise deutlich erkennen lassen. In Schwaben erzählt so das Märchen nach Ernst Meier No. 6 noch direkt von „einer gewaltig langen, goldenen Kegelbahn", welche die drei Brüder: Donner, Blitz und Wetter gehabt, und bei welcher die Kugeln stets von selbst immer wieder zurückgekehrt wären. Denkt man bei dem ganzen Bilde zunächst allerdings an eine jetzige, mit Kegeln ausgestattete Bahn, so passt es doch auch ebenso für die Wurfbahnen beim alten Kugelspiel mit den bleigefüllten Kugeln, wie es Weinhold beschreibt und es auch noch im vorigen Jahrhundert in den Marschgegenden Deutschlands an den Ufern der Nord- und Ostsee üblich war (J. H. Fischer, Beschreibung der vorzüglichsten Volksfeste u. s. w., Wien 1799). Der sich in dem Märchen an das Spiel reihende Zug aber, dass die Kugel von selbst immer wieder in die Hand des Spielenden zurückkehrt, klingt speziell altmythisch an, indem gleiches von dem Donnerhammer des Thor, sowie von dem Blitzpfeil des Apoll berichtet wird. Bei Wiedergabe des erwähnten Bildes weist J. W. Wolf (Beiträge zur deutschen Mythologie II, 120) noch darauf hin, dass in der entsprechenden Rockenfelser Sage in den bayrischen Sagen von Schöppner II, 107 die Kugeln „feurige" Bahnen hinter sich lassen, wie sie selbst „glühend" gewesen seien, ein Zug, der ähnlich auch sonst wiederkehrt. Besonders charakteristisch wird aber das Moment, dass ein derartiges Kegelspielen nicht bloss der Sage nach auch in Bergen vor sich gehe[1]), sondern in solchen überhaupt goldene Kegelspiele versunken und verzaubert erscheinen, wie es gleichfalls von allerhand mythischen Schätzen erzählt wird, die dann leuchtend im Gewitter am Himmel heraufrücken[2]), ja endlich die Gewitterwesen selbst, wie Frau Holle und Frau Harke, auch in einem Berge gewöhnlich beschlossen erscheinen und nur gelegentlich sichtbar werden[3]), wobei der irdische Berg immer nur bei Lokalisierung der Sage ein Substitut „des himmlischen Wolkenberges" ist, an dem alles sich ursprünglich abspielte. Dem entsprechend klingt es auch in der Ausführung gleichfalls altmythisch an, wenn Birlinger in einer Sage aus Schwaben berichtet: „Sie (d. h. die Kegel) kommen heraus und man sieht sie droben, wenns einen Regenbogen hat, wenn ein Gewitter am Himmel ist und es recht donnert."

1) Grimm, Myth.² 905. 1231. Kuhn und Schwartz, Nordd. Sagen 1848, No. 59 Anm. El. Hugo Meyer, Germ. Myth. 1891 u. a. S. 243.

2) s. Schwartz, Ursprung der Myth. Berlin 1860. S. 64 ff.

3) Frau Holle z. B. am Hörselberg und Meissner, Frau Harke auf den Camernschen Bergen.

In eine Gewitternacht mit ihrem Graus führt uns aber direkt die Sage von dem gespensterhaften Kegelspiel im Walde bei Üzwil (Rochholz No. 113), wie auch die wilde Scenerie weniger zu einem unschuldigeren modernen Kegelspiel als zu einem altgermanischen Kugelspiel passt, bei dem nach Weinhold Streit und Totschlag nichts seltenes waren. Die Sage tritt bei einer Waldblösse auf einer Berghöhe auf, wo sich die Fusswege von fünf Ortschaften treffen und ein langer rotbrauner Streifen sich hinzieht, auf dem noch niemals Gras gewachsen ist. An dieser unheimlichen Stelle soll einst, sagt man, die Kegelbahn des Wirtshauses gegangen sein, welches vor alters auf dieser Waldblösse gestanden habe und wegen vieler Unthaten seiner Gäste zuletzt vom Boden verschlungen sei, gleichfalls ein altmythischer Zug, der an den „untergegangenen" Nobiskrug (des Teufels Wirtshaus) sowie an die im Gewitter untergegangenen Burgen und Schlösser ebenso wie an die erwähnten unterirdischen goldenen Kegelspiele erinnert. Um Mitternacht — d. h. ursprünglich also in der Gewitternacht — spuken nun da die Schatten der falschen Spieler, man hört die Kugel auf der Bahn hinrollen, das Lärmen der streitenden Parteien, das Stöhnen der im Raufhandel zu Boden Geschlagenen. Als der Müller von Sarmenstorf, heisst es, einmal des Nachts des Weges kam, umgab ihn hier ein starkes Surren und Rauschen; er konnte nicht mehr vorwärts noch zurück. Zuletzt hieb er mit dem Stocke um sich und drängte sich gewaltsam hindurch, aber nicht ohne einen geschwollenen Kopf heimzubringen. Ähnliches ereignete sich auch einmal zu Ravensburg, „wo unter dem Salzstadel ein goldnes Kegelspiel liegen soll." „Der Nachtwächter", sagt Birlinger 1, 246, „sah mal ganz in der Nähe, wie ihm eine goldene Kugel vor die Füsse flog (und einem) goldenen Kegelspiel zueilte. Zuletzt, wie er danach schauen wollte, bekam er eine Ohrfeige." Der geschwollene Kopf, wie die Ohrfeige sind eine in den Sagen namentlich vom wilden Jäger oft wiederkehrende Bezeichnung für den Schlag, bezw. die Lähmung, welche im Gewitter den trifft, der ihm zu nahe kommt[1]). Es hat auch hier eine ähnliche Bedeutung, und es stimmt dazu, wenn der, welcher dem Gewitterspiel der Jungfrau Maria nicht aus dem Wege geht, sogar tötlich getroffen wird. Gleichwie nämlich die Jungfrau Maria in der Volkstradition als die himmlische Frau *κατ᾽ ἐξοχήν* auftritt und so u. a. im Donner und Blitz spazieren fährt, wobei in den Blitzen die Pferdehufe sprühen, so wird ihr auch in einem Kinderliede, welches Zingerle in seinen „Sitten, Bräuchen und Meinungen des Tiroler Volkes", Innsbruck 1857, S. 164 mitteilt, ein goldnes Kegelspiel beigelegt, welches eben dem unberufenen Zuschauer höchst gefährlich werden kann. Es heisst:

---

1) s. Prähistorische Studien. Die Stellen im Index unter Lähmung. El. Hugo Meyer, Germ. Myth. S. 238.

Es donnert, es blitzt,
Im Himmel oben sitzt
Die Mutter des Herrn
Und hat goldne Kegel,
Hat goldne Kugeln,
Sie glitzen und blitzen.
Und die Engel thun lachen.
Die Kugeln thun fallen,
Die Mutter Gottes thut suchen,
Die Waben thun fluchen.
Geh' schnell fort,
Sonst trifft sie dich tot.

Dieser Vorstellung schliesst sich der Volksglaube der Böhmen an, wenn in demselben im Gewitter auch hier Petrus Kegel schiebt, und es dann weiter heisst: „wer dabei läuft, auf den fällt die Kugel.“ Weist dies auf einen mit der Tiroler Sage analogen mythischen Hintergrund hin, so wird hier auch noch das Bild ursprünglich ausdrücklich als ein altheidnisches dadurch gekennzeichnet, dass beim slavisch-lettischen Volksstamm der Ausdruck perkuno kulka, d. h. Perkuns Kugel — Donnerkugel überhaupt allgemein üblich ist (s. Grohmann, Aberglauben und Gebräuche aus Böhmen, Leipzig 1864, S. 37, vgl. S. 5. Mannhardt, Germanische Mythen, Berlin 1858, S. 202). Heisst es ferner nach Grohmann auch in Böhmen, der Donner sei weiter nichts als „ein feuriger Stein“, so bietet uns wiederum auch Schwaben noch für das beim Gewitter dort oben angeblich stattfindende Spiel ein ähnliches, sehr primitives, altertümliches Bild, wenn es bei Meier „Sagen aus Schwaben“, Stuttgart 1852, S. 259 heisst: „Beim Donner kegeln sie dort oben mit „Steinen“[1]) und wenn ein solcher Stein auf ein Loch (im Himmel) kommt, so fällt er herab und schlägt auf der Erde ein, weshalb man auch, wie Meier hinzusetzt, nicht sowohl den Blitz, als vielmehr den Streich, wie man den Donnerschlag nennt, fürchtet.

Die vorgeführten Lokalsagen der niederen Mythologie dürften zur Genüge die im Hintergrund stehenden Naturbilder mit ihren Auffassungen klar gelegt haben. Ich will nur zum Schluss noch darauf aufmerksam machen, dass auch auf diesem singulären Gebiet in der national-germanischen Mythologie des Nordens ähnliche Vorstellungen, natürlich in einem allgemein gehobener gehaltenen Stil hindurchbrechen, die dafür Zeugnis ablegen, dass die zu Grunde liegenden Naturanschauungen mehr oder minder gemeinsam germanisch gewesen sind, ebenso wie auch gewisse Analogien, die in den Göttermythen der Griechen sich bekunden, den Kreis noch weiter ziehen und der Sache einen zum Teil sogar indogermanischen Stempel verleihen.

Wie J. Grimm schon (Myth.[2] XXXVI, 136. 958) Bezüge erörtert hat, nach welchen Wuotan als Gott und Erfinder des „Spiels“, namentlich des „Würfels“, erscheint, — was bei der Natur des Gottes ganz zu dem entwickelten Gewitterterrain mit den sich daran schliessenden Naturbildern passen würde, — spielten nach der Voluspa die nordischen Götter überhaupt

1) Mit Steinen werfen übrigens ganz allgemein die Gewitterriesen im Donner nach germanischer wie griechischer Sage, s. Urspr. d. Myth., die Stellen im Index unter Donner-Poltern und Werfen mit Steinen.

mit goldenen Würfeln oder Scheiben dort oben auf dem Idafelde in alter seliger Zeit, und dass dies nicht ein momentanes Bild, sondern ein charakteristischer Zug ist, erhellt daraus, dass es bei der Wiedergeburt der Welt nach dem grossen Götterkampf gleichfalls wiederkehrt, indem es heisst, auf dem Idafelde würden dann die Götter im Grase auch die alten Bälle (Tafeln oder Scheiben) wiederfinden, mit denen sie in der Vorzeit gespielt hätten.

Dem entsprechend galt bei den Griechen Hermes — der sich verschiedentlich mit dem Wuotan im Naturelement deckt, — gleichfalls als Erfinder und Beschützer des Würfelspiels als des am meisten im Volksleben zur Geltung kommenden Spiels. Und wenn das Spielen „mit goldnen Bällen“ und dergleichen weiter in der griechischen Sage speziell mehr als eine Beschäftigung der Götterkinder gefasst wird, so hat doch das gleichfalls hierherschlagende „Diskosspiel“ gleichsam einen ernsteren Charakter behalten, wie es auch, gleich dem besprochenen Spiel mit den Donnerkugeln und Steinen, unter Umständen in den Mythen als totbringend auftritt.

In ersterer Hinsicht lässt Apollonius Rhodius den Eros und Ganymed in Kronions Garten mit goldnen Würfeln sich vergnügen, ebenso wie man von Würfeln, Reifen, Bällen und den goldnen Hesperidenäpfeln als Spielzeug des göttlichen Dionysos-Kindes erzählte und derartige *ἀθύρματα* noch sogar im Kult des Gottes als heilige Reminiscenzen festhielt. Noch charakteristischer wird aber „der kunstfertige goldne Ball des Zeus“, den seine Amme (Adrastea) ihm einst geschenkt und mit dem er als Kind gespielt haben sollte, sowohl durch die Beschreibung des Apollonius Rhodius, als auch durch die Situation, unter welcher das Zeus-Kind geboren wird und heranwächst. Wenn nämlich, um das letztere zuerst zu berühren, damit Kronos nichts von dem neugeborenen Gotte merke, ein betäubender Waffenlärm der Kureten der Sage nach alles übertönte, so steckt in diesem wilden orgiastischen rasselnden Waffentanz, der den Kureten gleichsam als himmlischen Pyrrhichisten beigelegt wird, auch eine Gewitterscenerie wie in der *πυῤῥίχη*, welche die Dioskuren erfunden und zu der Athene (*Σάλπιγξ*) die Trompete angeblich geblasen haben sollte, wozu sich auch anderes noch, wie auf römischem Gebiet der jährliche Waffentanz der Salier im Frühling, stellt.

Was nun den Ball des Zeuskindes anbetrifft, so lässt der erwähnte Dichter die Aphrodite denselben dem Eros versprechen, wenn er Medea mit Liebe zum Jason erfülle, und die Göttin dabei ihn mit den Worten schildere, dass, wenn er geworfen werde, er einen „feurigen“ Schweif durch die Luft ziehe — *ἀστὴρ ὣς φλεγέθοντα δι' ἠέρος ὁλκὸν ἵησιν*, — was nicht bloss ein momentaner Vergleich ist, der, wie der Scholiast will, von einer Sternschnuppe entlehnt worden, sondern an die oben geschilderten Feuerkugeln oder Kugelblitze der deutschen Sage anklingt, wie man ein derartiges Meteor auch mit Recht unter dem *ἀστήρ* versteht, den Zeus als Götterkönig

und Schlachtenlenker bei Homer als ein Wahrzeichen für die Kämpfenden schlendert (*οἷον ἀστέρα ἧκε Κρόνου παῖς ἀγκυλομήτεω, ἢ ναύτῃσι τέρας ἠὲ στρατῷ εὐρέι λαῶν, λαμπρόν· τοῦ δέ τε πολλοὶ ἀπὸ σπινθῆρες ἵενται*, Il. 4, 75 ff.); die Erscheinung ist in beiden Fällen dieselbe und wird nur nach den Beziehungen, die man in ihr findet, verschieden gedeutet.

Noch charakteristischer wird aber in griechischer Sage das Spielen der Himmlischen mit dem Diskos, namentlich in dem Mythos von dem schönen Jüngling Hyakinthos, den Apollo mit dem Wurf eines solchen unvorsätzlich getötet haben sollte. Auch Welcker (Griech. Myth. I, 474) erkennt darin einen typischen Zug, wenn er an eine entsprechende Wiederkehr desselben beim Perseus und Akrisios, sowie beim Oibalos und seinem Bruder erinnert. Ich mache ausserdem noch darauf aufmerksam, dass dem Perseus überhaupt die Erfindung des Diskosspieles nach Pausanias II. 16. 2 f. zugeschrieben wurde, mit dem er dann am Akrisios ohne seine Schuld die Prophezeiung vollzieht, welche wie ein Verhängnis über dem Geschlecht schwebte, aber schon hinfällig zu werden schien.

Des Hyakinthos Tod durch einen unglücklichen Diskoswurf des Apoll erhält aber dadurch noch eine besondere mythische Bedeutung, dass Boreas oder Zephyros bei demselben eine Rolle spielt und eigentlich den Tod des schönen Jünglings verschuldet haben sollte, indem er beim Scheibenwerfen dort oben die Scheibe des Apoll aus Eifersucht verhängnisvoll gegen das Haupt des Hyakinthos lenkte. Erscheinen „die Stürme“ so an dem ganzen Vorgang mit beteiligt und gewinnt die Scenerie damit den Charakter eines in der Natur sich abspielenden mythischen Ereignisses, so wird dies noch dadurch vermehrt, dass in dem an den Hyakinthos sich anschliessenden Kult sich an ihn die Vorstellung des Absterbens und Wiederauflebens der Natur wie beim Adonis knüpft. Und wenn so im Hyakinthos, wie im Adonis, Balder und ähnlichen mythischen Gestalten „das Auftreten und Hinsterben des Lenzes“, d. h. mythisch geredet, des „Lenzgottes“, des „Sol novus des Jahres“ verkörpert erscheint, der, wie er in den Frühlingswettern „siegreich“ sich in vollem Glanz und in voller Schönheit bekundet hatte, doch, „kurzlebig“, in den Herbstwettern wieder verschwindet, d. h. nach dieser Auffassung „sein Ende“ erreicht, so haben wir auch in des Hyakinthos Tode eine mythische Ausführung eines ähnlichen Naturbildes, wie es Lenau in seinem Gedicht „Frühlings Tod“ schildert, wenn er den schönen Lenz von den heissen „Sonnenpfeilen“ durchbohrt werden und hinsterben lässt, indem es heisst:

> Der Himmel blitzt und Donnerwolken flieh'n,
> Die lauten Stürme durch die Haine tosen.
> Doch lächelnd stirbt der holde Lenz dahin,
> Sein Herzblut still verströmend, seine Rosen.

Statt der tötenden „heissen Sonnenpfeile“ Lenaus treten nur eben, im Anschluss an das Gewitter, mit welchem das schöne, hehre, lichte, sommer-

liche Wesen zum letztenmale aufgetreten und in demselben dann geschwunden zu sein schien, andere gleichfalls dieser Scenerie entlehnte Momente auf, welche den Tod desselben veranlässt hätten. Sie lehnen sich, wie ich in meiner Schrift vom „Indogermanischen Volksglauben“, Berlin, 1885, nachgewiesen habe, an den Blitz in den verschiedensten Variationen an, indem derselbe nach dem Gesamtbilde, welches im Hintergrunde stand, in der mannigfaltigsten Gestaltung sich zu bekunden schien. Wenn derselbe unter der Vorstellung einer im Gewitter auftretenden Jagd „als der blitzende Hauer“ eines die Wolken mit einem solchen durchfurchenden Ebers gilt, der dem wilden Jäger wie dem Adonis schliesslich auch selbst verhängnisvoll wird, so liess die Form des Blitzes als „eines Zweiges“ oder „einer Rute“ eine solche in der persischen Isfendiarsage wie in dem nordgermanischen Baldurmythos „als ein gefährliches Geschoss“ erscheinen, an welches sich entweder von Haus aus ein tötendes Verhängnis knüpfte oder welches durch eine wunderbare Verkettung der Umstände eine derartige Kraft erhielt, so dass der in der Grossartigkeit seiner Erscheinung bis dahin als unverwundbar geltende himmlische Gewitterheld schliesslich doch im Wettkampf oder Wettspiel der Unwetter mit jenem gefährlichen Geschoss auch selber den Tod erfahren zu haben schien. Nach dem Hintergrund, der sich für das himmlische Diskosspiel oben ergeben hat, gehört der verhängnisvolle Wurf, der den Hyakinthos getötet, auch in die Kategorie der erwähnten Naturbilder und legt nur ein neues Zeugnis ab von der Mannigfaltigkeit der Naturanschauungen, welche in den alten Mythen neben einander aus den verschiedenen Volkskreisen zum Ausdruck kommen.

Berlin im Januar 1897.

Herde und Öfen in den Bauernhäusern des ethnographischen Dorfes der Millenniumsausstellung in Budapest.

Von J. R. Bünker in Ödenburg.

(Hierzu Tafel I und II.)

Bevor ich an meine eigentliche Aufgabe, an die Beschreibung der Herde und Öfen in den Bauernhäusern des ethnographischen Dorfes der Millenniumsausstellung in Budapest schreite, halte ich es für notwendig, einiges über den Zweck und die Zusammenstellung des ethnographischen Dorfes zu sagen.

Die Aufgabe des Dorfes besteht darin, sowohl den einheimischen. als auch den ausländischen Besuchern der Ausstellung Einblick in die Ethnographie der in Ungarn lebenden verschiedenen Volksstämme zu bieten, soweit einerseits das Bauernhaus mit allem, was zu demselben gehört (Ställe, Scheunen, Zimmer- und Kücheneinrichtung, Haus- und Ackergeräte, Hofeinfriedung etc.), die Lebens- und Wohnverhältnisse, andererseits die Nachbildung der Bewohner durch gute Figurinen die Vorführung typischer Gestalten aus den einzelnen Volksstämmen und deren Tracht imstande sind, wesentliche Teile des Volkslebens zur Anschauung zu bringen.

Typische Gestalten aus dem Volke derjenigen Gegenden, aus denen die jeweiligen Häuser stammen, sind den Häusern übrigens noch beigegeben in einzelnen Personen, den „Hütern" der Häuser, denen es obliegt, die Häuser zu bewachen und den Besuchern erbetene Auskünfte zu erteilen. Mehrere dieser Hüter haben ihre Frauen bei sich, einer derselben seine ganze Familie. Da alle diese Personen in der Tracht ihres Dorfes gekleidet sind, bilden sie, wie die Figurinen, treue Trachtenbilder ihrer Gegend. Dem Forscher sind sie überdies eine wahre Fundgrube ethnographischen Materials. Ich werde Gelegenheit haben, mich im nachfolgenden oft auf diese Hüter, unter denen ich manchen sehr verständigen Mann fand, dem ich für die von ihm erhaltenen, oft recht interessanten Aufklärungen zu warmem Dank verpflichtet bin, als auf meine Gewährsmänner zu berufen.

Die Aufgabe, in den Häusern besonders dem Hausforscher treue Typen aus den einzelnen Gegenden Ungarns vorzuführen, wurde durch die Ausstellungsdirektion in anerkennungswerter Weise dadurch gelöst, dass sie tüchtige Ethnographen in die verschiedenen Teile des Landes aussandte, welche die nötigen Studien an Ort und Stelle vorzunehmen und von den typischen Häusern einer Gegend eines auszuwählen hatten, das geeignet war, dem im ethnographischen Dorfe der Ausstellung zu errichtenden Hause als Muster zu dienen. Das betreffende Haus wurde dann in der Regel von Organen der königl. Staatsbauämter aufgenommen und nach deren Plänen ein gleiches im Territorium des ethnographischen Dorfes zumeist auf Kosten des Komitates, in dem das Original steht, erbaut.

So entstanden denn im Dorfe 24 Bauernhäuser, Nachahmungen ebenso vieler typischer Originale aus den verschiedensten Gegenden des Landes, durch welche die Bauernhäuser fast aller in Ungarn wohnenden Volksstämme vertreten sind.

Um häufigen Wiederholungen, welche im nachfolgenden sonst unerlässlich würden, und auch um eine Übersicht zu bieten, aus welchen Gegenden die einzelnen Häuser stammen, und um zugleich nachzuweisen, durch Angehörige welchen Stammes die einzelnen Häuser bewohnt werden, bringe ich hier unter den Nummern, welche die Häuser im Ausstellungsdorfe tragen, folgende Zusammenstellung derselben:

a) Magyarische Häuser:

1.	Haus No. 3,	jazygisches[1]	Haus aus	Jász-Apáthi	im Komitate	Jász-Nagykun-Szolnok,
2.	„ „ 4,		„ „	Szegvár	„ „	Csongrád,
3.	„ „ 5,	kalotaszeger	„ „	?	„ „	Klausenburg,
4.	„ „ 6,		„ „	Toroczkó	„ „	Torda-Aranyos,
5.	„ „ 7,		„ „	Csököly	„ „	Somogy,
6.	„ „ 8,	Paloczen-	„ „	Kis-Hartyán	„ „	Neograd,
7.	„ „ 9,	göcsejer	„ „	Zebeczke	„ „	Zala,
8.	„ „ 10,		„ „	Büd-Szt.-Mihály	„ „	Szabolcs,
9.	„ „ 11,	Matyó-	„ „	Mezökövesd	„ „	Borsod,
10.	„ „ 12,		„ „	Szentgaál	„ „	Vessprim,
11.	„ „ 13,	Csángó-	„ „	Hétfalu	„ „	Kronstadt,
12.	„ „ 26,	Székler-	„ „	Csík-Szt.-Domokos	„ „	Csík.

b) Deutsche Häuser:

13.	Haus No. 14,	sächsisches	Haus aus	Schellenberg	i. Komitate	Hermannstadt,
14.	„ „ 15,	Zipser	„ „	Metzenseifen	„ „	Abauj-Torna,
15.	„ „ 16,	schwäbisches	„ „	Gross-Jécsa	„ „	Torontál,
16.	„ „ 17,	Krickerhäuer	„ „	Handlova	„ „	Neograd.

c) Slavische Häuser:

17.	Haus No. 20,	serbisches	Haus aus	Czrepálya	im Komitate	Torontál,
18.	„ „ 21,	bulgarisches	„ „	Vinga	„ „	Temes,
19.	„ „ 22,	wendisches	„ „	Perestó	„ „	Eisenburg,
20.	„ „ 23,	slovakisches	„ „	Somos	„ „	Sáros,
21.	„ „ 24,	ruthenisches	„ „	Vereczke	„ „	Bereg,
22.	„ „ 25,	sokaczisches	„ „	Szantova	„ „	Bács-Bodrog.

d) Rumänische Häuser:

23.	Haus No. 18,		aus	Felsö-Szálláspalak	im Komitate	Hunyad,
24.	„ „ 19,		„	Kornyaréva	„ „	Krassó-Szörény.

Diesem allgemeinen Überblick über das ganze ethnographische Dorf habe ich als zweiten einleitenden Teil noch eine kurze Übersicht über die Konstruktion der Häuser notwendigerweise anzuschliessen, da aus der Einfachheit der Ausgestaltung der Häuser sich auch die überall sich zeigende Einfachheit der Herd- und Ofenanlagen erklären lässt. Ich habe hierbei vor Augen nur jene Räume des Hauses, welche dem Menschen als Wohnung dienen, berücksichtige also die Wohnungen der Tiere (Ställe) und alles, was zum Betriebe der Viehzucht und des Ackerbaues (Scheunen, Kammern etc.) gehört, nicht.

Der Typus, welchem ohne Ausnahme alle Häuser des ethnographischen Dorfes folgen, ist der oberdeutsche oder, wie ihn Oberst Bancalari, der verdienstvolle Hausforscher, in neuerer Zeit wohl mit mehr Berechtigung nennt[2], „mitteleuropäische Flurhallen-Typus“. Dabei haben wir es fast bei allen Häusern des Dorfes mit einer der untersten Stufen zu thun, die der oberdeutsche oder mitteleuropäische Flurhallen-Typus in seiner Ent-

1) Kurze Erklärungen der fremden Namen gebe ich, so weit sie vom Standpunkte des Volksforschers geboten sind, weiter unten an passender Stelle.

2) Vgl. Bancalari, „Forschungen und Studien über das Haus“, S. 93 in Bd. XXVI der „Mitteilungen der Anthropolog. Gesellschaft“ in Wien.

wickelung genommen. Die Einförmigkeit im Grundrisse der vierundzwanzig Häuser, die doch aus einem relativ grossen Gebiete zusammengetragen sind, ist geradezu staunenswert. Der Grundriss von vier Häusern zeigt die einfache Dreiteilung. Als Muster gebe ich unter Fig. 1, Taf. I den Plan des Hauses aus Toroczkó. Die Küche K hält die Mitte des Hauses; an sie gliedert sich rechts und links je eine Wohnstube, Z_1 und Z_2 an. Diesem Plane folgen die Grundrisse der magyarischen Häuser aus dem Kalotaszeg, aus Csököly und Hétfalu. Einfache Dreiteilung zeigen auch das rumänische Haus aus Felsö-Szálláspatak und das ruthenische Haus aus Vereczke, die Reihenfolge der Gemächer ist jedoch eine andere. Im Hause aus Felsö-Szálláspatak nimmt die Küche jenen Raum ein, der im Grundrisse Fig. 1 mit Z_1 bezeichnet ist; der Mittelraum ist „Paradezimmer" und der dritte Raum die Wohnstube. Im ruthenischen Hause, das wie das kalotaszeger Haus ganz aus Holz gefügt ist, nimmt die Stelle des Z_1 ein „Vorhaus" (Laube) ein; der mittlere Raum ist Wohnraum und Küche zugleich; der dritte Raum ist eine Kammer, in der Lebensmittel und Geräte untergebracht sind. Der Raum, der jetzt als Vorhaus benutzt wird, war bis vor wenigen Jahren, bis dies aus sanitären Gründen polizeilich verboten wurde, Stall, der mit dem Wohnraume durch eine Thür in Verbindung stand. Das Vereczkeer Haus ist das primitivste der Häuser im ethnographischen Dorfe.

Dieselbe Dreiteilung im Grundrisse zeigen elf weitere Häuser, doch weisen sie eine nicht unwesentliche Weiterentwickelung auf, die darin besteht, dass der Mittelraum in zwei Räume geschieden ist, wovon der eine, der durch die Hausthüre zuerst betreten wird, ein schmales Vorhaus bildet, der andere die Küche. Als Beispiel dieser Einteilung der in Rede stehenden elf Häuser gebe ich unter Fig. 2 den Grundriss des magyarischen Hauses aus Szegvár. V ist das Vorhaus, K die dahinter liegende Küche, Z_1 das bessere Zimmer, Z_2 die Wohnstube und G ist ein Gang, der sich vor dem Hause hinzieht, in der Mitte eine Ausweitung aufweist und von dem vorhängenden Dache, das hölzerne Säulen tragen, beschattet wird. Die Strecken zwischen den Säulen sind bis zur Höhe von 70—80 *cm* mit Brettern verschalt. Durch die Verschalung führen zwei Thürchen in den Hof.

Wie die punktierte Linie im Grundriss andeutet, ist die Trennung zwischen Vorhaus und Küche keine vollkommene. Zumeist geschieht die Abtrennung des Vorhauses von der Küche durch einen gemauerten Bogen, der oft halbkreisförmig, oft aber auch sehr flach ist. Dieser Bogen ist durch eine Thür nicht zu schliessen. Er hat lediglich den Zweck, den Rauch in der Küche zurückzuhalten und ihn nicht in das Vorhaus und in die Zimmer gelangen zu lassen. Fig. 3 veranschaulicht die Art und Weise der Abtrennung des Vorhauses von der Küche in solchen Häusern und bietet gleichzeitig einen Einblick in die Küche des Hauses aus Büd-Szt.-

Mihály[1]). Auf diese Küche komme ich später noch zu sprechen. Dem Plane des Hauses aus Szegvár gleichen, unwesentliche Abweichungen nicht in Betracht gezogen, die Pläne der magyarischen Häuser aus Jász-Apáthi, Zebeczke, Büd-Szt. Mihály, Mezökövesd, Szt. Gaál, der Plan des deutschen Hauses aus Gross-Jécsa, der des rumänischen Hauses aus Kornyaréva, der des serbischen Hauses aus Czrepálya, der des bulgarischen Hauses aus Vinga und der Plan des sokaczischen Hauses aus Szantova.

Ganz gleich im Plane mit dem Szegvárer Hause sind ferner die Häuser von Kishartyán (magy.), Perestó (wendisch) und Somos (slovakisch), nur ist hier die Trennung des Vorhauses von der Küche eine vollkommene, da sie nicht durch einen offenen Bogen, sondern durch eine schliessbare Thür bewerkstelligt ist.

Ähnlich im Plane sind alle weiteren im Ausstellungsdorfe vertretenen Häuser. Im Székler-Hause ist Z_1 in Fig. 2, im deutschen Hause aus Handlova Z_2 in Fig. 2, im sächsischen Hause ist Z_1 in Fig. 1 und im deutschen Hause aus Metzenseifen sind beide Zimmer, also Z_1 und Z_2 in Fig. 1 durch eine Wand, welche parallel zur Längenachse des Hauses durch das Zimmer gezogen ist, in zwei Räume geteilt zu denken. Die weiteste Entwickelung im Grundrisse weist demnach das Haus aus Metzenseifen auf. Es fällt schon dadurch unter allen Häusern des Dorfes auf, dass es in der der Strasse zugekehrten Giebelmauer drei Fenster hat, während das Toroczkóer und Csökölyer Haus nur ein, alle anderen aber zwei Fenster zeigen. Im ganzen noch weiter entwickelt sogar als das Metzenseifener Haus ist das aus Handlova. Es ist nämlich das einzige Haus des ethnographischen Dorfes, das aus zwei Stockwerken besteht und ausser Küche und Vorhaus im ganzen sieben Stuben, bezw. Stuben und „Stubenkammern" in sich schliesst.

Die beiden zuletzt besprochenen Häuser abgerechnet, kann also, worauf schon oben hingewiesen wurde, von den Typen, die im ethnographischen Dorfe vertreten sind, gesagt werden, dass sie zu den einfachsten, ursprünglichsten des oberdeutschen oder mitteleuropäischen Flurhallen-Hauses gehören.

In vieler Beziehung weisen nun die Heizanlagen (Herde und Öfen), auf die ich jetzt zu sprechen komme, dieselbe Ursprünglichkeit auf.

Die primitivste aller Feuerstellen, die ich im ethnographischen Dorfe der Milleniumsausstellung antraf, findet sich in einem Nebengebäude des Matyó-Hauses aus Mezökövesd[2]), nämlich im Stalle. Die Wohnräume

1) Vgl. hierzu meine Arbeit: „Typen von Bauernhäusern aus der Gegend von Ödenburg in Ungarn", S. 118 in Bd. XXIV der „Mitteil. der Anthrop. Gesellschaft in Wien".

2) Die Matyó bilden mit den Palóczen einen magyarischen Stamm. Sie sind die Nachkommen eines mit den Kumanen und Petschenegen aus Asien eingewanderten und diesen verwandten Stammes. Dieser Stamm, der vor den Kumanen, etwa zwischen 1104 und 1141 angesiedelt wurde, ist heute ganz magyarisiert und bewohnt das Heveser und

von Häusern einzelner Gegenden Ungarns sind, wie ja aus dem Vorstehenden leicht ersehen werden kann, so beschränkt, dass sich die Bewohner des Hauses besonders dann, wenn sie sich zu gemeinschaftlicher Arbeit oder zu geselliger Unterhaltung innerhalb der Hofumfriedung zusammenfinden sollen, aus den eigentlichen Wohnräumen heraus in ein Nebengebäude des Hauses, in eine Scheune oder wie in der von den Matyó bewohnten Gegend in den Stall begeben müssen, um genügend Raum zu haben.

Die Familie des Hauses versammelt sich demnach mit dem Gesinde im Matyó-Hofe besonders zur Winterzeit allabendlich, wenn die Arbeit ruht, im Stalle. In einer Ecke des Stalles läuft an der einen Wand eine Bank entlang. Ein dreiseitiger prismatischer Holzklotz, der an dem einen Ende der Bank liegt, dient für einen der Bewohner des Hauses, der hier die Nacht zubringt, als Kopfkissen. Die Bank ist also eigentlich eine Schlafstelle, ein Bett. Diese Bettbank hat im rechten Winkel eine Fortsetzung, eine zweite Bank, die nun wirklich als Sitzbank benutzt wird. Hinter dieser Sitzbank erhebt sich, an der Mauer befestigt, ein hölzernes Gestell, auf dem eine zweite Schlafstelle, die des Kutschers, der in nächster Nähe der ihm anvertrauten Pferde schläft, angebracht ist. Vor diesem Bank- und Bettgestell ist im Lehmboden des Stalles eine kleine Grube gegraben, deren vier Seiten durch vier auf ihren schmalen Seiten stehende Mauerziegel bekleidet sind. Dies ist die beregte Feuerstelle. Um sie herum stehen eine Anzahl kleiner schemelartiger Stühlchen, auf denen die Hausgenossen, welche auf den Bänken nicht Platz finden, sich niederlassen, wenn abends ein kleines Feuer, das den Stall nicht nur erleuchten, sondern auch erwärmen soll, lustig lodert. Geheizt wird mit Stroh. Das Stroh, das als Brennmaterial dient, ist in dem Hohlraume, der sich hinter der Sitzbank und unter dem Bette des Kutschers befindet, untergebracht. Der Raum hat seinen eigenen Namen und heisst magyarisch kurz „tüzelö", was deutsch nur durch die Umschreibung „Raum für das Feuerungsmaterial" wiedergegeben werden kann. Über der Feuerstelle (tüzhely = Feuerstelle, Herd) hängt horizontal ein quadratisches Geflecht aus Weidenruten, das aufsteigende Funken zurückschlägt. Vom Mittelpunkte dieses eigenartigen Feuerschirmes hängt ein hölzerner Haken und an ihm ein Spiess aus Eisen zum Aufstochern und Anfachen des brennenden Strohes. Auf dem Geflecht liegen eine Anzahl hölzerner Spiesse. Auf diese stecken die Versammelten kleine Speckstücke und braten sie über dem Feuer. So wird beim

Borsoder Komitat und Teile des Neograder, Gömörer und Abauj-Tornaer Komitates in 47 Gemeinden (Somogyi, Magyar Lexikon). Die Matyó bewohnen die Mátra und ihre Umgebung. Eine Sage lässt sie von König Mathias dem Gerechten abstammen. Die Paloczen des Gömörer und des Abauj-Tornaer Komitates heissen Barkó (Pallas-Lexikon 1896). Mezökövesd liegt im Erlauer Bezirk, ist eine Grossgemeinde, besteht aus 2417 Häusern und zählt 12 674 magyarische Einwohner (Volkszählung vom Jahre 1891).

gemütlichen Plaudern, beim lustigen Sing-Sang oder beim Erzählen von Märchen, Geistergeschichten und Schwänken das einfache Abendmahl eingenommen. Fig. 4 skizziert diese lauschige Ecke im Matyó-Stalle. Die vorstehenden Mitteilungen verdanke ich dem Hüter des Matyó-Hauses, Johann Lukács.

Die Skizze sowohl, als auch die sie erklärende Beschreibung nötigen wohl unwillkürlich, an jene Zeit zu denken, in der die Vorfahren der heutigen Magyaren noch in Zelten oder primitiven Hütten aus Stroh- oder Rohrgeflechten lebten und als wandernde Hirten, für ihre Herden gute Weiden suchend, im Lande umherzogen.

Die beschriebene Feuerstelle ist, wie gesagt, die ursprünglichste, die ich im ethnographischen Dorfe fand. An sie erinnert noch besonders auch durch das Leben, welches sich zur Winterszeit um dieselbe abspielte, die Feuerstelle, die ich in der der Strasse abgekehrten Wohnstube des Székler-Hauses[1]) antraf. Fig. 5 giebt ihr Bild.

Der untere Teil dieses kaminartigen Ofen-Herdes — ich nenne diese Feuerstelle so, weil sie ofenähnlich ist und sowohl zum Kochen als auch zum Erwärmen des Raumes dient, in dem sie sich befindet — bildet ein aus Ziegeln gemauerter Sockel von 1,24 *m* Länge, 1 *m* Breite und nur 0,36 *m* Höhe. Obwohl demnach der Sockel, auf dessen Oberfläche in der hinteren linken Ecke das Feuer angefacht wird, noch sehr niedrig ist, so liegt die Feuerstelle hier doch schon nicht mehr in einer Vertiefung des Fussbodens, sondern über diesem. Mauerteile und eine gedrehte Säule tragen einen Holzkranz. Auf diesem erhebt sich ein Aufbau von dunkelgrünen, gerippten, glasierten Kacheln. Im Hohlraume dieses Kachelbaues sammelt sich der Rauch, um von dort mittels eines hölzernen Schlotes durch die Stubendecke und den Dachraum ins Freie geleitet zu werden. Der Ofenherd diente jedoch nicht nur zum Kochen und zum Erwärmen der Stube, er wurde früher, als man noch kein Petroleum hatte, auch als Beleuchtungsmittel gebraucht, gerade so, wie die Feuerstelle im Matyó-Stalle. Oft sassen auf niederen Stühlen, die sonst ganz den bekannten Bauernstühlen gleichen, nur kurze, 29 *cm* hohe Beine und auch kurze Lehnen haben, 15—20 Frauen spinnend um den Ofen. Die grossen Fichtenscheite, die dabei knisternd brannten, spendeten besseres Licht als eine schlechte Öllampe. Auf dem Schemel, der auf der Herdoberfläche am Rande stand, sassen 3—4 Kinder und wärmten sich am lodernden Feuer. So war es, wie mir der Hüter des Hauses, Michael Karda, der mir — nebenbei bemerkt — die Dimensionen des Ofenherdes als zu klein geraten bezeichnete, berichtet hat, noch vor etwa 20 Jahren. Heute kocht man in Székler-

1) Die Székler sind ein magyar. Stamm, der die Komitate Csik, Háromszék, Udvarhely und Maros-Torda in Siebenbürgen bewohnt. Ihre Seelenzahl beläuft sich auf rund eine halbe Million. Die Székler befassen sich fast ausschliesslich mit Ackerbau und Viehzucht.

Häusern nur noch im Winter in der Stube. Bei jedem besseren Hause befindet sich nämlich jetzt eine sogenannte Sommerküche, ein besonderes Nebengebäude, das einen dem abgebildeten ähnlichen Herd, einen Backofen, einen eingemauerten Wasserkessel und einen Branntwein-Brennkessel in sich vereinigt. Im Wohnhause selbst hat man keine Küche. Ihre Stelle nimmt in der Mitte des Hauses eine Speisekammer mit einem Vorhause ein.

Eine Weiterentwickelung des Ofenherdes im Székler-Hause bildet der Herd (Ofenherd), den ich in der Küche des Csángó-Hauses aus Hétfalu[1]) gesehen. Fig. 6 bildet ihn ab. Die Fläche, auf welcher das Feuer brennt, ist hier, und das ist eine der charakteristischen Unterschiede, in denen die Weiterentwickelung sich zeigt, noch höher vom Fussboden entfernt als am Herde aus dem Székler-Hause. Der Herd hat hier Bankhöhe. Er steht auf vier Beinen. Diese tragen wieder einen Holzrahmen. Von unten wurde an den Holzrahmen ein Bretterboden befestigt. Dieser Bretterboden wurde mit Ziegeln ausgelegt. Die Oberflächen der Ziegel bilden die Herdsohle. Oben erblicken wir wieder einen Kachelaufbau. Er schliesst die Feuerstelle von drei Seiten ein. Der Aufbau ist nach oben mit zierlich ausgezackten Kacheln abgeschlossen. Die glasierten Kacheln zeigen gelbe Farbe im Grunde und darauf Blumenornamente mit vorherrschend grüner Farbe. Bemerkenswert ist auch der eiserne drehbare Kesselträger. Im Hintergrund des Herdes ist das Ofenloch, durch welches der in der vorderen Stube stehende Kachelofen geheizt wird, sichtbar. Der links angefügte kleinere Herd ist als eine Neuerung zu betrachten. Soche Herde werden in der Hétfaluer Gegend bereits selten. Man stellt jetzt gewöhnlich einen kleinen Herd an den Kachelofen im Zimmer an und kocht dort. So sagte mir der Hüter des Hauses.

Nach der Beschreibung des Hüters im Toroczkóer Hause[2]) zu urteilen, scheinen in Torocskó ganz ähnliche Herde nicht in der Küche, sondern in den Zimmern angebracht zu sein. Der Hüter gab vor, dass ein solcher Herd in einer Kiste, die er mir zeigte, verpackt sei. Der Ofen wäre zu spät angekommen und konnte deshalb nicht mehr aufgestellt werden. Der einzige Unterschied, den der Toroczkóer Herd dem Hétfaluer gegenüber aufweise, sei der, dass er von zwei Seiten, sowie der Herd im Székler

1) Den Namen „Csángó“ führen die in der Bukowina und in Rumänien angesiedelten und die im Kronstädter Komitat (Siebenbürgen) lebenden Magyaren. Hétfalu (zu deutsch: Siebendorf) besteht aus sieben Dörfern und liegt im Komitate Kronstadt. Es wird bewohnt von 11411 magyar. und 8892 rumän. Einwohnern. Die magyarischen Einwohner treiben Ackerbau, Fuhrwerk, Holzhandel und Gewerbe, die Rumänen dagegen vorzüglich Viehzucht (Pallas-Lexikon).

2) Toroczkó ist ein Marktflecken mit 1423 magyarischen Einwohnern und liegt im Toroczkóer Bezirk des Komitates Torda-Aranyos, Siebenbürgen (Somogyi, Magyar Lexikon). „Die Bewohner von Torocskó stammen ursprünglich aus Steiermark, sind heute aber sämtlich magyarisiert“ (Allgem. Katalog der Millennium-Landes-Ausstellung, Heft XXI, S. 12).

Hause frei sei und dass auf diesen beiden freien Seiten der Holzrahmen, der die Ziegellage einfasst, so weit vorstehe, dass man sich darauf im Winter, wie auf einer Bank, bequem ans wärmende Feuer setzen könne.

Von ähnlicher Art wie die Herde aus Hétfalu und Toroczkó scheint auch der im siebenbürgisch-sächsischen Hause noch vorkommende und mit dem Namen „Lutherofen“ benannte Ofen zu sein. Im siebenbürgisch-sächsischen Hause des Ausstellungsdorfes sah ich keinen solchen Ofen, doch findet sich in einem Werkchen von Gustav Schuller, „Der siebenbürgisch-sächsische Bauernhof und seine Bewohner“[1]) S. 11 ein solcher Lutherofen abgebildet und S. 9 kurz beschrieben. Es ist nicht gerade auffallend, dass sich bei dem von Schuller abgebildeten Ofen ein kleiner Ofen aus Blech angebracht findet, wie beim Ofen aus Hétfalu (Fig. 6), denn Hétfalu liegt ja dem siebenbürgisch-sächsischen Gebiete (Kronstädter Gegend) nahe.

Einen Ofen, der sowohl an den Ofen aus dem Csángó-Dorfe, als auch an den Lutherofen gemahnt, fand ich im ethnographischen Dorfe in einem weiteren Hause, dessen Original ebenfalls in Siebenbürgen steht. Es ist dies der Ofen aus dem Kalotaszeger[2]) Hause, dessen Bild Fig. 7 bringt. Der Ofen steht in der Küche des genannten Hauses. Die Länge des Ofens beträgt am untersten Teile des Sockels 1,73 *m*, die Breite 1,69 *m* und die Höhe vom Boden auf 1,91 *m*. Der Sockel des Ofens, dessen vorstehende Teile als Bänke dienen (vgl. oben die Aussage des Hüters aus dem Toroczkóer Hause), ist gemauert. Der Ofen selbst ist aus Kacheln aufgebaut. Die Kacheln dieses Ofens sind flach, zeigen eine einfarbige grüne Fläche, die mit einem etwas erhöhten blauen Rand eingefasst ist. An den Ofen angebaut sehen wir auch hier wieder einen kleinen Herd, der jedoch hier nicht aus Blech, sondern im unteren Teile aus Ziegeln und im oberen, wie der Ofen, aus Kacheln hergestellt ist. Die Feuerstelle dieses kleinen Herdes befindet sich in dem aus Ziegeln verfertigten unteren Teil. Der Rauch zieht in den grossen Ofen, der, da er in der Küche steht, wohl hauptsächlich als Backofen dienen mag, ab. Der obere Teil des kleinen Herdes ist eine Bratröhre. Sie steht ebenfalls mit dem grossen Ofen in Verbindung und kann natürlich nur dann benutzt werden, wenn der

1) Das Werkchen, das bei Jos. Drotleff in Hermannstadt erschien, 41 S. umfasst und nur 25 Kr. kostet, sei allen, die sich für den siebenbürgisch-sächsischen Bauernhof und seine Bewohner interessieren, bestens empfohlen.

2) Mit „Kalotaszeg“ bezeichnet man jenes Gebiet im Klausenburger Komitat, das in der Umgebung von Bánffy-Hunyad die Thäler der Kalota und Körös umfasst und 34 Dörfer einschliesst. Die Einwohnerzahl dieser 34 Orte beläuft sich auf 18 000 Seelen. Ihre Sprache ist die magyarische. Die Bewohner des Kalotaszeg halten sich für rein magyarischer Abstammung, doch weisen verschiedene charakteristische Eigenheiten des Kalotaszeger Volksstammes auf Beeinflussung seitens anderer Volksstämme hin. In einem Hause wohnen häufig mehrere Familien, so dass es Häuser giebt, die oft von 20—30 Personen bewohnt werden (Pallas-Lexikon).

Ofen geheizt wird. Ich halte dafür, dass dieser kleine Herd, ebenso wie der Blechherd am Csángó-Ofen und jener am sächsischen Lutherofen nur eine Zuthat aus neuerer Zeit sein dürfte. Schon die Unvollkommenheit dieses Herdes, dessen obere wesentliche Hälfte nur zeitweilig gebraucht werden kann, dürfte dies beweisen. Noch mehr aber beweisen dies die beiden anderen ganz gleich gestalteten Öfen, die ich in den beiden Zimmern desselben Hauses angetroffen habe[1]). Sie sind nämlich nicht etwa wie der Stubenofen im Csángó-Hause von aussen, von der Küche aus zu heizen (siehe Fig. 6 das Ofenloch im Hintergrunde des Herdes), sondern von der Stube aus. Jeder der beiden Stubenöfen hat nämlich ebenso gut ein Ofenloch, wie der in Fig. 7 abgebildete Ofen im Hintergrunde rechts an der Stelle, an der der hölzerne Deckel lehnt, und diese Ofenlöcher münden nicht in die Küche, sondern in die Stuben. Der aus dem Kalotaszeger Hause abgebildete Ofen dürfte demnach als eine Weiterbildung des Herdes aus dem Csángó-Hause angesehen werden müssen. Die Weiterbildung aber besteht darin, dass sich die eine Seite, die wir am Herde des Csángó-Hauses noch offen sehen, beim Ofen aus dem Kalotaszeger Hause bis auf das Ofenloch geschlossen hat. Der so weit geschlossene Ofen dürfte dann, so lange das Anbauen eines kleinen Herdes noch nicht Gebrauch war, zum Kochen der Speisen, also selbst als Herd gedient haben, dem ausserdem die Aufgabe zugefallen sein wird, im Winter die Stube zu erwärmen.

Ein Ofenherd, den ich im ruthenischen Hause vorfand und der gleichsam als ein unkultivierter Bruder des Ofens aus dem Kalotaszeger Hause anzusehen ist, bringt mich auf diese Vermutung. Diesen Ofenherd bringt Fig. 8 im Bilde. Er steht im einzigen Wohnraum des ruthenischen Hauses und dient nicht nur zur Erwärmung der Stube allein, sondern auch zum Kochen. Es wird hier nicht nur im Winter, sondern auch im Sommer gekocht. Den Rauch fängt ein über dem Heizloche hängender Rauchfang auf, der ihn durch eine wagerechte Röhre in das Vorhaus (ehemals Stall) ableitet. Die vordere Hälfte des Vorhauses hat keine Decke. Der Rauch steigt demnach frei in den Dachraum und entweicht, wo er kann, durch das Strohdach. Der Ofen ist von zwei Seiten mit einer Bank umgeben.

Die Herde und Ofenherde, die ich bis jetzt beschrieben, werden sich, wie aus dem Gesagten hervorgeht, aus der primitivsten Form (Feuerstelle im Matyó-Stalle) und zwar in der Stube entwickelt haben, d. h. in jener Form des oberdeutschen oder mitteleuropäischen Flurhallenhauses, die nur einen Raum kannte, der zugleich Wohn-, Schlaf- und Kochraum war. Das Be-

1) Ob das Vorkommen dreier gleicher Öfen, wovon einer in der Küche, zwei in den Stuben stehen, eine typische Erscheinung im Hause aus dem Kalotaszeg bildet, vergass ich leider zu fragen. Die vorige Anmerkung, nach welcher oft mehrere Familien ein Haus bewohnen, lässt dies aber vermuten.

dürfnis, den Rauch, welcher sich ursprünglich im ganzen Raum ausbreitete, auf einen kleineren Raum zu beschränken, hat den Menschen dazu veranlasst, dass er die Feuerstelle so viel und so gut als möglich eindämmte und sich bestrebte, den Rauch aus diesem geschlossenen Raum (Feuerschirm, Rauchmantel, Kamin) abzuleiten. Dies erklärt den stufenweisen Gang der Entwickelung, den die Herde genommen und bestätigt wohl auch die Annahme, dass die Entwickelung in der Stube vor sich gegangen sein muss. Von den herangezogenen Herden stehen überdies fünf noch heute in Stuben und zwar der des Székler-, des Toroczkóer, des siebenbürgisch-sächsischen, des Kalotaszeger und des ruthenischen Hauses.

Die Herde, von denen ich jetzt sprechen will, sind jüngeren Ursprunges. Sie haben sich zu einer Zeit entwickelt, in der das Haus bereits über einen eigenen Herd- oder Kochraum, die Küche, verfügte. Hier kam es nun nicht mehr darauf an, sich vor dem Rauch in einer Weise schützen zu müssen, wie dies in der Wohnstube notwendig war, denn man war ja nicht mehr genötigt, in diesem Raume den grössten Teil des Tages zu verbringen, hier im Rauche zu arbeiten, zu essen und zu schlafen. Die Herdformen, die sich da herausgebildet haben, sind darum auch bis in die neueste Zeit herein im Bauernhause primitivere geblieben.

Unter Fig. 3 habe ich die Küche des Hauses aus Büd-Szt. Mihály[1]) abgebildet. Rechts im Hintergrunde dieses Bildes erblickt man auf einer gemauerten Bank, die sich an der rechtseitigen Küchenmauer entlang zieht, eine Vorrichtung, die unschwer eine Feuerstelle erkennen lässt. Es befindet sich dort ein eingemauerter Kessel, in dem Wasser zum Abbrühen der Wäsche, des Schweine- oder Rinderfutters erhitzt wird. Zum Kochen von Speisen wird dieser Kessel nicht benutzt. Etwas vor dem Kessel deutet ein in der Bankhöhe angebrachtes Ofenloch eine zweite Feuerstelle an, die sich im Stubenofen befindet. Gegenüber dieser Bank zieht sich an der linken Küchenmauer eine zweite gemauerte Bank hin. Auch dort ist ein Ofenloch, innerhalb desselben liegt im Ofen der zweiten Stube eine dritte Feuerstelle. Eine Feuerstelle, die nur zum Kochen der Speisen, also als eigentlicher Küchenherd dient, fällt dem uneingeweihten Beschauer des Bildes gar nicht auf, und doch sind sogar zwei Herde in der Skizze zu erblicken. Die beiden Herde sind die beiden gemauerten Bänke. Gekocht wird zumeist nur auf einer dieser Bänke. Bewohnen aber zwei oder mehrere Familien, was im allgemeinen in Ungarn häufig vorkommt, ein Haus, so stehen beide Bankherde in Verwendung. Das Feuer wird in der Regel vor dem Ofenloch angefacht. Die Töpfe, in denen die Speisen (Suppen, Siedefleisch, Kartoffeln etc.) gekocht werden, stellt man einfach

1) Büd-Szt. Mihály ist eine Grossgemeinde, welche 1294 Häuser und 6903 Einwohner magyarischer Zunge zählt. Unter den Einwohnern sind 5085 Evangelische, den Rest bilden Juden. Büd-Szt. Mihály liegt zwischen Nyiregyháza und Tisza-Lök, also im nördlichsten Teile der grossen ungarischen Tiefebene.

um das Feuer herum. Speisen, die in Reinen gebacken oder gebraten werden (Bratfleisch, Strudel etc.) werden, wenn die Reinen nicht selbst drei Beine haben, auf Dreifüsse gestellt. Der Rauch steigt natürlich frei in die Höhe, sammelt sich unter dem Tonnengewölbe, das meistens die Küche deckt, und entweicht durch einen im höchsten Punkte des Gewölbes aufgesetzten Schlot. Im Winter wird übrigens zumeist nicht auf dem Bankherd gekocht, sondern im Stubenofen. Die Töpfe werden mittels einer Gabel, der Ofengabel, welche ich fast in jedem der Häuser mit offenen Herden vorfand, durch das Ofenloch in den Ofen ans Feuer gestellt[1]). Der Rauch, der sich im Ofen entwickelt, entweicht durch das Ofenloch in die Küche. Herd und Ofen sind hier auf das engste mit einander verbunden. Es ist diese Anlage, in welcher der Stubenofen mit dem Herd in so enger Verbindung steht, in Häusern vom oberdeutschen oder mitteleuropäischen Flurhallen-Typus aus der Zeit, in der die Abtrennung eines gesonderten Herdraumes vom Wohnraume bereits durchgeführt war, wohl als die ursprünglichste, die älteste anzusehen.

In dieser Annahme bin ich bestärkt worden, seit ich jenen Ofenherd gefunden habe, den ich aus dem ruthenischen Hause des Ausstellungsdorfes oben bereits beschrieben und unter Fig. 8 abgebildet habe.

Denkt man sich nämlich bei diesem Ofen das Ofenloch an der Seite angebracht, die an die Wand des Vorhauses gerückt ist, so dass das Ofenloch die Mauer durchbricht und in das Vorhaus mündet, so ist die Einrichtung der vorbesprochenen einfachen Verbindung des Ofens mit dem Herde schon als die ursprünglichste erklärt: der Ofen birgt die Feuerstelle, an der gekocht wird. Eine Bank, wie eine solche vor dem Ofenloch des Ofens im ruthenischen Hause steht, wird auch vor dem Ofenloch im Vorhause aufgestellt worden sein, um darauf Kochgeschirre und -Geräte abstellen oder -legen zu können. Das Heizen des Ofens im Sommer, wodurch die Hitze in der Stube geradezu unerträglich geworden sein muss, dürfte als unpraktisch erkannt worden sein. Das Feuer, an welches die Töpfe gestellt werden mussten, wurde im Sommer daher aus dem Ofen heraus auf die Bank gerückt. Natürlich musste sie vorher feuersicher gemacht, d. h. gemauert worden sein. So wird aus dem Vorhaus die Küche und aus der Bank der Bankherd entstanden sein, wie ich ihn aus dem Büd-Szt. Mihályer Hause bekannt gemacht und ihn ausserdem noch in gleicher Gestalt im Matyó-Hause aus Mezökövesd gefunden habe.

An den Bankherd erinnert übrigens auch der Herd in der Küche des wendischen Hauses aus Perestó[2]). Er nimmt nämlich wie der Bankherd

1) Vgl. hiezu meine Arbeit „Das Bauernhaus in der Heanzerei (Westungarn)“, S. 121 bis 123 in Bd. XXV der „Mitteil. der Anthropologischen Gesellschaft in Wien“.

2) Wenden wohnen im Eisenburger Komitate südlich von der Raab, entlang der steirischen Grenze nach dem Ergebnis der Volkszählung v. J. 1891 über 21 000 und im anschliessenden, südlich davon gelegenen Gebiete des Zalaer Komitats 47 000.

die ganze Länge jener unter den vier Wänden ein, welche die Küche von der Wohnstube trennt. In der Höhe der Herdoberfläche befinden sich hier zwei Ofenlöcher neben einander. Das eine dient zum Heizen des Stubenofens, das andere zum Heizen eines Backofens, der neben dem Stubenofen im Wohnzimmer steht. Der charakteristische Unterschied des Herdes im wendischen Haus von den Bankherden besteht darin, dass der Herd im Wendenhause bedeutend höher und breiter ist. Seine Oberfläche kommt somit der eines Tisches gleich.

Auch der Herd im deutschen Hause aus Handlova[1]) gemahnt an die Bankherde. Auch er nimmt in der Küche die ganze Länge jener Mauer ein, die Stube und Küche scheidet, und auch dieser Herd ist bedeutend höher als eine Bank, dafür aber nicht erheblich breiter als eine solche. In der Höhe der Herdoberfläche gewahren wir wieder das Ofenloch. Über diesem sehen wir hier ein „Zugloch", welches bezweckt, dass das Feuer im Ofen besser brenne. Dieser Herd ist zudem deshalb interessant, weil sich über ihn, wie Fig. 9 ersehen lässt, ein Feuerschirm wölbt, der die aufsteigenden Funken niederschlägt. Er ist hier notwendig, weil die Decke der Küche aus Holz gefügt und nicht gewölbt ist.

In den Häusern aus Csököly und Kishartyán sind die Herde auch noch den Stubenöfen nach Art der Bankherde vorgebaut, sie sind aber ebenfalls höher und zudem schon verkürzt, d. h. sie nehmen nicht mehr die ganze Länge der Küchenwand ein, obwohl beispielsweise der Herd in dem Hause aus Kishartyán bei einer Höhe von 80 *cm* und einer Breite von 90 *cm* immerhin noch eine Länge von fast 2 *m* beträgt. Der Kishartyáner Herd trägt ebenso wie der Herd im Handlovaer Hause einen Feuerschirm. Seine Form ist jedoch, wie Fig. 10 zeigt, eine ganz andere. Der Abstand des Schirmes von der Herdoberfläche beträgt 80 *cm*, die Höhe des Schirmes 1,30 *cm*. Auch die Skizze Fig. 10 lässt in der Höhe der Herdoberfläche das Ofenloch sehen.

Mit dem schmalen Bankherd mag die Frau des Hauses besonders dann, wenn das Haus ein grosses, stark bevölkertes ist, nicht immer gut

1) Handlova ist ein Marktflecken im Privigyeer Bezirk des Komitates Neutra und wird (1891) von 3506 deutschen Einwohnern bewohnt. Die in und um Handlova wohnenden Deutschen werden Krickerhäuer genannt. Sie sind die Überbleibsel eines vormals ausgedehnten deutschen Stammes und bewohnen unter Slaven heute noch in drei Gruppen 3 Marktflecken und 31 Dörfer in den Komitaten Neutra, Bars und Turócz. Das Abnehmen der Krickerhäuer erklärt sich dadurch, dass sie slavisiert werden. Ihr Dialekt gleicht dem der Deutschen in der Zips und im nördl. Böhmen, sie stammen daher wahrscheinlich von dorther ab. Die Männer sind hausierende Händler, die Frauen besorgen die Bestellung der Felder, wobei sie selbst den Pflug ziehen. Die Krickerhäuer sind ein sehr gesittetes, nüchternes, ehrliches, fleissiges und genügsames Volk. Viele unter ihnen werden alt, ohne je Fleisch genossen zu haben (Pallas-Lexikon). „Die deutschen Bauern der Gemeinde Handlova sind das interessanteste Völklein deutscher Zunge im Lande, denn sie leben noch in Hausgemeinschaften" (Allgem. Katalog der Millenium-Landes-Ausstellung). Die eingehende Erforschung dieses deutschen Volksstammes wäre nicht nur höchst wünschenswert, sondern auch hoch an der Zeit.

ihr Auskommen finden. Es erklärt sich daher leicht, dass man bestrebt war, die schmale Herdfläche wenigstens in einzelnen Teilen zu verbreitern. Mit der Verbreiterung ging dann wohl auch die Erhöhung der nicht gerade handsamen, nur bankhohen Feuerstelle Hand in Hand. Ein Beispiel dieser durch die Verhältnisse notwendig gewordenen Weiterentwickelung des Bankherdes zu einer eigenen Feuerstelle, zum offenen Herd, fand ich im serbischen Hause aus Czrepálya.

Die Planskizze Fig. 11 veranschaulicht, wie hier Herd, Herdbank und Stubenofen zu einander liegen. *H* ist der Herd. Er ist breiter und höher als die Herdbank *H—B*. Die Herdbank ist dem Stubenofen *O* vorgebaut. Über der Herdbank öffnet sich das Ofenloch in die Küche. Wir haben hier also schon einen eigenen Herd vor uns.

Fig. 12 bietet die Planskizze des bulgarischen Hauses aus Vinga. Wir finden da bei *H—B* und $H—B_2$ zwei Herdbänke vor, die die ganze Länge der beiden Küchenmauern einnehmen, an die sie angebaut sind. Keine der beiden Herdbänke dient hier als Feuerstelle. Zum Kochen sehen wir in der Küche eine eigene Feuerstelle errichtet, einen Herd *H*, der von drei Seiten frei ist und mit seiner vierten Seite an die Rückenwand der Küche ansteht. Der Herd hat rechteckige Basis, ist massiv aus Ziegeln erbaut und hoch. Vor dem Herde befindet sich eine gemauerte Stufe, auf welche die Bäuerin beim Kochen sich stellt. In der Oberfläche des Herdes ist eine quadratische Grube, die Aschengrube. Über sie wird das Brennmaterial gelegt. Sie dient, wie ihr Namen sagt, dazu, die sich bildende Asche aufzunehmen. Die Kochgeschirre werden um die Grube herum aufgestellt.

Die freie Lage des Herdes erklärt sich wohl von selbst. Sie ist praktisch, weil die Köchin von drei Seiten an den Herd herantreten kann.

Die gemauerten Bänke bilden auch hier wieder für die Stubenöfen einen Vorbau, auf den die Ofenlöcher münden.

Ganz ähnlich dieser Küche ist die Küche im Hause aus Szegvár, wie Fig. 13 nachweist. Der Herd *H* steht von drei Seiten frei. Er ist 78 *cm* hoch, 80 *cm* breit und 1,30 *m* lang. Die beiden gemauerten Bänke *B* und B_2 nehmen auch hier wieder nicht mehr die ganze Länge der Küchenwände ein, sondern entsprechen in ihrer Länge genau der Tiefe der Zimmeröfen. Ihre Höhe beträgt 55 *cm*. Sie sind demnach eben so hoch als die Bänke, welche in den Stuben die Öfen umfangen.

Die gemauerten Bänke haben, wie mir der Hüter des Szegvárer Hauses sagte, den Zweck, das Feuerungsmaterial (Stroh), das zum Heizen auf dem Herde und in den Öfen verwendet wird, aufzunehmen. Sie leisten, wie ich weiter erfragte, einen noch wichtigeren Dienst. Die Stubenöfen werden in einem grossen Teile der Häuser, welche im ethnographischen Dorfe nachgebildet sind, auch zum Backen des Brotes verwendet. Auf die

Bänke werden nun die Brotkörbe gestellt, bevor die Laibe in den Ofen kommen. Die Bänke dienen der „Ofenschüssel“ (Brotschaufel), mittels welcher die Laibe in den Ofen befördert werden, als Unterlage, und sie nehmen die heissen Brote auf, wenn sie aus dem Ofen kommen. Dies ist die Ursache davon, dass sich die gemauerten Bänke, die ehedem und teils auch heute noch, wie nachgewiesen, selbst als Feuerstellen (Bankherde) dienten, auch noch in Küchen vorfinden, die wie die beiden zuletzt beschriebenen bereits über eigene Herde verfügen.

Ich fand dann weiterhin im ethnographischen Dorfe noch Herde, die wieder einen weiteren Schritt der Entwickelung bedeuten. Es sind dies jene offenen Herde, die zugleich als Backöfen dienen.

Fig. 14 und 15 mögen wohl die Stufen veranschaulichen, über die der erwähnte Schritt zur Weiterbildung genommen wurde.

Fig. 14 bildet den offenen Herd ab, den ich im Hause aus Jász-Apáthi skizzierte. Er ist nahezu würfelförmig und ist aus Ziegeln erbaut. Um Material zu ersparen, vielleicht, um einen gut zu verwertenden Raum in der Küche zu gewinnen, vielleicht auch aus beiden Gründen zugleich gewahren wir im Herdkörper einen ziemlich grossen Raum ausgespart[1]). Ich erfuhr, dass der Raum dazu diene, das Holz zum Heizen aufzunehmen. „Auch die Bruthenne“, sagte mir der Hüter des Hauses (Blasius Nagy), „findet hier ab und zu Raum.“ Man mag bald darauf gekommen sein, dass sich dieser Raum unter dem Herde noch bei weitem besser verwerten lasse.

Fig. 15 bietet das Bild eines Backofens aus dem Hétfaluer Bauernhofe. Der Backofen steht nicht in der Küche oder in der Stube des Wohnhauses, sondern ist ausser demselben, im Hofe unter einem offenen Schuppen untergebracht, der lediglich aus vier Säulen und einem darüber gelegten Strohdache besteht. Das Heizloch mündet oberhalb der Sockeloberfläche aus der Wölbung des Ofens. Die Nische an der Stirnseite des Sockels bietet den Füssen beim Einführen des Brotes Raum und vermeidet, dass der Kalkanstrich des Ofens durch die Fussspitzen abgestossen wird.

Denkt man sich nun die senkrechten Mauern des Sockels emporgeführt bis zur Höhe des höchsten Punktes der Wölbung und den Raum um die Wölbung durch Mauerwerk so weit ausgefüllt, dass sich oben eine ebene Fläche ergiebt, so hat man jenen weiter entwickelten Herd vor sich, von dem ich oben sprach.

Das Bild eines solchen Herdes bietet Fig. 17. Dieser geräumige Herd, der in der Küche des Hauses aus Toroczkó steht und dessen Höhe vom Fussboden auf (ohne die verzierende Brüstung an der Stirnseite) 1 *m*, dessen Breite 1,94 *m* und dessen Tiefe 1,91 *m* misst, schliesst gegenüber

1) Der Herd, den ich in der Küche des siebenbürgisch-sächsischen Hauses skizziert habe und dessen Bild Fig. 16 giebt, mag seine eigenartige Gestalt wohl denselben Gründen verdanken.

der zuletzt beschriebenen Feuerstelle nennenswerte Vorteile, welche eben die Weiterentwickelung ausmachen, in sich. Der Hohlraum des Jász-Apáthier Herdes ist hier zum Backofen geworden, oder anders genommen, der im Freien stehende Backofen des Csángó-Hauses dient, nachdem er in einfacher Weise umgestaltet und in die Küche versetzt worden war, auch als Herd, da man auf seiner Oberfläche kocht, mit anderen Worten, der Fig. 17 abgebildete Herd aus Toroczkó schliesst einen Backofen in sich. Wollten die Hétfaluer Csángó ihren Herd nach dem Muster des Herdes aus Toroczkó umgestalten, so wären sie nicht gezwungen, ihr Brot im Freien zu backen, und wollte man in den Häusern des deutschen Handlova, des magyarischen Jász-Apáthi, Szegvár, Kishartyán, Büd-Szt. Mihály, des rumänischen Szálláspatak und Kornyaréva, des serbischen Czrepálya, des bulgarischen Vinga, des sokaczischen Szantova und des ruthenischen Vereczke, woselbst überall nach den Typen des Ausstellungsdorfes der Stubenofen als Backofen dient, die Herde nach dem Toroczkóer Modell einrichten, so wäre man nicht genötigt, die Hitze in den Zimmern während des Sommers, wenn in den Stubenöfen Brot gebacken werden muss, durch das Heizen bis zur Unerträglichkeit zu erhöhen. Auch hierin liegt ein nicht zu verkennender Fortschritt in der Entwickelung, den der Toroczkóer Herd vor den vorbeschriebenen Herden voraus hat.

Herde nach dem Muster aus Toroczkó sah ich nur noch in den magyarischen Häusern aus Szt. Gaál und Zebeczke. In wenigen anderen Häusern, die ich in der vorstehenden Zusammenstellung jener Häuser, in denen der Stubenofen als Backofen dient, nicht erwähnt habe, fand ich, so wie im Csángó-Hause, zum Backen des Brotes eigene Öfen, Backöfen vor. Ausser dem schon erwähnten Backofen aus dem Csángó-Hause sah ich eigene Backöfen nur im deutschen Hause aus Metzenseifen, im magyarischen Hause aus Csököly, in der Sommerküche des magyarischen Hauses aus Csik-Szt. Domokos und im wendischen Hause aus Perestó.

Von diesen Backöfen halte ich zwei der eigenartigen Herstellungsweise wegen einer kurzen Besprechung wert. Der eine der beiden ist der bereits in Rede gewesene Backofen aus Hétfalu (Fig. 15).

Der Sockel dieses Ofens ist aus Ziegeln aufgemauert. Der obere Teil, der eigentliche Backofen, ist aus Lehm hergestellt. Der Lehm wird in Wasser aufgeweicht und tüchtig mit den Füssen geknetet. Um ihm grösseren Halt zu geben, wird in den Lehmbrei Weizenspreu gemengt, so dass er zu einem dichten zähen Teig wird. Auf das Formen solcher Ofen verstehen sich nur wenige Leute, in manchen Gegenden sind es die Hafner. Von besonderem Interesse ist wohl die Mitteilung des Hüters im Csángó-Hause (Samuel Martin Bálint), dass über der obersten Ziegellage des Sockels eine Schicht Glassplitter eingemauert wird. Diese Glasschicht wird mit einer dünnen Lehmschicht, die den Brotlaiben als Unterlage dient und welche so glatt als möglich gerieben wird, überzogen. „Die Glas-

schicht bewirkt, dass das Brot schön ausgebacken wird". so sagte mir Bálint.

Fig. 18 bildet den Backofen des Hauses aus Csököly ab. Er steht in der Küche. Die hintere Wand des Ofens stösst an die rückwärtige Küchenwand. Seine Breite (Stirnseite) beträgt 2,1 *m*, die Länge 2,2 *m* und die Höhe 1,67 *m*. Der ganze Ofen wird aus Lehm aufgeführt. Der Lehm wird wieder mit Weizenspreu gemengt. Die Herstellung des Ofens geschieht auf folgende Art. Es werden drei Bretter am Boden der Küche dort, wo der Ofen errichtet werden soll, so auf ihre Kanten gestellt, dass sie genau den Raum einschliessen, den der Sockel des Ofens einnehmen soll. Dieser Raum wird mit dem zähen Lehmteig ausgestampft. Ist der Sockel auf diese Weise fertig gestellt, so wird auf demselben wieder ein Brettergefüge aufgestellt, das jenen Raum umfängt, den der Kern des Ofens, der mittlere Teil, ausfüllen soll. Dieser Raum wird nun auch mit Lehmteig ausgestampft. Auf gleiche Weise entsteht der oberste Teil des Ofens. Innerhalb eines Tages ist der Ofen aufgebaut, und schon am nächsten Tage können die Bretter entfernt werden. Man lässt den Ofen nun drei oder vier Tage stehen, damit der Lehm bis zu einem gewissen Grad austrocknet und dadurch einen erwünschten Grad von Härte erhält. Hierauf wird der Ofen ausgehöhlt. Es geschieht dies mittels einer krumm geschmiedeten Schaufel, deren Kanten scharf geschliffen werden müssen. Man beginnt natürlich mit dem Ofenloch. Dies muss so gross gemacht werden, dass ein Mann durch dasselbe hineinkriechen kann, um innen die Aushöhlung fortsetzen zu können. Eine Tagesarbeit stellt die Höhle im Innern des Ofens fertig. An den Längsseiten des Ofens werden nahe der Vorderseite Zuglöcher durch die Ofenwände gebohrt, die das Brennen erleichtern. So lässt man den Ofen noch durch etwa eine Woche stehen, um ihn noch besser austrocknen zu lassen. Hierauf wird er durch fortwährendes Heizen, das einen ganzen Tag währt, ausgeheizt. Ist dies geschehen, so wird der ganze Ofen, um ihm ein schmuckes Aussehen zu verleihen, mit weissem Lehmbrei oder mit Kalkmilch geweisst.

Zur vollständigen Ausstattung des Backofens gehört übrigens noch ein halbkreisförmiger Deckel („tévö" oder „betévö", part. präs. v. tenni, betenni machen, zumachen, daher: das Zumachende, der Deckel), der vor das halbkreisförmige Ofenloch gestellt wird, damit die Hitze, wenn gebacken wird, aus dem Ofen nicht entweicht. Auch die Herstellungsweise dieses Deckels ist von Interesse. Man nimmt eine Holzleiste von der Länge, die der Deckel in seinem untersten Teil erhalten soll. In eine Seite dieser Leiste werden Löcher gebohrt und in diese Stäbe von verschiedener Länge so gesteckt, dass ihre freien Enden in der Peripherie eines Halbkreises liegen, der die Grösse des Deckels bestimmt. Diese Stäbe werden nun mit Weidenruten verflochten. Dies Geflecht bildet das Gerippe des Deckels (s. Fig. 19). Es wird von beiden Seiten etwa finger-

dick mit Lehm belegt. Die beiden Lehmschichten werden an ihren Aussenflächen geglättet. Man lässt den auf diese Weise hergestellten Deckel gut trocknen und beweisst ihn dann auch mit Kalkmilch[1]).

Die Art und Weise der Anfertigung dieses Deckels erinnert lebhaft an die Herstellungsweise einer Art von Stubenöfen — ich komme nun auf diese zu sprechen — die ich in mehreren Häusern des Ausstellungsdorfes vorgefunden und die über einen grossen Teil Ungarns verbreitet zu sein scheint. Die Stubenöfen, von denen ich spreche, trugen im grossen und ganzen in all den Häusern, in denen ich sie fand, fast ganz gleiche Form, waren aus demselben Material erbaut und mit geringen Abweichungen in derselben Weise hergestellt.

Ich bilde unter Fig. 20 einen der Stubenöfen des Hauses aus Jász-Apáthi ab. In diesem Hause stehen nämlich zwei solche Öfen, der eine im vorderen, der andere im hinteren Zimmer. Nach der Mitteilung des Hüters im Szegvárer Hause, Emerich Varga, der ein Hafnermeister ist und sich mit der Aufstellung solcher Öfen im Rahmen seines Handwerkes befasst, werden diese Öfen in seiner Gegend (Csongráder Komitat) „parasztkályha“ (Bauern-Öfen) genannt. Der Hüter des Jász-Apáthier Hauses, Blasius Nagy aus Jász-Árokszállás, hingegen sagte mir, dass in seiner Gegend (Komitat Jász - Nagykun - Szolnok) dieser Art von Öfen dreierlei Namen beigelegt werden; man nennt sie „kemencze“ (Backofen), „búbos“ (der Gewölbte) oder scherzweise auch „banya“ (Hexe, Vettel). Der Ofen besteht, wie aus der Zeichnung Fig. 20 ersichtlich ist, aus drei Teilen. Der unterste Teil ist der Sockel, der aus Ziegeln gemauert, mit Lehm glatt verschmiert und mit Kalkmilch geweisst ist. Er erreicht die Höhe von 35 *cm*. Der vorstehende Teil des Sockels dient als Bank und heisst „padka“ (dim. v. pad Bank). Über dem Sockel erhebt sich in Form eines Kegelstumpfes der zweite Teil, der eigentliche Ofen in einer Höhe von 1,52 *m*. Vom Kegelstumpf führt ein dritter Teil, die Heizröhre, an die Zimmerwand. In Jász-Apáthi nennt man die Heizröhre „nyakvál“ (Hals), in Szegvár „torok“ (Schlund). Das Ofenloch, das in die Küche mündet, führt den Namen „kemensze-száj“ (Ofen — Mund).

Der Ofen wird nun hergestellt wie folgt: Auf dem Sockel wird ein Gestell von der Grösse und Form, die der Ofen erhalten soll, aus Latten aufgestellt. Die Latten sind oben und unten durch eiserne Reifen zu-

1) Mein Gewährsmann, der Hüter des Csökölyer Hauses, Franz Korcz, dem ich die Beschreibung der eigenartigen Anfertigung des Backofens verdanke, sagte mir, dass auf dieselbe Weise, wie der beschriebene Deckel (tévö) gemacht wird, in der Gegend von Csököly auch die Wände der Schweineställe hergestellt werden. Natürlich ist das Geflecht im Innern der Wand ein stärkeres und die Lehmschichten sind dickere, so dass der Durchmesser einer Wand etwa 1 *dm* beträgt. „Die Wände“, sagte er mir, „halten so warm, dass in einem solchen Stall noch nie ein Schwein erfroren ist, der Lehm aber (natürlich wieder mit Spreu gemengt) wird so hart, dass Schweine eher eine aus Fichtenholz gefügte Wand durchnagen können als die Lehmwand.“

sammengehalten. Es wird nun ein steifer Lehmteig, mit Spreu vermengt, aussen und innen an das Lattengestell angewórfen und mit einem Reibbrett, wie es der Maurer verwendet, glatt gerieben. Man beginnt mit dem Anwerfen unten. Hat das Gestell unten durch die Lehmschichten, die aussen und innen in der Stärke eines Fingers aufgetragen werden, bereits genügenden Halt gewonnen, so wird der untere Reifen entfernt. Zu gegebener Zeit entfernt man auch den oberen Eisenreifen. Der Deckel des Ofens wird separat aufgesetzt. Er hat ein Geflecht zum inneren Gerippe. Die Sohle des Ofens bildet ebenfalls eine Lehmschicht, die mit dem Reibbrette festgeschlagen und glattgerieben wird. Man lässt den Ofen einige Tage durch die Luft trocknen, dann wird er ausgeheizt. Es wird anfangs nur schwach geheizt, um den Ofen allmählich zu erwärmen. Ist dies erreicht, wird starkes Feuer angefacht. Geheizt wird mit Stroh durch volle 24 Stunden. Beim Ausbrennen des Ofens verkohlen natürlich die Holzlatten im Innern der Ofenwand und das Holzgeflecht im Deckel (Blasius Nagy). Der hierbei entstehende Hohlraum bildet einen Luftpolster, der als schlechter Wärmeleiter es bewirkt, dass der Ofen die Hitze lange hält.

In Büd-Szt. Mihály wird das Gestell, das dem Ofen als Gerippe dient, nicht aus Holzlatten, sondern aus den Stämmen der Sonnenblume zusammengestellt[1]) (Gabriel Tófalusi). In Mezökövesd verwendet man zum Gestell wieder Holzlatten. Dieselben werden jedoch nur aussen mit Lehm beworfen. Ein Luftpolster bildet sich hier im Innern des Ofens also nicht. Ein solcher Ofen hält 15—20 Jahre an, ebenso lange auch die Lehmschicht, welche die Sohle des Ofens bildet. Nach Ablauf dieser Zeit ist der Ofen „ausgebrannt“ und muss durch einen neuen ersetzt werden (Johann Lukács). In Szegvár werden die Öfen zumeist so errichtet, wie in Jász-Apáthi. Man mauert sie aber auch, um sie durch längere Zeit haltbar zu machen, mittels kleiner Stücke von Dachziegeln auf. Wird der Ofen auch zum Brotbacken verwendet, was zumeist der Fall ist, so wendet man als Bindemittel mit Spreu vermengten Lehm an, gebraucht man aber den Ofen zum Brotbacken nicht, so nimmt man Mörtel (Emerich Varga).

Im schwäbischen Dorfe Gross-Jécsa werden die Öfen auch aus kleinen Ziegelstückchen künstlich aufgebaut. Als Bindemittel dient Lehm. In früherer Zeit wurde diese Art von Öfen aus eigens dazu geformten Ziegeln aufgebaut, die man „Ofensteine“ nannte. Sie sollen etwas grösser als Dachziegel gewesen sein. Aussen wurden die Ofensteine mit Lehm verschmiert, damit der Ofen die runde Form erhielt. Beim Bau der Öfen verwendet man in Gross-Jécsa kein Lattengestell der vorbeschriebenen Art, sondern nur ein einfaches Stabgefüge von der in Fig. 21 abgebildeten Form.

---

1) In Büd-Szt. Mihály bedient man sich der Stämme der Sonnenblume auch zum Errichten von Zäunen.

Dieses Gestell wird auch nicht eingemauert. Es dient nur dazu, dem Erbauer des Ofens an vier Seiten die schräge Richtung anzudeuten, in welcher der auch hier runde Ofen aufgebaut werden soll. Das zerlegbare Gestell wird entfernt, wenn die Höhe, die der Ofen erhalten soll, erreicht ist und ehe der Deckel aufgesetzt wird (Jakob Gutekunst).

Wie schon oben angedeutet, ist die Form dieser Öfen im grossen und ganzen überall fast ganz dieselbe. Die Öfen unterscheiden sich im Äusseren nur durch die Grösse und hier und da durch spärlich angewendete Verzierungen. Während die ganze Höhe des Ofens im Jász-Apáthier Hause nur 1,87 *m* beträgt, misst der Ofen im Hause aus Szegvár vom Boden bis zum oberen Rande des Kegelstumpfes 2,39 *m*. Ausserdem hat dieser Ofen oben zum zierenden Abschluss noch einen Kegel aufgesetzt, auf dessen Spitze eine Kugel thront. Wie mir jedoch der Hüter des Hauses sagte, sei dieser Aufsatz in seiner Heimat nicht gebräuchlich. Der Deckel des Ofens sei stets flach, damit man dort im Winter Speisen warmstellen könne. Jakob Gutekunst sagte mir dasselbe von den Öfen seiner Heimat. Um dem Deckel Tragfähigkeit zu verleihen, wird im Innern des Deckels ein Rost, gebildet aus Eisenstäben, angebracht. Die Verzierung des Ofens besteht zumeist nur aus einem Gesims, das sich um den oberen Rand des Ofens legt (Jécsa, Büd-Szt. Mihály, Mezökövesd, Kishartyán). Am Ofen des Hauses aus Büd-Szt. Mihály ist die Oberfläche der „padka" (Ofenbank) mit einem braungestrichenen Brett belegt. Beim Ofen des Hauses in Mezökövesd befindet sich keine gemauerte padka. Der Sockel des Ofens verjüngt sich hier nach unten und ist mit handbreiten Brettchen zierlich verschalt. Um den Ofen herum zieht sich eine Bretterbank, welche von unten durch Träger gehalten wird. Im Paloczen-Hause aus Kishartyán weitet sich die padka nach einer Seite aus und schliesst an dieser Stelle einen kleinen Sparherd, der im Winter gebraucht wird, in sich.

Über die Stubenöfen, die ich in anderen Häusern des ethnographischen Dorfes gefunden, lässt sich nichts Besonderes mitteilen. Es sind zumeist Kachelöfen gewöhnlicher Form. Die flache Kachel herrscht vor. Im Zebeczkeer Hause allein steht ein Ofen mit schüsselartigen, vertieften Kacheln. Der Sockel und mittlere Teil des Ofens ist prismatisch, der obere Teil cylindrisch. Es ist der einzige unter den Kachelöfen, der der Form wegen noch einiges Interesse beansprucht. Der Kachelofen des deutschen Hauses aus Handlova fällt durch seine Grösse auf. In Handlova giebt es übrigens Kachelöfen, die, wie mir der Hüter des Hauses, Andreas Tonhaiser mitteilte, oft 24 Brotlaibe fassen. Dieser grosse Bedarf an Brot erklärt sich aus dem schon erwähnten Umstande, dass die Bewohner von Handlova in Hausgemeinschaften leben.

Damit bin ich in meinen Ausführungen zum Ende gelangt. Ich schliesse ab, ohne aus dem, was ich festgestellt habe, bindende Schlüsse zu ziehen, beispielsweise auf die Entstehung der abgesonderten Küche

neben der Stube aus dem ehemaligen einzigen Raume des oberdeutschen oder mitteleuropäischen Flurhallen-Typus oder auf die Geschichte der Entwickelung des Kachelofens, obwohl gar manche der in der vorstehenden Arbeit mitgeteilten Thatsachen dazu reizt, der Beantwortung dieser Fragen, die noch immer nicht ganz geklärt sind, naheztutreten. Ich wage mich nicht daran, da mir das durch das Ausstellungsdorf gebotene Material doch nicht hinreichend erscheint. Durch die Vergleichung meiner Feststellungen mit den Ergebnissen eingehenderer Forschungen in jenen Gebieten, aus denen mir im ethnographischen Dorfe stets nur eine Type geboten war, und durch die Vergleichung der aufgedeckten Erfahrungen mit solchen aus anderen weitabliegenden Gebieten, hoffe ich, dass Klarheit in die beregte Sache kommen könne. Sollte es mir geglückt sein, durch meine Ausführungen dazu beizutragen, so fände ich darin für meine Arbeit den schönsten Lohn.

Die Bauernhochzeiten in der Lüneburger Heide.

Von Gymnasiallehrer Dr. phil. **Ed. Kück** (Rostock).

Mit dem Charakter, den Sitten und Gewohnheiten der Niederdeutschen sind wir durch eine Menge bedeutender litterarischer Erscheinungen vertraut gemacht. Immermann, Fritz Reuter, Hermann Allmers, Klaus Groth und Theodor Storm haben die Söhne der roten Erde, die Mecklenburger, die Bewohner der Wesermarschen und die Schleswig-Holsteiner mit einem poetischen Schimmer umwoben. Noch vor wenigen Jahren hat der Verfasser von „Rembrandt als Erzieher“ mit warmer Begeisterung den trotz aller zersetzenden Einflüsse der Kultur in herber Sprödigkeit bis heute sich treu gebliebenen niederdeutschen Stammescharakter verherrlicht und als Ausgangspunkt für eine Wiedergeburt des verfälschten deutschen Wesens hingestellt.

Bei dieser gesamten verherrlichenden Thätigkeit unserer Litteratur ist lange Jahre ein Teil der niederdeutschen Bevölkerung zu schlecht weggekommen, jene Bauern, die als Nachkommen eines Teils der alten Sachsen in den ausgedehnten Heidegegenden des Regierungsbezirkes Lüneburg in saurer Arbeit dem Boden ihr Brot abringen. Sie, von denen einst jener französische Schriftsteller mit komischem Missverständnis als dem peuple nommé Haidsnuck sprach, unterliegen trotz gelegentlicher Verherrlichungen — ich erinnere an die Dichtungen Freudenthals — noch heute von Seiten der Fremden vielfach einer falschen Beurteilung. Heinrich Heine nannte

sogar die Hauptstadt der Gegend, das alte schöne Lüneburg, die „Residenz der Langenweile“: wie ungerecht mag er da über das umliegende platte Land geurteilt haben?! In Mittel- und Süddeutschland spricht man von der Lüneburger Heide fast wie von einem norddeutschen Sibirien, und der Reisende pflegt bei der Fahrt durch sie gelangweilt die Augen zu schliessen.

Und doch — trotz des wenig fruchtbaren Bodens hat der Heidebewohner dank treuer Arbeit und weiser Sparsamkeit sein bequemes Auskommen, ja legt in guten Jahren vergnügt manches Goldstück „up de hoge Kant“ („auf die hohe Kante“), und mag auch dem flüchtigen Betrachter in der Eisenbahn die Natur der Gegend eintönig und öde scheinen, der Tourist findet in ihr — besonders in der Blütezeit der Heide — Punkte von hoher Schönheit und eine Fülle landschaftlicher Reize.

Aus der oberflächlichen Kenntnisnahme von Grund und Boden schliesst man dann leider ebenso leichtfertig auf den Charakter seiner Bewohner und meint, auf ihm müsse ein Volk mit vertrocknetem Herzen in poesieloser Alltäglichkeit dahinleben. Aber die Heidbauern mit ihrem verhältnismässig kleinen, aber kräftigen und gedrungenen Körper, ihren blauen Augen und hellblonden Haaren bewahren als echte Nachkommen die Tugenden, freilich auch die Fehler ihrer Altvorderen bis auf den heutigen Tag; wer sich mit prüfendem Blick liebevoll in ihr Denken und Fühlen, ihre Sitten und Gewohnheiten, ihr ganzes Thun und Treiben versenkt, der erkennt, dass sie trotz der immer bedrohlicher werdenden modernen Gleichmacherei noch mit tausend Fasern in der Vergangenheit wurzeln.

In der Seele eines Volkes liest man vielleicht am besten, wenn man es bei seinen Festen aufsucht. So hat denn der Verfasser dieser Zeilen sich die zwar bescheidene, aber nicht undankbare Aufgabe gestellt, den Leser auf eine Bauernhochzeit in der Lüneburger Heide zu führen und ihm unter besonderer Hervorhebung der für die Erkenntnis der Volksart bedeutsamen Züge darzulegen, wie das sächsische Volkstum trotz aller Modernisierungen im Sand der Heide bis heute nicht abgestorben ist, sondern fröhlich fortgrünt. Selbstverständlich weisen die Hochzeitsfeiern in den einzelnen Teilen der Lüneburger Heide grössere oder kleinere örtliche Verschiedenheiten auf; die Schilderungen des Verfassers wollen auf Grund eigener Erlebnisse und Beobachtungen ein möglichst treues Abbild der im Nordwesten der Heide, nach dem Stadischen zu, gebräuchlichen Feiern geben.

1. Die Verlobung.

Die Verlobung wird zweimal gefeiert. Das erste Mal im Hause des Bräutigams, wobei die Braut in Begleitung ihrer Eltern und Verwandten den ganzen Besitzstand ihres zukünftigen Gatten besichtigt. Nach einiger Zeit erfolgt eine gleiche Feier und Besichtigung im Hause der Brauteltern.

Ist alles zur beiderseitigen Zufriedenheit ausgefallen, so wird die Sache „fast makt“ („fest abgemacht“); man bestimmt den Tag der Verschreibung auf dem Amtsgericht und den der Hochzeit selbst. Auch heute noch ist der Fall, dass der Vater des Bräutigams vor der Heirat an ihn „abgiebt“ und sich auf das Altenteil zurückzieht, wohl der vorherrschende; so besteht denn die Eheverschreibung oder Ehestiftung in der Hauptsache gewöhnlich darin, dass der Anerbe die Braut samt ihrer Aussteuer und Mitgift auf seinen Hof übernimmt und sie dieses wie seines ganzen Vermögens für teilhaftig erklärt; gleichzeitig erfolgen die vermögensrechtlichen Festsetzungen für den Fall, dass einer der Ehegatten unerwartet früh sterben sollte, und zwar durchweg in Befolgung des alten, noch jetzt lebendigen niederdeutschen Rechtsgrundsatzes „längst Liw, längst Good“ (= „längst Leib, längst Gut“, d. h. dem überlebenden Teil fällt das gesamte Hab und Gut zu).

2. Die Einladungen und sonstigen Vorbereitungen zur Hochzeit.

Die Einladungen zur Hochzeit erfolgen mündlich durch die Hochzeitsbitter, d. h. Brüder oder nähere männliche Verwandte von Braut und Bräutigam. Auf dem Kopf einen niedrigen Hut mit einem Kranz aus künstlichen grünen Blumen, über dem vorn von der Braut ein Thaler festgenäht ist, vor der Brust einen Strauss mit einer langen rotseidenen Schleife und in der Hand einen Stock, den sie von den Geladenen sich mit bunten „Bändelein“ zieren lassen, ziehen sie die letzten Tage vor der Hochzeit gemeinsam von Dorf zu Dorf, von Haus zu Haus. Früher war ihre Kleidung noch phantastischer: sie trugen einen hohen schwarzen Hut mit vier grossen goldpapierenen Medaillons und einem grellfarbigen Blumenstrauss. — Leider ist die Form der Einladung von der Zeit nicht unbeeinflusst geblieben: sie beschränkt sich häufig auf das Überreichen einer gedruckten Einladungskarte. Wie lebensvoll und poetisch dagegen die alte Sitte, die darin bestand, dass die Hochzeitsbitter mit lautem „Juchen“ („Jauchzen“) den Hof und die Stube betraten und ohne vorherigen Gruss auf und nieder gehend der neugierig sie umringenden Familie abwechselnd ein Einladungsgedicht aufsagten! Glücklicherweise wird noch an vielen Orten die alte Sitte, allerdings in Verquickung mit der neuen, geübt: die Hochzeitsbitter sagen ihr Gedicht auf und überreichen dann die Karte. Die folgenden nach mündlicher Überlieferung getreu wiedergegebenen Knittelverse[1], deren köstlicher Humor und urwüchsige Lebensfreudigkeit den Geist alter echter Volkspoesie atmen, werden den Charakter solcher Einladungsgedichte einigermassen veranschaulichen:

1) Jeder Vers enthält in der Regel vier betonte Silben, die Zahl der unbetonten schwankt. An einigen Stellen liegt ohne Zweifel Textverderbnis vor. Das Gedicht ist auch an anderen Stellen Niederdeutschlands zu Hause, aber in wesentlich veränderter Gestalt (vgl. z. B. No. 1 der im September 1895 begründeten Nordwestdeutschen Zeitung).

„Hier komme ich her zu Euch geschritten,
Hätt' ich ein Pferd gehabt, so wär' ich geritten[1]).
Von zwei Verlobten sind wir ausgesandt,
Deren Name ist Euch gar wohl bekannt.
(Folgt in ungebundener Rede das Einschiebsel: „Es ist der Junggeselle NN. und die Jungfer NN.")
Sie bitten Euch freundlich zur Hochzeit am Freitag,
So lang' es die Zeit erlauben mag.
Die nicht können gehn, die müsst Ihr tragen,
Die Ihr nicht könnt tragen, müsst Ihr setzen auf einen Wagen.
So helfet uns denn alle verzehren,
Was der liebe Gott uns thut bescheren
An Speise und Trank,
Zwei[2]) lustige Tage lang! —
Da wird zugerichtet sein an Bier und an Wein,
Auch fünf fette Ochsen und fünf fette Schwein,
Dreissig Paar Taúben, zwánzig Tonn Bránntewein,
Dass daran wird kein Mangel sein.
Dann wollen wir mit Braut und Bräutigam
Wohl über die Heid' und die Felder gehn[3]),
In der Kirche die Kopulation zu hören,
Wie sie einander sollen ehren.
Wenn dasselbige ist geschehn,
Wollen wir wieder ins Hochzeitshaus gehn.
Da wollen wir uns setzen oben an den Tisch,
Wo der Braten und der Wein am meisten ist! —
Dann[4]) werden die Pfeifen und Violinen klingen
Und Jungfern und Junggesellen lustig danach springen.
Doch müssen die Jungfern geschmücket sein,
Ihre Schuhe blank, ihre Schnallen fein,
Ihre Wangen rot, voll Blumen der Hut,
Damit es den Junggesellen gefallen thut! —
Nun müsst Ihr Euch nicht lange bedenken
Und den Hochzeitsbittern ein klein Trinkgeld schenken,
Auch verehrt Ihr mir wohl ein Bändelein,
Und verehrt Ihr mir kein Bändelein,
So mögen in diesem Hause auch
Wohl keine Jungfern und Junggesellen sein."

Natürlich wird diese scherzhafte Drohung mit gutem Humor aufgenommen und der Aufforderung gern entsprochen. Erst jetzt begrüssen die Hochzeitsbitter mit Händeschütteln die Familie: „Und damit sage ich Euch allen „guten Tag!" — — —

1) Anspielung auf den Gebrauch der alten Zeit, wo die Hochzeitsbitter — und der sie begleitende Bräutigam — zu reiten pflegten.

2) Seit einigen Jahrzehnten ist die Feier auf einen Tag beschränkt.

3) Heutzutage wird, wenn Hochzeits- und Pfarrdorf verschieden sind, stets gefahren.

4) Nämlich nach Beendigung der Mahlzeit.

Während die Hochzeitsbitter in dulci jubilo ihre Einladungen besorgen, wird im Bräutigamshause emsig geschafft. Schon seit Monaten ist das Vieh fett gemacht; mehrere Schweine und eine Starke, wohl gar auch eine Kuh, stehen bereit, ihr Leben zu lassen. Grosse Eier- und Buttervorräte sind aufgespart. So kommen denn, wenn nach alter Sitte die Hochzeit auf den Freitag, den Tag der Fru Frecke (Frîa), angesetzt ist, bereits am Montag die Köchin und einige verwandte Frauen, um die Hochzeit zu „bereiten", d. h. die Vorkehrungen für die Arbeiten der beiden nächsten Tage zu treffen. Denn am Dienstag wird geschlachtet und Wurst gemacht, am Mittwoch gebacken und die Hausdiele zum Tanzsaal hergerichtet, wenn der Bräutigam es nicht etwa nach neuem Brauche vorzieht, die Tanzbrücke auf seinem Hofe aufschlagen und etwa mit dem Schützenzelte seines oder eines benachbarten Dorfes überdachen zu lassen. Auch vom Kaufmann trifft ein schwerbefrachteter Wagen ein, mit Rum und Wein, Böcken und Brettern zu Tischen und Bänken, Schüsseln und Tellern, Kochkesseln und Kaffeekannen, Kuchentellern und Puddingstürzern u. s. w. bepackt; selbstverständlich fehlen auch die Messer, Gabeln und Löffel nicht, die in anspruchsloseren Zeiten jeder Gast sich selber mitzubringen hatte. Im Hofe wird eine Feuergrube ausgeworfen und darüber ein Holzgerüst errichtet, an dessen Querbalken vermittelst eiserner Ketten die grossen Kochkessel hängen.

3. Der Kistenwagentag.

Am Mittwoch Abend müssen die Vorbereitungen abgeschlossen sein, denn am Donnerstag als dem „Kistenwagentag"[1]) beginnt bereits die eigentliche Hochzeitsfeier, wenn auch erst im engeren Kreise. Der eigentliche Zweck des Tages ist die Überführung der Aussteuer aus dem Hause der Brauteltern, wo dieser Tag ebenfalls festlich begangen wird, in ihr neues Heim. Hierzu entsendet der Bräutigam die entsprechende Anzahl Wagen. Ausser den Fuhrleuten — gewöhnlich übernehmen die Nachbarn des Bräutigams dies Ehrenamt — sitzen auf ihnen mehrere Musikanten, die bei der Abfahrt und in jedem Ort ihre Weisen erschallen lassen, und einige Verwandte des Bräutigams, gewöhnlich ein Onkel und eine Tante. Die letzteren sind dafür verantwortlich, dass auch alles aufgeladen wird, was heute zu einer vollständigen Aussteuer gehört, von dem Hochzeitsbett und den Möbeln für die moderne „gute Stube" bis zum Butterkarren, Spinnrad und Besen herab. Fertig genähte Leinensachen bekommt die Braut nur in geringer Anzahl mit, dafür aber einen ganzen Koffer voll gerollten Leinens; der Leinenschatz, der dem Hause der Braut und zum

1) Die „Kistenwagen" sind die Wagen, auf denen die den grössten Teil der Aussteuer bergenden „Kisten" oder Laden zum Hochzeitshaus gebracht werden.

grossen Teil ihrer eigenen Arbeit seine Entstehung verdankt, ist noch heute — wie schon in altgermanischer Zeit — ihr grösster Stolz. Ausserdem hat im Auftrage der Braut ihre älteste Brautjungfer jedem Mitbewohner ihrer neuen Heimstätte ein leinenes Hemd und den etwaigen Schwestern des Bräutigams ein Kleid als Angebinde zu überbringen; auch der Bräutigam erhält ein Geschenk, dagegen ist die altdeutsche Sitte der Morgengabe (Beschenkung der Braut durch den Bräutigam oder umgekehrt des Bräutigams durch die Braut am Morgen nach der Hochzeit) in den Lüneburger Gegenden, wie es scheint, völlig ausgestorben. Ein eigentlicher Luxus tritt auch heute in der Aussteuer kaum zu Tage; höchstens wäre neuerdings in dieser Hinsicht der „Phaeton" (der vierrädrige „Staatswagen") und das silberne Pferdegeschirr zu nennen, aber nur wirklich wohlhabende Leute pflegen ihrer Tochter diese Dinge in die Aussteuer zu geben. Schon älteren Datums ist das Recht der Braut, sich die schönste Kuh im Stalle des Vaters auszusuchen, die dann in Blumenschmuck dem Zuge der Kistenwagen nachgeführt wird. Die Mitgift besteht gewöhnlich in klingender Müuze und Wertpapieren; der mitgefahrene männliche Verwandte überbringt den betreffenden Beutel dem Bräutigam, und dieser schliesst ihn schmunzelnd in den ebenfalls mitgekommenen „Sekretär".

Für den Litterar- und Kulturhistoriker ist im besonderen der Empfang der Aussteuerwagen vor dem Hause des Brautvaters von hohem Interesse. Der mitfahrende Verwandte des Bräutigams führt nämlich nach alter Sitte einen untersiegelten „Pass" mit, worin in Form eines aus Scherz und Ernst wunderlich gemischten Gedichtes die wichtigsten Gegenstände, die der Bräutigam beansprucht, aufgezählt werden. Solcher Pässe giebt es allerdings in jeder Gegend nur wenige; einige als besonders gut anerkannte werden immer aufs neue abgeschrieben und von dem jeweiligen Benutzer entsprechend abgeändert. Sobald die Wagen mit klingendem Spiel angekommen sind, tritt der Brautvater verwundert heraus, uud zwischen ihm und den Angekommenen entspinnt sich ein dramatisch belebtes improvisiertes Zwiegespräch — ein bei dem sonst so schwerfälligen und trockenen Charakter der Niederdeutschen zumal in unserer geschäftsmässigen und nüchternen Zeit doppelt bemerkenswerter Brauch. Zuweilen wird der Dialog seitens des Brautvaters auch hinter der verrammelten „grossen Thür" geführt. Sein Inhalt ist gewöhnlich folgender: Der Brautvater spricht in polterndem Tone seine Verwunderung über den ungewohnten Lärm und das ihm vorgetragene Begehren der Fremden aus, will nichts davon wissen, lässt sich aber schliesslich doch zu dem Geständnis bringen, dass er eine Tochter des und des Namens habe, die mit dem N. N. Hochzeit machen wolle; hierauf lässt er sich den Pass vorlesen, überzeugt sich von der „Richtigkeit der Papiere" und erklärt sich bereit, den Fremden sein Haus zu öffnen und die erbetenen Sachen auszuliefern. —

Sind diese unter fröhlichem Essen und Trinken verladen und glücklich an ihren Bestimmungsort gefahren, so werden sie sofort untergebracht und aufgestellt. Eine Polterabendfeier in der bekannten Weise — mit Aufführungen und Hersagen von Gedichten — ist nicht gebräuchlich. Vergleichen lässt sich höchstens der frühere, jetzt aber wohl ganz in Wegfall gekommene Brauch, dass am Abend dieses Tages die ermüdet von ihren Wanderungen heimkehrenden Hochzeitsbitter der Köchin ein sogenanntes „Küchenlied" aufzusagen pflegten. Hierauf wurden für sie zwei Lehnstühle mit hochaufgestapelten Kissen herbeigeschleppt, sie stiegen — oft mit Hilfe einer Leiter — oben hinauf und liessen sich da in fürstlicher Weise bedienen. Ein derartiges „Küchenlied" — man könnte es passend zur Gattung der „Schlemmerlieder" rechnen — möge in der leider stark verstümmelten Form, in der es noch im Gedächtnis einiger alter Leute lebt, hier folgen:

„Nun hab' ich meine Bitte vollbracht,
Nach meiner Meinung recht gut gemacht.
Ich habe gebeten Juden und Heiden,
Türken und Christen — — — — — — — —
In vielen Häusern hab' ich gefragt,
Doch haben mir nicht viel zugesagt:
Die einen waren aufs Feld hinaus,
Der andere war auf einen Schmaus,
Der dritte aber war garnicht zu Haus.
Ich habe aber wohl vernommen,
Es werden doch Leute genug kommen.
Nun hab' ich der Frau Köchin noch etwas zu sagen
— — — — — — — — — — — — — — — —
Will sie meine Bitte gewähren,
Geb' sie mir einen gebratenen Hasen zu verzehren
Oder ein zugerichtetes Rebhuhn,
Oder Berghuhn kann es auch thun.
Und dann will ich haben eine Pfeife Tabak
— — — — — — — — — — — — — — — —,
Ein Pfund Fliegenfett und ein Pfund Mückenfett,
Damit ich die wunden Füsse einfett'.
Dann will ich haben einen Stuhl mit zwei Lehnen
— — — — — — — — — — — — — — — —,
Auch sechs Dutzend Kissen,
Damit ich nach der langen Reise mich kann erfrischen!" — —
Und damit sage ich Euch allen „Guten Abend!"

Unter den mit diesen letzten Worten Angeredeten befinden sich auch die Gäste, gewöhnlich näher stehende Verwandte, die sich mit ihren Geschenken — meistens nützlichen Haushaltungsgegenständen — bereits am Donnerstag im Haus des Bräutigams eingestellt haben, wo jene übersichtlich aufgebaut werden, um am eigentlichen Hochzeitstage weitere Bereicherung zu erfahren. Vorausgreifend sei hier bemerkt, dass die Hochzeitsgabe der

meisten Gäste, zumal der dem Ehepaar ferner stehenden, gewöhnlich in einem Geldgeschenk[1]) besteht, das der Betreffende beim Abschiednehmen dem jungen Ehemann in die Hand drückt.

4. Der Hochzeitstag.

Die Feier vor der Trauung.

Um zehn Uhr morgens kommen die ersten Gäste. Ohne sich viel nötigen zu lassen, setzt sich jeder an den Frühstückstisch und thut sich an Rinderwurst und Schweinesülze gütlich; Brot und Butter ist reichlich vorhanden, mit Bier und Grog warten die Hochzeitsbitter auf. Ist ein Trupp gesättigt, so nimmt sofort ein anderer seine Plätze ein, denn unaufhörlich füllt sich das Haus mit Gästen. Beträgt doch bei grossen Hochzeiten die Zahl der Geladenen — die Kinder mitgerechnet — nicht selten 800 bis 1000 Personen! Bis ein Uhr etwa zieht sich die Frühstückstafel hin, um dann zum Kaffeetisch umgewandelt zu werden; seit elf Uhr ist auch der Tanz im Gange. Während dieser ganzen Zeit sitzt der festlich geschmückte Bräutigam (er trägt einen schwarzen Tuchanzug und vor der Brust einen Strauss mit einer weissen Atlasschleife), ohne sich um den Empfang und die Bewirtung der Gäste zu kümmern, mit seinen Brautjungfern — oder genauer mit den Bräutigamsjungfern — in der „guten Stube". Nur einmal im Laufe des Vormittags sieht man ihn Befehle erteilen: etwa zwischen zehn und elf Uhr schickt er zwei junge Mädchen aus seiner Verwandtschaft mit mehreren Musikanten auf dem bekränzten „Staatswagen" fort, um die Braut abzuholen und nach dem zuständigen Standesamts- und Kirchdorf zu fahren[2]). Schweigend nimmt die Braut durch einen warmen Händedruck Abschied von den Hausgenossen und wird von den Musikanten „an den Wagen geblasen"; ihr zur Seite geht der „Ullersmann" (= „Altarsmann"), der nächste männliche Verwandte, der früher die Braut vor den Altar zu führen hatte, seit der Einführung der Civilehe aber folgerichtig zum standesamtlichen Zeugen geworden ist unter Beibehaltung des alten Namens. Auch die Braut an seiner Seite ist nicht mehr eine Braut der alten Zeit. Wie die nationale Alltags- und Sonntagstracht schon seit langem, so ist seit ungefähr zwanzig Jahren auch die nationale Hochzeitstracht dem nivellierenden Einfluss der Zeit zum Opfer gefallen: an die Stelle des schwarzen Tuchkleides und der weissen Schürze, des weissseidenen Halstuches und des reichen Goldschmuckes, der hohen Kronen aus Blumen und Flittergold mit den lang herabhängenden Bändern ist eine einfachere Tracht getreten, das schwarzseidene Kleid mit Myrthenkranz und Schleier.

---

1) In der für uns in Frage kommenden Gegend heute nicht unter sechs Mark.

2) Es ist hier der Fall angenommen, dass Braut und Bräutigam nicht in dem Dorf wohnen, wo die standesamtliche und kirchliche Trauung erfolgt.

— Unter Musik setzt sich der Wagen, der die Braut zum Standesbeamten und zur Kirche fahren soll, in Bewegung; mehrere Wagen mit Brautjungfern und sonstigem Gefolge schliessen sich an. Die bändergeschmückten Peitschen werden tüchtig gehandhabt: je schneller es geht, desto besser. Unaufhörlich kreisen unter den Männern und jungen Leuten die Branntweinflaschen, und jeder Entgegenkommende. auch der geringste Bettler, muss Bescheid thun.

In derselben Weise wird der Bräutigam in das betreffende Dorf geleitet; auch er hat seine „Brautjungfern“ und einen Teil der Gäste, seinen „Ullersmann“ und mehrere Musikanten bei sich; der Rest der Musikanten hat den im Bräutigamshause zurückgebliebenen Gästen weiter aufzuspielen. Bei der Abfahrt ist ihm von der Köchin in energischer Weise die Zeit der Rückkehr festgesetzt: „Datt du mi aber nich vör . . Uhr torügkummst!“ (= dass du mir aber nicht vor . . Uhr zurückkommst).

Standesamtliche und kirchliche Trauung.

In einem vorher verabredeten Wirtshaus des Kirchdorfes treffen Braut und Bräutigam mit ihrer Begleitung zusammen. Unter Vorantritt der Musik geht es zum Standesamt und dann unter grossem Gefolge zur Kirche; in ihrer Nähe treten die Musikanten zur Seite und warten, um nach der Einsegnung das Ehepaar zum Wirtshause „zurückzublasen“. — Vor der Einführung der Civilehe legten Braut und Bräutigam getrennt, jeder mit dem „Altarsmann“. den Weg zur Kirche zurück und gingen erst auf dem Rückwege Arm in Arm. In richtiger Auffassung der Civilehe lassen sie sich heute von dem „Altarsmann“ nur zum Standesamte führen, gehen dagegen bereits zur kirchlichen Einsegnung als Vermählte neben einander. Ob sie auswärts oder in dem Kirchdorf selbst wohnen, macht hierfür keinen Unterschied[1]. — Die kirchliche Feier verläuft folgendermassen: Sobald die Musikanten sich abgezweigt haben, trennt sich der Hochzeitszug; unter den Klängen der Orgel betritt die Braut, der sämtliche Brautjungfern vorangehen, die Kirche, umschreitet mit ihnen den Altar, auf dem alle ein Geldstück als „Opfer“ für den Pastor und den Organisten niederlegen, und nimmt dann — gewöhnlich vor dem Taufbecken — am rechten Flügel der Brautjungfern Aufstellung. Unterdessen tritt der junge Ehemann mit dem übrigen Gefolge durch die andere Kirchthür ein. Nach Beendigung des Gesanges begeben sich die Neuvermählten ungeführt vor den Altar. — Dem Akt der kirchlichen Einsegnung wird auch noch in unseren Tagen der Civilehe der weihevollste Ernst entgegengebracht, die grösste Bedeutung zugeschrieben; wer sie unterliesse, würde nach der Volksanschauung frevel-

1) Im letzteren Falle entsendet der Bräutigam zur Braut, die mit einigen Verwandten im Hause ihrer Eltern ihren „Ausgang“ feiert, mehrere Musikanten; auf ein gegebenes Zeichen setzen sich beide Teile mit Musikbegleitung in Bewegung und stossen auf dem Wege zum Standesamte zusammen.

haft die göttliche Strafe herausfordern. Auch der Glaube, dass thränenleere Augen vor dem Altar Unglück für die junge Ehefrau bedeuten, spricht für das ernste und fromme Gemüt des Volkes. Das hindert aber die Gäste nicht, schalkhaft darauf zu achten, wer von den Vermählten bei dem Zusammenlegen der Hände durch den Prediger die Hand „oben bekommt“; er hat das Regiment in der Ehe!

Die Heimkehr zum Hochzeitshaus und „de groode Mahltid“ (die grosse Mahlzeit).

Nach der Rückkehr von der Kirche wird im Wirtshaus getrunken und getanzt, den Pferden wird mit Branntwein getränktes Brot gegeben, und früher oder später, je nach der von der Köchin festgesetzten Zeit, fahren sämtliche Wagen in sausendem Galopp unter den Klängen der Musik zum Hochzeitshause. Während Ehemann und Ehefrau zum Kirchdorf auf verschiedenen Wagen gefahren sind, auch in dem Falle, dass sie aus demselben Dorfe stammen, sitzen sie nunmehr auf dem bei der Hinfahrt von der Braut benutzten Wagen vertraut neben einander. —

Ungefähr um die Zeit, wo im Gotteshaus das priesterliche Amen erschallt, ruft im Hochzeitshause die Köchin den Musikanten und Tanzenden ein nachdrucksvolles „Upphören!“ (Aufhören!) zu. Auf der Tanzdiele werden Tische und Bänke aufgeschlagen und die ersteren mit ganzen Rollen gemusterten Leinens aus dem Schatz der jungen Hausfrau gedeckt. Auf dem Hofe hantieren Schlachter und Bedienstete unter dem Oberbefehl der Köchin, die in den mächtigen Kesseln das Essen bereitet. Sind alle Vorbereitungen fertig und haben die Neuvermählten ihren Einzug gehalten, beginnt sofort „de groode Mahltid“. Oben an der mittelsten Tafel nimmt das junge Paar mit seinen Ullersmännern und Brautjungfern Platz; beide Eltern und die nahen Verwandten stehen zur Bedienung bereit und bilden mit den Aufpassern eine fortlaufende Reihe bis zur Küche, damit Suppen- und Braten-, Kartoffel- und Tunke-, Obst- und Klösseschüsseln durch der Hände lange Kette um die Wette zu den Schmausenden gelangen. Das Ehepaar sitzt in Sesseln, die gewöhnlich geschenkt sind; vor ihm stehen zwei Leuchter, die „Lebenslichter“ genannt, weil nach dem Aberglauben der, dessen Licht zuerst erlischt, zuerst sterben muss, und die äusserst geschickt geformte und bekränzte Brautbutter. Eingeleitet und beendigt wird das Essen durch ein von allen gesungenes kirchliches Lied und ein Gebet des Lehrers. Tischreden kennt man nicht, aber die Stimmung lässt trotzdem nichts zu wünschen übrig; dafür sorgen schon die dienstbeflissen mit Getränken aufwartenden Hochzeitsbitter. Bei aller Fröhlichkeit werden die Armen nicht vergessen; man sammelt Geldbeträge für sie — wie übrigens auch für die Köchin und ihre Untergebenen —, und die junge Ehefrau lässt ein Brot, in das sie einen Thaler gesteckt hat, der ärmsten Frau des Dorfes überbringen.

Die „Ehrentänze“ und der Schluss des Festes.

Nach der Beendigung des Festessens nehmen die sogenannten „Ihrendäns“ (Ehrentänze) ihren Anfang. Sie sind der sinnbildliche Ausdruck für die Aufnahme der jungen Frau in die Familie ihres Gatten und zugleich die Besiegelung des neuen Verwandtschafts- und Freundschaftsverhältnisses zwischen den beiderseitigen Geschlechtsgenossen. Tische und Bänke werden fortgeräumt, die Musikanten nehmen ihre Plätze wieder ein, alles ausser der „Früntschaft“ (d. h. den Verwandten) zieht sich zum Zuschauen in angemessene Entfernung zurück. Das Ehepaar lässt sich in einer Ecke der Tanzdiele auf den schon erwähnten Ehrensesseln nieder, vor sie wird ein Tisch mit den weiter brennenden Lebenslichtern gesetzt. Hinter jeden Sessel stellt sich eine ältere Verwandte; sobald sich einer der Vermählten erhebt, hat sie den verlassenen Platz einzunehmen, denn wenn während der Ehrentänze ein anderer den Platz besetzt, wird das Haus bald einen neuen Herrn. bezw. eine neue Herrin erhalten. — Jeder „Ehrentanz“ (d. h. Tanz mit der jungen Ehefrau) besteht aus zwei kurzen Rundtänzen, zwischen denen ihr jedesmaliger Tänzer den Musikanten ein grösseres Geldstück (gewöhnlich einen Thaler) zuwirft. Zunächst tanzt der eine Hochzeitsbitter, der Bruder der Vermählten, dann der andere mit ihr. Hierauf führen beide — und zwar beginnt wieder der Bruder der Ehefrau — der Reihe nach ihre Verwandten zum Ehrentanz heran, Brüder, Väter, Onkel, Vettern und Schwäger; selbst der etwa noch lebende Grossvater wird geholt und sträubt sich nicht lange, die alten Glieder noch einmal nach dem Takt der Musik zu bewegen. Ist ausnahmsweise die Reihe der Verwandten bald erschöpft, so wird neuerdings auch wohl dieser oder jener gute Bekannte der Familie (Kaufleute, Nachbarn) zu einem Tanz mit der jungen Frau aufgefordert, übrigens ein bedauerliches Durchbrechen der verwandtschaftlichen Schranken, zumal es gewöhnlich nur mit Rücksicht auf die Kasse der ohnehin gut bedachten Musikanten geschieht. — Wer mit der Neuvermählten getanzt hat, fordert bei den nächsten Tänzen der Reihe nach die Brautjungfern auf, so dass von Tanz zu Tanz mehr Paare auftreten und die Tanzenden schliesslich die beiden ganzen[1]) Sippen darstellen. Bei den Ehrentänzen feiert auch die deutsche Trinkfestigkeit ihre grössten Triumphe; in jeder Pause wird von eigens dazu beauftragten Leuten für die Frauen leichter Wein-, für die Männer der stärkste Rumgrog herumgereicht. Unaufhörlich trinken die letzteren sich zu und giessen geradezu unglaubliche Mengen des dampfenden goldgelben Gebräues hinunter. Durch den Tanz, die Musik, die aufregenden Getränke wird das stolze Gefühl der Familienzusammengehörigkeit allmählich zur höchsten Festesfreude gesteigert. — Den Höhepunkt und zugleich Abschluss der

1) Nur der Ehemann fehlt dabei, s. weiter unten.

Ehrentänze bildet der Tanz des Ehemannes mit seiner jungen Frau, die von ihrem Bruder zu ihm geführt wird. Die Musikanten erheben sich, und ganz allein tanzt das Paar dahin. In der Zwischenpause legt jeder der Ehegatten ein Goldstück auf den Musikantentisch, und einer der Gäste bringt auf das Ehepaar ein Hoch aus, dem ein Tusch und allgemeines Zutrinken folgt. Da die beiderseitige Verwandtschaft gewöhnlich sehr ausgedehnt ist, oft sogar der grösste Teil einer Ortschaft in verwandtschaftlichem Verhältnis steht, so begreift man, dass die Ehrentänze in der Regel eine lange Zeit, nicht selten viele Stunden, beanspruchen.

Auf die Ehrentänze folgt wieder allgemeines Tanzen. Zugleich wird in den Stuben für den esslustigen niederdeutschen Magen der Tisch zum Abendessen und später in der Nacht nochmals zum Kaffeetrinken gedeckt. Flott klingen die Weisen der „runden“ und „bunten“ (= Contre-) Tänze über die Tenne, und unter fröhlichem Schmausen und Trinken wird bis zum frühen Morgen gefeiert — meist in ungetrübter Festesfreude, denn — für die Verfeinerung des Gefühls bezeichnend genug — man hat sich mehr und mehr gewöhnt, in einer Hochzeitsschlägerei eine Beleidigung der Festgeber zu sehen, und jeder ist gern bereit, einen etwaigen Störenfried an die Luft zu befördern. — Gewöhnlich kräht schon der Hahn auf dem „Wiemen“, wenn die letzten Gäste sich verabschieden; erst jetzt begiebt sich das Ehepaar zur Ruhe. — — —

Zum Schluss sei nochmals bemerkt, dass diese Schilderung nicht ohne weiteres auf alle Teile der Lüneburger Heide übertragen werden darf. Aber so viel lässt sie erkennen: auch in der Heide lebt ein gesundes Volkstum weiter — ein alter Kern in einer allerdings vielfach umgebildeten Schale. Vielleicht tragen diese Zeilen dazu bei, dieses oder jenes Vorurteil zu zerstören: dann wäre ihr Zweck erreicht.

Zwieselbäume nebst verwandtem Aberglauben in Skandinavien.

Von H. F. Feilberg.

Wenn ich hier kurz einige Varianten der allgemein bekannten Sitte[1]), kranke Kinder durch einen gespaltenen Baum oder durch andere natürliche oder künstlich hergestellte Spalten und Löcher zu ziehen, mitteile, so gedenke ich nicht den Streit zwischen den beiden gelehrten Herren, meinem

1) Vgl. unsere Zeitschrift II, 81.

Landsmanne Prof. Kr. Nyrop, welcher die Symbolik der Sitte als eine neue Geburt erklärt, und Hr. H. Gaidoz, der dieselbe als ein „Abstreifen“ (transplantation) der Krankheit ansieht[1]), zu schlichten, noch gedenke ich eine neue Theorie aufzustellen. Mein Zweck ist nur, für künftige Forscher ein teilweise neues Material aus nordischen Quellen vorzulegen.

Viel wird von unserer Zeit als der Periode der grössten Aufklärung gesprochen. Dennoch giebt es Winkel, worin mittelalterliche Schatten noch ruhen. Wenn man mit dem Volke in näherer Verbindung lebt, wird man bald hier bald dort Dinge gewahr, die als „Überlebsel“ längst vergangener Zeiten dastehen. So steht es mit der Sitte, kranke Kinder durch ein auf dem Kirchhofe ausgestochenes Rasenstück zu ziehen. Meine Frau ist zufälligerweise vor wenigen Jahren einmal bei Sonnenuntergang Zeuge des ganzen Ritus geworden. Es war ein armes Kind, das Tuberkeln im Gehirn hatte, und welches die Mutter auf diese Weise, nachdem sie lange Jahre ärztliche Hilfe vergeblich gesucht hatte, retten wollte, aber es war auch umsonst. Unter grossen Leiden starb das Kind kurz nachher. Selber bin ich nicht Zeuge einer solchen Handlung gewesen. Das Volk weiss ja sehr gut, dass der Prediger solches wenigstens im voraus nicht wissen darf. Nachher lässt sich wohl davon sprechen. Es sind jetzt ungefähr fünf Jahre vergangen, dass ich an dem Orte, wo ich damals Pastor war, mit einer Frau mich unterhielt. Sie plauderte von Furcht und Hoffnung, dem Auskommen und ihren Kindern, unter denen eins lange Zeit kränklich gewesen war. „Was habt Ihr mit dem Mädchen angefangen“, fragte ich. „Ach, Herr, wir haben so vieles versucht, viel Geld dem Doktor gegeben.“ — „Sonst nichts?“ — „Ja, freilich, wir haben allerlei Hausmittel versucht, z. B. wir haben das Kind durch einen Soden gezogen“ (sie konnte ein Lächeln kaum zurückhalten) „hat aber alles nicht geholfen“, fügte sie hinzu. Das geschah 1890 in einem Kirchspiele des westlichen Jütlands, wo sonst viel intelligente Bauern und Arbeiter sich befanden.

Dieses Jahr (1896) ist von dem Herrn E. T. Kristensen, früherem Volksschullehrer, ein Buch: Danske Sagn IV veröffentlicht worden. Er führt darin eine ganze Reihe abergläubischer Sitten, die von ihm selber oder anderen beobachtet wurden, an. Eine Übersicht und einen Auszug werde ich unten geben.

Die Krankheiten, für welche dieses Durchziehen allgemein benutzt wird, sind Schiefheit, Rhachitis, Bruch, Epilepsie und wohl allerlei dauernde krankhafte Zustände. Die Zeit der Handlung ist gewöhnlich vor Sonnenaufgang oder nach Sonnenuntergang. Der Ort: ein Kirchhof, ein Wald, wo drei Wege zusammenstossen, auf einer Kreuzscheide. Im Walde werden meistens Eichen und Weiden zum Spalten benutzt, und der Gedanke

1) Kr. Nyrop, Dania I, 1 Kludetræet; H. Gaidoz, Un vieux rite medical, Paris 1892; cfr. S. Hartland, Perseus II, 146 f.

scheint der zu sein, dass der Bruch an den Eingeweiden mit dem Schlitz des Baumes heilen werde.

Die Kranken werden durch den Spalt eines Baumes, unter dem Baume oder unter einem ausgestochenen Rasenstück, durch die Beine eines umgestülpten Stuhles, durch eine Fitze Garn, durch das runde, schilfene Zugstück am Ochsengeschirre hindurchgezogen. Die Votivgaben sind kleine Fetzen, Kinderhemde, Bänder, welche um die Äste der Bäume gewunden werden, auch werden kleine Kupfermünzen als Opfer hingelegt.

Einzelne charakteristische Züge teile ich mit.

1. (Kristensen Sagn IV, 578. 1796.) Gespaltene Bäume, durch welche Menschen hindurch gezogen sind, finden sich an verschiedenen Orten Seelands, so bei Rygaard, bei Ebberup, Kirchspiel Soderup, auf dem Felde des Hufners N. Frederiksen. Man legt kupferne Münzen als Opfer neben den Baum und knüpft Fäden und Bänder, welche von dem Kranken getragen worden, um einen Ast des Baumes. Solche sind noch heutigen Tages (1887) zu sehen.

2. (Kr. No. 1801.) Eine alte Frau erzählt aus ihrer Jugend. Sie wäre kurz nach ihrer Heirat krank geworden, und alle hätten geraten. sie solle die „kluge Frau“ auf Himmerland um Hilfe angehen. Das that sie am Ende auch. Die Frau gab ihr ein Rezept für die Apotheke, das sie richtig benutzte, und ausserdem einen schmalen Papierstreifen mit sieben Einschnitten, an jedem einige unleserliche Buchstaben. Jeder Schnitzel war ungefähr so gross wie eine halbe Briefmarke, und sie sollte dieselben essen, einen nach dem anderen, jede Nacht zwischen Mitternacht und Tagesanbruch, bis alle verzehrt wären, und Donnerstag Nacht müsse sie damit anfangen. Danach müsse sie durch einen Ring von drei Weidenästen, die gestohlen wären, schlüpfen. Natürlich solle sie es nackt thun, dreimal durch den Ring, den sie nirgends anrühren dürfte, und der nachher verbrannt werden müsste. Alles sollte zudem unter tiefem Schweigen vor sich gehen. Alles geschah wie befohlen, die Frau wurde gesund und ist in ihrem ganzen Leben nie wieder auf die Weise krank gewesen. Später wurde ihr Mann krank, ihm wurde ganz dasselbe wie ihr vorgeschrieben, doch wusste sie nicht genau, ob er dieselbe Medizin wie sie erhalten. „Wie war mir aber angst und bange“, sagte sie, „da ich die Weiden stahl!“

3. (Kr. No. 1803.) Mittel für Kinder, die an der englischen Krankheit leiden. An dem Abend eines Donnerstags geht man aufs Feld, gräbt ein Rasenstück, das man mit sich nach Hause nimmt, aus, stülpt einen Stuhl um und legt den Grastorf über die Beine desselben. Eine Frau muss das kranke Kind nehmen und es mit der Sonne unter dem Torf hindurchziehen. So thut man drei Donnerstage jedesmal mit einem neuen Rasenstück, welche alle nach dem Gebrauch sehr genau auf ihre Plätze im Felde, wo sie ausgegraben sind, niedergelegt werden müssen. Alles muss unter tiefem Schweigen geschehen.

4. (Kr. No. 1805.) Im Sommer 1873 wurde ein Kind im Kirchspiele Staby, W. Jütland, dreimal durch ein Rasenstück, das stillschweigend, wo drei Wege zusammenstossen, ausgegraben wurde, hindurch gezogen.

5. (Kr. No. 1808.) Noch in den achtziger Jahren hat man hier (Fünen) folgendes Mittel gegen die Krankheit eines Kindes versucht. Mehrere Rasenstücke wurden ausgegraben und so aufgestellt, dass sie ein Loch bildeten. Durch dieses musste das Kind dreimal unter Stillschweigen, um Genesung zu erhalten, durchgezogen werden. Das Kind sollte nämlich unter die Erde, um zu genesen.

6. (Kr. No. 1809.) Wenn die Mutter ihre Kindlein aus der Wiege nimmt, muss sie genau darauf acht haben, den Platz, wo sie gelegen, zuzudecken, damit die Kinder nicht „von Huren gesehen“ (skjögesét) werden. Sollte dieselben dennoch ein solches Unglück treffen, so giebt es kein anderes Mittel als dass man ein Rasenstück auf einer Kreuzscheide, an einem Platze, wo die Felder von vier Besitzern zusammenstossen, ausgräbt. Durch dies Rasenstück führt man das Kind dreimal stillschweigend. Auch kann man mitten auf einem Kreuzwege drei Messerspitzen voll Erde ausheben, diese Erde in einen Lappen binden und das Kind damit eine Nacht hindurch schlafen lassen. Die Erde muss um Mitternacht genommen werden.

7. (Kr. No. 1810.) Ein Kind kann auch durch andere Ursachen, als weil es von einer Hure gesehen worden ist, hinwelken. So ist es sehr gefährlich, wenn die Mutter, während sie schwanger ist, über einen Rasenplatz geht, auf dem ein ausgegrabenes und wieder hingelegtes Rasenstück verdorrt liegt. Davon wird nämlich das Kind, wenn es so alt wird wie die Mutter war, da sie über das welke Rasenstück ging, hinwelken müssen. Doch giebt es ein Mittel dagegen, nämlich ein durchlöchertes Rasenstück auszugraben und das nackte Kind dreimal hindurchzuziehen, während man den gewöhnlichen Zauberspruch vor sich hinmurmelt. Derselbe ist jedoch nicht mitgeteilt.

8. (Kr. No. 1812.) Ich wurde krank und konnte immer schlafen, anfänglich wenigstens, später jedoch gar nicht. Zuerst war ich so gefrässig, dass ich alles essen konnte, später konnte ich 14 Tage lang ohne zu essen gehen. Ich schwand geradezu hin und war über die Massen elend. Mein Vater nahm mich zu der „klugen Frau“ mit. Es sollten auf dem Kirchhofe einige „Knollen“ ausgegraben werden, durch welche ich so, wie ich zur Welt kam (also nackt) gezogen werden musste. Danach sollte der Vater an den Altar der Kirche hintreten und mein Hemd daran streichen. Dennoch wurde ich nicht gesund. Wir mussten dann nochmals zu der Frau. Es war ein Loch unter der Erde, es war pechfinster drinnen, da mussten wir hinein. Sie stellte sich hinter mich und sprach: „Warum lauschest du? Kehre dich an nichts, versuch mal, ob du nicht neben mir ein wenig schlafen kannst!“ Ich hörte ein murrendes Geräusch und es schien mir, als ob sie mit jemand rede Danach warf

sie Schlaf auf mich, und ich schlief ein, ich fürchtete sie ja. Sie befahl mir etwas Brot zu essen und der Vater hielt mich mit Macht, bis es ihr gelang, mir dasselbe beizubringen, sie wollte ja versuchen, ob ich essen konnte. Noch befahl sie mir drei Kreuze vor mich zu schlagen und drei Vaterunser, wie der Prediger, zu beten. Der Vater erhielt ein Rezept auf Arzneisachen und half das nicht, sagte sie, dann wäre kein anderes Mittel übrig, als dass ich zum „Klugen“ in Fovlum müsse. Es half mir nicht, und ich musste nach Fovlum. Der konnte mich aber kurieren, indessen nicht ehe ich dreimal dort hingeschickt worden war.

9. (Kr. No. 1813.) Man heilt die englische Krankheit, wenn man das Kind dreimal durch eine Fitze Garnes hindurchzieht. Das Garn muss auf einer Stelle verwahrt werden, wo das Kind nimmer hinkommt.

10. (Kr. No. 1815.) Wurde jemand plötzlich krank, so wurde gesagt, er sei von „Trollen gedrückt“ (troldkryst). Er müsse dann durch das warme Brustkissen[1]) eines Pferdes geführt werden.

11. (Kr. No. 1817.) Ist jemand an Fallsucht krank, muss er, wenn ein Grab auf dem Kirchhofe fertig gemacht ist, sich dort mit einem Begleiter einfinden. Der Kranke muss in das Grab hinuntersteigen, sein Begleiter soll eine Schaufel nehmen, dreimal Erde auf den Kranken werfen und jedesmal deutlich sprechen: „Aus der Erde bist du gekommen, zur Erde sollst du werden, am Tage des Gerichts sollst du wieder auferstehen!“ Danach muss der Kranke, der wie eine Leiche da liegt, so lange liegen bleiben, bis er schläft. Ich habe eine Frau gekannt, die wirklich dieses Mittel für ihren kranken Sohn benutzte, und sie war der Meinung, dass es ihm half.

12. (Kr. No. 1822.) In Raabylille war eine alte „kluge Frau“. Wenn Kinder oder erwachsene Leute nicht gedeihen konnten, pflegte sie dieselben unter einem Fliederbaume zu begraben. Ein Knabe wollte gar nicht wachsen, sie nahm ihn bei Nacht mit sich zu einem Flieder. Unten grub sie ein Loch, wo sie ihn sich niederlegen liess und warf einige Schaufeln Erde auf ihn. Nach dem Tage fing der Knabe zu genesen an.

13. (Kr. No. 1824.) In Nörre Kongerslev lebten neben einander zwei Bauern; der eine von ihnen hatte immer Unglück, seine Frau war das ganze Jahr krank und genas sie dann und wann, so erkrankte sie doch bald wieder. Er ging zu einem Wahrsager um Rat, dieser kurierte sie, es dauerte aber nicht lange bis sie wiederum krank wurde. Abermals sprach der Mann den „Klugen“ um Rat an, denn die Frau war so überaus elend. „Ja“, antwortete der Wahrsager, „kurieren kann ich sie wohl, es giebt aber kein anderes Mittel als die Rache und die gehört Gott und nicht mir. Doch bringe mir sie (er nannte einen Tag), wir wollen es

1) Auf dem jetzt veralteten Pferdegeschirr waren die Strangseile an einem schilfenen häkelförmigen Kissen, das über den Hals des Tieres geschoben wurde, befestigt.

mal versuchen.“ Es versteht sich, dass der Mann an dem bestimmten Tage mit seiner Frau erschien, ein Grab wurde aufgeworfen, in welches die Kranke hineingelegt wurde. Die Öffnung wurde zugedeckt, und über der Frau wurde sowohl gepflügt, als gesäet und geeggt. Danach wurde die Frau hervorgeholt und ihr erlaubt, nach Hause zu gehen. Sie genas. Nun wurde aber die Nachbarfrau krank, sie wurde auch zum „Klugen“ geführt. Er antwortete: „Jetzt ist es zu spät! Du hättest deinen eigenen Sachen nachgehen und deine Nachbarsfrau mit Frieden lassen sollen. Für dich giebt es kein Heilmittel.“ Nach der Zeit soll diese Frau 50 Jahre bettlägerig gewesen sein. Obschon sie gross gewachsen war, wurde sie zuletzt klein wie ein Hund. Die andere Frau blieb von jener Zeit an immer gesund.

Ein anderer Mann hat erzählt, er wisse auch die Worte, die bei einer solchen Gelegenheit benutzt würden; nur wenige wüssten dieselben. Es sind die Worte, welche unser Heiland seine Jünger lehrte, da er sie aussandte und sprach: „Was ihr bindet, soll gebunden werden“ u. s. w.

Noch füge ich hinzu, dass in einer Variante (Kr. No. 1823) über dem begrabenen Kranken „mit zwei Kinnbacken eines Ochsen gepflügt wird und wie sonst Sitte war gesäet“. Die Kranke wurde demnächst aus dem Grabe getragen, wonach der „Kluge“ den Kranken durch das Loch in einem Vogelbeerbaume über einem Feuer, das auf dem Grabe angezündet ward, durchzog. Der Kranke, diesmal ein Schmied, wurde aber durch alle die Ceremonien dergestalt verwirrt, dass er wahnsinnig wurde und sich in einem Wasserloche ertränkte.

Gehen wir jetzt nach Schweden. Während eines längeren Aufenthalts in Stockholm kurz vor Weihnachten 1895 erhielt ich ein paar Notizen, die ich früher nicht kannte. In Westmannland, Dingtuna Kirchspiel, ist ein alter schattenreicher Eichenwald, „Hallstads egor“ genannt. In ihm steht inmitten eines niedrigen, runden, ungefähr 11 Schritte in die Quere messenden Steinhaufens, eine uralte, hohle und jetzt beinahe vertrocknete Eiche, die fern und nah mit dem Namen der „Smöj-eka“ (Durchzug-Eiche) bekannt ist. Der Stamm ist unten 10 Fuss im Umkreis, und 7 Fuss von der Erde hat er ein länglich rundes Loch, $14^1/_2$ Zoll hoch, 10 Zoll im Durchmesser,



Fig. 1.

welches durch den ganzen Stamm, wie Figur 1 zeigt, hindurch geht. Ungefähr 10 Zoll über dem Loche rundet sich der Stamm einwärts, und der Teil des Stammes, welcher hier mit seinen groben, meist dürren Ästen anfängt, ist augenscheinlich ein jüngerer Trieb des mit dem Loche versehenen Grundstammes. Es ist eine uralte Sitte, die noch heutigen Tages in Kraft ist, kranke Kinder durch das Loch dieser Eiche zu ziehen. Griffe nebst Ceremonien sind viele dabei üblich. Jedes Kind wird drei Donnerstag Abende behandelt unter strengstem Schweigen. Das letzte wird immer als das schwierigste betrachtet. An mehreren Stellen des Stammes sind Nägel und zerbrochene Bohrer eingeschlagen. Der Schwamm oder Pilz, welcher in einer Höhe von 5 Fuss von der Erde am Baume festsitzt, soll auch Wunder wirken. Vor ungefähr 50 Jahren lag ein flacher Stein etwa 3 Fuss hoch mit einem runden Loche oben am östlichen Ende des Steinhaufens. Der damalige Prediger des Kirchspieles liess ihn sprengen und die Stücke vergraben[1]).

Wahrscheinlich haben die vielen Besucher ins Loch für die Elfen Opfer gelegt, wovon später.

Vor nicht vielen Jahren fand sich in Norrby, Kirchspiel Fjärhundra, eine Fichte, deren Stamm sich ungefähr 4 Fuss von der Wurzel in zwei Äste geteilt hatte, die später zusammengewachsen ein oblonges Loch bildeten. Dasselbe wurde für den nämlichen Zweck benutzt.

Merken kann man, dass die Art des Baumes, wenn nur ein natürliches Loch daran sich findet, von wenigem Belang zu sein scheint; Aspen, Eichen, Buchen werden unter solchen wunderthätigen Bäumen genannt[2]).

Man hat auch andere Wege eingeschlagen und das Loch künstlich gebildet, indem man, wo die Wurzel eines Baumes frei lag, dieselbe durch einen untergeschlagenen Keil emporgehoben hat, bis ein Kind durchgezogen werden konnte. Der Berichterstatter sagt, es sei ihm bekannt, dass mehrmals dadurch Unglücksfälle eingetreten seien, weil der Keil, bei Seite gezwängt, die Wurzel zusammenklappen liess[3]). Hier wird also das Kind zwischen Erde und Holz hindurchgezogen, was doch wohl nur eine Variante der gewöhnlichen Sitte ist.

Eine weitere Entwickelung des Vorgangs kann die folgende Erzählung bieten. In Svenska Turistföreningens årskrift 1893, S. 27 f. heisst es unter dem 3. Juli 1875: Beim Eintreten in die grosse Küche, die das gemeinschaftliche Zimmer auf dem Lande bildet, begegnete uns der Anblick einer hölzernen Schleife, 25 *cm* hoch, zwischen zwei Küchenstühlen auf-

1) R. Dybeck, Runa, Stockholm 1874, S. 3.

2) A. Hazelius, Samf. f. Nord. Museets Främjande 1991—92, Stockholm 1894, S. 38: in Hycklinge, Småland, war eine grosse Fichte, in Odinsvi eine Erle, welche noch 1883 und wohl auch später benutzt wurden. Der Mitteiler hat dort hinterlassenes Kinderzeug gesehen, Aldén, Getapulien, 123 f. (Stockholm 1883).

3) Hazelius l. c.; cfr. Aldén, Getapulien, S. 124.

gerichtet. Etwas weiter nach vorn am Fenster stand eine Wiege mit einem Kindlein, aber welches Kind! So elend, so armselig, es sah wie ein Gerippe aus; wo es schmal sein sollte, war es dick und so umgekehrt. Es war um Weihnachten geboren und krank; Ärzte oder andere menschliche Hilfe war nicht gesucht, es sollte ihm aber damit geholfen werden, dass es dreimal durch diese Höhlung, den Abend eines Sonntags und zwei Donnerstagabende nach einander hindurchgezogen würde. In der Zwischenzeit sollte das Holzstück zwischen zwei Stühlen stehen, so wie wir es antrafen. Ein solches Holzstück wird vom Volke „valbundet“ genannt, das bei Rietz, Ordbok S. 794a „vålbundet“ lautet und von „vård“, dem Schutzgeiste des Hauses, der Familie, gedeutet wird, also wohl etwas, das einen geisterhaften Ursprung hat und mit übernatürlichen Kräften versehen ist. Beiläufig mag bemerkt werden, dass auch unter den Finnen solche hölzernen Ringe benutzt werden. Sie werden „luomarengas“, aus „luoma“, Schöpfung, und „rengas“, Ring, genannt. Sie werden auch für Krankheiten der Haustiere gebraucht. Es ist aber schwierig, so grosse natürliche hölzerne Ringe, wie für Kuh oder Pferd notwendig ist, herbeizuschaffen, und man hilft sich dann auf andere Weise. Ist ein Tier an Urinstauchung leidend, so führt oder giesst man den Urin des Tieres, von welchem man wähnt, dass die Krankheit herrührt, durch einen solchen „luomarengas“ dreimal. Dann hat der Urin seine bösen Eigenschaften verloren und wird dem Tiere als Heiltrank eingegeben, damit er jetzt ohne Schaden und Schmerz seinen Umlauf durch den Leib des Tieres nehmen könne.

Kehren wir aber wieder zu den hölzernen Ringen zurück, von welchen das „Nordiska Museet“ in Stockholm mehrere Exemplare besitzt. Den



Fig. 2.

Bericht über einen solchen (Fig. 2), vom Arbeiter A. P. Ahlberg verfasst und von Dr. Hazelius veröffentlicht, gebe ich in den Hauptzügen unten wieder.

Der erwähnte hölzerne Ring hatte seine heilenden Kräfte vom Jahre 1860 an geübt, als er vom Arbeiter Karl Persson in Västanå im Walde gefunden, abgehauen und danach mitgenommen wurde, um seine Heilkraft auf kranke Kinder auszuüben.

Es war dies Holzstück das kostbarste Gut der Familie Persson, sie wussten, wozu es nützlich war, und ausser ihnen hatte niemand in Älfkarleby ein solches. Der älteste Sohn, Peter, war von Rachites, dort „Riset“ genannt, erkrankt, und es giebt kein Mittel, das einem solchen Holzstücke gleichsteht, wenn es sich darum handelt, jene Krankheit zu heilen. Im

selbigen Jahre wurde der Sohn mit dem glücklichsten Erfolge durch den hölzernen Ring gezogen, er wurde gesund und ist jetzt 33 Jahre. Er hätte unmöglich ein solches Alter erreichen können, hätte sein Vater nicht diesen Baum gefunden! — Seit der Zeit sind Kinder zu Hunderten durch das Loch gezogen, alle mit demselben glücklichen Erfolge. Unter den vielen muss die Tochter des Arbeiters A. Nilsson in Västanå genannt werden. Obschon 14 Jahre alt, war sie sehr klein, und die Eltern meinten, das „Ris“ hätte die Schuld; sie erhielten vom Wunderbaume Kenntnis, das Kind wurde hindurchgezogen. Es lebt noch, hat jetzt die ansehnliche Länge von 1,31 *m*, wozu das Holz seinen Teil beigetragen hat.

Ahlberg fährt in seinem Berichte fort: Dies Jahr, 1893, hat er zum letztenmale seine Rundreise von Dorf zu Dorf gemacht, den Zweck, wozu ihn die Natur erschaffen, erfüllend. Am Anfange März war der Holzring eben von einem Bierbrauer, dessen Kind krank war, zurückgekommen und hatte einige Tage in der Heimat Ruhe. Dort wurde er aber gegen einen bisher unbenutzten zweiten hölzernen Ring eingetauscht, den der Unterzeichnete als Ersatz hat anschaffen müssen. Es war der Besitzerin ganz unmöglich, ohne ein solches Holzstück zu sein, da man allgemein ein grosses Vertrauen darauf hat, und die Nachfrage gross ist. Man hat einmal früher einen solchen hölzernen Ring in derselben Familie besessen, er war aber kleiner, und man hielt es damals für hinreichend, wenn das Leinenzeug des Kranken hindurchgeführt wurde[1]).

Es möge mir erlaubt sein, noch eine Krankengeschichte anzuführen; sie rührt aus den fünfziger Jahren her und ist dem Mitteiler von einem Augenzeugen berichtet. Der Sohn eines im Dalslande wohnenden Kirchenprobstes war mit Rhachitis in ihren schlimmsten Formen behaftet, und die Pröbstin liess ohne das Wissen ihres Mannes eine „Kluge“ von finnischer Herkunft um Rat fragen. Sie gab das Rezept einer übelriechenden Salbe, mit welcher das Kind drei Abende nach einander, immer um dieselbe Zeit, über den ganzen Leib bestrichen werden sollte. Zudem sollte daraus eine ziemlich grosse Pille angefertigt werden, und diese sollte von dem Kranken verschluckt werden. Während der drei Tage und Nächte, über welche sich die Kur erstreckte, durfte der Knabe, wie viel er auch schrie, nicht gewaschen werden, und wenn diese Tage vergangen waren, musste die Wäsche und alles, was er während der Zeit getragen hatte, verbrannt werden. Alles war umsonst.

Danach wurde ein anderes Mittel versucht. Das Kind wurde drei Donnerstagabende nach einander bei Sonnenuntergang durch die Sprossen der Stallleiter „gezogen“, was von zwei Dienstmädchen ausgeführt wurde. Das eine steckte das Kind mit dem Kopfe voran durch die untersten

---

1) Hazelius, Samf. etc. 1893—94, S. 57: das Bild ist genau nach dem veröffentlichten Holzschnitte kopiert.

Sprossen der Leiter hindurch, das andere nahm es in Empfang und „fädelte“ es auf dieselbe Weise durch die nächste Öffnung u. s. w. Der Berichterstatter, welcher damals ein Kind war, musste auf Wache stehen, damit niemand, am wenigsten der Probst, welcher nichts von dem allen wusste, etwas erfahren sollte.

Doch, leider auch dies Verfahren war umsonst. Nun wurde folgendes versucht. Drei Donnerstagabende bei Sonnenuntergang wurde das Kind je dreimal um das Haus wider die Sonne getragen. Die Thür des Vorhauses wurde geschlossen und verriegelt, damit niemand von innen kommend den Weg, auf welchem der Kranke geführt wurde, kreuzen sollte. Auch von aussen her durfte niemand, ehe die Ceremonie geschlossen war, eintreten.

Zuletzt wurde versucht, ob nicht Besserung gebracht werden könnte, wenn jemand für das Wohlsein des Kranken die Elfen schmierte (smörja Elfvorna). Hierzu musste aber eine „Kluge“ benutzt werden, und eine alte Frau, die mehr verstand als Brot essen, erhielt den Auftrag. Drei Donnerstagabende schmierte sie bei Sonnenuntergange die Elfenmühle (Elfkvarnen[1]) mit Schmeer oder ungesalzener Butter, desgleichen opferte sie drinnen eine Kleinigkeit von unbedeutendem Werte. Ob besondere Ceremonien und Zauberformeln bei diesem „Elfvablot“ (Elfenopfer) benutzt werden, ist dem Mitteiler unbekannt[2]).

Ein paar einzelne Fälle, die mir zu Gesicht gekommen sind, können auch notiert werden. Sie tragen doch immer dazu bei, die Sitte von mehreren Seiten zu beleuchten. Für „Skott“ (lumbago) und „Gastakramning“ wurden ähnliche Mittel benutzt. Es konnte geschehen, dass irgend jemand unter den Toten, die während der Nacht das Grab verlassen, nicht wieder dasselbe vor Sonnenaufgang erreicht hatte; er wurde „dagstândare“ (Tagsteher), d. h. er musste unsichtbar vor allen, Zauberkundige ausgenommen,

1) „Elfkvarn“ (Fig. 3) ist ein Stein, an welchem ein rundes ein oder zwei Zoll breites und nicht völlig so tiefes Loch sich findet. Bisweilen nennt man einen kleineren, etwas flächlichen und rundlichen, bewegbaren Stein so, bisweilen kommen mehrere solche Löcher auf eine unregelmässige Weise auf grösseren erratischen Blöcken eingeschliffen vor. Auch



Fig. 3.

die ringförmigen Höhlen, welche das Wasser in Steine und Felsenblöcke ausgeschliffen hat, werden vom Volke den Elfen beigemessen und werden „Elfgrytor“ (Elfkessel) in Södermanland und Nerike genannt. Auch in ihnen wird für kranke Kinder geschmiert oder geopfert. Bidrag t. Södermanl.'s äldre Kulturhist., durch Joh. Wahlfisch VI, 108 (Uppsala 1886).

2) Hazelius, Samf. etc. 1890, S. 30 (Stockholm 1892).

dort bis nächste Nacht stehen bleiben, wo er von der Sonne überrascht wurde. Geschah es dann, dass ein Wanderer zufällig auf einen solchen „Tagsteher“ ohne sein Wissen stiess, so wurde er übel zugerichtet, „gastkramat“, vom Gespenste gekniffen. So deutete man plötzlich eintreffende Krankheitsfälle. „Skott“, Schüsse, wurden alle plötzlich auftretenden, bohrenden Schmerzen in den Lenden und wohl auch anderswo genannt, und sie rührten von Finnen oder Nordmännern her. Diese schossen ihre Pfeile mit dem Befehle: „Gehe fünfzig, hundert Meile!“ oder so weit es ihnen gelegen war, und am Ende der langen Bahn wurde derjenige, dem der Schuss zugedacht war, von plötzlichen gewaltsamen Schmerzen getroffen.

Ein alter Schmied wusste Mittel dagegen. Mit einer alten guten Flinte schoss er über das schmerzende Glied des Kranken nach Ost, West und Süd; nach Nord schien er es nicht zu wagen. Man konnte auch dafür neun am Ende gespaltene Weidenpflöcke benutzen (Fig. 4), in deren Spalten ein kleines Stück Weidenholz eingeklemmt war. Durch ein gelindes Anpressen konnten diese Stücklein über den Kranken nach denselben Richtungen abgeschossen werden, und das ist noch 1878 vorgekommen. Die Nachbarin des genannten Schmieds, Stina, half denen, welche sich an sie wendeten, dadurch, dass sie drei Glühkohlen zwischen den Leib des Kranken und sein Hemd fallen liess. Bei Frauen mit ihrem engen Hemde soll dies nicht immer ohne Schaden abgelaufen sein. Weniger gefährlich war es, nackt durch eine Fitze ungewaschenen Garnes zu kriechen[1]). Das wollten aber jüngere Frauen nicht immer. Dann griff Stina es anders an, sie zündete einen Besen an, führte denselben dreimal dem Laufe der Sonne entgegen um die Kranke und sengte zugleich etwas von ihrem Haar. Es geschah aber unglücklicherweise, da Lena in Hultarp sich einmal dieser Kur unterwarf, dass ihre ganze Perücke Feuer fasste. Mutter Stina ergriff geschwinde eine Schüssel mit Preisselbeerensuppe, die sie über das brennende Haar ausleerte, so wurde wenigstens ein Teil gerettet. „Gott behüte aber, wie sah sie aus!“ — Lena wurde indessen durch den Schrecken dergestalt inwendig „umgerührt“, dass sie wirklich genas[2]).


Fig. 4.

Hat eine schwangere Frau von einem „Schabekuchen“ (skrapkaka), d. h. von dem Brote, das aus dem letzten abgekratzten Reste des Teiges gebildet wird, gegessen, so wird ihr Kind die schwer zu definierende Krankheit „kakskäfver“ (Brot-Rhachitis) erhalten. Sie muss dann an neun Orten sich etwas Mehl erbetteln, daraus einen Teig machen und denselben um ein Fassband legen. Auf diese Weise wird nun ein Brot mit einer

1) Nyland (Helsingfors 1889), S. 128 (Finland).
2) Aldén l. c. S. 104.

ringförmigen Öffnung, durch welche das Kind dreimal gezogen werden muss, gebacken[1]).

Leidet ein Kindlein von Husten oder Schleim in der Brust, so muss dasselbe dreimal unter einem Hengste oder Widder durchgeführt werden.

Von „Skerfva“ giebt es drei Arten (in Dänemark neun): „Jordskerfva“ (Erd-Rhachitis), „Horskerfva“ (Huren-R.) und „Likskerfva“ (Leichen-R.). Wird ein Kind durch „Skerfva“ irgend einer Art krank, so muss sein Leinen durch einen Kirchenschlüssel gezogen werden[2]).

Es muss der Jäger sich genau in acht nehmen, dass er im Walde nicht unter Windfällen hindurchkriecht, denn dadurch kann er sein Jagdglück verlieren. Jäger und Fischer können selbst sowie ihre Gerätschaften verzaubert werden. Wo das der Fall ist, müssen sie einen kleinen, schlanken Vogelbeerbaum im Walde aufsuchen. Seine Äste müssen abgehauen werden, und der Stamm „wider die Sonne“ gedreht und mit dem oberen Ende in die Erde befestigt werden, wodurch ein Bogen gebildet wird. Durch diesen müssen Jäger oder Fischer, ihre Flinte oder Netze mit sich schleppend, rücklings kriechen[3]).

Askov bei Vejen (Dänemark).

Volksmedizin in der Grafschaft Ruppin und Umgegend.

Von K. Ed. Haase.

A. Gegen Krankheiten der Menschen.

I. Gegen Adel.

Unter Adel versteht man eine bösartige, eiternde Entzündung des Fingers. Gleichbedeutend sind die Ausdrücke Akelei, Blei, Blenn und Umlauf.

1. Gegen Blei.

Der Adel und der Stuhl
Gingen vor Gericht;
Der Stuhl gewann,
Der Adel verschwand. Im Namen Gottes u. s. w.

Alt-Ruppin[4]).

1) Wigström, Folkdiktning II, 276 (Göteborg 1881).
2) Rääf, Ydre Härad Ö. Göthl. S. 126. 127 (Linköping 1856).
3) Wahlfisch, Söderm. Kulturh. VIII, 99. 101.
4) Die Ortschaften aus dem Kreise Ruppin sind ohne nähere Bezeichnung.

2. Gegen Blenn.

De Blenn un de Spol (Spule),
De ging'n beide nåhn Pol (Pfuhl);
De wolln sich beide bågen (baden)
Un is en nich gerågen (geraten, gelungen).
De Blenn, die verschwann
Un de Spol gewann. Buberow.

3. Gegen einen kranken Finger.

Blei und Spul'
Gingen in die Schul';
Spule gewann,
Blei verschwann. Lenzke. Kr. Ost-Havelland.

4. Gegen Adel.

Man nimmt Urin des Kranken, kocht ihn, taucht dann den kranken Finger während des Kochens stillschweigend ein und spricht:

Der Adel und die Fuler (?)
Schlugen sich beide um den Schuler;
Adel verschwund,
Schuler gewunnt. Zechlin. Kr. Ost-Prignitz.

5. Gegen Adel.

De Adel un de Spaul
Gingen beide zu Paul;
De Paul gewann,
De Adel verschwann. Im Namen Gottes u. s. w. Ebenda.

II. Gegen Augenkrankheiten.

1. Für schlimme Augen.

Dein Auge ist schlimm,
Es soll werden wieder glimm.
Ich böte dich auf das Schlimm',
Dass das Gute das Böse überwind'.
Im Namen Gottes u. s. w. † † † Neu-Ruppin.

2. Gegen Augenweh.

Glückselig ist der Tag, daran Christus der Herr geboren war. Flog aus, mein Blind [so!]. Logemimuss (= Longinus), der blinde Jude, der stach Christus dem Herrn seine Seite durch und durch; daraus floss Wasser und Blut, das ist dem N. N. für seine Augen gut. † † † Lichtenberg.

3. Gegen die Felle (Star) auf den Augen.

a) Es fielen drei Jungfrauen vom Himmel:
Die eine wollte abmähen das Gras von den Auen,
Die andere das Laub von den Bäumen,
Die dritte das Fell von den Augen. Im Namen Gottes u. s. w. Wulkow.

b) Da gingen drei Jungfern wohl spazieren:
Die eine pflückt Gras am Wege,
Die andere pflückt Laub vom Baum,
Die dritte pflückt den Star vom Auge. Im Namen Gottes u. s. w. Metzelthin.

c) Gegen einen Schaden an den Augen.

Es standen drei Jungfrauen am heiligen Wege:
Die erste pflückt Gras,
Die andere pflückt Laub,
Die dritte putzt Staub
Und treibt's von den Augen. Im Namen Gottes u. s. w. Zippelsförde.

4. Wenn einem etwas in das Auge geflogen ist, so wendet man, um dieses zu entfernen, folgendes Mittel an: Man drückt den gekrümmten Zeigefinger dreimal über das Auge und spricht dazu jedesmal leise die Worte: „Jesus, komm uns voran!" Lindow.

5. Wenn man etwas ins Auge bekommen hat, soll man so machen, als ob man es herausziehen wollte, und sagen: „Jesu, fass er zu!" Protzen. Walchow.

6. Wenn ein Mensch oder ein Tier etwas in den Augen hat, so nimm Muschelmehl und mache es in die Augen, das holt es wieder heraus, und dann sprich:

Also mit Sand,
So hat unser Herr Christ mit der Hand,
Der gelinden,
Die Schmerzen geheilt den Blinden. Im Namen Gottes u. s. w.
Seweckow. Kr. Ost-Prignitz.

III. Gegen Ausschlag.

1. Wenn jemand den bösen Ausschlag hat, so sehe er an einem Freitag Abend, wenn der Mond ganz hell scheint, denselben an, streiche über die kranke Stelle (mit einem leinenen Tuche kreuzweis: Protzen, Walchow) hinweg und spreche:

Was ich anseh', nehme zu (werde gross: Protzen, Walchow),
Und was ich streiche, nehme ab. Im Namen des Vaters u. s w.
Neu-Ruppin, Protzen, Walchow.

2. Ausschlag wird vertrieben, wenn man die kranke Stelle dreimal stillschweigend kreuzweise mit einer Totenhand überstreicht. Rheinsberg.

3. Hat jemand Schorf am Kopfe, so gehe er bei abnehmendem Monde in der Nacht vom Freitage zum Sonnabend zwischen 12 und 1 Uhr, ohne zu sprechen, auf den Kirchhof, nehme von dem Grabe einer Frau etwas Sand (oder Erde), verberge diesen in ein Tuch und binde das Tuch mit dem Inhalt um den Leib. Am folgenden Freitage gehe man wieder stillschweigend zur selbigen Stelle und lege den Sand (die Erde) wieder dahin, wo man ihn fortgenommen hat, dann wird der Ausschlag verschwinden. — Eine Frau muss dies an dem Grabe eines Mannes thun. — Den Freitag muss man dazu wählen, weil es eben der Freitag ist; denn nur er kann von dem Übel frei machen. Köpernitz.

4. Leidet man am Ausschlag, so gehe man vor Sonnenuntergang an ein fliessendes Gewässer, schöpfe daraus stromabwärts mit einem Gefässe Wasser und wasche damit die kranken Stellen. Doch muss man bei Sonnenuntergang schon wieder zurückgekehrt sein. Ebenda.

5. Hat jemand Kopfgrind, so brenne er zwei oder drei Kröten in einem wohl vermachten (d. h. gut geschlossenen) Topfe über starkem Kohlenfeuer zu Pulver, streue dieses auf den zuvor dick mit Schweineschmer eingeschmierten Kopf des Kranken und überbinde ihm diesen mit einer Blase. Lichtenberg.

6. Haben kleine Kinder den Ausschlag oder andere Gebrechen, dann bestreiche man sie mit einer Totenhand oder mit einem Lappen, mit dem ein Toter gewaschen ist. Den Lappen lege man alsdann mit in den Sarg hinein. Sobald die Hand oder der Lappen verfault ist, ist das Gebrechen verschwunden. Zühlen.

IV. Blut stillen und Wundsegen.

1. a) Blut, du sollst stille stehn, wie das Wasser im Jordan stand, da unser Herr Christus getaufet ward. Im Namen des Vaters u. s. w. Amen.
Neu-Ruppin. Dabergotz.

b) Blut, steh still, wie Jesus Christus am Jordan gestanden hat. Im Namen des Vaters u. s. w. Falkenthal. Kr. Templin.

c) Blut, steh still, gleichwie der Jordan stand, da unser Christus die Taufe empfing. Buberow.

2. a) Jesus Christus lag und schlief,
Seine Wunden waren tief.
Sie thaten nicht bluten,
Sie thaten nicht schwären,
Sie thaten nicht schwellen,
Sie thaten nicht weh. Im Namen Gottes u. s. w. Neu-Ruppin.

b) Unser Jesus lag und schlief,
Seine Wunden waren tief,
Sie heilen nicht, sie schwären nicht,
Sie thun auch nicht weh. Im Namen des Vaters u. s. w. † † † Dreimal pusten.
Neu-Ruppin. Stöffin. Walchow.

c) Unser Herr Jesus Christus lag und [schlief,
Seine Wunden waren tief.
Sie heilten, sie schwärten nicht.
Blutader, du sollst stille stehn,
Wie das Wasser, was im Jordan steht.
Dabergotz.

3. a) Man pustet dreimal über die Wunde und spricht:
Unser Christus fiel vom Himmel;
Er ward gebunden, er ward verwundet.
Es soll nicht schwellen, es soll nicht quellen,
Es soll nicht bluten, es soll nicht wehe thun. Im Namen des Vaters usw.
Zum Schluss wird wieder dreimal über die Wunde gepustet. Neu-Ruppin.

b) Du sollst nicht kellen,
Du sollst nicht schwellen,
Du sollst nicht wehe thun,
Du sollst sachte thun. Im Namen Gottes u. s. w. † † † Neu-Ruppin.

c) Unser Herr Jesus Christus ans Kreuz ward geschlagen.
Seine Wunden schwollen nicht, sie quollen nicht,
Sie thaten auch nicht weh:
So dieser Wunde auch gescheh. Im Namen u. s. w. Neu-Ruppin.

d) Gegen eine offene Wunde. — Christus, der Herr, ging in den Garten und verband seine Wunden. Sie faulten nicht, sie schworen nicht, sie haben auch nicht weh gethan: also soll auch diese nicht thun. — (Anblasen). Im Namen Gottes u. s. w. (ohne Amen). — Böten nach Sonnenuntergang. Neu-Ruppin.

e) Wunden verbinden und Schmerzen versprechen. — Herr Jesus ging über Feld und verband seine Wunden. Sie schwellen nicht, sie quellen nicht, sie thaten auch nicht weh. Im Namen Gottes u. s. w. Neu-Ruppin.

4. Blut stillen.
Du sollst nicht bluten,
Du sollst nicht schwellen,
Du sollst nicht quellen,
Du sollst nicht schwären,
Bis die Mutter Maria wird gebären.
Im Namen Gottes usw. Neu-Ruppin.

5. Blut, du sollst stille stehn,
Sollst nicht weiter gehn,
Sollst nicht hirren,
Sollst nicht quirren,
Sollst nicht wehe thun. Neu-Ruppin.

6. Ruh', Blut!
Steh, Blut!
Christus lag in seinen Wunden rot.
Das schwoll nicht,
Das quoll nicht.
Im N. G. d. V. † † † G. d. S. † † †
u. G. d. h. G. † † † Neu-Ruppin.

7. Christi Wunden
Sind nicht verschwunden,
Auch nicht erhalten,
Auch nicht erkalten,
Auch nicht geschwollen. Neu-Ruppin.

8. In unserm Garten stehen drei Blumen: die eine Gott Vater, die andere Gott Sohn, die dritte Gott heiliger-Geist.

Hier puste dreimal und sprich dann leise weiter:

Diese Wunde, die ich hier finde, die soll nicht bluten, nicht schwellen, nicht wehe thun, keine Hitze, kein kalter Brand mehr zuschlagen. Im Namen Gottes u. s. w. — Dreimal pusten. Neu-Ruppin. Frankendorf.

9. Für ein Übel, das keine offene Wunde ist. — Hier thue ich eine Wunde finden, die soll weder hitzen, faulen, schwären, bluten. — (Anblasen.) — Im Namen Gottes u. s. w. — Böten nach Sonnenuntergang. Neu-Ruppin.

10. Die Wunden, die ich seh,
Die sollen nicht thun weh. Im Namen Gottes u. s. w. Neu-Ruppin.

11. Unser Herr Christus wurde gestochen mit einem Schwert. Seine Wunde, sie hult nicht, sie krult nicht, sie thut ihm gar nicht weh, sie thut ihm nicht ein bischen weh. — Blut steh, eh' die Welt vergeh'! Im Namen des Vaters u. s. w.

Man bestreiche die Wunde mit einem angeschärften Messer und blase sie dreimal an. Neu-Ruppin.

12. Man schlägt drei Kreuze über die Wunde und spricht dann:
Es geschehe mein Wille!
Ich sage dir, Blut, stehe stille! Das walte Gott u. s. w. Amen.

Hierauf macht man abermals drei Kreuze, wiederholt das Ganze dreimal, und das Blut hört auf zu fliehen. Neu-Ruppin.

13. Drei Blumen stehen am Himmel:
Die erste Wehmut,
Die zweite Demut,
Die dritte Gottes Wille.
Blut, stehe stille! Im Namen des Vaters u. s. w. Neu-Ruppin.

14. In Christi Garten steht ein Baum; der grünt nicht, der blüht nicht, und dies soll auch so sein. Im Namen Gottes u. s. w. Neu-Ruppin.

15. Es standen drei Bäume im Garten:
Der eine hiess Palmbaum,
Der andre hiess Hoppe,
Der dritte Blutstoppe. — (Anblasen.) — Im Namen Gottes u. s. w.
Böten nach Sonnenuntergang. Neu-Ruppin.

16. Gegen Geschwulst, Blut und Brand; in Kremmen gegen die Rose gebräuchlich.

Vor (über: D. u. Kr.) unseres Herrgottes (Herrn Jesu: D.) Bett,
Da stehen drei Rosen:
Die eine ist rot,
Die andre ist Blot (blutrot: D. — sieht wie Blot: Kr.),
Die dritt' hat ihren freien Willen,
Und vor ihr stehen Geschwulst, Blut und Brand stille.
(Kann Blut, Geschwulst und alles andere stillen: D.)
(Soll Schwuls, Geblüt und Brand stillen: Kr.)

Neu-Ruppin. Dabergotz. Kremmen, Ost-Havelland.

17. a) Rot ist die Wunde,
Glückselig ist die Stunde,
Wo der liebe Jesus Christ
Drinnen geboren ist. Im Namen Gottes u. s. w. Neu-Ruppin.

b) Sobald du dich gestochen, geschnitten oder gehauen hast, so sprich:

Glückselige Wunden,
Glückselige Stunden,
Glückselig ist der Tag,
Da Jesus Christus geboren ward.
Jesus Christus ist geboren in Fleisch und Blut,
Das sei mir für alle Wunden und Schmerzen gut. † † † Neu-Ruppin.

18. Ich ging über eine Brücke,
Da floss Blut.
Blut, du sollst stehen!
Wasser, du sollst gehen!
Im Namen des Vaters u. s. w.
Neu-Ruppin.

19. Ich stand in einer Oberthür
Und sah in eine Unterthür.
Das Wasser lass' ich fliessen,
Das Blut thu ich schliessen.
Im Namen Gottes u. s. w. Amen.
Neu-Ruppin [1]).

20. To Dohm
Do steiht eine Blom.
Dei het bleut un bleut nich mehr:
So stah, du Blot, un lop nich mehr.
(Solche Wörter sprich dreimal.) Neu-Ruppin.

21. Für das Blut.

Es kam eine Jungfrau aus England,
Die hatte zwei Krüge in ihrer Hand:
Der eine mit Wasser, der andre mit Blut.
Blut, stehe! Im Namen Gottes u. s. w. † † † Neu-Ruppin.

22. Um Kinder zu beruhigen, die sich leichte Schnittwunden oder blutige Schrammen zugezogen haben, wendet man folgende Worte an:

Bœt, bœt,
Krähenfœt,
Lämmerstert [G.: Hesterstert],
Dat et morgen better werd (oder: Bald wedder göd'ken werd. A.-R.)

Neu-Ruppin. Alt-Ruppin. Gadow.

1) Der Spruch stammt aus Westfalen.

23. Unser Herr Christus ward verwundet.
Es schwellte nicht, es quellte nicht.
Sie bluten nicht und thaten auch nicht weh. Im Namen Gottes u. s. w.
Alt-Ruppin.

24. Blut und Gebein,
Du sollst stehen still und rein,
Als die Maria die Mutter Gottes ward
Und Jesum Christum den Herrn hat. Im Namen Gottes u. s. w.
(ohne Amen). — Dreimal zu sprechen. Alt-Ruppin.

25. Man nehme einen Stein, mache mit diesem drei Kreuze über die blutende Stelle und spreche:

Blut, Ader, Mark und Bein,
Schwärt ebenso wenig wie dieser Stein. Im Namen u. s. w.

Dann wird der Stein schweigend an einen dunkeln oder verborgenen Ort gelegt.
Alt-Ruppin.

26. Christus ging mit Petrus über den Jordan und stach einen Stab in den Jordan, sagte: Stehe, wie der Wald und Mauer. So soll dieser Blutstrahl auch stehen wie Wald und Mauer. Im Namen u. s. w. Zippelsförde.

27.

a) Christi seine Wunden
Wurden so verbunden:
Sie bluteten nicht, sie schwärten nicht,
Sie thaten auch nicht weh.
Im Namen Gottes u. s. w.
Zippelsförde.

b) Christi Wunden
Wurden nicht verbunden;
Sie kellten nicht,
Sie schwellten nicht,
Sie thaten auch nicht weh.
Im Namen Gottes u. s. w. Wulkow.

28. Blut, du sollst stille stehn sowohl, als Gott steht, die Schmerzen auch. Im Namen Gottes u. s. w. Dierberg.

29. Blut, stehe stille!
Das ist mein und dein Wille.
Als unser Herr Christus hat Wunden verbunden,
Sind die Engel im Himmel verschwunden. Im Namen G. u. s. w.
Rheinsberg.

30. Um das Bluten eines verletzten Fingers zu stillen, nimmt man einen leinenen Lappen, steckt diesen zuerst in den Busen und streicht dann dreimal über die Wunde mit den Worten:

Ich bespreche dich alleine,
Schwöre (= schwäre) nicht, wie diese Steine. Im Namen des Vaters usw.

Hiernach nimmt man den Lappen und verbindet damit die Wunde. Gransee.

31. Gegen den Blutfluss. — Man nimmt neun Stachelbeerdornen, steckt sie dem Kranken in die Seite und spricht dazu:

Blut, Blut, Blut! Im Namen des Heilandes Jesus Christus, der wahrhaftig am Kreuz für uns gestorben ist, gebiete ich dir, du sollst stille stehen. Im Namen des Vaters u. s. w. — Amen, Amen, Amen! Dabei wird übers Kreuz über den Mund des Kranken geblasen. Kraatz.

32. Blut, ich sage dir, du sollst stille stehen, wie Jesus Christus am Golgatha.
Wulkow.

33. Es wuchsen Gott dem Herren
Drei Blumen aus seinem Herzen:
Die eine seine Gütigkeit,
Die andre seine Barmherzigkeit,
Die dritte sein guter Wille.
Blut, stehe stille! Im Namen Gottes u. s. w. Wulkow.

34. Blut, steh' still! — Blut, du sollst still stehn, wie der Odem im Toten! — Blut, du sollst still stehn wie das Wasser im Jordan! Im Namen u. s. w. † † †
Seebeck.

35. So wahr als unserm Herrn Jesu Christo seine Wunden nicht geschworen sind, so wahr wird meine Wunde auch nicht schwären. — Dreimal gesagt im Namen Gottes. † † † (Engelien und Lahn, der Volksmund. S. 255.) Seebeck.

36. Diese Wunden stehen offen,
Sie sind nicht verbunden,
Sie quellen nicht, sie kellen nicht,
Sie thun auch nicht weh. Buberow.

37. Blut, du musst dich runden
Durch Christi Blut und Wunden.
Buberow.

38. Es kamen drei Jungfern gegangen,
Zwei thäten das Blut empfangen,
Die dritte thät es verwischen.
Buberow.

39. Auf Christus Grab wuchsen drei Ilgen [(=Lilien):
Die erste hiess Jugend,
Die andre hiess Tugend,
Die dritte hiess Subal Blutstend. † † †
Lichtenberg.

40. Gegen frische Wunden. — Frisch ist die Wunde, heilsam ist der Tag und glückselig die Stund', sobald ich dich ergreif, dass du weder geschwülst noch geschwürst, bis Maria einen anderen Sohn gebärt. † † † Lichtenberg.

41. Jesu Güte,
Jesu Blüte,
Gottes Wille;
Blut, steh stille,
Dass nichts hinzukomme,
Kein' Hitz', kein Frost und auch kein Brand.
Im Namen Gottes u. s. w. Herzberg. Wulkow.

Die beiden letzten Zeilen heissen jedoch in Wulkow:

Dass nicht mit hinzuschlag'
Kein' Hitz', kein Frost, kein Schwulst, kein kalter Brand.

42. Da unser Herr Jesus aus dem Wasser kam,
Wo Blut und Wasser rann.
Wasser, geh!
Blut, steh! — Das gebiet ich dir im N. G. u. s. w. Löwenberg.

43. Blut, steh stille!
Das ist mein Wille. Im Namen G. u. s. w. Löwenberg.

44. Es kamen drei heilige Männer gelaufen;
Der erste sprach, er wollt' Blut kaufen!
Der andre sprach: „Blut steh!"
Der dritte sprach: „Um Jesu Christi willen!" Im N. G. usw. Löwenberg.

45. Du sollst nicht schwären, du sollst nicht bluten, du sollst nicht wehe thun, du sollst sachte sein. Im Namen des Vaters u. s. w. Walchow.

46. Das Blut steh', wie unser Herr Christus vor dem Kreuze steht. Im Namen des Vaters u. s. w. Kerzlin.

47. Heil sei die Wunde,
Heil sei die Stunde,
Heil sei der Tag,
Worin die Wunde geschach. Im Namen u. s. w. Kerzlin.

48. Wie die Blume im Garten steht, soll das Blut auch stehen. Im Namen Gottes u. s. w. Rübehorst.

49. Dort an jenem Raum,
Da stand ein grüner Baum;
Der Baum blühte.
Vergeh' und steh'! Im Namen Gottes u. s. w. Rübehorst.

50. Dat Blot is rot,
De Weidag sünd grot,
Dat Blot soll stahn
Un de Weidag vergahn. Im Namen Gottes u. s. w.
Röbel in Mecklenburg.

51. Herr Gott, du bist ein Jäger über Himmel, Erde, Meer und alles, was darinnen ist; so du sprichst, sich kein Tropfen nicht bewegt. — Blut, steh' still! Gott, der allmächtige, will. Im Namen u. s. w. Falkenthal, Kr. Templin.

52. Man zeige mit dem Zeigefinger auf den blutenden Teil, mache drei Kreuze und spreche dabei:

Dies Blut und Wunden soll stille stehen und nicht weiter gehen.
† † † Im Namen der heiligen Dreifaltigkeit. Falkenthal, Kr. Templin.

53. Blut, steh still, wie das Wasser am Jordan!
Der Schwulst schwinde,
Wie der Hauch im Winde. Lenzke, Kr. Ost-Havelland.

54. Wunden besprechen.

Du sollst nicht dellen,
Du sollst nicht schwellen,
Du sollst nicht stechen,
Du sollst nicht brechen,
Du sollst heilen, was Mutter Maria auch that.
Das dellt nicht,
Das schwellt nicht,
Das bricht nicht,
Das sticht nicht,
Das strammt nicht,
Das bannt nicht.
Du sollst heilen im Namen Gottes des Vaters u. s. w.

Dies wird dreimal gesprochen, und während dieser Zeit wird dreimal etwas von dem Blut oder von der Unreinigkeit der Wunde an einen Zweig gewischt, welchen man von einem Vogelfliederbaum abgeschnitten und von welchem man die Borke abgeschabt hat. Alsdann wird derselbe mit Spinngewebe und einem leinenen Lappen umwickelt und festgesteckt. Retzow, Kr. West-Havelland.

55. Die quage (quade) Wunde, die soll nicht schwellen und soll nicht quellen, sie soll nicht weiter gehn. Das ist das heilige Land und unsers Herrn Christi Verband. Im Namen Gottes u. s. w. Friesack, Kr. West-Havelland.

56. Man nimmt ein kleines Stück Holz, drückt es dreimal auf die Wunde und spricht:

„Dies Holz nehm ich von Christi Kreuz."

Friesack, Kr. West-Havelland.

57. Gegen Schnittwunden.

Du Blut des Lebens, halte an,
Wie Christus stand am Kreuzesstamm.
Halt' an, du Blut, die Ader dein,
Weil niemand ist von Sünden rein. Im Namen Gottes u. s. w.

Zechlin, Kr. Ost-Prignitz.

58. Christus, durch die Wunden dein
Mach diese Wund von Fehlern rein Im Namen Gottes u. s. w.

Zechlin, Kr. Ost-Prignitz.

59. Ich ging über eine Brücke, worunter drei Ströme liefen:
Der erste hiess Gut,
Der zweite Blut,
Der dritte Epipperjahn.
Blut, du sollst stille stahn! Zechlin, Kr. Ost-Prignitz.

60. Auf unsers Herrn Jesu Grab stehen drei Rosen: die erste heisst gütig, die andere mutig, die dritte ist Gottes Stiel; das stillte drei Namen das Blut in den Wunden [so!]. — 8 Segen. — Im Namen u. s. w. (ohne Amen).

Seweckow, Kr. Ost-Prignitz.

61. Für verbrannte Wunden — Für 1 Sgr. Hirschtalg, 1 Sgr. Jungfernwachs, 1 Sgr. Leinöl und alte Butter: dies alles zusammmen in einem Topf gekocht, dass es eine Salbe wird. Dann sagt man:

Feuer, du brennst scharf, Feuer, du brennst durch und durch; aber ich regier' doch mit meine Salbe dir. Im Namen Gottes u. s. w.

Seweckow, Kr. Ost-Prignitz.

62. Um Blut zu stillen, lege ein Messer über Kreuz auf die Wunde und sprich leise: Im Namen des Vaters u. s. w. Neu-Ruppin.

63. Ziehe einen Keil aus einem Schemel oder aus einer Leiter, bestreiche ihn mit dem Blute und schlage ihn dann umgekehrt wieder an seinem Orte ein. Das Bluten hört den Augenblick auf. (Engelien u. Lahn, a. a. O. S. 255.) Seebeck.

64. Schneide von einem grünen Baum einen Stock ab und lass Blut aus der Wunde in einen Lappen fliessen, binde dann den Lappen um den Stock und denke dabei: Im Namen Gottes † † †, und lege ihn nicht zu warm und nicht zu kalt. (Engelien u. Lahn, a. a. O. S. 255.) Seebeck.

65. Man nimmt einen Nagel aus der Scheide einer Leiter und streicht mit demselben über die Wunde, indem man spricht: Im Namen Gottes u. s. w.; darauf schlägt man den Nagel umgekehrt wieder in die Scheide. Löwenberg.

66. Wenn man sich mit irgend etwas (Messer, Nadel u. s. w.) gestochen hat, dann soll man dreimal weiter stechen. Protzen. Walchow.

V. Gegen Brand.

1. a) Fall' ab, du Brand,
Fall' in den Sand,
Fall' in den See,
Thu' nicht mehr weh! Im Namen Gottes u. s. w.
Neu-Ruppin. Metzelthin.

Dieser Segen erscheint innerhalb und ausserhalb der Grafschaft in den mannigfachsten Abweichungen, von denen ich hier eine Anzahl zusammenstelle.

b) Ik boet di den Brand herut.
Fahre nach de ruppinsche Seegrund. Im N. G. u. s. w.
Neu-Ruppin. Dorf Zechlin, Kr. Ost-Prignitz.

c) Brand, fahr' aus!
Die Seele fahre in den See,
Und thu nicht mehr weh! Im N. G. u. s. w. Neu-Ruppin.

d) Brand, fall' in den Sand, aber nicht in Fleisch und Blut!
(oder: und nicht ins Fleisch!) —
Neu-Ruppin. Buberow. Fehrbellin, Kr. Ost-Havelland.

(Ähnlich auch in Seebeck; vgl. Engelien u. Lahn a. a. O. S. 257.)

e) Ich bœte den Brand.
Fall' in Sand,
Nicht in Fleisch! Im Namen Gottes u. s. w.
Neu-Ruppin. Lichtenberg. Kerzlin.

f) Brand, brenn' nicht in meinem Fleisch, brenn' in dem Sand.
Neu-Ruppin.

g) Brand in Sand soll nicht weh thun, soll sacht sein. Im N. G. usw.
Neu-Ruppin.

h) Brand, Brand,
Fahre ins ganze Land! Im N. d. Vaters u. s. w. Neu-Ruppin.

i) Brand, Brand,
Du ewiger Stensand!
Brand, nicht auswärts und nicht inwärts! Im N. G. u. s. w.
Zippelsförde.

k) Brand,
Fall in'n Sand,
Fall in'n See,
Thu' nicht weh! Im Namen Gottes u. s. w.

Dabei drücke man mit dem gekrümmten Zeigefinger dreimal auf die verbrannte Stelle. Lindow. Karwe. Keller. Kremmen, Kr. Ost-Havelland.

(In Kremmen fehlt die Handlung des Drückens.)

l) Indem man auf die Wunde pustet, sagt man:
Brand, fall' in Sand, fall' aus Fleisch durch Gott Vater u. s. w. † † †
Dierberg.

m) Brand, ich puste dich in den Sand und nicht in das Fleisch. Wulkow.

n) Brand,
Fall in den Sand,
Thu' nicht weh,
Lauf (Fall: Rh.) in den See! Karwe. Rheinsberg.

o) Brand,
Fall auf einen kühlen Sand! Im Namen u. s. w. † † †
Dreimal hinter einander. Wustrau.

p) Brand,
Fall' in den Sand,
Fall' nicht ins Fleisch,
Thu' mir kein Leid! Im N. G. u. s. w. Rübehorst.

q) Hêt Brand,
Fall in Sand,
Joch nich int Flêsch. Im N. G. u. s. w.
Dreimal pusten. † † † Gadow, Ost-Prignitz.

2. a) Wie hoch ist der Heben!
Wie hoch ist der Heben!
Wie kalt ist die Totenhand,
Wo ich den Brand mit stillen kann!
Neu-Ruppin. Zippelsförde.

b) Für den kalten Brand.

Hoch ist der Heben,
Krus' ist das Bükleben[1]),
Kalt ist der Toten Hand,
Man stillt damit den kalten Brand. Im N. G. u. s. w.

Dann muss man einen Halm Stroh nehmen, damit streichen und ihn dann hinter sich herumnehmen und jedes Mal ein Ende abreissen. Neu-Ruppin.

c) Wie hoch ist der Heben! (Wie hoch erhebt! Rh.)
Wie rot ist der Krebs! (Rot ist der Krebs. Rh.)
Wie kalt ist die Totenhand, (Kalt ist die Totenhand. Rh.)
Damit ich stille diesen Brand! (Du verschwindst den heissen Brand.
Im Namen Gottes u. s. w. Dreimal. Rh.) Dierberg. Rheinsberg.

d) So hoch wie der Himmel,
So tief wie die Gruft,
So kalt wie des Mannes (Weibes) Todeshand,
Damit stille ich dir den Brand. Im Namen Gottes u. s. w. † † †
Seebeck.

e) Wie hoch ist der Himmel!
Wie rot ist der Krebs!
Wie kalt ist dem toten Mann seine Hand!
Gott segne mich aus diesem Brand. Buberow.

f) Wenn man sich verbrannt hat, wende man folgenden Segen an:
Ich ging mal einst an den Strand,
Da fand ich eines Mannes Totenhand,
Damit vertrieb ich diesen Brand. Buberow.

1) Ein abgesägter Ast aus Buchenholz mit einem durchgehenden Loche, der beim Büken der Leinwand unten in den Kessel gelegt wird.

g) Hoch ist der Himmel,
Rot ist der Krebs,
Kalt, kalt, kalt ist die Hand, (Kalt ist die Mondeshand: F; Totenhand: Z.)
Damit stille ich den Brand. Im Namen G. u. s. w. (aber ohne „Amen!“ F.)
Neu-Ruppin. Dabergotz. Fehrbellin, Kr. Ost-Havelland Zechlin, Kr. Ost-Prignitz.

h) Wie hoch ist der Himmel!
Wie tief ist das Meer!
Wie kalt ist die Totenhand!
Damit bestreicht man Feuer und Brand.
(Hiermit still ich den Brand: Z. u. Kl.)
Metzelthin. Zippelsförde. Klosterheide.

i) Gegen den kalten Brand.
Ich ging wohl übers Land,
Da fand ich eine Totenhand,
Und mit dieser Totenhand
Still ich diesen kalten Brand. Im N. G. u. s. w. Metzelthin.

k) Hoch ist der Heben,
Rot ist der Brand,
Weiss ist die Totenhand,
Damit bestreich' ich dieses Feuer und Brand.
Wusterhausen a. D.

l) Brand, ik boet di!
Mannes Dodenhand fot di! Dreimal pusten. † † †
Im Namen Gottes u. s. w. Gadow, Kr. Ost-Prignitz.

m) Hoch is de Heben,
Rot is de Krätt (Krätze),
So still ik diesen Brand
Mit de dorige (trockne) Hand. Im Namen u. s. w.
Seweckow, Kr. Ost-Prignitz.

3. Eine Verbindung zwischen den unter 1 und 2 aufgeführten Formeln enthalten folgende Segen:

a) Hoch ist der Himmel, rot ist der Krebs: Brand im Sand.
Im Namen des Vaters u. s. w. Amen. Neu-Ruppin.

b) Hoch erhoben! Hoch erhoben! Hoch erhoben!
Kalter Brand, fall in Sand! Im N. G. u. s. w. Rheinsberg.

c) Brand, fall in Sand!
Fall in die Totenhand! Im N. G. u. s. w. Walchow.

d) Brand, wisch' in den Sand,
Wisch dir ab mit Manneshand. Im N. G. u. s. w. Metzelthin.

e) Brand, fall in Sand!
Kalt ist die Totenhand. Wusterhausen a. D.

4. a) Lorenz sass auf einem Ross:
Er ritt über Land
Und segnete ihr (ihm) den Brand
Mit der starken Jesus-Christi-Hand. — Anblasen. — Im N. G. u. s. w.
Beten nach Sonnenuntergang. Neu-Ruppin.

b) Wenn sich einer verbrannt hat.

Sankt Lorenz auf dem Rosch (= Roste) sass.
Gott der Herr segnete ihm seinen Brand,
Dass er nicht tiefer sich einfrass. † † † Lichtenberg.

c) Lorenz lag auf dem Rost;
Gott gab ihm einen Trost:
Er segnete ihm den Brand
Mit seiner göttlichen Hand,
Dass er weder aus- noch einfrass. Wulkow.

5. Ich kome vom Jordan,
Spreche Brand und Wehdau. Neu-Ruppin.

6. Gegen Brandwunden und andere. — Alles, was ich seh und anfass', das soll nicht stechen, nicht reissen, nicht willen, nicht schwillen, och nich wehduhn. Im Namen Gottes u. s. w. Zippelsförde.

7. Gegen den kalten Brand.

a) Jesus reist' durch's ganze Land,
Nahm den Stab in seine Hand,
Damit stillt' er den kalten Brand. Neu-Ruppin.

b) Unser Herr Christus ging übers Land
Und sah von fern einen Feuerbrand.
Er hob auf seine rechte Hand
Und segnete den Feuerbrand. Im N. G. u. s. w. Dierberg.

8. Gegen Häsebrand.

De witte Wull un Häsebrand,
De beid' ging'n nåh Engeland;
De witte Wull gewannt,
De Häsebrand verschwand. Im Namen u. s. w. † † † Seebeck.

9. Gegen den kalten Brand.

Weich aus, Brand, und ja nicht ein!
Du seist kalt oder warm, lass dein Brennen sein!
Gott behüte dir, N. N., dein Fleisch, dein Blut, dein Mark, dein Bein und alles [Äderlein!
Die sollen vor dem kalten und warmen Brand bewahret und unverletzet sein.
† † † Lichtenberg.

10. Der Brand und die Mess',
Die liegen beid' in Streit;
Die Mess', die geht ins Land,
Der Brand und der verschwand. Im N. G. u. s. w. Frankendorf.

11. Gegen Verbrennen und Umlauf.

a) Brand, um 'ne Spule
Gehn wei nåh de Schule;
Dei Schule gewann
Un dei Akelei verschwann.
Im N. G. u. s. w — Dreimal. —
Kremmen, Kr. Ost-Havelland.

b) De Brand un de Spol',
De gungen in ene Schol',
De Brand verschwind't,
Un de Spol', de gewinnt.
Im N. G. u. s. w.
Seweckow, Kr. Ost-Prignitz

12. Jesus und Gott gingen über einen Brand. Da sprach Jesus zu Gott: „Herr, segne uns den Brand!“ Im Namen Gottes u. s. w. — Dreimal.

Retzow, Kr. West-Havelland.

13. Es gingen drei Heilige wohl über das Land,
Da begegnete ihnen der höllische Brand
Er sprach: „Brand, du sollst weichen,
Und der Schaden soll schleichen.“ Im N. G. u s. w.

Zechlin, Kr. Ost-Prignitz.

14. Bei Verbrennungen.

Es gingen drei Junggesellen über das Land,
Sie ergriffen den Stock mit dem Brand. Im N. G. u. s. w.

Zechlin, Kr. Ost-Prignitz.

VI. Gegen den Brandgrind.

Man füllt eine Schale mit Wasser und spricht, während man sie zum Munde führt, um zu trinken:

Ich trink' draus wie ein Reh und Rind,
Du sollst wegnehmen all diesen Brandgrind
Im Namen Gottes u. s. w.

Neu-Ruppin.

VII. Gegen einen Bruch.

1. Nimm Vivatsöl, Uptropsöl und Windbruchsöl, jedes für einen Groschen. Der Bruch muss eingebracht und damit geschmiert werden Der Kranke muss aber 24 Stunden auf dem Rücken liegen. Neu-Ruppin.

2. Gegen den Bruchschaden nimm für zwei Groschen Sanickelkraut, einen halben Pott alten Franzwein, einen halben Pott Wasser, für zwei Groschen Vossfett und für einen Groschen Kamenteöl. — Man nimmt einen neuen Topf und kocht es wie ein junges Huhn und trinket alle Tage dreimal einen Theekopf voll aus und sieht sich vor, dass der Bruch nicht herauskommt. Man muss sich vor grosser Bewegung in acht nehmen und solches drei Tage nach abnehmendem Monde gebrauchen. Neu-Ruppin.

3. Einen Bruch bei einem Jünglinge zu vertreiben. — Schneide drei Büschlein Haare auf dem Wirbel ab und binde sie in ein reines Tüchlein. Dies trage mit den Haaren in eine andere Markung und grabe es in einen jungen Weidenbaum, dass es verwachse. † † † Probatum. Lichtenberg.

VIII. Gegen Einschuss.[1])

1. a) Hier tret' ich her zu dir,
Du ganzer weiser Mensch.
Es sausen alle Winde,
Alle Inschött muss verschwinden. Im N. G. u. s. w. Neu-Ruppin.

b) Man geht bei zunehmendem Monde in den Garten, sticht mit einem Messer ein Stück Rasen heraus, fasst dasselbe mit einem Tuch oder einer Schürze an und legt es auf die Brust. Dabei spricht man dreimal die Worte:

Es sausen alle Winde,
Der Einschuss muss verschwinden.

Dann betet man das Vaterunser, nimmt den Rasen von der Brust und legt ihn wieder an die alte Stelle. Neu-Ruppin.

1) Entzündung und Anschwellung der Brust (bei Tieren des Euters).

2. Mutter Maria geht über das Land,
Da begegnet ihr eine Totenhand,
Damit bestreicht sie Milch und Blut.
Im Namen des Vaters u. s. w. Neu-Ruppin.

3. Es gingen drei Jungfern übers Land,
Die hatten einen Einschuss in der Hand.
Die drei Jungfern gewannen,
Und der Einschuss verschwand. Im Namen u.s.w. Alt-Ruppin.

4. Den Inschott zu stillen.
Der Inschott und das Fehr (?),
Die gingen beide über das Meer,
Der Inschott, der verschwand,
Und das Fehr, das gewann. Seweckow, Kr. Ost-Prignitz.

IX. Gegen Epilepsie oder fallende Sucht.

1. Nimm von der Nachgeburt einer Frau und von eines Menschen Toten (gebein, zerpulvere oder verbrenne?[1]) dieses und gieb davon dem Patienten drei Messerspitzen voll ein. So einer fällt, muss man ihn liegen lassen und weiter nicht anrühren. Lichtenberg.

2. Elstern, in den Zwölften geschossen und zu Asche verbrannt, helfen gegen Krämpfe und Epilepsie. Neu-Ruppin.

X. Gegen Fieber.

Unter dem Ausdrucke „Fieber“ versteht das Volk meist das sogenannte „kalte“ Fieber. Auf das Bœten desselben kennt man in der Grafschaft folgende Parodie:

„Holt der Teufel die Alte,
So verlässt sie auch das Kalte.“

1. Der Kranke bestellt sich früh morgens eine Gabe, z. B. ein Stückchen Fleisch vom Fleischer, kehrt alsdann sein Hemde um, den linken Ärmel zuerst, und spricht:

Kehre dich um, Hemde! Du, Fieber, wende dich! Im Namen d. V. u. s. w. Neu-Ruppin.

2. Hier komme ich und bringe mein Fieber
Und kriege es gar nicht wieder.
Die alte Turteltaube hat keine Gallen,
Damit lasse ich das 77ste Fieber fallen. Im Namen des Vaters u. s. w.

Auf Papier zu schreiben und in ein fliessendes Gewässer zu werfen. Neu-Ruppin.

3. Gehe früh morgens vor Sonnenaufgang stillschweigend zu einer Rüster, bohre in dieselbe ein Loch und sprich leise dreimal folgenden Spruch:

Rüster Atowe,
Ich bringe dir das Fieber Kalowe,
Ich bringe es dir nicht auf einerlei Art,
Sondern auf 77sterlei Art. Im Namen Gottes u. s. w. † † †

Darauf nimm einen Pflock, der gerade in das Loch passt, verkeile dasselbe damit und entferne dich stillschweigend. Neu-Ruppin.

---

1) Die eingeklammerten Worte sind unlesbar.

4. Man geht am ersten Ostertage vor Sonnenaufgang stillschweigend an ein Fliess, schöpft dreimal von dem Flusswasser stromabwärts und trinkt es, indem man jedesmal leise dazu spricht:

Ich schöpfe, ich schöpfe Christi Blut,
Es ist für 77sterlei Fieber gut. Im Namen Gottes u. s. w. † † †

Dann kehrt man stillschweigend auf einem anderen Wege zurück.

Neu-Ruppin. Lichtenberg. Wulkow.

5. Pflaumenbaum, ich bringe dir
Mein neunundneunzigerlei Fieber hier.
Pflaumenbaum, ich lass dich nicht los,
Bis dass ich mein Fieber bin los. Im Namen d. V. u. s. w. † † †
Dreimal pusten. Neu-Ruppin. Stöfflin. Walchow.

6. a) Nesselstang, ich klage dir:
Mein 77sterlei Fieber plaget mich;
Nimm es ab von mir,
Behalt es an dir. Im Namen Gottes u. s. w.

Es muss am einjährigen Nessel besprochen werden und zwar abends nach Sonnenuntergang. Bettle dir von jemand etwas Salz und streue dies auf den Nesselstang, so wird der Nessel anfangen den Kopf hängen zu lassen, wenn es hilft. Thue dies drei Abende hinter einander, so wirst du das Fieber nie wieder bekommen.

Zippelsförde. Klosterheide.

b) Nimm nach Sonnenuntergang stillschweigend Salz in deine Hand, geh damit zu einer Nesselstaude und sprich:

Ich klage dir:
Hitz' und Frost plaget mir; † † †
Nimm sie von mir
Und behalt sie bei dir!

Alsdann streu der Nesselstaude etwas Salz auf den Kopf und geh drei Schritt zurück. Dies thu so dreimal und geh still davon und sieh dich nicht um. (S. Engelien u. Lahn a. a. O. S. 260.) Seebeck.

c) Hat man Fieber, so streue man Salz auf einen Nesselstrauch und spreche:

Ich streue den Samen durch Christi Blut,
Es ist für siebenundsiebenzigerlei Fieber gut. Im Namen G. u. s. w.

Dreimal zu sprechen. — Verwelkt der Strauch bis zum nächsten Morgen, so wird das Fieber gut. Pessin, Kr. West-Havelland.

7. Wenn das Fieber bald ankommt, so gehe zu einer Eiche windan, und wenn du unter dem Baume stehest, so sprich die Worte:

Ach, lieber Eichbaum, ich klage es dir,
Ein zehrend Fieber plaget mir.
Ach, lieber Gott, ich bitte dir,
Nimm du doch diese Last von mir.
Ich bringe dir das warme und das kalte;
Das erste Vögelchen, das darüber fliegt, das mag es behalten.

Darauf sprich dreimal die Worte: Im Namen des Vaters u. s. w. Klosterheide.

8. Schmiere dir ein Butterbrot und schreibe mit Tinte, indem du die Feder umkehrst, also mit der Rückseite, die Worte und Zeichen:

Sava × Sawa × Sawita ×

und gieb es dem Kranken zu essen. Dies muss an drei Freitagen geschehen nach Sonnenaufgang und vor Sonnenuntergang. Klosterheide.

9. Das Fieber anbinden.

a) Guten Abend, Fliederbaum,
Hier bring ich dir mein Fieber.
Ich bind' es an
Und geh davon. Im Namen Gottes u. s. w. Dierberg.

b) Will man einem das Fieber bœten, so muss man zu der Zeit, wann das Fieber (verschrieben für „der Flieder"?) blüht, abends nach Sonnenuntergang hinausgehen zu einem Fliederstrauche, denselben mit einem Bande umwickeln und folgende Worte sprechen:

Guten Abend, Herr Flieder!
Ich grüsse Sie von N.'s Fieber. Im N. G. u. s. w. Köpernitz.

c) Wenn man das Fieber hat, soll man zu einem Fliederbaum gehen und sagen:

Guten Abend, Herr Flieder,
Hier bring' ich dir mein Fieber;
Hier bind' ich es an
Und gehe davon. Protzen. Walchow.

d) Flederbom, ik kläge di,
Dat kolle Fieber, dat pläget mi;
Ik bind' di an
Un geh davan. Im N. G. u. s. w.

Dabei bindet man einen Faden oder Band um den Baum. Frankendorf.

e) Fliederbaum, ich klage dir,
Das siebenundsiebzigsterlei Fieber plaget mir,
Das erste Vögelchen, was überfliegt,
Benehm es mir! Im N. G. usw. Kremmen, Kr. Ost-Havelland.

f) Man bindet in der Nacht bei abnehmendem Mond einen Bindfaden um einen Fliederbaum, der auf der Scheid' (Grenze) steht und spricht:

Guten Morgen, Herr Flieder,
Ich bringe dir mein Fieber:
Ich binde dich an,
Nun geh in Gottes Namen davon! — Dreimal.
Zechlin, Kr. Ost-Prignitz.

10. Wieg', ik kläg di,
Det 77sterlei Fewer plägt mi. Buberow.

11. Nussbaum, ich komme zu dir,
Nimm das 77erlei Fieber von mir.
Ich will dabei verbleiben. † † †

Man muss dieses auf einen Zettel schreiben und damit vor Sonnenaufgang zu einem Nussbaum gehen und einen Zasan (?) davon herausschneiden, das Zettelchen hineinlegen, obige Worte dreimal sprechen und das Stückchen Rinde so wieder auflegen, dass es wieder verwächst. Lichtenberg.

Auch in Neu-Ruppin gebräuchlich, wo das Bœten an einem Freitage geschehen muss.

12. Guten Morgen, guter Tag! (du angenehmer Tag!: H.)
Nimm mir doch das (die: H.) 77sterlei Fieber hin (ab: H.).
Im Namen des Vaters u. s. w.

Stehe des Morgens, ohne zu sprechen, aus dem Bette auf, gehe im Hemde vor die Thür, sieh in die Morgenröte und sprich diese Worte mit gefalteten Händen.
Wulkow. Herzberg.

13. Man kann das Fieber auf einen Stein übertragen, den man nie wiedersieht; sonst würde das Fieber zurückkehren. Dabei spricht man leise die Worte:

Stein, ich klag' es dir,
Das Fieber plaget mir;
Nimm es von mir!
Gesund geh ich von dir. Im N. G. u. s. w.

Geht man zurück, so muss man einen anderen Weg einschlagen. — Bœten vor Sonnenaufgang. Wulkow. Herzberg.

14. Wied', du olle,
Ik bring' di min hêtet un min kollet. Im Namen u. s. w.

Hierbei muss man die Weide umfassen. Wulkow.

15. Man nimmt vor Sonnenaufgang Heusamen in ein Tuch oder eine Schürze, geht auf einen Kirchhof und säet ihn aus mit den Worten:

Ich säe diesen Samen
In 77 Namen. Im Namen Gottes u. s. w. Herzberg.

16. Nimm drei Mandelkerne, schreibe oder schneide
auf den ersten Rabi † † †
auf den anderen Nabi † † †
auf den dritten Habi † † †

und gieb solche dem Kranken vor dem Fieberanfall zu essen.
Falkenthal, Kr. Templin.

17. Fieber vertreibt man, wenn der Kranke in den Schornstein hineinruft:

Fewer, blieb ut;
N. N. ist nich to Hus! Seweckow, Kr. Ost-Prignitz.

18. Wenn man an einem Ostersonntage früh nüchtern einen Apfel isst, so ist man während eines ganzen Jahres gegen das kalte Fieber geschützt.
Neu-Ruppin. Protzen. Gadow, Ost-Prignitz.

19. Der Abgang vom Hammel, in einer Oblate genommen, heilt das kalte Fieber. Neu-Ruppin.

20. Geh nach der Aaskule, nimm die beiden linken Ohrzähne von einem Wallach und brenne sie zu Pulver; davon eine Messerspitze voll eingenommen, das hilft. (S. Engelien u. Lahn a. a. O. S. 260.) Seebeek.

21. Man schneide eine Katze in das linke Ohr und lasse drei Tropfen Blut in Branntwein fallen, werfe ein wenig Pfeffer dazu und lasse es den Patienten trinken. Lichtenberg.

22. Beschneide dem Kranken an einem Freitage beim abnehmenden Monde die Nägel an den Händen und Füssen, schiebe diese Stücke einem Krebse an der Stelle, wo der Schwanz ansetzt, in den Leib und wirf ihn in fliessendes Wasser.
Lichtenberg.

23. Das Fieber anbinden. — Gehe vor Sonnenaufgang stillschweigend mit einem Faden zu einem Fliederbaume, binde den Faden um denselben mit dem Gedanken, dass man das Fieber anbindet, dann kehre stillschweigend auf einem anderen Wege nach Hause zurück (vgl. 9). Wulkow.

24. Man gehe bei Sonnenaufgang an einen Kreuzweg, streue dreimal kreuzweis Salz auf denselben und spreche: Im Namen Gottes u. s. w. Hierauf schreite man über den Kreuzweg hinweg und kehre stillschweigend, wie man gekommen, aber auf einem vom ersten verschiedenen Wege, nach Hause zurück. Karwe.

25. Fieberkranke werden durch einen Hollunderzweig geheilt, den man in die Erde pflanzt. Wallitz. Zechlin, Kr. Ost-Prignitz.

26. Gegen kaltes Fieber schützt man sich, wenn man sieben blühende Roggenähren mit dem Munde abstreift. Hakenberg, Kr. Ost-Havelland

Oder wenn man stillschweigend dreimal eine Roggenähre durch den Mund zieht und die dadurch abgestreiften Blüten hinunterschluckt. Protzen.

XI. Gegen eine Fissel.

1. Nimm Anis, Sebersalz, Gallapfel, Holzwurzel, Vergüldenwiederthon, von jedem 2 Lot, zerstosse alles zu Pulver und gieb um den zweiten Tag einen Löffel voll ein. Neu-Ruppin.

XII. Gegen Flechten.

1. a) Die Flechte und die Weide
Gerieten beide in Streide;
Die Flechte verschwand
Und die Weide gewann. Im N. G. u. s. w. Neu-Ruppin.

b) Die Weide und die Flechte,
Die stehen beide im Gefechte;
Die Weide stand,
Und die Flechte verschwand. Im N. G. u. s. w.

Die Weide, bei der man bœtet, muss am Scheid stehen. Neu-Ruppin.

c) Die Wied' un de Flecht'
De lagen beid' im Recht;
De Wied' gewann,
De Flecht' verschwann. Zippelsförde.

Mit ganz geringfügigen Abweichungen findet sich dieser Segen auch in Klosterheide, Dierberg, Rheinsberg, Buberow, Frankendorf, Retzow und Zechlin in Gebrauch. Bei dem Segen aus Frankendorf und Zechlin sind die Worte hinzugefügt: Man gehe an eine Gelbweide und streiche während des Bœtens mit einem Zweige derselben dreimal über die Flechten.

An die angeführte Formel lehnen sich noch folgende an:

d) Der Adler und die Flechte
Flogen beide zur Rechte;
Der Adler, der gewann't,
Die Flechte, die verschwand. Neu-Ruppin.

e) Die Speckschwarte und die Flechte,
Die lagen beide im Rechte; u. s. w. Löwenberg.

f) Die Zander und die Wied'.
Die lagen beid' in Striet;
Die Zander, die verschwand.
Die Wied', die gewann.
Im Namen des Vaters u. s. w. (ohne Amen). † † † (Vgl. i.)

Der Spruch muss drei Freitage hinter einander bei zunehmendem Monde gesprochen werden, indem man die Flechte gegen den Stamm einer Weide drückt. Während des Ganges zur Weide und zurück darf nicht gesprochen werden. Langen.

g) De Asch un de Flechten,
De gähn beide fechten;
De Asch, de gewann,
De Flecht verschwann. Im N. G. u. s. w

Dreimal Freitags vor und nach der Sonne. Dabergotz.

h) Urub, Burub,
Die Flockers und die Flechten he,
Die wollten sich beide streiten;
Die Flockers, die gewann,
Die Flechte, die verschwand. Rübehorst.

i) Eine Zeter (= Flechte am Munde) und eine Weide,
Die wollten sich beide streiten,
Die Zeter verschwann,
Die Weide gewann. Pessin, Kr. West-Havelland

2. Während man in den zunehmenden Mond sieht und die Hand auf die Flechte legt (oder darüber hinwegstreicht), spricht man leise:

a) Alles, was ich ansehe, nimmt zu;
Alles, was ich anfasse, nimmt ab. Im N. d. V. u. s. w.
Neu-Ruppin. Lichtenberg. Kerzlin.

b) Für böse Flechten, dem Mond zu klagen.
Was ich hier sehe, das hier stehe;
Und was ich überstreiche, das vergehe. Im Namen u. s. w.
Dierberg.

c) Was ich anseh, das vermehre sich;
Was ich anfass', das verliere sich. Wulkow.

d) Du nimmst zu (indem man den Mond ansieht), und du nimmst ab (indem man mit der Hand über die Flechte streicht). Im N G. u. s. w. Wulkow.

e) Gegen Flechten, Geschwüre, Hühneraugen und Gichtbeulen. — Bei Vollmond, den man aber vollständig sehen muss, streicht man die kranke Stelle und spricht:

Was ich jetzt streich', das soll vergehen;
Was ich jetzt anseh', das soll bestehen. Im N. G. u. s. w. Löwenberg.

3. Flechte, ich thu dich streichen,
Und du sollst weichen. Im Namen d. V. u. s. w.

Alsdann spuckt man dreimal darauf und bestreicht sie mit einer Salbe, die man aus Weisslilienöl (für 10 Pfennig), aus Flechtsalbe (für 5 Pfennig) und aus ungesalzener Butter in derselben Menge wie die Flechtsalbe hergestellt hat. Doch darf man nur Freitags und Sonntags bœten, sonst hilft es nichts. Neu-Ruppin.

4. Die Flottasch' und die Flechte,
Die flohen übers wilde Meer;
Die Flottasch', die kam wieder,
Die Flechte nimmermehr. Im N. d. V. u. s. w. Neu-Ruppin.

5. Man geht mit der kranken Person stillschweigend nach einem Orte, wohin kein Sonnenstrahl dringt. Dort legt man den Zeigefinger der rechten Hand auf die Flechte und spricht leise:

Quine, vergine: († mit dem Finger über die Flechte)
Quine, vergehe! († desgl.)
Quine, verdrehe! († desgl.)

Ist dieser Spruch dreimal an drei auf einander folgenden Tagen gesprochen worden, so ist die Flechte am vierten verschwunden. Neu-Ruppin.

6. Die Flechte, die soll vergehen heut an diesem Tage, so wahr wie unser Herr Jesus Christus vom Mutterleibe geboren ist. Im Namen u. s. w.
Alt-Ruppin.

7. Ein gläubiger Mann gehe mit dem Kranken bei Mondschein zu einem Wasser und spreche, indem er mit der Hand die Flechten berührt:

Der Mond und die Flechten gehen über das Wasser; der Mond kommt wieder, die Flechten bleiben aus. † † † Im Namen Gottes u. s. w.
Falkenthal, Kr. Templin.

8. Man bestreiche die Flechte dreimal kreuzweis mit einer lebenden schwarzen Schnecke und spreche dazu: Im Namen Gottes des Vaters u. s. w. Alsdann lege man die Schnecke an einen Ort, den weder Sonne noch Mond bescheint und verhindere sie durch einen aufgelegten Stein am Fortkriechen. Das hilft.
Falkenthal, Kr. Templin.

Neu-Ruppin.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Volkskunde aus Anhalt.

Von Dr. **Oskar Hartung**-Cöthen.

(Fortsetzung von Zeitschrift VI, 438.)

3. Aschermittwoch.

In Piethen (Kr. Cöthen) wurde derjenige, der am Aschermittwoch am längsten geschlafen hatte, von den Mägden und Kindern „abgekehrt“.

Am Aschermittwoch wurde in Brambach (Kr. Zerbst) der Hühnerstall und der Taubenboden gereinigt und mit Asche bestreut, damit das Ungeziefer sich nicht darin halte. — An diesem Tage durfte in Zehmitz (Kr. Cöthen) nicht gesponnen werden. Gewöhnlich wurden

da noch die Federn der zuletzt geschlachteten Gänse „gerissen". Sonst war das Federreissen in den Zwölfen Sitte. — In Hohnsdorf fütterte man die Tauben von Aschermittwoch ab vier Wochen lang mit Brot, in das Anis gebacken war. Es wurde am Tage des Aschermittwoch selbst gebacken. Durch seinen Genuss sollten die Tauben „gut geraten".

In Neudorf im Harze und den umliegenden Ortschaften wurden bis vor kurzem die 17 bis 20jährigen Burschen am Aschermittwoch von ihren älteren Genossen tüchtig mit Ruten gestäupt. „Bengeln" nannte man dies. Nachdem jene sich dann durch Zahlung von Geld oder durch andere Gaben „gelöst" hatten, erhielten sie das Recht, im Gasthause am Tische der älteren Burschen zu sitzen, in deren Gesellschaft zu verkehren u. s. w.

Am Aschermittwoch war und ist es zum Teil noch heute allgemein Sitte unter den Kindern, sich gegenseitig oder auch erwachsene Personen, denen sie zufällig begegnen oder die sie in ihren Häusern aufsuchen, zu äschern, d. h. mit Ruten, die aus Besenreis, Birkenzweigen oder grünen Wacholdersträuchen gemacht sind, zu schlagen. Von den Geschlagenen erhielten sie dafür Bretzeln oder andere kleine Geschenke. Dabei sangen bis vor einiger Zeit die Kinder in der Zerbster Gegend folgendes Liedchen:

Ascher-Aschermittewoch!
Eine Bretzel gieb mich doch!
Thust du mich 'ne Bretzel geben,
Wünsch ich dich 'n langes Leben.

Und in Vockerode (Kr. Dessau) sagten sie:

Ist der Peter schon dagewesen?
Ein paar Eier,
Ein paar Dreier,
Ein Stückchen Speck!
Gleich bin ich wieder weg.

4. Grüner Donnerstag.

Am Grünen Donnerstage muss man nach allgemeinem Glauben grünes Gemüse essen. In Straguth (Kr. Zerbst) suchen die Kinder dazu neunerlei Kräuter, um daraus einen Salat zu bereiten, und in Gr. Kühnau ass man Salat von Scharbockskraut. An diesem Tage sammelte man auch in Straguth Hartenau (hypericum perforatum) und Eisenhart (verbena officinalis), die dann getrocknet und zum Schutz gegen Blitzschlag aufbewahrt wurden. Sobald dann ein Gewitter am Himmel heraufzog, brannte man eine bestimmte Menge von diesen Kräutern an und sprach dabei:

Eisenhart und Hartenau,
Brennt an, dass sich das Wetter stau!

Für Eisenhart nahm man in Scheuder (Kr. Dessau) auch Dill und sagte:

Harnau und Dill,
Macht das Gewitter still!

Bisweilen genügte auch nur Hartenau. In Cöthen, erzählt man in Zehmitz, habe einst mehrere Tage lang ein starkes Gewitter gewütet. Da habe man endlich aus den Wolken eine Stimme gehört, die habe gerufen:

Ist denn keine einzige Frau,
Die da weiss von Hartenau?

Darauf sei dies Kraut herbeigeschafft worden, und sofort sei das Gewitter gewichen. — In Zehmitz wurde Hartenau zum Schutz gegen Blitzschlag unter die Dachsparren gelegt.

5. Ostern.

Die Sitte, Osterfeuer anzuzünden, war und ist noch heute in Anhalt weit verbreitet. Wir finden sie in dem ganzen ehemaligen Schwabengau, d. h. in der ganzen zwischen Bode und Saale belegenen Gegend, also in den beiden heutigen Kreisen Ballenstedt und Bernburg, doch kennen sie etliche Orte auf dem Harze, wie z. B. Neudorf und einige wenige andere, nicht. Im Cöthener Kreise ist das Osterfeuer in den südlich von Cöthen, also nach Halle zu gelegenen Ortschaften, ganz unbekannt, wohl aber findet es sich wieder in den nördlich von dieser Stadt nach der Elbe zu gelegenen Dörfern, sowie in den meisten westlich gelegenen, die an den Bernburger Kreis anstossen. Im Dessauer und Zerbster Kreise wird das Feuer im allgemeinen nicht abgebrannt, doch ist es hier wieder in etlichen kleineren Bezirken, wie in Natho, Bornum, Mühlsdorf, Rogäsen, Kerchau, Niederlepte nachweisbar. In den vom Harze abgelegeneren Ortschaften wird das Feuer aber nicht wie dort am Abende des ersten Osterfeiertages, sondern bereits am Vorabende, am sogenannten Osterheiligabend, entzündet. Dass Abbrennen selbst auf kleinen Höhen, die, wie z. B. in meiner Heimat Frose und anderswo den Namen Osterberg führen, geschah meist in der bekannten Weise. Theerfässer und alte Kummete suchte man mit Vorliebe als Brennmaterial zu erlangen. In Natho (Kr. Zerbst) steckte man die Theerfässer rings herum um das eigentliche Feuer oder, falls es den Knechten gelungen war, nur zwei solcher Fässer aufzutreiben, zu seinen beiden Seiten auf lange Stangen. In Radisleben (Kr. Ballenstedt) brennen die Knaben, wenn die Flammen des Osterfeuers zum Himmel emporzüngeln, an ihnen mitgebrachte Fackeln oder Strohwische an, die an lange Stangen gesteckt sind, und laufen damit auf „der Höhe“, wie der gewöhnliche Feuerplatz dort genannt wird, umher. In Kerchau und Natho (Kr. Zerbst), sowie in Klein Alsleben (Kr. Ballenstedt) und Güsten (Kr. Bernburg) sprangen die jungen Burschen über das abglimmende Feuer hinweg.

Noch allgemeiner als die Sitte des Osterfeuers ist die, in der Osternacht aus fliessendem Gewässer unter strengstem Stillschweigen Osterwasser zu schöpfen. Dies gilt als vorzügliches Heilmittel gegen Augenkrankheiten (Frose, Badeborn, Würflau), macht das Gesicht schön (Kerchau), die Haut weich (Mühlstedt), vertreibt Sommersprossen (Zehbitz) und schützt vor allerhand sonstigen Krankheiten (Natho). Besprengt man die Stube damit, so kommen keine Flöhe hinein (Zehmitz). In Neudorf, Gr. Badegast u. a. tränkt man auch das Vieh damit, um Seuchen von ihm fern zu halten.

Ebenso allgemein üblich ist der Genuss von Ostereiern. Sie waren zugleich eine stehende Abgabe an die Geistlichkeit. Fast überall erhielt Pfarrer und Kantor aus jedem einzelnen Gehöft ein oder mehrere Eier. Diese hiessen bald „das schmucke Ei" (Wulfen u. a.), bald das „schöne Ei" (Würflau, Piesdorf u. a.). In Frose holten sich früher auch die Hirten und Gemeindediener von jedem Haus- und Viehbesitzer das sogenannte „Rennei". In Streetz, Mühlstedt, Rodleben u. a. erhielten die Hirten die Eiergabe allerdings erst beim ersten Austriebe des Viehes, und zwar für jedes Lamm oder Schaf ein Ei, für jeden Hammel oder Widder zwei. — Bunte Eier werden auch zu Ostern allgemein von den Paten an die Kinder verschenkt. In verschiedenen Orten (Frose, Wulfen, Zehmitz u. a.) lassen diese ihre Eier von kleinen Anhöhen gemeinschaftlich herabrollen. Wessen Ei dabei zerbricht, das wurde gemeinschaftlich von den Kindern verzehrt.

Zu Neudorf auf dem Harze gehen die Kinder zu Ostern in das Haus der Eheleute, die sich im letzten Jahre verheiratet haben, und erbitten sich als Geschenk einen Ball, vgl. Mannhardt, Baumkultus, S. 471 f.

Allgemeine Osterspeise wird auf den Dörfern des Cöthener und zum Teil auch des Dessauer Kreises ein aus Eiern, Milch und Semmel bereitetes Gebäck, „Finzel" genannt, womöglich zusammen mit grünem Salat genossen.

6. Erster Mai.

Am 1. Mai wurden zwischen die jungen Saaten oder Pflanzen auf den Hauskabeln in Zehmitz und Löbersdorf bei Radegast „Hollerzweige" gesteckt zum Schutz gegen die Maulwürfe.

Gegen die nach dem Blocksberge ziehenden Hexen malte man drei Kreuze an die Thür (allgemein in Anhalt), bisweilen steckte man zu demselben Zwecke auch einen Zweig vom Kreuzdorn (rhamnus catharticus) daran, so z. B. in Gross Kühnau.

In Straguth (Kr. Zerbst) ward mit Vorliebe am 1. Mai die Gerste gesäet, damit sie nicht „taub werde".

7. Pfingsten.

Eine ganze Reihe von Gebräuchen knüpft sich gerade an das Pfingstfest. Die Sitte, sein Haus mit Maien, den Stämmen junger Birken oder

auch den Zweigen von Pappeln (Hoym), an diesem Tage zu schmücken, ist auch in Anhalt allgemein, nicht minder der Brauch junger Burschen, ihren Mädchen am Pfingstheiligabend eine Maie vor das Fenster zu stellen, den verachteten Mädchen aber zum Zeichen ihrer Wertlosigkeit Häcksel vor die Thür zu streuen (Badeborn, Frose, Radisleben u. a.) oder einen Strohmann auf, bezw. vor das Thor zu setzen (Frose) oder endlich ihnen einen Zweig des Schwarzdorns oder der Hundsrose zu schicken (Neudorf). Welche segensreiche, Schaden abwendende Kraft man der Maie einst zuschrieb, das lehrt ein Brauch, den ich in Würflau gefunden habe. Um die Raupen und anderes Ungeziefer von den Kohlfeldern zu vertreiben, trug man dort bis vor 20 Jahren die Pfingstmaie, auch wenn ihre Blätter längst vertrocknet waren, um das betreffende Ackerstück herum, doch so, dass etwa ein Fuss breiten Landes an der völligen Umkreisung fehlte, damit dort den Raupen und dem anderen Gewürm ein Weg bleibe, das Ackerstück zu verlassen. So schützte also selbst die vertrocknete Maie noch die Felder.

Wie die einzelnen Privathäuser, so scheinen auch mehrfach die öffentlichen Gebäude, namentlich die Kirchen, durch aufgesteckte Maien zu Pfingsten ausgezeichnet worden zu sein. In alten Gemeinderechnungen von Frose, so z. B. in denen aus den Jahren 1615/16 und folgenden, ist fast regelmässig eine bestimmte Ausgabesumme — meist 1 fl. 6 Gr. — angegeben „vor Mayen in die Kirche“. Dann möchte ich auch einen Brauch aus Köselitz (Kr. Zerbst) zum Beweise dessen hierher ziehen. Dort hat nämlich der Reihe nach ein Bauer oder Kossat auf ein Jahr das Amt eines Kirchenvorstehers zu bekleiden. Als solcher hat er für die Reinigung der Kirche zu sorgen, den Klingelbeutel zu tragen, die Opferstöcke zu leeren, Brot und Wein zum heiligen Abendmahle zu besorgen. Zum Pfingstfeste aber muss er die Kirche bestreuen mit Blumen und allerhand Baumblättern und mit kleinen Zweigen von Birken bestecken. Ausserdem hat er vor jeden Sitzplatz einen kleinen Strauss zu legen, der dort ungefähr acht bis vierzehn Tage, bis zur nächsten Reinigung der Kirche, liegen bleibt.

Neben dieser Art Maien, die für einzelne Personen oder Häuser bestimmt sind, pflanzt sich aber auch noch heute vielfach die ganze Gemeinde einen Maibaum auf. Es ist dies stets eine Birke. In Köselitz wird dieser Maibaum, damit er eine möglichst beträchtliche Höhe erhalte, gewöhnlich noch mittels eiserner Klammern auf einem langen abgeschälten Kiefernstamme befestigt. Öfters lässt man der Birke ihr volles Laub, häufiger jedoch schlägt man alle unteren Zweige ab, so dass nur die Krone des Baumes bleibt, und schmückt diese dann noch mit bunten Bändern. Aufgestellt wird die Maie auf dem Dorfplatze, meist vor dem Gemeindegasthause, das an diesem zu liegen pflegt. Um sie herum errichtet man vielfach noch Laubhütten, in denen man während der Festtage sitzt, trinkt und schmaust, während die Jugend den Baum umtanzt. An der Einholung

dieses Maibaums beteiligt sich meist noch heute die ganze Gemeinde. Ich will nur ein Beispiel anführen, in welch festlicher Weise sie heute noch vor sich geht. Am Sonnabend vor Pfingsten ziehen in Quellendorf (Kr. Cöthen) die Burschen des Dorfes auf mehreren laubgeschmückten Wagen in den Wald. Musikanten eröffnen den Zug. Auf dem ersten Wagen ist zu allgemeiner Benutzung ein Fass Bier aufgelegt. Unter lautem Jubel gelangt man endlich im Walde an. Dort fällen nun die Burschen zunächst, immer unter den Klängen der Musik, eine für die Häuserzahl des Dorfes hinreichende Menge kleinerer Birken. Zuletzt aber schlagen sie einen weit grösseren und möglichst stattlichen Baum, entfernen seine unteren Zweige bis ungefähr zu dreiviertel Höhe des Stammes und bringen diese Maie allein auf einen besonderen Wagen. Alsdann wird, immer unter Jauchzen und Jubeln, der Rückweg in das Dorf angetreten. Dort zieht der Zug durch die einzelnen Strassen und Gassen. Vor jedem Hause wird Halt gemacht und eine der kleineren Maien dem Besitzer gegen ein geringes Entgelt übergeben. Jedesmal, so oft der Wagen mit den Maien nach dem nächsten Hause sich in Bewegung setzt, fällt auch die Musik mit einer fröhlichen Weise ein. Hält der Wagen, damit dem Hausbesitzer eine Maie übergeben werde, so schweigt sie. Ist endlich jeder Einwohner mit einer Birke versorgt, so kehren die Burschen zunächst in ihre Wohnung zurück. Abends gegen 8 Uhr versammeln sie sich dann von neuem auf dem Dorfplatze, auf dem nun die Dorfmaie errichtet werden soll. Unter steter Musikbegleitung graben sie zu dem Zwecke dort ein ungefähr 1 *m* tiefes Loch, lassen den Stamm der Maie hinein, ziehen dann an langen Stricken den Baum empor und schütten das Loch, damit er feststehe, mit Erde und Steinen wieder zu. Das Geld, das die Burschen für die Überreichung der kleinen Maien an die einzelnen Dorfbewohner erhalten, dient zur Bestreitung der Unkosten für das nun folgende Pfingstfest.

Die Pfingstfeier selbst hat noch deutlich die verschiedenen Züge des ehemaligen altgermanischen Frühlingsfestes bewahrt, wie Festgelage und Tanz, Gottesdienst, Aufzug und Wettspiele. — Das „Pfingstgelage" wird besonders in der Zerbster Gegend noch feierlich begangen, wenigstens bis in das letzte Jahrzehnt. In Stragnth und Polenzko fuhren in der Woche vor Pfingsten die jungen Burschen des Ortes nach Zerbst, um in den dortigen Brauereien das Bier zu „proben." Glaubten sie endlich den besten Trunk herausgefunden zu haben, so erstanden sie eine nach ihrer Meinung genügende Anzahl „Tonnen" und fuhren damit wieder heim. In der Pfingstwoche ward dann das „Gelage" gefeiert. Da es in beiden Orten früher noch kein allgemeines Gasthaus gab, in dem das Fest hätte begangen werden können, so wurde es der Reihe nach in den Häusern der einzelnen Bauern abgehalten. Derjenige, der gerade „an der Reihe" war, schlachtete ein bis zwei Schweine und einen bis zwei Hammel und richtete für den Hauptfesttag (welcher Wochentag dies war, habe ich leider nicht

erfahren können) ein Mahl aus, an dem die ganze Gemeinde sich beteiligte, und bei dem vor allem auch dem auf allgemeine Kosten beschafften Biere tüchtig zugesprochen wurde. Selbst etwaige Fremde durften an dem Mahle und Trunke teilnehmen, doch zahlten sie gewöhnlich einen kleinen Beitrag zu der allgemeinen Kasse. Vor dem Festhause war mit jungen Birken, deren Einholung mit grosser Feierlichkeit vor sich gegangen war, ungefähr in derselben Weise, wie es oben in Quellendorf geschah, ein Tanzplatz abgesteckt. In seiner Mitte stand die grosse Dorfmaie, der man nur die Krone belassen hatte. Unter diesem Baume wurde während der ganzen Zeit des „Gelages" von der Jugend tapfer getanzt. Festordner, sogenannte „Platzmeister", die von den Burschen vor Beginn des Festes aus ihrer Mitte gewählt worden waren, sorgten für Aufrechterhaltung der Ordnung. Für jede Störung derselben waren in dem 32 Paragraphen umfassenden Pfingsfeststatut bestimmte Strafen festgesetzt. Leider habe ich nur einen Teil desselben sicher erfahren können. Ich teile ihn hier mit:

§ 1. „Man soll die Vorstände nicht schimpfen,
§ 2. Den Wirt nicht verachten,
§ 3. Die Maie nicht verachten,
§ 4. Die Laube nicht verachten,
§ 5. Das Bier nicht verachten,
§ 6. Den Tanzfleck nicht verachten,
§ 7. Den Bierkrug nicht verachten,
§ 8. Beim Wirt das Essen nicht verachten.
§ 9. Ohne zu beten soll niemand zu Tisch gehen.
§ 10. Man soll die Mädchen nicht verachten.
§ 11. Wenn der Schweinehirt treibt, soll jeder im Gelage sein.
§ 12. Bei der Morgensprache soll jeder drei Knöpfe zu haben.
§ 13. Beim Essen soll jeder drei Knöpfe zu haben.
§ 14. Beim Umgehen soll jeder drei Knöpfe zu haben.
§ 15. Beim Herumgehen soll keiner vorauf- oder querübergehen.
§ 16. Beim Herumgehen müssen alle bis zum dritten Gehöft wieder zur Stelle sein. (?)
§ 17. Beim Herrn Pastor soll man nicht jauchzen oder jubeln.
§ 18. Kleinpfingsten soll jeder in die Kirche gehen und drei Knöpfe zu haben.
§ 19. Man soll in der Kirche nicht schlafen.
§ 20. Während des Tanzes soll keiner sein Mädchen stehen lassen.
§ 21. Es soll keiner nach dem Boden zu den Mädchen gehen. Jede Stufe kostet einen Groschen.
§ 22. Wer Bier beigiesst, ist eine Spänne[1]) frei, hernach kostet jede Spänne einen Groschen.

1) d. h. eine Hand breit.

§ 23. Man soll den Brunnen und Bierkeller nicht verunreinigen.
§ 24. Die Burschen sollen sich nicht gegenseitig schimpfen.

Jede Übertretung dieser Gesetze wurde mit einem Groschen zur allgemeinen Kasse bestraft.

In Rietzmeck (Kr. Zerbst) war es nach der Pfingstordnung noch verboten, „den Fremden beim Gelage grob zu begegnen“, „ins Gras zu gehen“ oder irgend eine bewegliche Habe, wie Pfeife oder dergl. auf dem Festplatze „liegen zu lassen“. Der „Sprachenträger“ zeigte jeden Verstoss gegen die Pfingstordnung den beiden Platzmeistern an. Diese verurteilten darauf den betreffenden Übertreter. Das Urteil selbst aber wurde wieder vom Sprachenträger bekannt gegeben. Die Pfingstordnung wurde am Morgen des ersten Festtages in einer „Morgensprache“, die um 7 Uhr stattfand, laut und öffentlich vorgelesen. Jeder mündige Dorfgenosse war zur Teilnahme an jener verpflichtet. In Streetz war es Sitte, den Burschen, der zur Morgensprache nicht rechtzeitig erschien, durch eine abgesandte Kommission mit Gewalt nach dem Festplatze zu führen in der Weise, dass er aus seiner Wohnung geholt, auf ein grosses umgelegtes und mit Stroh bedecktes Wagenrad, an das ein Pferd gespannt war, gesetzt und so zu der Morgensprache geschleift ward.

Ein Teil der Ordnungsbestimmungen bezog sich also auch auf den Umzug, den die Burschen gewöhnlich am dritten Pfingsttage durch den Ort veranstalteten. Sie zogen dabei von Haus zu Haus, boten ihr Bier zum Trunk an und erhielten dafür Wurst und Geld. Was den Kirchgang betrifft, der gleichfalls in den Gelagsgesetzen geboten war, so ist es noch heute Sitte, dass die Burschen der beiden Dörfer Straguth und Polenzko am zweiten Pfingsttage gemeinschaftlich zur Kirche ziehen. Das ganze Fest dauerte in der Regel drei bis vier Tage.

In den Dörfern nördlich von Rosslau wie Mühlstedt, Streetz, Rodleben u. a. „ging“ bis zum Jahre 1868 das Pfingstgelag ebenfalls „auf die Reihe“, d. h. der Tanzplatz ward in jedem Jahre bei einem anderen Bauer hergerichtet. Am Sonnabend vor dem ersten Pfingsttage wurde dort das sogenannte „Pfingstbier“ von den Burschen geholt, gutes Zerbster Bitterbier, in gewaltigen Fässern, von denen das grösste für die Burschen, das kleinere, das aber immerhin noch zwei bis drei Tonnen fasste, für die Verheirateten bestimmt war. Am Dienstage nach Pfingsten wurde nun zunächst von den Burschen unter allgemeinem Jubel der Maibaum aus dem nahen Walde geholt. Er ward auf einen Langwagen geladen, und andere mit Birkenzweigen beladene Wagen folgten. Sodann ward bei dem Bauer, den die unverbrüchlich innegehaltene Reihe traf, der Tanzplatz hergerichtet und zwar gewöhnlich dort, wo der Garten an die Dorfstrasse stiess. Der Boden des „Platzes“ wurde mit Lehm und Sand festgeschlagen, dieser selbst mit kleinen Maien umstellt. In seiner Mitte erhob sich der ungeschälte Mai-

baum, dem aber auch nur die Krone gelassen war. Im Schatten der kleinen Birken wurden Bänke angebracht und dicht dabei eine Laubhütte gebaut, um darin das riesige Bierfass, aus dem der allgemeine Trunk geschöpft ward, unterzubringen. Dann wurden von den Burschen zwei „Platzmeister“ gewählt, von denen der eine ein Bauernsohn, der andere ein Knecht sein musste. Am Mittwoch Vormittag hielten die Burschen mit den Platzmeistern an der Spitze einen Umzug durch das Dorf, um die Mädchen einzuladen[1]) und zugleich in den einzelnen Häusern Gaben einzusammeln. Einer von ihnen trug eine „Kuchenkiepe“ für den Kuchen, den sie bekamen, ein anderer führte eine „Schüttegabel“, an die die erhaltenen Bratwürste gehängt wurden, ein dritter hatte einen Korb für die Eier und den Speck, ein vierter einen grossen zinnbeschlagenen und mit Bier gefüllten Krug, aus dem er in jedem Hause die Insassen trinken liess, ein fünfter endlich trug eine neue mit Bier gefüllte Giesskanne, „Sprenger“, um daraus den Krug, so oft er leer geworden war, wieder füllen zu können. Die Platzmeister erhielten von den geladenen Mädchen breite bunte Bänder, die auf dem Rücken festgesteckt wurden. Jeder der Burschen übergab dem Mädchen, das er zu Tanze führen wollte, seinem „Pfingstmädchen“, einen Strauss, worauf dieses seinerseits dem Burschen ein buntes Band verehrte. War dem Mädchen die Einladung angenehm, so war dieses Band möglichst prächtig, im entgegengesetzten Falle aber erhielt der Bursche nur ein verwaschenes Band oder gar keins. Die bei ihrem Umzuge eingesammelten Gaben wurden dann von den Burschen gemeinschaftlich verzehrt. Der Bauer, bei dem „Pfingsten gehalten“ ward, musste ihnen das zum Mahle nötige Brot liefern. Am Mittwoch Nachmittag begann nun das eigentliche „Gelage“. Während dabei das junge Volk auf dem Platze den Maibaum umtanzte und tüchtig von dem aufgelegten Biere zechte, versammelten sich die verheirateten Leute bei dem Bauer, der im Jahre vorher den Tanzplatz gehabt hatte. Die Männer unterhielten sich dort, rauchten und tranken dazu von dem für sie bestimmten Biere aus grossen, etwa zwei bis drei Mass enthaltenden Krügen. Die Frauen und Kinder assen „Brocke“, Kalteschale, zu der sie das geriebene Brot, den Zucker und das nötige Geschirr, wie Löffel, Krüge u. s. w., sowie ein eigentümliches Gebäck, „dünnen Kuchen“, selbst mitgebracht hatten. — Der Bauer, bei dem „Pfingsten gehalten“ wurde, hatte während der Festfeier sämtliche Festteilnehmer zu bewirten. Gewöhnlich schlachtete er dieserhalb ein Schwein und einen Hammel und versorgte sich hinlänglich mit Fischen. Auch Kuchen musste er reichlich backen, öfters sogar

1) In Lindau (Kr. Zerbst) wurden die jungen Mädchen bereits drei bis vier Wochen vor dem Pfingstfeste durch zwei „Jungfernbitter“ zur Teilnahme am Gelage geladen. Derjenige Bursche, der dabei ein gewisses Mädchen „bestimmt“ für sich haben wollte, hatte einen höheren Geldbeitrag zur allgemeinen Kasse zu zahlen.

„zu vier bis fünf Malen". Die regelmässig vorgesetzten Speisen waren frühmorgens: Warmbier, zum Frühstück: Wurst, Butter und Käse, zu Mittag: Hammelbraten und Fisch, und zur Abendmahlzeit: Brocke, Wurst, Eier und Salat. Auch die Musikanten musste der Bauer während der vier Tage und Nächte, die das Fest währte, verpflegen und beherbergen. — Die „Pfingstmädchen" wurden beim Tanze von ihren Burschen den übrigen vorgezogen. Sie speisten und tranken ihren Kaffee an einer besonderen Tafel. — Den eingeladenen oder zufälligen Gästen wurde von den Platzmeistern „zugetrunken". Sie „lösten sich" dafür durch ein Geldgeschenk und durften dafür auch am Tanze teilnehmen. Die Kosten für das Bier und die Musik wurden von der ganzen Gemeinde bestritten. Bei ungünstigem Wetter wurde der Tanz auf der „Dele", der Scheunentenne, abgehalten. Die Musikanten erhielten dann ihren Platz im „Tass", d. h. in dem für die Garben bestimmten Raume. — In Kerchau (Kr. Zerbst) ward das Pfingstgelag am 2. und 3. Pfingsttage und dem darauf folgenden Sonntage gefeiert. Auch hier ward um den mit Bändern geschmückten Maibaum getanzt, und waren „Pfingstlehnichte", Pfingstlauben, errichtet, in denen man sass und trank. Die beiden von den Ortsburschen gewählten „Platzmeister" hatten bei Beginn des Tanzes der Reihe nach mit jedem der geladenen Mädchen eine kurze Tour zu tanzen. Dafür heftete ihnen dann jedes von diesen ein ungefähr einen halben Meter langes und ziemlich breites buntes Seidenband an, so dass bisweilen der einzelne Platzmeister 40 bis 50 derartige „Bandschwänze" von seinem Rücken herabhängen hatte. Während der ganzen Festtage mussten die Platzmeister in diesem Schmucke umhergehen. Übrigens lag ihnen nicht allein während des Pfingsttanzes, sondern das ganze Jahr hindurch die Rolle als Festordner ob, auch hatten sie die gemeinschaftliche Kasse zu führen und etwaige Streitigkeiten zu schlichten. — In Köselitz verläuft das Fest in gleicher Weise, wie an den bisher erwähnten Orten, nur werden dort die „Platzknechte" nicht mit bunten Bändern, sondern durch Sträusse aus künstlichen Blumen von den Mädchen ausgezeichnet. — Zu Neudorf im Harze wurde bis vor ungefähr 30 Jahren das Fest in folgender Weise gefeiert: Etwa drei Wochen zuvor thaten sich sechs bis acht bemittelte „Pfingst- oder Dingeburschen" zusammen und wählten aus der Zahl der Dorfmädchen eine entsprechende Zahl „Pfingstjungfern" aus. Ein jeder von ihnen ging darauf zum Vater seiner Erkorenen und bat um die Erlaubnis, dass seine Tochter „Pfingstjungfer mitspielen" dürfe. Wegen der damit verbundenen, nicht unbedeutenden Geldausgabe für zwei zu diesem Zwecke neu zu beschaffende Kleider ward die Bitte indes öfters abgeschlagen. Nachdem nun von den Burschen ein Tanzplatz hergerichtet und Laubhütten gebaut waren, wurden am zweiten Pfingsttage die Jungfern mit Musik aus ihrer Wohnung nach dem Platze abgeholt. Ein stämmiger Bursche trug einen mit bunten Bändern geschmückten Maibaum dem Zuge voran. Jede Jungfer steckte ihrem Burschen vor Beginn des Tanzes ein

seidenes Tuch auf den Rücken, und so tanzten die Paare den Nachmittag über bis zur Zeit des Abendbrotes, das den Burschen von den Mädchen in einem vorher bestimmten Hause gegeben ward. In die Kosten dafür teilten sich letztere gemeinsam. Am dritten Pfingsttage zogen die Burschen verkleidet im Orte von Haus zu Haus und zeigten mit prahlerischen Worten allerhand „Raritäten“ (Vögel, Affen, Eidechsen u. s. w.). Die Eier, die sie dafür erhielten, wurden meist gleich an Ort und Stelle von ihnen ausgetrunken. Am Nachmittage wurden die Mädchen wiederum von den Burschen zum Tanze mit Musik aus ihrem Hause abgeholt, und wiederum steckten sie diesen beim Beginn des Tanzes ein Tuch an die Schulter, diesmal aber ein weniger wertvolles. Am Abend des dritten Festtages brachten die Dingburschen den einzelnen Pfingstjungfern dann noch ein Ständchen und wurden dafür von diesen wieder bewirtet. — In den Dörfern der Cöthener Gegend wird in der Pfingstzeit das Gemeindebier oder die Pfingstmärte[1]) getrunken. An dem Feste ist gleichfalls die ganze Gemeinde, Hoch und Niedrig, beteiligt. Einige Tonnen Bieres, und zwar regelmässig noch das alte einfache Braunbier, werden von Gemeinde wegen erstanden und gemeinsam ausgetrunken. Frauen und Kinder bereiten sich dabei gewöhnlich die sogenannte „Märte“, eine Art Kalteschale, zu der sie das Geschirr, Brot und Zucker selbst mitbringen. Im übrigen verläuft das Fest unter Tanz um einen Maibaum und Trunk ganz wie das oben geschilderte Pfingstgelag. Die Kosten des Gemeindebieres wurden ehemals aus der Gemeindekasse bestritten; ausserdem musste — zum Teil noch heute — jeder, der in der Gemeinde ein Haus kaufte, Geld zu einer Vierteltonne Bier für das „Gemeindebier“ geben, ebenso jedes im letzten Jahre neuvermählte Ehepaar, sowie jedes Mädchen, das ausserehelich geboren hatte.

Von den Spielen, die von der Begehung des altheidnischen Frühlingsfestes (vgl. Weinhold, Der Wettlauf im deutschen Volksleben, Ztschr. III (1893), S. 1 f.) in Anhalt sich zumeist bis heute erhalten haben, will ich zunächst erwähnen das Ringreiten. In Drosa (Kr. Cöthen) fand dieses am Nachmittage des zweiten Pfingsttages statt. Haben sich die einzelnen Burschen auf ihren mit Bandschleifen, Blumen und Guirlanden geschmückten Rossen vor dem Gasthause versammelt, so reiten zunächst die zwei oder drei ältesten von ihnen fort, um den zuvor von allen Teilnehmern gewählten Leiter des Festes, den „Hauptmann“, aus seiner Wohnung abzuholen. Sobald sie mit ihm zurückgekehrt sind, sprengt der Hauptmann, der zum Zeichen seiner Würde mit einer roten Schärpe und einem alten Säbel angethan ist, vor die Schar der inzwischen in Reihe und Glied aufgestellten Reiter und hält an sie eine gereimte feierliche Ansprache, in der er die

1) Der Ausdruck „Märte“, mhd. meráte, vgl. ahd. merôd = mixtum, hängt zusammen mit swv. mern „eintauchen, umrühren“, unserem nhd. „mähren“.

Teilnehmer am Wettritt ermahnt, hübsch auf Ordnung zu halten und nicht durch unsinniges Reiten sich und den Zuschauern Gefahr zu bereiten. Nach dieser Rede reitet einer der Burschen aus dem Gliede vor die Front des Zuges und ruft: „Der Hauptmann hat seine Sache gut gemacht, drum haben wir ihn auch nicht ausgelacht.“ Alsdann setzen sich alle in Bewegung zu einem feierlichen Umzuge durch das Dorf. Voran fährt ein mit Guirlanden und kleineren Maien geschmückter Wagen, auf dem die Musikanten sitzen und zugleich ein grösserer Maibaum angebracht ist, an dem die Gewinne hängen, die für die Sieger im Wettritte bestimmt sind. Unmittelbar hinter dem Wagen reitet der Hauptmann, dem dann in längerem Zuge die übrigen Reiter folgen. Nachdem er so alle Strassen des Dorfes durchzogen, endet der Zug auf einem ausserhalb desselben gelegenen freien Platze. Hier war zuvor aus zwei senkrechten Pfosten und darübergelegter Querstange eine ziemlich hohe und mit grünem Laube geschmückte „Barrière“ errichtet. An dem Querbalken hingen zwei grosse eiserne Ringe, die aber mit Weidenruten derartig umwunden waren, dass in ihrer Mitte nur noch ein kleines Loch blieb. War der Zug auf dem Platze angelangt, so ward der Wagen mit den Musikanten neben jener „Barrière“ aufgefahren, und auch die Maie mit den Gewinnen dort aufgepflanzt. Nachdem dann noch die Reihenfolge der Burschen am Wettritte durch das Los festgestellt war, begann das Spiel. Auf ein Trompetensignal sprengte jeder einzelne Reiter der Reihe nach im Galopp unter der Barrière hindurch und suchte dabei durch einen der beiden Ringe während des Rittes vom Sattel aus mit einer Gerte oder einem Holzsäbel hindurchzustechen. So oft einem dies gelang, bliesen die Musikanten einen Tusch. Hatten sich alle Teilnehmer so dreimal im Stechen versucht, so wurden von Ehrenjungfrauen die Preise an die Sieger verteilt. Derjenige, der alle drei Mal glücklich den Ring durchstochen hatte, erhielt den Hauptgewinn. War dies mehreren geglückt, so fand ein nochmaliges „Wett- oder Abstechen“ statt. Die Gewinne, deren Zahl und Wert je nach der Menge der Teilnehmer und der Höhe der aufgebrachten Gelder schwankt, bestanden für den ersten und zweiten Sieger in Zeug zu einer Weste, für die übrigen in Hals- und Taschentüchern. Der letzte Gewinn aber war eine mit rotem Schnaps gefüllte Flasche. Der Bursche, der diese als Preis erhielt, hatte die Verpflichtung, sie während der ganzen noch übrigen Nachmittagszeit gefüllt zu halten und sie jedem, der es begehrte, zum Trunke zu bieten. Nachdem schliesslich noch den Pferden der Sieger Kränze um den Hals gehängt worden waren, die dann bis zum nächsten Jahre in deren Ställen angebracht blieben, erfolgte ein nochmaliger Umzug durch das Dorf. Vor dem Hause des Bauern, der den Burschen die meisten Pferde zur Verfügung gestellt hat, wird Halt gemacht, und der Hauptmann hält dort nochmals eine Ansprache, in der er den Teilnehmern am Zuge, den einzelnen Bauern, welche die Pferde zum Feste geliehen, und den

jungen Mädchen, die ihm beigewohnt haben, dankt und den Wunsch nach „einem reichen Erntejahre“ ausspricht. Alsdann löst der Zug sich auf, am Abende aber versammeln sich alle Teilnehmer am Zuge noch zu einem Tanze im Gasthause. — In ähnlicher Weise wie hier verlief das Ringreiten fast auf allen übrigen Dörfern der Cöthener Gegend. Nur das Hutreiten in Quellendorf wich davon ab. Nach einem Umzuge durch das Dorf machte man dort an irgend einer Stelle eines breiten Weges, der nach dem Walde führt, Halt, nahm den mitgeführten Maibaum vom Wagen herab und übergab ihn etlichen Burschen, die sich damit auf dem neben der Strasse herlaufendem Fusswege aufstellten. Die Reiter selbst nahmen dann in einer Entfernung von 500 bis 600 *m* vor dem Walde auf der Strasse neben einander Aufstellung. Auf ein vom Leiter des Festes, zu dem jedesmal der Sieger im letzten Wettritte bestimmt war, gegebenes Zeichen sprengten dann alle im Galopp vorwärts. Ein jeder suchte dem anderen zuvorzukommen und das Ziel, den emporgehaltenen Maibusch, zuerst zu erreichen. Der Sieger erhielt als Preis einen mit bunten Bändern geschmückten Hut.

Auch in Gross Kühnau (Kr. Dessau) ritten die Burschen in ähnlicher Weise nach einem Hute. Das Ziel war ein über den Weg gespanntes Seil, hinter dem ein mit bunten Bändern geschmückter Hut oder eine Mütze an einer Stange aufgehängt war. Auch ein Bursch in Frauenkleidung befand sich unter den Teilnehmern. Festordner war ein Schöppe. Im Cöthener Kreise ist jetzt das Ringreiten seit dem Frühjahre 1894 polizeilich untersagt worden.

Neben dem Pfingstreiten waren und sind zum Teil noch heute um die Pfingstzeit die sogenannten Mädchentänze beliebte alte Spiele. Die Mädchen veranstalten selbständig diese Festlichkeiten. Sie decken dabei gemeinschaftlich die Unkosten, haben dafür aber auch das Recht, bei dem Tanze sich ihre Tänzer selbst zu wählen. Wie es mir scheinen will, sind bei diesen Mädchentänzen, die übrigens bis zu Johannis hin veranstaltet werden, Reste alter Spiele nicht nur des ehemaligen Frühlingsfestes, sondern auch der Sommersonnenwende erhalten.

In Radisleben (Kr. Ballenstedt) versammeln sich am Sonntage vor Pfingsten die Dienstmädchen, festlich geschmückt und mit Kränzen im Haare, vor der Gemeindeschenke und ordnen sich dort zu einem Umzuge durch das Dorf. Allen voran geht dabei das älteste Mädchen mit einer Maie. Vor den Häusern der Eheleute, die sich im Laufe des letzten Jahres verheiratet haben, wird Halt gemacht. Die Musikanten spielen dort auf, und die Mädchen tanzen. Jedes der so geehrten jungen Ehepaare befestigt darauf an der Maie eine Gabe, die je nach den Vermögensverhältnissen der betreffenden in einem Mantel, Kattun zu einem Kleide, Tuch oder Schürze besteht. Der jüngste Ehemann, d. h. derjenige, der erst die kürzeste Zeit verheiratet ist, schliesst sich darauf dem Zuge an,

der nun zum Anger hinauszieht. Dort wird jenem die Maie mit den Geschenken von dem ältesten Mädchen überreicht, und er läuft nun seinerseits damit davon. Nachdem er einen durch Herkommen festgesetzten Vorsprung gewonnen, eilen ihm sämtliche Mädchen nach durch Feld und Flur. Nach einem meist ziemlich langen Dauerlaufe bleibt der junge Ehemann stehen, und die Mädchen, die ihn zuerst erreichen, teilen sich in die Gaben in der Weise, dass die zuerst Angekommene auch den wertvollsten Gegenstand sich auswählt, die zweite den zweiten u. s. w. Die Schnellste von allen wird ausserdem als Siegerin noch mit einem besonderen Kranze geschmückt und tritt nach der Rückkehr zum Anger an die Spitze des Festzuges, der nun zur Schenke zurückzieht. Mit einem Tanze wird dort das Fest beschlossen. — In ähnlicher Weise liefen ehemals beim Mädchentanze die jungen Mädchen in Scheuder auf dem Felde nach einer, womöglich auf einer Kleestoppel aufgestellten Maie, und die Siegerinnen erhielten ebenfalls Gewinne. — Zu Neudorf im Harze wurde bis vor ungefähr 40 Jahren beim Mädchentanze ein Kranzauskegeln veranstaltet. Die mit Kränzen geschmückten jungen Mädchen des Dorfes versammelten sich zunächst in dem Hause einer zuvor gewählten Führerin. Von hier aus zogen sie dann in festlichem Zuge durch den Ort. Der schmuckste Bursche im Dorfe trug dabei eine mit bunten Bändern geschmückte Maie voran. Nach dem Umzuge fand unter den Mädchen ein Preiskegeln auf der Strasse statt. Die Siegerin wurde mit einem Kranze, den die Mädchen gemeinsam in der Stadt gekauft hatten, geschmückt. Den nun folgenden Tanz musste sie dann zusammen mit dem Maienträger eröffnen, und ihre Eltern hatten beim Abendbrote die ganze Mädchenschar und die Musikanten zu bewirten. — In Elsdorf sah ich beim Mädchentanze folgendes Spiel mit an, das übrigens auch in anderen Orten des Cöthener Kreises, wie in Thurau, Porst u. s. w., bei gleicher Gelegenheit aufgeführt wird: Am Sonntage vor Johannis versammelten sich die jungen, kranzgeschmückten Mädchen im Gasthause und ordneten sich dort zum festlichen Zuge durch das Dorf. Kurz bevor dieser sich aber in Bewegung setzte, erschienen zwei als ein Brautpaar verkleidete junge Mädchen, deren Namen möglichst geheim gehalten wurden, mit Masken vor dem Gesicht, die Braut im Hochzeitstaate mit Myrtenkranz, Brautschleier und langem Schleppkleide, der Bräutigam mit hohem Cylinder, Frack, weissen Handschuhen und Brautbouquet. Beide stellten sich an die Spitze des Zuges, der nun unter Musik und lautem Jauchzen der Teilnehmerinnen durch die verschiedenen Strassen bis zurück zum Gasthofe führte. Hier nahm das Brautpaar alsdann in einer aus grünen Maien errichteten Laube, die aber nach einer Seite hin offen war, auf zwei Stühlen Platz, während die übrigen Mädchen in einer Entfernung von vielleicht 30 Schritten jenem gerade gegenüber sich aufstellten. In einer durch das Los bestimmten Reihenfolge wurden nun jedem einzelnen von ihnen die Augen verbunden, und es

musste so „das Brautpaar im Grünen“ suchen. Ein von den Mädchen gedungener Platzknecht hielt den Weg zu diesem vor den andringenden Zuschauern offen. Gelang es einem Mädchen entweder die Braut oder den Bräutigam, die sich beide aber auf alle mögliche Weise durch Biegen des Körpers den Händen der suchenden Mädchen zu entziehen suchten, wenngleich sie ihren Platz nicht verliessen, wirklich zu fassen, so bliesen die Musikanten einen Tusch. Am Ende des Spieles erhielten alle die, welche das Brautpaar „gefunden“ hatten, Gewinne an Tüchern u. dergl., und dann begaben sich sämtliche Mädchen zum Tanz nach dem Saale des Gasthauses. — In Prosigk ziehen 2 bis 3 Wochen nach Pfingsten die Mädchen und Burschen mit einer Maie im Dorfe herum. Voran marschiert ein „Brautpaar“. Die Rolle der Braut hat dabei ein Bursche übernommen, der in langem Spitzenkleide erscheint, ein Mädchen die des Bräutigams. Beide tragen Larven vor dem Gesicht und führen eine grosse Flasche mit sich, aus der sie jedem Begegnenden gegen eine kleine Entschädigung einen Schnaps eingiessen. Der Zug endet in der Schenke mit einem Tanze. — In Gross Badegast wurde beim Mädchentanze auf dem Dorfplatze ein Kreis mit grünen Zweigen abgesteckt und ein Tisch mit fünf Stühlen hineingestellt. Bei Beginn des Festes nahm auf zweien derselben ein Brautpaar Platz, d. h. zwei Mädchen, von denen das eine als Braut, das andere als Bräutigam verkleidet war. Darauf erschien ein als Schäfer verkleidetes anderes Mädchen und sang: „Es trieb ein Schäfer über Berg und Thal, da hört er ein Kindlein schreien, er hört es wohl, aber er sieht es nicht.“ In demselben Augenblicke aber ertönte die Stimme eines hinter einem Birkenzweige oder einem Baume versteckten Kindes: „Ich bin im hohlen Baum versteckt.“ Sofort eilt der Schäfer dorthin, findet das Kind und spricht: „Er nimmt das Kind auf seinen Arm und führt es in das Hochzeitshaus.“ Alsdann wendet er sich an das Kind mit der Frage: „Wer soll denn deine Mutter sein?“ und dieses antwortet, indem es auf die Braut hinweist: „Die mit dem grünen Kränzelein“, und beide, Schäfer und Kind, gehen nun zu dem Brautpaar hin und nehmen auf den übrigen zwei Stühlen Platz. Die „Braut“ aber bricht bei den letzten Worten des Kindes in den klagenden Wunsch aus: „Ach, wenn doch gleich der Teufel käm' und mir den grünen Kranz abnähm'!“ Und wirklich, sogleich erscheint auch ein als Teufel ganz schwarz verkleidetes Mädchen mit einer Maske und stürzt sich auf die Braut. Diese flieht, aber der Teufel eilt hinter ihr her über Tisch und Bänke so lange, bis sie den grünen Kranz aus ihrem Haare verliert.[1]) — In Werben feiern die Mädchen 8 bis 14 Tage nach Pfingsten ihren Tanz. Dabei verkleiden sich zwei Mädchen als Braut und Bräutigam, andere als Teilnehmer am Hochzeitszuge jener, noch andere als Räuber, sowie als Soldaten oder Gensdarmen. Nach einem

1) Dramatisierung eines verbreiteten Volksliedes: Es trieb ein Schäfer oben rein, Erk-Böhme No. 212, a—f.

gemeinsamen feierlichen Umzuge durch das Dorf wird auf dem „Plane“ ein Tisch aufgestellt und um ihn herum zwei Stühle. Auf diese setzt sich das Brautpaar, dem nun von den Teilnehmern am Hochzeitszuge allerhand Geschenke, wie Sicheln, Körbe, Gabeln, Messer u. dergl. dargebracht werden. Plötzlich fallen die als Räuber verkleideten Mädchen über das Brautpaar und seine Umgebung her und verwunden anscheinend eine Person, die dann von einem als Arzt verkleideten Mädchen verbunden wird. Sofort eilen aber auch die Soldaten zum Schutze der Angegriffenen herbei, nehmen die Räuber gefangen und führen sie hinweg in das Gasthaus. Dort wird dann tapfer getanzt. Am Abend vereinigen die Mädchen sich nochmals zu einem Zuge durch das Dorf, um in den einzelnen Häusern Gaben einzusammeln. — In Drosa findet sich ein ähnliches Spiel. Dort verkleiden sich die Mädchen teils als Räuber, teils als Gensdarmen. Ein dritter Teil setzt sich auf einen mit Pferden bespannten Wagen und fährt als angebliche Reisende hinaus in das Feld. Dort werden sie aber von den Räubern überfallen und niedergestochen. Um letzteres den Zuschauern recht drastisch vor die Augen zu führen, haben die einzelnen Insassen des Wagens zuvor je eine kleine mit Blut gefüllte Schweinsblase um den Hals gehängt, die von den Räubern durchbohrt wird, so dass ihr Inhalt sich rot über die Kleider ergiesst. Auf das Geschrei der „Reisenden“ eilen darauf die Gensdarmen herbei, verfolgen die Räuber, nehmen sie gefangen und führen sie in Ketten auf dem Wagen mit samt ihren anscheinend getöteten Opfern in das Gasthaus. Dort wird von einem „Richter“ — gleichfalls ein verkleidetes Mädchen — das Todesurteil über die Räuber ausgesprochen. Sie werden auf einen Klotz geschnallt, und es wird ihnen ebenfalls, wieder mit Hilfe einer blutgefüllten Schweinsblase, die um den Hals gehängt war, scheinbar der Kopf abgeschlagen. — In Würflau wurde vor etlichen Jahren noch beim Mädchentanze eine Alte-Weibermühle aufgestellt. Die Mädchen borgten sich von einem der Bauern eine recht klappernde Dresch- oder sonstige landwirtschaftliche Maschine und brachten sie auf dem Festplatze in einem maienumstellten Zelte unter. Nach einem Umzuge durch das Dorf erschienen dann die einzelnen Mädchen vor diesem Zelte mit allerhand scheinbaren körperlichen Gebrechen, das eine war bucklig, das andere lahm u. s. w. So traten sie der Reihe nach auf der einen Seite in jenes hinein, während die Maschine ein lautes Klappern hören liess. Verjüngt und geheilt erschien dann nach kurzer Zeit jedes von ihnen wieder auf der anderen Seite des Zeltes. — In Scheuder kam beim Mädchentanze folgendes Spiel vor: Auf dem Dorfplatze wurde nach dem Umzuge durch das Dorf ein Tisch aufgestellt und auf diesem ein Kaninchen festgehalten, nach dem die einzelnen Mädchen mit verbundenen Augen greifen mussten in derselben Weise, wie wir es oben bei dem „Suchen der Braut im Grünen“ in Elsdorf sahen. — In Wulfen wird beim Mädchentanze „dem Juden der Bart abgeschnitten“. Die Mädchen versammeln

sich vor dem Gasthause und ziehen mit Musik durch das Dorf hinaus zum Anger. Dort wird ein Kreis abgesteckt, in dem das Spiel statt hat. Unter einem Baume nimmt ein als Jude verkleidetes Mädchen auf einem Stuhle Platz. Sie trägt schware Hosen, einen schwarzen Frack, Cylinderhut und einen langen schwarzen Vollbart aus Rosshaaren. Ihm zur Seite setzt sich seine Frau mit einem Korbe, Kehrblech und Handfeger. Beiden gegen über stellen sich nun die übrigen Teilnehmerinnen am Feste auf. Jeder von ihnen werden darauf der Reihe nach die Augen mit einem Tuche verbunden und sie tänzelt nun, eine bekränzte Sichel[1]) in den Händen, auf den Juden los, um ihm damit ein Stück von seinem Barte abzuschneiden. Gelingt einer dies, so kehrt die Frau des Juden die abgeschnittenen und zur Erde geworfenen Haare mit dem Besen und dem Kehrblech zusammen und thut sie in ihren Korb. Ist endlich der ganze Bart des Juden in dieser Weise abgeschnitten, so fällt dieser als tot zu Boden. Alle Mädchen umstehen und beklagen ihn, und die Musikanten spielen einen Trauermarsch. Doch nach einem Weilchen springt der Jude wieder auf, fasst seine Frau bei der Hand, und alle marschieren nun zurück in das Gasthaus zum Tanz. Damit die Zuschauer nicht allzu dicht an die Spielenden herantreten, so halten vier als Hanswurst verkleidete Mädchen mit „Klapphölzern", Pritschen, mit denen sie jeden Vordrängenden während des Spiels zurückschlagen, den Platz frei. — In Mosigkau (Kr. Dessau) wurde dasselbe Spiel im vergangenen Jahre in der ersten Woche des Juli in dieser Weise gespielt: Auf einem Stuhle sass eine als Mann ausgestopfte und mit grünen Zweigen geschmückte Puppe. Sie trug im Gesicht eine Maske und einen sehr langen Bart von Flachs. Die Mädchen gingen nun gleichfalls mit verbundenen Augen und einer Schere in der Hand auf den „Mann" zu. Diejenige, die richtig auf ihn stiess, schnitt ein Stück des langen Bartes ab und behielt es für sich. Nachdem der Bart völlig abgeschnitten war, begann der Tanz. Einige der Mädchen tanzten dabei auch mit der ausgestopften Puppe. — In Arensdorf wird eine Ziege mit langem Barte von den Mädchen bekränzt und in feierlichem Zuge durch das Dorf auf einen freien Anger geführt. Dort versuchen nun die einzelnen Mädchen in ähnlicher Weise wie oben mit verbundenen Augen den Ziegenbart zu fassen und schneiden ihn dann scheinbar mit einem Holzmesser ab. Welcher dies am öftesten gelingt, die erhält den ersten Preis. — In Pissdorf ward eine als „alter Mann" ausgestopfte Puppe auf einen Ziegenbock gesetzt, der auf dem Festplatze aufgestellt war. Wem von den Mädchen es gelang, beide mit verbundenen Augen zu ergreifen, erhielt einen Gewinn. — In Thurau verkleidet sich entweder ein Mädchen als alte Jungfer, bisweilen auch als alter Mann, oder es wird eine diese darstellende Puppe aus-

1) Seit etlichen Jahren ist der Gebrauch der Sichel, um Unglücksfälle zu vermeiden, untersagt. Man bedient sich daher jetzt an ihrer Statt einer Schere.

gestopft. Nach dem Umzuge wird die alte Jungfer dann auf dem Anger aufgestellt, und die Mädchen gehen nun der Reihe nach mit verbundenen Augen und hölzernen Säbeln oder bekränzten Stöcken auf sie los, um sie anscheinend zu durchbohren. Diejenigen, welche die Figur treffen, erhalten Gewinne an Hals- und Taschentüchern. Ist die Darstellerin beim Spiel ein Mädchen, so kleidet dieses sich nach Beendigung desselben wieder aus; wird die alte Jungfer aber durch eine Puppe dargestellt, so wird diese am Ende des Spiels von den Mädchen zerrissen. Das Spiel heisst das „Jungfrautotstechen im Freien". — In einigen Orten wird beim Mädchentanze auch öfters das Spiel „den Alten begraben" gespielt. — In Gross Badegast verläuft dasselbe so: Die Mädchen versammeln sich zunächst vor dem Gemeindegasthause. Dort bilden sie aus einem Bunde Stroh, das sie in einen abgetragenen Anzug stopfen, eine Puppe, den alten Mann. Diese wird auf eine Karre gelegt und durch das Dorf zu den Häusern der einzelnen Dienstherrschaften gefahren. Zum Dank dafür erhalten sie von diesen einen Kümmelschnaps vorgesetzt. Nun geht es wieder zurück zu dem Platze vor dem Gasthause. Dort ist inzwischen ein tiefes Loch gegraben worden, und nun beginnt das Spiel. Der Reihe nach werden jedem Mädchen die Augen verbunden, und die einzelnen versuchen alsdann die Karre mit der Puppe in das Loch zu fahren. Welcher dies am öftesten gelingt, die erhält ein Tuch, eine Schürze oder dergleichen zum Gewinn. — In Porst wird gleichfalls aus Stroh und alten Kleidungsstücken eine Puppe, „der Alte" genannt, gemacht, auf eine Karre gelegt und von zwei Enken (Knechten), die sich als Mädchen verkleidet haben, im Orte herumgefahren. Auf dem Dorfplatze wird dann ein Loch gegraben, und daneben eine Maie, die vorher mit durch das Dorf getragen ist, aufgestellt. Jetzt suchen auch hier die Mädchen einzeln und mit verbundenen Augen jene Puppe von der Karre in das Loch zu „kippen". So oft dies einem gelingt, spielen die Musikanten einen Tusch. Diejenigen Mädchen, die am öftesten dieses Kunststück fertig gebracht haben, erhalten die ausgesetzten Gewinne an Tüchern u. dergl. Gegen Abend ziehen dann jene beiden Enken mit Musik und dem „Alten" wiederum im Dorfe herum und sammeln in den einzelnen Häusern Gaben ein. Darauf beginnt das Tanzvergnügen, bei dem übrigens jedes Mädchen einmal mit dem „Alten" im Saale herumtanzen muss. — In Scheuder endlich zogen bei dem Spiele die Mädchen gleichfalls mit Musik durch das Dorf. Dabei boten sie den verschiedenen Zuschauern aus einer Flasche einen Schnaps an und erhielten dafür jedesmal eine kleinere Geldmünze. Sobald der Zug auf dem „Platze" angekommen war, ward ein Loch gegraben und es erschienen zwei als Mann und Frau verkleidete Burschen mit einer Karre, auf der eine mit Lumpen angezogene und mit einer Gesichtsmaske angethane Strohpuppe lag. Unter allerhand Spässen suchten darauf auch hier die einzelnen Mädchen „den Alten" in das Loch zu karren.

An sonstigen Pfingstgebräuchen habe ich in Anhalt noch folgende gefunden. Am Donnerstage nach Pfingsten ward in Wirschleben ein grosses Volksfest mit Musik und Tanz abgehalten. Den Mittelpunkt desselben aber bildete ein Zug nach der Saale. Voran ging die Musik, dann folgte ein verkleideter Mann und zwei Mädchen. War man am Ufer der Saale angekommen, so wurden die beiden Mädchen erhascht, ins Wasser geschleppt und tüchtig durchnässt, wohl auch untergetaucht. Dann wurde Geld unter den Zuschauern gesammelt, das den Dreien zu gute kam, und mit Musik zum Dorfe zurückgezogen. Ein Tanz endete die Festlichkeit, die „der Saaltanz“ genannt ward. In Hohnsdorf an der Fuhne soll in den sechziger Jahren derselbe Brauch üblich gewesen sein, nur versahen hier Frauen mit Graskiepen die Rolle der Mädchen. — In Gross Kühnau schickte früher am zweiten Pfingsttage jeder Bauer nach dem Vormittags-Gottesdienste durch ein Mädchen dem Hirten, der um diese Zeit mit der Herde vom Felde kam, vor seine Wohnung, in der auch der Gemeinde-Zuchtstier seine Stallung hatte, vier Groschen, jeder Kossat zwei Groschen, ausserdem aber noch die gegen Mittag an diesem Tage gemolkene Milch. Das Mädchen, das dabei zuerst beim Hirten ankam, musste den Bullen anlegen und erhielt dafür von jenem einen prächtigen Strauss aus Pfingstrosen (paeonia officinalis) und Nachtviolen (hesperis matronalis), die der Hirt eigens zu diesem Zwecke in seinem Garten zog. Die übrigen Mädchen erhielten weniger schöne Sträusse. Nachdem die Sträusse verteilt waren, spielte ein Musikant zum Tanze auf, der sich vor dem Gemeindehause bis zum nächsten Austreiben der Kühe hin erstreckte. — In Lindau ward demjenigen, der am ersten Pfingstage zu spät sein Vieh dem Hirten zuführte, des Abends bei der Heimkehr von der Weide der Ochs mit einem grossen Kranze geschmückt zugeführt. Alle, die sich dabei beteiligten, klatschten dazu mit der Peitsche, vgl. Jahn, Die deutschen Opfergebräuche, S. 305 f. — In Schadeleben bei Frosa (Kr. Ballenstedt) war früher am dritten Pfingsttage nur einmal Gottesdienst. Wenn dann zu Mittag gegessen war, so putzten die Anspännersöhne und Knechte ihre Pferde, die Töchter und Mägde die Kühe, die Schafe wurden gemolken, und sobald dann der Kuhhirte sein Horn blies, versammelten sich alle mit ihrem Vieh vor dem Dorfe. In feierlichem Zuge, voran die Pferde, dann die Kühe, dann die Schafe, Ziegen und zuletzt die Gänse, zog man darauf nach der Pfingstwiese, die zuvor vom „Dorfknecht“ abgesteckt war, und ein jeder weidete da sein Vieh. Gegen Abend wurde von den Ackerknechten dem Pferde, auf dem sie sassen, vom Kuhhirten dem Samenrinde, vom Schäfer einem Schafe und einer Ziege, vom Gänsehirten einer jungen Gans ein Kranz mit Bändern umgehängt. So gings zurück ins Dorf. Die Knechte bekamen dafür ein kleines Geschenk, ebenso die Hirten, der Kuhhirt aber von dem Bauer, der das Jahr den Bullen hielt, ein Hals- oder Schnupftuch, sowie ein Stück Kuchen. — In Gross Kühnau wurden am dritten Pfingsttage

Vormittags die Wege im Dorfe und seiner nächsten Umgebung ausgebessert, die einzige Wegebesserung im ganzen Jahre. Nachmittags wurde die „Spritze probiert“ und dann vor dem Spritzenhause das Pfingstbier getrunken, zu dem sich jeder sein eigenes Glas oder Krug mitbrachte. Nach Beendigung des Trinkgelages begann der Tanz unter einer Maie. Auch in Zehbitz wurden am Vormittage des Mittwochs nach Pfingsten die Wege ausgebessert; am Nachmittage ward dann das Gemeindebier getrunken. — In dem nicht weit von der anhaltischen Grenze gelegenen preussischen Dorfe Krosigk wurde bis vor 30 Jahren ungefähr der Mittwoch nach Pfingsten, der sogenannte Knoblauchsmittwoch, gefeiert. Im Laufe des Vormittags wurden da von den jungen Burschen sämtliche offenen Brunnen des Ortes, aus denen das Trinkwasser und das Wasser zum Kochen geholt wurde, gereinigt. Nach der Reinigung, für die sie übrigens von jedem Besitzer 0,75 bis 1,50 Mark erhielten, streuten sie Salz in den Brunnen, das die Besitzer liefern mussten. War die Arbeit vorüber, so hatten die jungen Mädchen mit ihren Schürzen den Burschen die Füsse abzutrocknen. Am Nachmittage fand dann auf dem maienumsteckten Platze vor der Pfarre, an dem zugleich ein grosser Teich gelegen war, ein Gemeindefest statt. Das Bier ward dabei unentgeltlich ausgeschenkt. Diejenigen, die im letzten Jahre im Orte zugezogen waren oder sich verheiratet hatten, mussten jeder eine Vierteltonne Freibier geben, Drescher indes nur ein Achtel. Ein Tanz beschloss das Fest. — Die allgemeine Pfingstfestspeise ist übrigens im Cöthener Kreise und auch in Gross Kühnau wiederum Finzel, wie beim Osterfeste. Klein Pfingsten wurde in Gross Kühnau auf dem Dorfplatze das Spiel des Hahnentotschlagens von den jungen Burschen gespielt. Wer mit dem Dreschflegel den Topf traf, der über das Loch gestülpt war, in dem der Hahn sass, durfte diesen für sich behalten. Gewöhnlich wurde er aber am Abend in der Schenke, mit Reis gekocht, gemeinschaftlich verzehrt.

Der Schwank vom Esel als Bürgermeister bei Thomas Murner.

Von Johannes Bolte.

In den North Indian Notes and Queries 2, 174 No. 642 (1893) findet sich folgender Schwank: „Wie der Esel des Wäschers Kadi ward“ nach der Erzählung eines Eingeborenen aus Mirzapur in englischer Sprache wiedergegeben:

Es war einmal ein Schulmeister, der einen sehr dummen Schüler hatte. Eines Tages, als er seine Aufgabe nicht wusste, schalt ihn der Lehrer Esel. Ein ein-

fältiger Wäscher, der im Vorbeigehen dies hörte, sagte: „Herr Lehrer, war dieser Junge einst ein Esel?“ — „Ja“, sagte der Schulmeister, „er war ein Esel, und mein Unterricht hat einen Menschen aus ihm gemacht.“ Der Wäscher sagte: „Ich habe auf der Welt nichts als einen Esel, und wenn Ihr ihn in einen Menschen verwandeln könnt, will ich ihn gern zu Euch bringen.“ — „Gut“, sagte der Lehrer, „geh und bring ihn!“ — So kam der Wäscher, indem er den Esel mit Schlägen vor sich hertrieb, und fragte den Lehrer: „Wie lange brauchts, um meinen Esel in einen Menschen zu verwandeln?“ — „Ein Jahr“, antwortete der Lehrer.

Ein Jahr darauf kam er wieder und fragte den Meister, wo sein Esel wäre. Der Meister erwiderte: „Dein Esel ist in der und der Stadt Kadi geworden und bezieht ein monatliches Gehalt von 1000 Rupien und hält Gericht.“ Zufällig war der Kadi, als der Wäscher das erste Mal zum Lehrer kam, in der Schule gewesen und hatte alles gehört. Der Wäscher fragte nach dem Wege zum Palaste des Kadi und ging hin. Der Kadi erkannte und beachtete ihn nicht. Der Wäscher kehrte zurück und sprach zum Meister: „Wahrlich, er ist ein grosser Mann geworden; als ich in sein Haus trat, sah er mich gar nicht an.“ Der Meister antwortete: „Natürlich mochte er dich nicht beachten, da du zu ihm kommst, während er ein hoher Beamter ist. Doch nimm einen Strick und eine Fussfessel und geh in seinen Palast und schüttle sie und sprich: „Hast du den Strick und die Fussfessel vergessen, mit denen du gewöhnlich gebunden wurdest?“ Er that, wie ihm geheissen war; da erinnerte sich der Kadi an den Vorfall und dachte: Wenn ich diesen Kerl nicht irgendwie loswerde, werde ich zum Gelächter der Leute. So gab der Kadi dem Wäscher 1000 Rupien und entliess ihn. Der Wäscher zeigte dem Lehrer das Geld, und der nahm die Hälfte davon, weil er den Esel gefüttert habe. Der Wäscher ging heim und pries sein Glück; und seitdem bekam er alljährlich ein Geschenk vom Kadi und lebte den Rest seines Lebens als ein glücklicher Mann.

Diese Erzählung ist im Orient weit verbreitet. Aus Mosul teilt A. Socin[1]) eine Fassung mit, in der ein thörichter Kurde seinen einäugigen Esel allein nach Mosul gehen heisst, um dort Einkäufe zu besorgen. Als der Esel nicht heimkehrt, macht er sich auf und lässt sich vom Thorwächter einreden, der Esel sei in Bagdad Richter geworden. Der Richter in Bagdad ist zufällig auch einäugig und kauft sich aus Angst von dem Kurden durch eine Geldsumme los.

Anderwärts wird dem berühmten orientalischen Eulenspiegel Nasr-Eddin Chodja, dem Helden eines verbreiteten Volksbuches[2]), die Rolle des Einfaltspinsels in dieser Geschichte zugeschrieben. In einer persischen Version[3]) wird der Esel angeblich Diener in Teheran, dann Kaufmann in Kazbin, endlich Statthalter in Recht. In einem tunisischen Märchen[4]) lügen die Diebe von Dschuhas Esel dem Besitzer vor, jener habe studiert

1) Zeitschr. der d. morgenl. Gesellsch. 36, 10, No. 2.

2) Vgl. M. Hartmann in dieser Zeitschrift 5, 44. — Camerloher und Prelog, Meister Nasr-eddins Schwänke 1857, No. 63. Murad Efendi (F. v. Werner), Nassreddin Chodja 1878, No. 28. Decourdemanche, Sottisier de Nasr-Eddin Hodja 1878, No. 243. Mouliéras, Fourberies de Si Djeh'a 1892, p. 61: „L'âne juge“.

3) Dieulafoy, La Perse, la Chaldée et la Susiane. Tour du monde 1885, No. 1257, p. 91.

4) Stumme, Tunisische Märchen 2, 133 (1893): „Der Esel, der Kadi wurde.“

und sei Kadi geworden; Dschuha geht darauf zum Kadi, erhält aber für seine Zudringlichkeit 200 Hiebe; doch als der Kadi seinen Bericht anhört, nötigt er die Diebe durch die gleiche Zahl von Schlägen zur Herausgabe des Esels und zahlt dem armen Dschuha ausserdem ein Schmerzensgeld.

Aus Europa führt Moulièras 1892 (a. a. O.) ein ganz entsprechendes lothringisches Märchen an, worin man einem Bauern zu Manonviller weiss macht, sein Esel Rougeaud sei Richter in Sarrebourg (Saarburg) geworden.

Er hätte aber noch ein weit älteres Zeugnis aus dem benachbarten Elsass anführen können: Thomas Murners 1515 zu Strassburg gedrucktes satirisches Gedicht „Die Mülle von Schwyndelssheim".[1] Im letzten Abschnitte (V. 1478 f.) nämlich klagt der Müller, sein Esel sei ihm entlaufen; er sucht ihn und findet ihn, nachdem er von einem Wahrsager belehrt worden ist (V. 1584), geehrt von Fürsten und Bürgern, Geistlichen und Laien, wieder.

> Do ich in suocht von Leyen gieng,
> In Kirchen suochen anefieng,
> Fand ich in oben ston im Chor,
> 1525 Vnd gab sich vss für ein Doctor
> Vnd hatt ein syden Chorrock an,
> Vnder in allen oben stan.
> „Wol aber", sprach ich, „in den Stall!"
> Do wolten sie mir weren all
> 1530 Vnd woltendt im bey gstanden syn,
> Biss dennocht ich in treyb do hyn.

Doch der Esel entläuft ihm von neuem und findet in der hohen Schule Aufnahme, wo sie ihn Latein lehren wollen:

> Vnd hett wol me denn dreyssig Jor
> Auch Latein gelernet vor
> Vnd doch nie mer begryffen kynnen
> Denn IA von dummen synnen (V. 1566—1569).

Man sieht ohne weiteres, dass es Murner auf eine Verspottung der in allen Ständen herrschenden Thorheit und Verkehrtheit ankam, da er bei allen den Esel geachtet und bewundert findet; aber ebenso klar dürfte auch sein, dass die Form dieser Verspottung in auffälliger Weise mit dem Volksschwanke vom Esel als Richter übereinstimmt. Lauchert[2]), der in dankenswerter Weise die bei Murner zu Tage tretenden volkstümlichen Überlieferungen zusammenstellte, hat zwar an die im Pfaffen Amis, in Poggios Facetien und im Eulenspiegel erscheinende Fabel von dem lesenden

1) Neudruck von Albrecht, Strassburger Studien 2, 1—52 (1883); das Titelblatt reproduziert Könnecke, Bilderatlas zur Geschichte der deutschen Nationallitteratur² 1895, S. 130. Bei Hans Sachs (Folio 1, 5, 488 a = Schwänke No. 175 ed. Goetze) muss der Müller sogar selber die Säcke tragen, während die Esel ihn mit Schlägen antreiben.

2) Birlingers Alemannia 18, 160 f.

Esel erinnert, dem man Körner zwischen die Blätter des Buches gestreut hat, aber an unseren Schwank nicht gedacht.

In einer anderen Reihe von Volksmärchen ist an die Stelle des Esels ein Ochse getreten, offenbar weil dieser in vielen Gegenden das häufigere und vertrautere Haustier ist. In einer Aufzeichnung aus dem Harze[1]) überlässt ein Bauer seinen Ochsen drei Studenten, die ihn gelehrt zu machen versprechen und ihn auch vor ein Buch stellen, in das sie Haferkörner gestreut haben — also derselbe Eulenspiegelstreich wie bei Murner. Nachher weisen sie den Bauern zu einem Bürgermeister, der den Namen Ochs führt: dies sei sein ehemaliger Ochse. Andere Überlieferungen aus Ribbesbüttel in Hannover[2]), aus Wöhrden in Holstein[3]), aus Pommern[4]) und aus Mecklenburg[5]) bringen keine wesentlichen Abweichungen, ausser dass im mecklenburgischen Märchen der Ochs sogar zum Papst wird. Ganz ähnlich wird die Geschichte in Dänemark[6]), in Schweden[7]) und in Kleinrussland[8]) erzählt.

Wo und wann unser Schwank entstand, bleibt vorläufig unsicher. Dass er heutzutage in Indien vorkommt, beweist natürlich nichts für seinen indischen Ursprung, da Murners Fassung weitaus die älteste ist. Neben der Wanderung von Osten nach Westen, die Benfey für viele Erzählungsstoffe nachgewiesen hat, fand und findet zweifellos auch eine Wanderung der Novellenmotive von Westen nach Osten statt. Hat doch Decourdemanche[9]) uns gezeigt, dass eine im 16. Jahrhundert entstandene Sammlung türkischer Fabeln grossenteils aus den lateinischen Werken des Poggius, Rimicius, Abstemius und aus Maximus Planudes übersetzt ist.[10])

---

1) Pröhle, Kinder- und Volksmärchen 1853, S. 173, No. 59: „Burgemeister Ochs".

2) Colshorn, Märchen und Sagen 1854, S. 129 No. 39: „Borgemester Wittkopp". Eingelegt ist das alte Lied vom Paltrock (Erk-Böhme, Liederhort, No. 1717).

3) Hansen, Zeitschr. der Ges. für schleswig-holsteinische Gesch. 7, 223, No. 4: „De Bur as Slachter" (1877).

4) U. Jahn, Schwänke und Schnurren aus Bauern Mund 1890, S. 54: „Jochem Ochs".

5) Bartsch, Sagen, Märchen und Gebräuche aus Mecklenburg 1, 494, No. 11 (1879): „Papst Ochse".

6) Grundtvig, Danske Folkeaeventyr² 1881, S. 214, No. 18: „Peder Oxe" — Grundtvig, Dänische Volksmärchen übersetzt von W. Leo 1, 59. (1878).

7) Wigström, Skånska visor 1880, S. 27: „Den brunögda studenten".

8) Polívka, Archiv für slav. Philologie 19, 267, No. 26 nach Jastrebov (1894).

9) Fables turques. Paris 1882.

10) Ich kann daher Amalfi nicht beistimmen, wenn er in dieser Zeitschrift 4, 429 dem Fabliau Rutebeufs vom Eselstestamente nur darum orientalischen Ursprung zuschreibt, weil der Türke Lamaï im 16. Jahrhundert einen verwandten, noch mehr jedoch zu Poggios „Hundestestament" stimmenden Schwank erzählt.

Kleine Mitteilungen.

Schäfergruss.

Nach Reinhold Köhlers Kollektaneen.

Es giebt, sagt Uhland in seiner Abhandlung über Wett- und Wunschlieder[1], nach Besprechung der Handwerksgrüsse und Waidsprüche, auch einen niederdeutschen Feldspruch oder Schäfergruss. Wer diesen weiss, ruft dem Weidgenossen zu: „Hochgelobter Feldgeselle, vielgeliebter Tütinshorn!" Die Wechselrede spricht neckisch und halbversteckt von den Schafen und dem Wolfe: „Bruder, was machen deine Dinger?" — „Hoch in Lüften, tief in Klüften, hinten über Berg und Thal, da gehn die Dinger allzumal." — „Hast du das Eeschen[2]) kürzlich gesehn?" — „Was wollt' ich's nicht gesehen haben?" — „Nahm er dir auch einen?" — „Meinst, dass er mir einen brachte?" — „Sprang er dir auch übern Graben?" — „Meinst, dass ich ihm einen Steg überlegte?" — „Schicktest du ihm deinen Köter nicht nach?" — „Meinst, dass ich ihm Kyrie eleison nachsang?"

Von diesem Schäfergrusse, den Uhland von dem jungen Berliner Karl Halling († 1837) erhalten hatte, sind seither verschiedene Aufzeichnungen aus anderen Gegenden veröffentlicht worden, deren Zusammenstellung vielleicht von Interesse ist. Die Einleitung, in dem sich der eine Geselle als ein richtiger Schäfer ausweisen muss, ist nur in einer Variante aus Hohenwalde in der Neumark[3]) erhalten: „Gud'n Dach ook, Hoas!" — „I, scheen Dank ook." — „Jonge, du deest jo, as wenn de mi nich meh kennst; ick bin jo eener von uns' Lüüt." — „Na, kannst ook een Spruck?" — „Na wa schock nich!" — „Na seg up!" — „Hocheddelgeboren, hochwollgeschworen von'n edeln Feldgesellen, von de Blasedei (Flöte), von'n bunten Keter, leeft er länger, denn wird he gräter." — „Na Bröderkin, nu sie mi ook willkoam vom Duum bes an'n Ellboan, un bes an't holle Lief! Un wer up unsen Jährling (einjähriges Schaf) schimpft, der sie verdammt bes in alle Ewigkeet." — Die folgende Erzählung vom Wolf, der hier „Kristlief" betitelt wird, entspricht im wesentlichen der Hallingschen Aufzeichnung.

Anderwärts ist der Fragende nicht ein Unbekannter, der sich erst legitimieren muss, sondern der Herr, dem der Schäfer auf seine Fragen in dummdreister und zum Lachen reizender Art den Verlust des Schafes als etwas Natürliches darstellt. So heisst es bei Ludwig Schulmann[4]): „No, Jochem, wat weent'e?" — „Ja, Here, lachen wer' eck nich!" — „Is wol de Wulf twischen den Schaapen ewesen?" — „No, de Schaape willt wol nich twischen de Wülwe gahn!" — „Denn het hei wol eint henenohmen?" — „Ja, bringen werd hei keent!" — „Da het wol de Wulf dat Schaap wegesleepet?" — „Ja, dat Schaap will wol keinen Wulf wegsleepen!" — „Is'r denne midde in't Holt elopen?" — „No, in de Kerke werd hei wol nich lopen!" — „Het hei denn keine Hunne bi seck chat?" — „No, Katten sind et

1) Uhland, Schriften zur Gesch. der Dichtung und Sage 3, 202 und 302. Anm. 112

2) Deminutiv von Aas.

3) Firmenich, Germaniens Völkerstimmen 3, 118. — Ein anderer Schäfergruss, den Wossidlo in der Rostocker Zeitung 1888, No. 279 aus Mecklenburg mitteilt, ähnelt dem neumärkischen, enthält aber nicht die Erzählung vom Wolfe.

4) Norddütsche Stippstörken und Legendchen. Tweite Rege (Hildesheim 1859) S. 110 f.

doch nich!" — „Is hei'r denn nich hinderher egahn?" — „Ei, vorher wer' eck doch nich gahn!" — „Schaper, het denn de Wulf dat Schaap upefreten?" — „Ih, dat Schaap werd doch den Wulf nich upfreten!" — „No, denn mot eck ehne doch wol wat an sinen Lohne awtrecken?" — „Ei, tauleggen werd hei meck wol nix!"

Ganz ähnlich lauten mehrere ost- und westpreussische Fassungen[1]); nur eine von Frischbier[2]) aus Natangen mitgeteilte ist ausführlicher: „Hans, Jung, woa öss de Gret?" — „E, de Diewel weet." — „Na Jung, häst ok de Fälles (Füllen) röm gejagt?" — „Na de Fälles ware mi doch nich röm jage." — „Na häst se ok alle röm gejagt?" — „O ja, man blos dat wittkoppsche Fälle nich." — „Na Krät Jung, waröm häst dene nich ok röm gejagt?" — „Na he kunn je nich mehr renne." — „Waröm kunn he denn nich renne?" — „Na de Wulf hadd em je gebete." — „Nat Krät Jung, hefft he em ok sea gebete?" — „O ne! Kopp on Zagel ligge noch da." — „Na Jung, rennd de Wulf mank de Schap?" — „Na de Schap ware doch nich mank de Wulw' renne." — „Na nehm he ook eent?" — „Na bringe wat he doch keent." — „Na wea de Hund nich da? Bell'd de nich?" — „Na singe on bede kann he doch nich." — „Na woa rennd denn de Wulf hen, rennde ön e Woold?" — „Na ön de Körch (ön't Derp) wat he doch nich renne." — „Na wacht, Jung, dat wa öck di vom Lohn aftehne!" — „Na tolegge wat he mi doch nuscht." — „Krät Jung, mottst denn ömma dat letzte Woat habbe?" — „Na dat easchte lett he mi je nich."

In einem holsteinischen Döntchen[3]) wirken die Reden des Schäferjungen dadurch noch patziger, dass er jede scheltende Frage des Bauern in seiner Antwort wiederholt; also z. B.: „Löpst du denn den Wulf nich na, du Esel?" — „Ja, du Esel, löpst du denn den Wulf nich na! Vörop lopen wull ik em wol nich." — „Löp de Wulf denn na den Wold, du Dösmichel?" — „Ja, du Dösmichel, löp de Wulf denn na den Wold? Na'n Dörpen ward he doch nich lopen."

Eine Mecklenburger Fassung[4]) zeichnet sich durch Reimbindung von Frage und Antwort aus:

> En Bur de kem bi sinen Scheper,
> Dat wir'n wohren Säbensleper:
> „He het hüt Nacht all wedder slapen."
> „Het he alltid de Ogen apen?"
> „Di het de Wulf en Schap wegnahmen."
> — „Süll he mit en gedragen kamen?"
> „He löp domit den Barg hendal (? hinan)."
> — „Dacht he, he kem to mi heran?"
> „Ik treck di't af von dinen Lohn."
> — „Dat he nich toleggt, wet ik schon."
> „Dat letzt Wurt dat hest du ümmer."
> — „Dat irste dat let he mi nümmer."

1) Firmenich 3, 118 (aus Insterburg): „Jung wat grienst du?" — R. Reusch, Sagen des preussischen Samlandes, 2. Aufl., 1863, S. 117: „Oess hier goot Schaap heede?" — Frischbier, Preussische Volksreime und Volksspiele 1867, S. 261, No. 912: „Jung wat grienst?" (Westpreussen); S. 262, No. 913 = N. Preuss. Provinzialblätter, a. F. 7, 379: „Na Hans, häst de Schap öne Stall?"

2) Frischbier S. 261, No. 911.

3) J. Diermissen, Ut de Musskist, 1862, S. 75, No. 401: „Der patzige Schäferjunge".

4) R. Wossidlo, Volkstümliches aus Mecklenburg X: Stand und Gewerk im Munde des Volkes (Separatabdruck aus der Rostocker Zeitung 1888, No. 279). Die Verse klingen mir nicht ganz volksmässig; der Anklang an Goethes Lied aus „Jery und Bätely" ist wenigstens auffällig: „Es war ein fauler Schäfer, ein rechter Siebenschläfer."

Etwas verschieden ist die Situation in einem Gespräche, das M Rösler[1]) im böhmischen Isergebirge aufgezeichnet hat: der Bauer fragt seinen Gänsejungen, dem der Fuchs eine Gans gestohlen hat: „Jonger, wos flennst denn?“ Der Verlauf ist der gleiche.

Bemerkenswert ist eine schwäbische Variation[2]) unseres Themas durch den Schluss: „Büble, was greinst?“ — „Ha, lache wurd i nit.“ — „Hat dir der Wolf dein Schälle g'nomme?“ — „Gebe han i's em nit.“ — „Ist er mit über de Bach?“ — „Ha, unne durch nit.“ — „Büble, sei nit so grob, i bin a Ratsherr.“ — „Na, so rat mal, was i in meiner Tasch han!“ — „Ha, was wirst du drin han! A Stückle Brod?“ — „Ja Dreckle, meine Hänschich!“

Diesen dialogischen Berichten von dem Raube eines Schafes[3]), in denen der schuldige Hirt sich die Unglücksnachricht nur brockenweise ablocken lässt und die Ahnungen des ungeduldigen Fragers durch halb widerwillige, halb trotzige Gegenfragen bestätigt, reihe ich ein italienisches Scherzgespräch[4]) an, in denen ein Einfaltspinsel auf ähnliche Weise sein Unglück erzählt:

Woher kommt Ihr, Herr Fleissig? — Von San Jago in Galizien, Gott segne Euch. — Von San Jago in Galizien, Herr Blasius? — Ja, wolltet Ihr, dass ich auf der Strasse bleiben sollte? Wo seid Ihr den ersten Abend eingekehrt, Herr Fleissig? — In meiner Eltern Haus, Gott segne Euch. — In Eurer Eltern Haus, Herr Blasius? — Ja, wolltet Ihr, dass ich auf der Strasse bleiben sollte? — Was haben Euch die Eltern abends zu essen gegeben, Herr Fleissig? — Weizen und Haferähren. — Weizen und Haferähren? — Ja, wolltet Ihr, dass sie mir guten Rostbraten bereiten sollten? — Wo seid Ihr abends schlafen gegangen? — Im Kuhstall. — Im Kuhstall? — Ja, sollten sie mir ein gutes Federbett bereiten? — Wo haben die Eltern Euch morgens hingeschickt? — Mit der Kuh auf die Weide. — Mit der Kuh auf die Weide? — Ja, sollten sie mich spazieren schicken? — Was habt Ihr mit der Kuh gemacht? — Verloren und vergessen. — Verloren und vergessen? — Ja, sollte ich sie immerfort am Schwanz festhalten? — Was haben da Eure Eltern Euch gesagt? — Geprügelt und geschlagen. — Geprügelt und geschlagen? — Ja, sollten sie mich auf den Arm nehmen und liebkosen? — Woher kommt Ihr also? — Von San Jago in Galizien, habe ich Euch gesagt etc.

Auch an eine verbreitete Geschichte der Disciplina clericalis[5]) des Petrus Alfonsi, die wohl durch Hebels Erneuerung jedem geläufig ist, sei erinnert; ein Jüngling erfährt das vielfache Unglück, das sein Haus und seine Angehörigen

1) Am Urquell N. F. 1 (1890), S. 73. Vgl. das nordböhmische Gedicht von A. Jarisch bei Giehue, Deutsche Mundarten 1873, S. 8: „Der Bauer und sein Gänsejunge“.

2) E. Meier, Deutsche Volksmärchen aus Schwaben, 1852, S. 244, No. 70 (mündlich aus Brackenheim und Neuffen): „Der Ratsherr und das Büble“.

3) In einem niederländischen Gespräche bei J. van Vloten (Baker- en Kinderrijmen[3] 1874, S. 135, No. 54: „Schaapherder, jaag deur je schapen“) ist der Schäfer im Gegenteile sehr besorgt vor dem Wolfe.

4) V. Ostermann, Filastrocca popolare udinese. Archivio per lo studio delle tradiz. popolari 6, 466.

5) Kap. 30 ed. Val. Schmidt 1827. — Vgl. Vade mecum für lustige Leute 6, 28 (1778). Hebel, Werke, herausgegeben von Behaghel 2, 137, No. 79: „Ein Wort giebt das andere.“ Schubart, Der kalte Michel (Sämtliche Gedichte 2, 206. 1787). F. H. v. d. Hagen, Erzählungen und Märchen 1, 105 (1825): „Die Märe, Ballade.“ Gustav Haller (= G. Schwetschke), Bibliothek humoristischer Dichtungen 2, 115 (1868): „Der Rab' ist tot.“ F. Gladwin (= W. C. Smyth), The Persian Moonshee 1801, Story 66.

betroffen, durch einen Knecht, der mit dem Unbedeutendsten anhebt und erst auf die teilnehmenden Fragen des anderen absichtslos mit dem Schlimmeren herausrückt.

J. Bolte.

Weiteres zu der Heilkraft gewisser Familien.

Vgl. Unsere Zeitschrift VI, 443.

In dem sehr reichhaltigen Werke von Waling Dykstra, Uit Frieslands Volksleven (1895) wird Bd. II, S. 255 erzählt, dass „einige“ Mitglieder der adeligen Familie van Heemstra die geheimnisvolle Gabe besitzen, das Zahnweh zu kurieren, und zwar sei diese Gabe gegen Ende des 18. oder Anfang des 19. Jahrhunderts an die Familie gekommen. Ein Angehöriger derselben war mit einem Fährschiffe nach dem Südwestwinkel der Provinz (doch wohl Westfrieslands) gereist. Unter den Mitreisenden litt einer an Zahnweh und dieses wurde ihm von einem anderen Reisenden, einem angesessenen Bauern, abgethan (afgenomen). Baron van Heemstra wünschte die Kunst zu lernen. Der Bauer war anfänglich nicht geneigt, sie ihn zu lehren, liess sich aber schliesslich darauf ein gegen Vorausbezahlung von 25 fl. und gegen das Versprechen strengster Geheimhaltung innerhalb der Familie. Der Baron glaubte anfangs gefoppt zu sein, überzeugte sich aber doch vom Gegenteil. Im Jahr 1862 kam der Verfasser des oben genannten Buches mit einem Angehörigen jener Familie auf die Sache zu sprechen und dieser erzählte ihm: „Wenn man mir ein Briefchen schickt mit dem Zu- und Familiennamen des Zahnkranken und dazu dem Jahre und Tage seiner Geburt, dann ist das Zahnweh gewichen, sowie ich das Geschriebene durchgesehen (overgezien) habe. Fragt man wie das zugehe? — Ja wie geht es?“

München. Konrad Maurer.

Über volkstümliche Namengebung.

Volksregel ist, dem Kinde den Namen zu geben, welchen es — wie man in Kärnten sagt — „in der Faust mitbringt“, d. h. es empfängt den Namen des Kalenderheiligen, an dessen Tage es geboren ist. Sonst wählt man auch gern den Namen eines der Eltern oder Paten. Das „Zurücktaufen“ hindert den Säugling in seiner geistigen und körperlichen Entwicklung. Er bleibt im „Hundsalter“, sagt man in Oberösterreich. Auch mit dem „Vortaufen“, das allerdings gebilligt ist. hat es seine eigene Bewandtnis: Ein allzugrosses Intervall (Marchfeld 14 Tage, Mähren 3 Wochen) entzieht den Täufling der Schutzsphäre seines hl. Patrones. Dieser „kann nicht soweit zurückschauen“; (Steiermark): Er „steht seinem Schützlinge zu fern.“ — (Um Wien): Erstgeborene sollen nie einen anderen Namen erhalten, als jenen, „den ihnen 's Dorf giebt“; (Marchfeld, Oberweiden): d. h. einen solchen, der strenge durch die angeführten Regeln bestimmt wird. Bei Zwillingen wird der Name des einen nicht selten durchs Los gewählt. (Kroatien): Zwillinge sollen auf die Namen solcher Heiliger getauft werden, „die sich gut vertragen.“ (Krain, Kärnten, Küstenland): darum heisst es auch, „wenn eins stirbt, geht ihm 's andere bald nach.“ — In Tirol erhalten ausser-eheliche Kinder, sobald es Mädchen sind, meist die Namen Magdalena oder Gertrude. Sind es aber Buben, so heisst es: Da Bua nimmt 'n Diandl 's Kranzle nit. (Um Selzthal.) In Salzburg führen uneheliche Mädchen meist den Namen Margarete. — Vor gewissen Kalenderheiligen hat das Volk ferner eine Scheu. So

tauft man in Oberösterreich einen Knaben nicht leicht auf den Namen des hl. Albanus. Er „lockt die Kleinen an sich“, sagt man, d. h. sie sterben frühzeitig. Man opfert ihm die Erstlingskleider der Säuglinge. In Niederösterreich ist der Name Isidor nicht beliebt. Auch insofern ist das Volk in den Taufnamen wählerisch, als ihm diese schön, jene unschön klingen.

Im allgemeinen gelten die Namen der Kalenderheiligen als die schutzkräftigsten, während man gegen die Vornamen Andersgläubiger und gegen städtische Kosenamen Gleichgiltigkeit bezeugt.

Graz. Dr. H. Schukowitz.

„Jägermesse.“

In den „Preussischen Jahrbüchern“ 1896, 85. Bd., S. 557—558 veröffentlicht „Xanthippus: Gute alte deutsche Sprüche“, darunter mehrere, nach welchen eine kurze katholische Messe „Jägermesse“ genannt werde. Wer seinen Uhland kennt, erinnert sich der Verse: Begrabt mich unter breiter Eich' Im grünen Vogelsang Und lest mir eine Jägermess Die dauert nicht zu lang.“ Das Grimmsche Wörterbuch giebt aus Kirchhoffs Wendunmut und Fischarts Bienenkorb Belege. Diese Bezeichnung war auch vor nicht langer Zeit in Graz sehr geläufig. Die Messe, welche allsonntäglich der Kapitular des Stiftes Admont und bekannte Geschichtsschreiber der Steiermark Dr. Adalbert von Muchar (er starb 1849) in der Joanneumskapelle las — sie dauerte in der That kaum 10 Minuten, statt wie bei anderen Priestern 25—30 Minuten — wurde allgemein die „Jägermesse“ genannt. „Ich war in der Jägermesse“, „ich gehe in die Jägermesse“ hörte man damals allgemein.

Ebenda S. 558 bringt Xanthippus alte Sprüche vom Essen und Trinken; zu diesen füge ich den in Steiermark üblichen:

Essen und Trinken
Macht feiste Schinken.

Graz. Franz Ilwof.

Das Lösen des Zungenbandes.

Dieser Gebrauch, woven in unsrer Zeitschrift (IV, 458 f. und V, 107) die Rede gewesen ist, war als ärztliches Heilmittel gegen das Stammeln alt und weit verbreitet. Gachard, Don Carlos et Philippe II, 2. Aufl., S. 5 und Ranke, Don Carlos, „Prinz von Asturien, Sohn König Philipps II. von Spanien“ (Sämtliche Werke, 40. und 41. Band, S. 495) berichten, dass diesem unglücklichen Prinzen, als er 20 Jahre alt war, von einem Arzte das Zungenband gelöst wurde, um ihn von dem Gebrechen des Stammelns, das ihm von Jugend an eigen war, zu heilen.

Graz. Franz Ilwof.

Schlesische Sagen.

Aus dem Reichenbacher Kreise.

1.

Eine Frau aus Schlaupitz erzählte vom Tode und vom Feuermann:

Vor 20—30 Jahren noch ging der Tod in Gestalt eines alten kleinen Männleins hier und da in die Häuser der Dörfer am Zobten und Geiersberge, um nachzusehen,

ob die Leute wohlthätig und gut wären. Da sass auch eines Abends noch eine Frau am Spinnrocken und spann; und es trat ein altes dürftiges Mändel mit verhülltem Gesicht ein, und bat um etwas zu essen. Da sagte die Frau: „Ja Brot habe ich heute selber nicht mehr, aber ich werde Dir meine letzte Schüssel Milch aus dem Keller holen, die sollst Du gerne haben." Dies that die Frau, und als das Mändel die Milch getrunken hatte, sagte es: „Jetzt werde ich Dir dafür auch ein langes Leben schenken." Die Frau wurde 80 Jahr und darüber alt, und dass dies wahr ist, weiss ich, „denn es war die Muhme meiner Mutter, ich habe sie selbst gekannt". — Ein andermal ging der Tod wieder in ein Häusel und bat um eine Gabe. Da schalt ihn die Frau, die er darum angesprochen, mit bösen Worten, und meinte, sie hätte selber nicht viel. Da sagte der Tod: „Warte; Du sollst an mich denken." Und als die nächste Krankheit ins Dorf kam, musste die Frau sterben.

Um dieselbe Zeit ging auch der Feuermann abends von Haus zu Haus, um zu sehen, ob die Leute Ordnung hielten. Und wo er viele Spinneweben sah, zog er aus seinem fadenscheinigen Kittel einen dünnen langen Stab hervor, zündete denselben an der Schleisse an, die in der Stube brannte, durchging das ganze Haus vom Keller bis auf den Boden und brannte die Spinneweben ab. Da sahen die Nachbarn, wie aus den Fenstern und allen Ritzen des Hauses blaue Flammen zuckten; sie thaten keinen Schaden, die Leute wurden aber tüchtig ausgelacht.

Nun war eine Frau im Dorfe, die war böse und faul, und überall hingen die Spinneweben bei ihr herunter. Da dachte sie, ich kann es auch wie der Feuermann machen, und sie leuchtete überall mit der Schleisse herum. Ja, die Spinnweben brannten wol ab, aber nicht bloss die, sondern das ganze Haus brannte an und bis auf den Grund nieder.

Noch heute haust am Geiersberge ein Feuermändel, das sehr lustig ist. An finsteren Abenden gräbt es in der Nähe begangener Wege eine kleine Grube, macht ein Feuerlein darin an, das ganz blau brennt, und springt, auf einem Kochlöffel reitend, kreuz und quer über die Flamme hinweg, bis es in die Grube purzelt und das Feuer auslöscht.

Vor vielen Jahren ging ein armer alter Mann einen Botengang von Stoschendorf nach Schlaupitz. Auf dem Heimgange konnte er aber nicht zu Hause finden, wie lange er auch ging, so dass es endlich stockfinster war. Da merkte er, dass ihn etwas irre führe, und er fing an laut zu jammern und zu klagen. Auf einmal wurde es hell um ihn her, und er sah neben sich den Feuermann stehen, in Gestalt einer aufgerichteten Schütte Stroh, welche helllichterloh brannte. Erst erschrak der alte Mann sehr, dann ging er aber still hinter dem Feuermanne her, welcher ihn auf den richtigen Weg und bis zu seiner Wohnung brachte. Hier lehnte sich die brennende Strohgarbe an die Wand neben der Hausthür und wurde grösser und grösser, bis sie fast das Dach erreichte. Da fiel dem Manne zum Glück ein, dass man dem Feuermann für seine Begleitung und Hilfe ein Gottbezahls sagen müsse. So wie er nun das gethan, wurde die Flamme niedriger und kleiner, bis sie ganz erlosch. Ohne das Gottbezahls wäre das Haus abgebrannt.

Eine Frau aus Stoschendorf erzählte, dass sie aus ihrer Stube am Giebel eines Hauses, Ende des Dorfes, schon mehrmals einen Feuermann in Gestalt einer brennenden Schütte Stroh gesehen habe. Er kommt über die Felder und Wiesen geschritten bis zu einem Dornbusch, auf den hockt er auf und erlischt. Findet er jemanden auf seinen Wegen, so begleitet er und leuchtet ihm bis zu dessen Wohnung. Wehe diesem aber, wenn er nicht dafür dankt, da geht es ihm schlecht.

2.

In den Umkreis des Zobtenberges ist ein verwünschter Jäger gebannt. Er ist schon viel beerensuchenden Weibern erschienen, ist gross und hager, trägt einen spitzen Hut und unter dem linken Arme eine Flinte, zur Rechten geht sein Hund. Er thut keinem was zu Leide und mischt sich gern unter die Gesellschaften, die den Berg besteigen.

3.

Einer der schönsten Aussichtspunkte des Költschenberges heisst der gehenkte Reiter. Vor langen Jahren hat ein vom Feinde verfolgter Reiter hier seinen Tod gefunden, indem er mit seinem Kopfe in den Ästen eines Baumes hängen blieb, während sein Pferd unter ihm fort rannte. Es stürzte in die nahe Schlucht und verendete dort.

In der Mittagstunde, besonders des Freitags, haben auf jener Stelle Beerensammlerinnen zuweilen einen grauen Reiter ohne Kopf wie einen Schatten bei sich in geringer Entfernung vorbei reiten sehen, ohne einen Hufschlag zu hören.

4.

Woher ein Hügel Verlorensberg heisst. Vor langer langer Zeit hat einmal ein Schäfer auf einem der Hügel zwischen Güttmannsdorf und Oberpeilau seine Herde gehütet. Als nun die Mittagsglocke im nahen Dorfe läutete, nahm er seine alte Ledertasche her, um sein Mittagessen hervorzulangen. Da es aber Fasttag war, hatte die Gutsfrau nur ein Stück Schwarzbrot eingepackt. Da geriet der Schäfer in grosse Wut; er warf das Brot heftig auf die Erde und schrie: „da will ich dich doch wenigstens so breit wie Kuchen schlagen" und schlug mit seinem Schäferstocke auf dem Brote herum. Da bebte die Erde und unter Donner und Blitz versank der Schäfer mit allen Schafen und seinem Hunde in die Erde. Wer Freitags in der Mittagstunde über den Hügel geht, der nun mit Bäumen und Sträuchern bewachsen ist, kann das Blöken der Schafe und Lämmer unter der Erde hören. Weil die Herde dort verloren ging, ist der Berg Verlorensberg genannt worden. (Vgl. eine Variante in unserer Zeitschrift IV, 456.)

5.

Der Glaube an den Alp ist in Schlesien noch sehr lebendig[1]. Eine Peilauer Frau erzählte:

Vor einer Reihe von Jahren lebte in Peilau ein kräftiger Mann, der immer gesund gewesen war und der auf einmal nicht mehr schlafen konnte. Um Mitternacht erwachte er immer von einem heftigen Drucke auf Brust und Herzen und rang angstvoll nach Atem. Er erzählte das einem guten Freunde und bat, eine Nacht bei ihm zu wachen, um zu entdecken, was daran schuld sei. Der Freund that es und sass neben dem ruhig Schlafenden. Als es 12 Uhr schlug, hörte er die Hausthür sich leise öffnen und es leise auf der Treppe schlürfen, bis dann die Stubenthür sachte aufging. Und siehst du nicht, da schlüpfte eine weisse Maus herein, sprang zu Füssen des Bettes herauf und nun sah der Wächter, wie sich die Bettdecke über der Brust des Schlafenden einem Berge gleich erhob und der Schläfer um Atem rang. Merkwürdigerweise konnte der Wächter kein Glied rühren, bis es 1 Uhr schlug. Da lief die Maus fort, wie sie gekommen war. Aber der

1) Am Urquell III, 71. 72. 120.

gute Freund des Geplagten ging ihr rasch nach und sah, dass sie in ein Haus lief, wo ein Feind seines Freundes wohnte. Da wusste er, dass dies der Alp war.

Um dieselbe Zeit lebte auch ein junges Brautpaar in Peilau, welches nach einer Abendgesellschaft sich in einem grossen Garten ein Plätzchen auf einer fernen Bank suchte, um noch ein wenig zu plaudern. Wie es nun 12 Uhr schlug, lehnte sich das Mädchen müde gegen die Banklehne zurück und schlief ein. Und wie der junge Mann erstaunt auf sie hinsieht, kommt aus ihrem Munde ein weisses Mäusel und läuft eilends fort. Er selbst konnte sich nicht rühren, sondern sah nur immer seine Braut ganz entsetzt an. Da schlug es endlich 1 Uhr, und nun kam das Mäusel wieder, lief an dem Mädchen hinauf und schlüpfte in dessen Mund. Da kam dem jungen Mann ein Grausen an, so dass er eilends davon lief; und von Stund an mochte er von seiner Braut nichts mehr wissen.

Wenn in Peterswalde jemanden der Alp drückt und er kann sich so weit ermannen, dass er zu sprechen vermag, so soll er sagen: „Alp, geh gleich fort, ich geb dir auch ein Brotel.“ Da wird er sehen, wie ein kleines graues Männel entweicht.

Reichenbach i. Schl. Laura Weinhold.

Zu Zeitschrift VI, S. 360: Pferdeköpfe als Giebelschmuck.

Als Bezeichnung für die Pferdeköpfe am Dachgiebel wird an der oben bezeichneten Stelle ausser Pâreköppe auch Hâns angeführt und dieses als „Hähne“ erklärt. Ich möchte mir erlauben, jenes Hans anders zu erklären. Hans oder Hanske (Hanke) = Hänschen ist nämlich in manchen Gegenden Norddeutschlands ein Kosename für das Pferd. Mir ist diese Bezeichnug, die besonders auch als Lockruf dient, aus Pommern bekannt. Dasselbe wird für das Füllen bestätigt durch A. Treichel in seiner Abhandlung: „Provinzielle Sprache zu und von Tieren und ihre Namen“[1]). Hier heisst es S. 169: In Carzin, Kr. Stolp, lockt man das Füllen mit Hans und nennt dasselbe Hanske. Demnach würde sich obiges Hans als Pferd, Pferdchen erklären. Ebenso würde Hankespêr von Hanske (= Hänschen) abzuleiten sein. Ich trenne also nicht Hanke-Spêr, sondern Hankes-Pêr und verstehe die beiden Bestandteile dieses Wortes als Pluralformen, so dass Pêr, entsprechend obigem Pâre (-köppe) = Pferde sein würde. Eine ähnliche Bewandtnis scheint es mir mit der Bezeichnung Höschkenspêr für Pferdeköpfe als Giebelschmuck zu haben. In Pommern kommt nämlich als Kosename für das Pferd auch die Bezeichnung Hüsse, Hüsseke oder Hüssekepêrd vor; besonders Kindern gegenüber spricht man vom Hüssekepêrd, ähnlich wie vom Hottopferd. Dieses Hüssekepêrd scheint mir aber dasselbe wie das von Andree angeführte Höschkenspêr (= Höschkens-Pêr) = Pferdchen, wobei Höschkens und Pêr wieder Pluralformen sind. Der Lautwechsel von ss und sch kommt öfter vor, so dass man ohne Bedenken Hüsseke = Höschke setzen kann. Treichel führt a. a. O. als Lockruf für das Pferd auch „Hiesch“ an, welches der Form „Hösch“ lautlich sehr nahe kommt. Es ist also nicht nötig, bei der Bezeichnung Hans und Höschkespêr an „Hähne“, bezw. „Speere“ zu denken.

1) Separatabdruck aus der Altpreussischen Monatsschrift, Bd. XXIX, Heft 1 und 2. S. 151 ff.

Bromberg. K. Krüger

Jüdische Volkskunde.

Im Anschluss an die Henry Jones-Loge (U. O. B. B.) in Hamburg hat sich daselbst ein Komitee für jüdische Volkskunde gebildet, das einen Aufruf zu Sammlungen an seine Glaubensbrüder erlassen hat. Die Aufmerksamkeit wird gelenkt 1. auf Ort- und Personennamen und Mundartliches (doch wohl im jüdisch-deutschen Jargon?), 2. auf Dichtung (Kinder-, Jahres-, Volkslieder, Märchen, Schwänke, Rätsel, Sprüche und Inschriften), 3. Glaube und Sage, auch Kultgebräuche, 4. Sitte und Brauch, 5. Weissagung, Zauber, Volksmedizin, 6. Hausbau und Tracht. Einsendungen erbitten die Herren Dr. M. Grunwald, Gustav Tuch, M. Deutschländer.

Bücheranzeigen.

Mark Lidzbarski, Die neu-aramäischen Handschriften der Königlichen Bibliothek zu Berlin in Auswahl herausgegeben, übersetzt und erläutert. 2 Bände (XXIX + 499 und XII + 580). Weimar, Felber, 1896. (Auch unter dem Titel: Semitistische Studien, herausgegeben von Carl Bezold, Heft 4—9).

Die von Sachau auf seiner syrischen Reise erworbenen neuaramäischen Handschriften enthalten jakobitische Texte im Ṭōrānī-Dialekt und nestorianische in den Dialekten von Ṭijārī und Mosul (Fellīchī). Ausser einigen biblischen Stücken und Gesprächen bilden den Inhalt Geschichten und Gedichte. Von der wichtigen Publikation, durch welche Lidzbarski in verständiger Auswahl diese Proben einer weitabliegenden Volkslitteratur bekannt macht, interessiert hier nur der die Übersetzung enthaltende zweite Band. Wir sind über die Gegenden, aus denen die Texte stammen, und ihre Bevölkerung nicht ohne Nachrichten. Layard und Badger haben vorzügliche und reichliche Beobachtungen dort gemacht, und in Cuinets „La Turquie d'Asie“ sind ihnen eingehende Ausführungen gewidmet. Prym und Socin haben im Dialekt des Ṭūr ʿAbdīn (Ṭōrānī) 87 Stücke gesammelt und in Text und Übersetzung publiziert. So bewegen wir uns hier nicht auf ganz fremdem Gebiete und Überraschungen sind nicht zu erleben. Auch sind die Erzählungen im wesentlichen nicht verschieden von denen der anderen asiatisch-europäischen Kulturvölker, dieselben Motive sind allenthalben anzutreffen. Die Darstellung ist meist nüchtern und korrekt und unterscheidet sich darin vorteilhaft von der springenden, phantastisch-willkürlichen Art der berberischen Stücke aus Tazerwalt, die Jahrgang 1896 S. 265 ff. besprochen wurden. Immerhin ist auch diese Sammlung volkskundlich nicht ohne Interesse. Was dem Bande den Hauptwert verleiht, sind die fleissigen und umsichtigen Anmerkungen des Übersetzers, der jeder Geschichte Verweise auf die parallelen Behandlungen vorausgeschickt hat. Bei der sehr ausgedehnten Litteraturkenntnis, die Lidzbarski besitzt, ist ihm Wichtigeres kaum entgangen. In einigen Fällen ist bei den vergleichenden Untersuchungen ein neuer Gesichtspunkt auch für andere Litteraturen gewonnen worden. So hält L. für nicht ausgeschlossen, dass wir in der Erzählung „Sein Vater war sein Onkel und seine Mutter seine Tante“ (S. 56 ff.) die Quelle der abendländischen Bearbeitungen des

Gregorius-Stoffes haben: sie stehe ihnen näher als die bulgarische Geschichte von Paul von Cäsarea, deren Ähnlichkeit für ihre byzantinische Herkunft angeführt worden sei. Es dürfte freilich näher liegen, anzunehmen, dass der Stoff im Orient zwei Bearbeitungen gefunden hat, von deren griechischen Wiedergaben die eine in „Paul von Caesarea" erhalten, die andere dagegen für uns verloren, aber das Vorbild der westeuropäischen Gregoriuslegenden geworden ist. Eine unmittelbare Entlehnung dieser aus dem Orient wird kaum angenommen werden dürfen.

In der Chikār-Frage, die letzthin mehrfach erörtert worden ist, bleibt L. bei der Aufstellung, die er in der Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft (48, 171 ff.) gegeben: das verlorene Original war hebräisch oder aramäisch, weniger wahrscheinlich griechisch, daraus floss die syrische Bearbeitung, daraus die arabische, aus dieser endlich einerseits die griechische Bearbeitung im Äsoproman, andererseits die verlorene griechische Übersetzung, aus welcher die slavischen Versionen geflossen sind. Dankenswert ist, dass L. in seine Übersetzung Stellen aus der arabischen Version bei Salhani, Contes Arabes aufgenommen hat, die in der neuaramäischen fehlen. Sie sind durch kursiven Druck unterschieden.

Natürlich fehlt auch der Lidzbarskischen Sammlung die Reihe von Schnurren nicht, die sich nach ihrem uns vertrautesten Vertreter in den Grimmschen Märchen als „Bürle-Reihe" bezeichnen lässt und über welche in „Schwänke und Schnurren im islamischen Orient" (Jahrgang 1895 S. 40 ff.) ausführlich gehandelt wurde. Zu den Verweisen, die dort und S. 47, Anm. 1 gegeben sind, ist nach L. S. 249 (zu No. 15) nachzutragen: Orient und Occ. 2, 486 ff., Jahrbuch f. rom. u. engl. Lit. 5, 12 f., Liebrecht in Zeitschrift f. rom. Phil. 3, 123, Archiv f. Lit. Gesch. 10, 114 ff., Leskien u. Brugmann, Litauische Volkslieder 574 f. Dem Dschuḥā, Dscheha der arabischen Bearbeitungen entspricht in der aramäischen Fassung Dschochi. Es sei hier bemerkt, dass Nöldeke in einer an wichtigen Bemerkungen reichen Besprechung des Lidzbarskischen Buches, die sich vorwiegend auf sprachliche Dinge bezieht, aber auch einiges Sachliche beibringt, in der Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft 50, 302 ff. über das Verhältnis des arabischen Dschuḥā und des türkischen Chodscha sich so äussert: „ǧuḥā, der, wie man jetzt als sicher annehmen kann, nur durch einen Schreibfehler in einen choǧa verwandelt ist" (S. 304). Es bleibt bei dem, was von mir a. a. O. S. 47, Anm. 3 a. E. ausgesprochen ist: „Dass die Türken aus dem Dschuḥā sollten einen Chodscha gemacht haben, daran ist sicher nicht zu denken." In dem Namen des türkischen Schwankhelden ist das Chodscha nur ein nebensächliches Element.

Zu den von L. gegebenen Parallelen lässt sich folgendes nachtragen: Zu B 3 S. 65 ff. (verwandt mit Grimm KHM. No. 98 Doktor Allwissend): Stumme, Tazerwalt No. 12; Jahn, Schwänke No. 12; s. auch Pantschatantra 1, 515 f. — Zu B 4 S. 71 f.: Grimm KHM. No. 78 „Der Grossvater und der Enkel" und Scholt Wall. M. No. 12. — Zu B 9 S. 91 f. (Wettlauf der Tiere) s. meine Bemerkungen hier Jahrgang 1896 S. 267 und Andree im Globus, Bd. 62, S. 208. — S. 85 hat L. in dem juzläge unzweifelhaft richtig jüzlik erkannt; das ist hier „Stück von 100 Para", siehe darüber Ahmed Wefīq, lughat-i-osmaniye S. 1262. Poole, Oriental coins of the British Museum 8, XXVII. — Zu der Geschichte vom Vogel und dem Jäger, deren erster Teil, Gespräch des Vogels mit der Falle, in die aramäische Fassung der Chikar-Geschichte aufgenommen ist (S. 37), vergleiche ausser dem hier Jahrgang 1896, S. 270 Beigebrachten nach Arnold Chrestom. 34 ff. nach nafḥat aljaman, Basset, Les aventures de Temim ed-Dari 12, Damīrī (Bul. 1284) 2, 141. 284 f. (nach Nöldeke a. a. O. S. 306) und Brandstetter, Malaio-Polynesische Forschungen Heft 4 (Gesch. vom König Indjilai; nach brieflicher Mitteilung Gold-

zihers). — Zu C 5 S. 147 f. „Das Teuerste“ vergleicht Nöldeke a. a. O. S. 306 noch Schefer, Chrestom. Persane 2, 177 (LCBl. 1885, Sp. 1615), Pischel im Hermes 28, 465 ff. und Nöldeke im Hermes 29, 155 ff., zu C 18 S. 165 f. „Kindermund“ Saʿdīs Gulistān 1,21 (ed. Sprenger S. 48 f.).

Unter den heutigen Bewohnern Vorderasiens sind die Syrer das Volk, das uns am wenigsten sympathisch ist. Sie sind nüchtern, all ihr Thun hat etwas Mechanisches; ohne höhere Intelligenz, schwerfällig, dabei in den geringen Interessen, die sie haben, nicht einmal betriebsam, sind sie uns langweilig, wie es ihre Ahnen sind mit der entsetzlichen Litteratur von Bibelkommentaren, Hymnen und Heiligengeschichten in einem charakterlosen Kauderwälsch. Dabei teilen die von ihnen, die in den Hochalpen nordöstlich von Mosul sitzen, die räuberischen Instinkte der Kurden, ohne jedoch gewaltige Bergraubfürsten zu erzeugen; die der Ebenen sind unterwürfig, haben aber nicht die Geriebenheit der Griechen, Juden, Armenier, welche die Hand küsst, die schlägt, so lange sie nicht beissen kann. So werden wir gegen alles Höhere, das sich in diesen Proben syrischen Volkstums findet, misstrauisch sein dürfen. Eine genauere Untersuchung ihres Verhältnisses zu dem, was wir von volkstümlichen Äusserungen des Volkes wissen, mit dem die Syrer in den engsten, freilich meist nichts weniger als freundschaftlichen Beziehungen stehen, der Kurden, ist wünschenswert. Das ist kein Zweifel, dass diese ihnen an Eigenschaften des Geistes und Charakters weit überlegen sind. Das Volk, das einen Ṣalāḥ addīn (Saladin) und Malik Kāmil hervorbrachte, hat ein ganz anderes inneres Leben als die armseligen jakobitischen und nestorianischen Bauern und Mönche. Möchte bald aus ihm der Mann erstehen, der zum Besten Aller, auch der Christen und Juden jener Gegenden, an die Stelle des heutigen Wirrwarrs, das die Machthaber in Teheran und am goldenen Horn eher begünstigen als unterdrücken, ein geordnetes Gemeinwesen setzt! M. Hartmann.

Hauffen, Adolf, Einführung in die deutsch-böhmische Volkskunde. Prag 1896, J. G. Calvesche Hof- und Universitätsbuchhandlung. SS. 224. 8°. (Beiträge zur deutsch-böhmischen Volkskunde I, 1.)

Was seit Jahren, im Stillen liebevoll von Heimatsfreunden gehegt, in Zeitungen, Jahrbüchern, Kalendern verstreut, über deutschböhmische Volkskunde veröffentlicht wurde, hat endlich — dem entschiedenen Drängen nach einer Gesamtdarstellung Rechnung tragend — in diesem Buche seine erste Kristallisation erfahren. Es ist der Anfang einer fortlaufenden Reihe von Beiträgen und Veröffentlichungen über deutschböhmische Volkskunde. Über die Geschichte, Voraussetzungen und das „milieu“ derselben möchte ich mich hier nicht verbreiten, es genügt zu sagen, dass Deutschböhmen in volkskundlicher Beziehung insofern ein besonderes Interesse in Anspruch nehmen darf, als nicht weniger als vier deutsche Stämme (Nordgauer, Obersachsen, Schlesier und Bayern) vertreten sind, alle mit ausgesprochener Eigenart der Sprache, Tracht, der Sitten und Bräuche, so dass es weder an charakterischen Zügen, noch an Manigfaltigkeit der Volksformen mangelt, die den Forscher geradezu zum Studium, zur Sammlung und eingehenden Bearbeitung und Vergleichung derselben einladen. Die Einleitung (S. 14—96) verbreitet sich ausführlich darüber. Die Geschichte der Volkskunde, der gegenwärtige Betrieb, die Methode, Mundarten, Ortsanlagen, Namen, Hausbau, Trachten, Volkskunst, Sitten und Bräuche, Volksschauspiele, Volksrecht, Sagen und Märchen, Volksmusik, Volksbücher werden in ansprechenden, auf der Höhe der Forschung sich bewegenden Ausführungen durch-

gesprochen, mit gut angebrachter Betonung der historischen und politischen Voraussetzungen des Deutschtums in Böhmen und den grossen Fortschritten der czechischen Volkskunde. Gewiss, die Volkskunde ist im streitbaren Böhmerlande ein um so mächtigerer nationaler Faktor, je eifriger und erfolgreicher die Czechen an ihrem Volkstume arbeiten. Auch stimme ich vollkommen mit dem Verf. (S. 95) ein, dass die Volkskunde als blosse Registrierthätigkeit, die Aufstapelung in Büchern und Museen nichts bedeutet gegenüber dem lebendigen Volkstum, dessen urwüchsige Kraft das nüchterne und poesielose Volksleben der Gegenwart wieder beleben und erfrischen soll. Die Grundlage für diese Einleitung bildet der zweite Teil dieses Buches, eine mit sorgsamem Sammelfleisse zusammengestellte Bibliographie aller auf die vier genannten Volksarten bezüglichen Schriften (ca. 1200 Bücher und Aufsätze). Zunächst werden die allgemein für Böhmen wichtigen Schriften verzeichnet (Geschichte, Statistik, Ethnographie, Mundart, Wortschatz, Namen, Haus und Hof, Dorfanlage, Volkstracht, Erwerbsverhältnisse, Volksindustrie, Volksnahrung, Sitten, Bräuche, Feste, Volksrecht, Mythisches, Aberglauben, Zauberei, Sagen und Märchen, Volkslieder, Volksschauspiele, Körperbeschaffenheit). Dann wird auf die einzelnen Volksarten näher eingegangen (Baiern S. 125—136, Oberpfälzer (Nordgauer, Egerländer) S. 137—159, Obersachsen (Erzgebirge, Nordböhmen) S. 160—193, die Schlesier (Ostböhmen) S. 194—214) nicht ohne gelegentliche kritische Noten über veraltete oder diletantische Auffassungen früherer Forscher. Das Ganze ist eine gut orientierende Einführung in die deutschböhmische Volkskunde, ein erstes Zusammenfassen bisher zersplitterter und verstreuter Bestrebungen, ein für die weitere wissenschaftliche Forschung vielfach anleitendes und richtunggebendes Buch, eine unumgänglich notwendige, seit Jahren erstrebte Vorarbeit. Allerdings auch „graue Theorie, aber dafür soll in den nächsten Heften um so frischer des Lebens goldner Baum ergrünen“ (S. 7). Diese frohe Aussicht des Verfassers erscheint insofern gerechtfertigt, als die nächsten zwei Hefte dieser volkskundlichen Publikationen „Volksschauspiele aus dem Böhmerwalde“ herausgegeben von Prof. J. J. Ammann verheissen, denen sich dann weitere aus den reichen, aus allen Teilen Böhmens eingelaufenen Sammlungen des Verfassers anschliessen werden.

Eger. Alois John.

Volkslieder von der Mosel und Saar. Mit ihren Melodien aus dem Volksmunde gesammelt von Carl Köhler. Mit vergleichenden Anmerkungen und einer Abhandlung herausgegeben von John Meier. 1. Band. Texte und Anmerkungen. Halle a. S., Max Niemeyer, 1896. SS. VII. 474. 8°.

Die vorliegende Sammlung von Volksliedern ist eine sehr schätzbare Bereicherung dieses Zweiges unserer Litteratur. Die Texte und Melodien sind von dem Lehrer Herrn C. Köhler im Kr. Bernkastel an der Mosel und in den Kreisen Saarbrücken, Saarlouis und Ottweiler an der Saar gesammelt worden. Die Anordnung des Buches und die litterarischen Nachweisungen rühren von dem Hallischen Privatdocenten Dr. John Meier her, der mit dem Sammler auch die leitenden Grundsätze des Ganzen festgestellt hatte. Nach dieser Richtung ist hervorzuheben, dass ausser der grössten Treue in Wiedergabe der gehörten Lieder keine Scheidung von Volkslied und volkstümlichem Lied gemacht worden ist, sondern alles, was das heutige „Volk“ singt, sei es auch von bekannten Dichtern und Komponisten,

Aufnahme gefunden hat. Herr Dr. J. Meier will im 2. Bande in einer Abhandlung das Wesen des Volksliedes untersuchen und darin auch die Hinfälligkeit jener Scheidung darthun.

Die Lieder sind nicht in Kapitel geteilt, sondern in fortlaufender Reihe gegeben, indessen nach ihrem Inhalt zusammengefügt. Ein kleiner Anhang giebt Gesänge der streikenden Bergleute des Saargebietes aus dem Jahre 1889.

Grossen Fleiss hat Hr. Dr. J. M. auf die bibliographischen Nachweisungen der gleichen oder ähnlichen Lieder verwendet. Sie sind geographisch geordnet. Wer sich je mit dem Aufsuchen von Volksliedparallelen beschäftigt hat, weiss, wie mühsam und auch verdriesslich das ist, da die wunderlichsten Entstellungen und die sinnlosesten Mischungen der Texte von den gedanken- und geschmacklosen, meist ungebildeten Sängern vollzogen werden. Nicht immer wird man durch die ungesuchte Komik, die dabei zu Tage kommt, entschädigt. Unbedingte Vollständigkeit ist dabei nicht zu erreichen, auch wenn man unter den Meusebachschen Sammelbänden sitzt. K. W.

Zíbrt, Čenek, Rychtářské Právo, Palice, Kluka. Prag 1896. SS. 32. gr. 8°.

Schon im 1. Bande unserer Zeitschrift (S. 233. 442) war Gelegenheit, auf die Gebotzeichen, Krummhölzer, Kluken und wie sie heissen, aufmerksam zu machen, jene heute noch landschaftlich üblichen Schulzen- oder Richterzeichen, durch welche die Dorfgemeinde zur Versammlung geladen wird. In der Abhandlung, die wir hier anzeigen, hat Dr. Č. Zíbrt, Privatdocent an der čechischen Universität in Prag, über diese Reste alten Verfassungs- und Rechtslebens gehandelt, wie sie sich in Böhmen verfolgen lassen, mit jener Gelehrsamkeit, die man an dem Herausgeber des Česky Lid, dem Verfasser der Geschichte des böhmischen Tanzes und anderer Arbeiten kennt. Das Heft ist Abdruck aus den Verhandlungen der kgl. čechischen Akademie der Wissenschaften. Es enthält auch Abbildungen jener Stäbe und Hölzer aus älterer Zeit. Wir bedauern bloss, dass auch diese Arbeit Dr. Zíbrts (Sieberts) durch die gewählte Sprache nur einem sehr beschränkten Kreise zugänglich bleibt. K. W.

Thätigkeitsbericht des akademischen Vereins für tirolisch-vorarlbergische Heimatkunde. Innsbruck, Selbstverlag des Vereins, 1897. SS. 26. 8°.

Am 9. September 1892 bildete sich an der Universität zu Innsbruck ein Verein für die Erforschung des Volkes und Landes von Tirol und dem politisch damit vereinigten Vorarlberg. Nach Verlauf von acht Semestern hat dieser Verein über seine Thätigkeit einen Bericht erstattet und als Probe seiner Bestrebungen für die Heimatkunde einen Aufsatz von Hans Mark: Ethnographisches aus dem Hause des Lechthalers, dabei veröffentlicht, der eine Wanderung durch einen Lechthaler Bauernhof beschreibt und von dem Leben der Bewohner berichtet. Da der Verein auch die Poesie pflegt, bringt das Heftchen Proben der Kunst der jungen Dichter. Ehrlich gesprochen, wenn auch wohl nicht angenehm zu hören, scheint zur Zeit mehr guter Wille als Talent vorhanden. K. W.

Im australischen Busch und an den Küsten des Korallenmeeres. Reiseerlebnisse und Beobachtungen eines Naturforschers in Australien, Neu-Guinea und den Molukken von Richard Semon, Professor in Jena. Mit 85 Abbildungen und 4 Karten. Leipzig, Wilhelm Engelmann, 1896. SS. XVI. 569. 8°.

Das Buch schildert die Reisen und Forschungen eines Zoologen, eines Schülers von Ernst Häckel, nach Australien, Neu-Guinea, Java, Ambon mit der Heimreise durch Indien. Es kommt der Zoologie, Ethnologie und Erdkunde zu gute, nur in geringem Grade der Volkskunde. Indessen bietet es Stoff zu Vergleichung und darum machen wir auf das viel allgemein Interessantes bietende, vortrefflich ausgestattete Werk auch unsererseits aufmerksam.

Aus den

Sitzungs-Protokollen des Vereins für Volkskunde.

Freitag, den 23. Oktober 1896. Herr Sanitätsrat Dr. M. Bartels unterrichtete die Versammelten von dem, „was sich auf dem Monde zuträgt". In Shakespeares Sommernachtstraum kommt der Mann im Monde mit Dornbusch und Hund vor. Dante werden die Flecken im Monde von Beatrice als Kain mit einer Dornenwelle erklärt, und in Deutschland erblickt man darin einen Mann mit einem Holzbündel. Der Holzhacker oder Holzfäller kommt auch bei den Chinesen und Südslaven vor. Bei ersteren, sowie in Slavonien und Kroatien glaubt man auch Schmiede im Mond zu sehen. Eigentümlich ist der Sylter Riese, der zur Zeit der Flut Wasser auf die Erde giesst. Ein Kind mit einem Eimer erblicken sowohl die Westfalen als auch Indianerstämme. Vielfach sind diese Wesen wegen Arbeit am Sonntag in den Mond versetzt, doch hat er auch Diebe festgehalten. Erkennt man Frauen in den Mondflecken, so sind es oftmals Spinnerinnen; bisweilen sind sie auch durch den Mondmann geraubt. Mehrfach findet man zwei Personen im Monde: die Chinesen einen Unterthanen, der seinem Könige huldigt; die Ungarn zwei Zigeuner; Bewohner des Malaiischen Archipels zwei Frauen; die Samoaner eine Frau mit einem Kinde. Erwähnt sei noch aus Ungarn die Tänzerin mit dem Geiger, die zum Teil auf die heilige Cäcilie und David gedeutet werden. Mit einem einfachen Baume begnügt man sich bei den Malaien; die Chinesen erkennen meist einen Cassiabaum, unter dem ein aufrecht stehender Hase Cassia stampft. Dieser Hase ist von den Japanern übernommen worden. Auch Tier- und Menschenköpfe erblickt man, letztere mehrfach befleckt oder zerkratzt. Bei den Südslaven sitzt der heilige Elias auf dem Mond, und indem er von ihm isst, ruft er die Mondphasen hervor. Er ward zur Strafe dorthin versetzt, was nicht selten begegnet. Bei Dante befinden sich auf dem Monde die Geister derer, die auf Erden Gelübde brachen. — Herr Geheimrat Weinhold sprach über Heribert von Salurn. Man berührt Salurn, wenn man mit der Bahn von Bozen nach Trient fährt. Der Ort besitzt ein zerfallenes Schloss, aber Heribert war kein Ritter, sondern ein Kapuziner, mit weltlichem Namen Anton Mayr geheissen, 1637 in

Salurn geboren, den 12. Febr. 1700 in Meran gestorben. Er wurde schon mit 19 Jahren zum Priester geweiht, war ein beredter Prediger in der Tiroler Ordensprovinz, auch Lehrer der Theologie. Er hat 6 Bände Predigten auf Sonn- und Festtage hinterlassen, die 1693—98 zu Salzburg im Druck erschienen sind[1]), sogar eine zweite Auflage (1702 ff.) erfuhren. Die Kapuziner stammen aus dem Volk, sind die Vertrauten der Bauern und ihre Beichtiger. Wir finden daher viel Volkstümliches bei Heribert, viel kirchlich legendarischen Aberglauben. Kampf gegen das Luthertum tritt nur in den letzten Bänden hervor. Heribert war ein Zeitgenosse von Abraham a Sancta Clara, aber viel mässiger als dieser. Aus den Predigtmärlein sei die Geschichte vom nackten König und vom Teufel als Diener des Advokaten angeführt; zu letzterem vgl. diese Zeitschr. 6, 440 f. An den Teufel und Hexen, Unholde, Zauberer glaubt Heribert und predigt gegen sie und ihre Mittel, auch gegen Sympathien, Himmelsbriefe, Blasiuszettel (namentlich von Hirten gebraucht). Von Volksbräuchen begegnen bei ihm die Maibäume, Sonnwendfeuer, die Bekränzung der Hausthür mit Flachs beim Einzug des jungen Paares (singulär!), der Johanniswein, Verehrungen bei Hochzeiten. Seine Sprache ist gewandt und kraftvoll, enthält viel Dialektisches und Sprichwörter.

Freitag, den 27. November 1896. Herr Zeichenlehrer Mielke spricht über den Stuhl in der Volksanschauung. Das Sitzen auf dem Stuhl ist anfänglich ein Zeichen der Überlegenheit und dient nicht dem Ruhebedürfnis wie das Liegen, das als Zeichen der Schwäche gedeutet wird. Freilich kann auch die wagerechte Unterlage zum Sitz, zur Bank werden, die in manchen Formeln als Symbol der Gemeinschaft auftritt. Zwischen Liegen und Sitzen steht das Hocken, heute noch um den ganzen Erdball verbreitet. Nur der Vornehmste darf sitzen, erhebt sich über seine Genossen, wie man Tempel auf Erhöhungen anlegt oder in die Höhe baut, weil die erhabenen, mächtigen Götter darin wohnen. Als Sitz diente eine Erderhöhung, ein Stein, später erst der abgesägte Baumstamm, noch später der bewegliche Sitz. Da Sitzen Macht ausdrückt, werden vornehme Tote sitzend bestattet und man schreibt ihnen nicht selten eine fortdauernde Macht zu. Beim Herankommen eines Vornehmeren oder zu Respektierenden erhebt sich der Sitzende, darf sich in seiner Gegenwart nicht setzen. Noch in unserem Jahrhundert assen in Mecklenburg selbst erwachsene Kinder, Dienstboten und Gesellen am Tische stehend, während der Herr und die Herrin des Hauses sassen. — Der Stuhl des Herrschers erhielt bei den Semiten Vorderasiens symbolischen Schmuck, der auf die Gewalt des darauf Sitzenden hindeutete. Die Bibel lässt Gott auf einem Stuhle thronen. Bei den klassischen Völkern wird der Stuhl zwar zum Hausgerät, behält aber daneben seine Ehrfurcht gebietende Bedeutung bei und gebührt auch den Beamten des Staates. In der germanischen Welt, in der die Verbände Gleichberechtigter eine grosse Rolle spielen, tritt die Bank hervor, oft in Verbindung mit dem Herd, dem Ehrenplatz im Hause. Aber auch ein besonderer Hochsitz kommt auf. In die christliche Welt wird die orientalische Anschauung vom prächtigen Stuhl des Königs, der Gottheit, der hohen Priester übernommen, selbst der Teufel erhält seinen Thron. Andererseits bildet sich der dreibeinige Stuhl als Rechtssymbol und die einsitzige, hochlehnige Bank aus. Als Schmuck dienen jetzt architektonische Motive, Gold, Silber, Email u. s. w. — Der Redner verfolgte nun das Wort Stuhl durch die Sprache und wies ihm in einer Fülle von Ausdrücken den Begriff des Erhabenen, der Macht, rechtlicher Herrschaft zu, wobei mancherlei

1) Dominicale concionum pastoralium. 3 Bde. — Festivale concionum pastoralium. 3 Bde. Salzburg. Melchior Haan. 1693—98. Ausserdem gab er ebendaselbst ein Seelen-Ablass-Büchel 1691 heraus.

eigentümliche Bräuche zur Sprache kamen. Es ist leider unmöglich, diese Einzelheiten in Kürze wiederzugeben. Herr Geheimrat Friedel ergänzte sie durch die Ausdrücke des preussischen Landrechts „den Witwenstuhl verrücken“ und „Hauptstuhl“ = Kapital. Der Vorsitzende erwähnte die Faltstühle als Zeichen geistlicher Macht auf Siegeln der Bischöfe, Äbte und Äbtissinnen und dass sich in dem Nonnbergkloster zu Salzburg der älteste in Deutschland erhaltene Faltstuhl befinde. — Herr Oberlehrer Dr. Bolte behandelte die Wochentage in der Poesie. Sie führen zwar heidnische Namen, haben aber sonst nichts Heidnisches mehr an sich. Von Personifikation finden sich nur Ansätze. Die von der Kirche für jeden Wochentag vorgeschriebenen Übungen werden, wie in Predigten, so auch in Gedichten eingeschärft und namentlich mit der Marterwoche Christi in Verbindung gebracht; hauptsächlich aber wird die weltliche Woche behandelt. Es wird uns die Woche des Ritters, des Handwerkers, des Trinkers vorgeführt. In Niederdeutschland ist besonders der Schuster der gemächliche Arbeiter; in italienischen und spanischen Liedern tritt die faule Spinnerin auf, auch in Griechenland kennt man Ähnliches. Neben den betrübenden Wochenschauen der Armen und der steiermärkischen Knechte steht die lustige Woche des Vergnüglings und Schlemmers. Zu Goethes Lustigen von Weimar gesellen sich die Ulmer und Wiener Vergnügungen. Die Liebe wird auf die Wochentage verteilt in Italien, Spanien, Griechenland, in Deutschland nur im Liede von Laurentia. In Österreich kennt man die Liebeswoche eines unwirschen Liebhabers, Hagedorn und Hensler im Donauweibchen besangen die des wetterwendischen. Auch eine Woche für ein böses Eheweib giebt es. Ein Gast fügte aus Böhmen einen scherzhaften Spruch von Speisen für jeden Wochentag hinzu.

Freitag, den 11. Dezember 1896. Herr Dr. R. Loewe handelt über die Goten in der Krim und im Kaukasus im Anschluss an sein im 6. Bande dieser Zeitschrift S. 449 ff. besprochenes Buch Es darf hier auf jene Recension verwiesen werden. — Fräulein E. Lemke unterrichtete über Volkstümliches aus Danzig und Umgegend. Nach Hinweis auf einige historische Nachrichten über die Gründung der Stadt und die Erklärung des Namens aus „Hier tanz' ich“, welche von vielen älteren Chronisten und Gelehrten hartnäckig festgehalten wurde, gab sie Proben von Sitten, Trachten und Mundart sowohl vergangener wie jetziger Zeit. Sie weilte unter anderem bei dem neu herausgegebenen Danziger Frauentrachten-Buch des Anton Moeller von 1601, das charakteristische Verse zu den Bildern bringt. Sodann kamen zur Erwähnung die Ausrufer, die von Polen kommenden Flisser, Beispiele des Danziger Dialekts sowie des auf der Nehrung herrschenden, ferner volkstümliche Gebräuche auf der Nehrung, Sagen von Hela, von Danzig u. s. w. Besonders reich an Sagen ist die Ober-Pfarrkirche zu St. Marien in Danzig, woselbst auch ein Stein vorgezeigt wird, der nunmehr an einer Kette hängt und einst ein Brot gewesen sein soll, das ein Mönch bei grosser Hungersnot einem armen Weibe vorenthalten hat. Auf einer Holztafel daneben liest man: „Nach Gottes Gebort XIIIC und XIII Jahr An dem Abende Barbara, das ist war, Do wart dyss Wysse brot cleyne Von Gottes Gewalt gewandelt zu einem Steine. Bittet Gott vor den armen Sunder Dem da geschehen ist dys grosse Wunder“. Zum Schluss wies die Vortragende auf den sagenhaften Weichsel-Vogel, der täglich den Raum zwischen Danzig und den Karpathen durchfliegt.

Max Roediger.

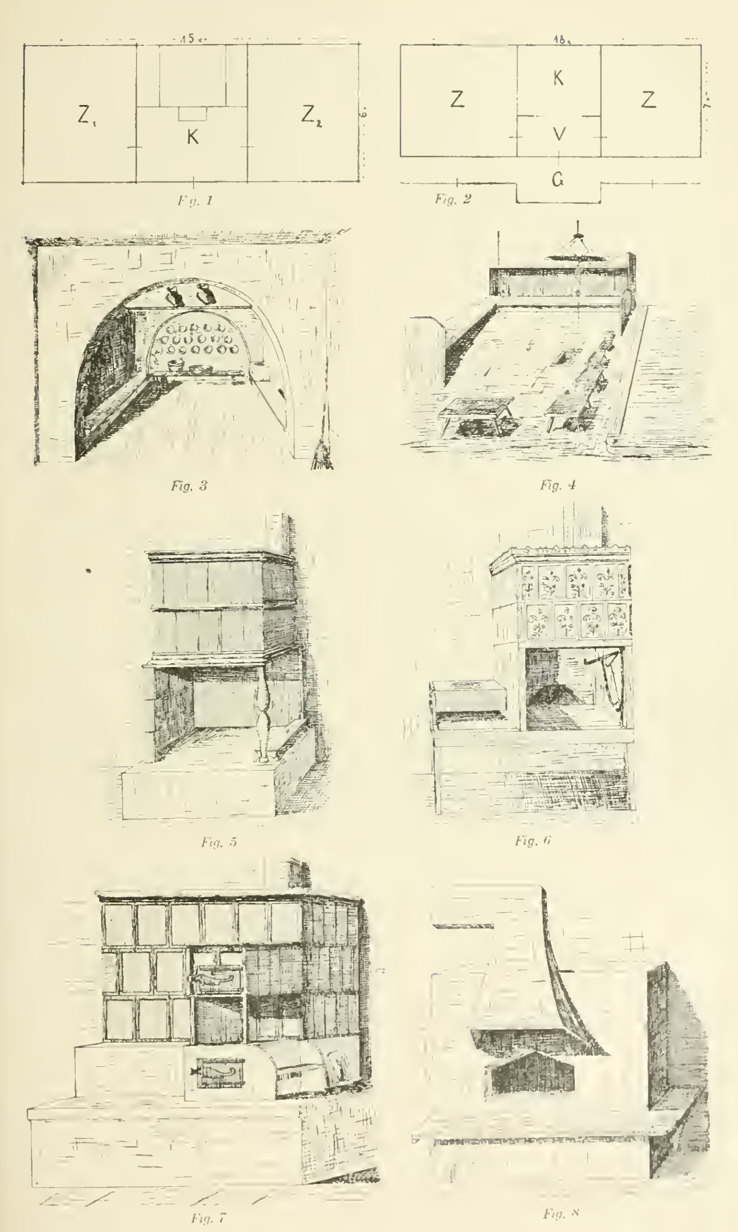


Fig. 1

Fig. 2

Fig. 3

Fig. 4

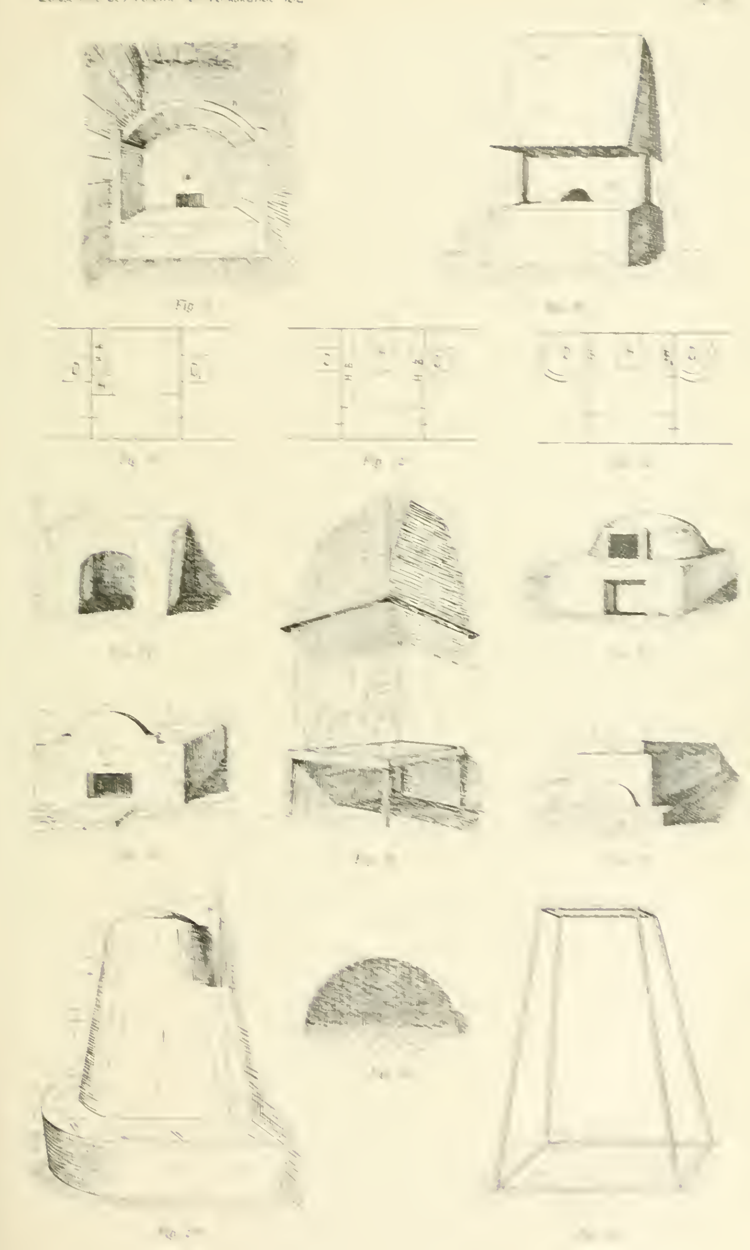
Fig. 5

Fig. 6

Fig. 7

Fig. 8







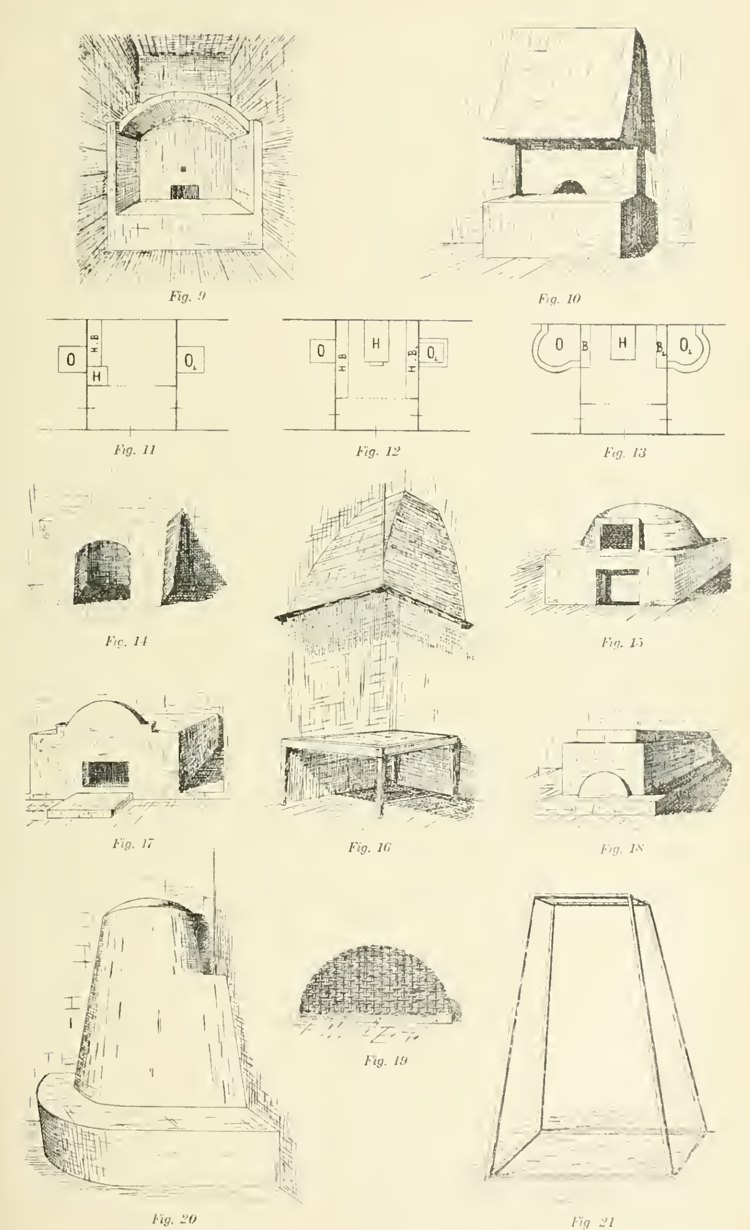


Fig. 9 Fig. 10 Fig. 11 Fig. 12 Fig. 13 Fig. 14 Fig. 15 Fig. 17 Fig. 16 Fig. 18 Fig. 19 Fig. 20 Fig. 21



Glockensagen und Glockenaberglaube.

Von Paul Sartori.

I. Die Glocke als Symbol meteorischer Erscheinungen.

Es ist bekannt, dass Wind und Sturm in der volkstümlichen Auffassung alter und neuerer Zeiten vielfach als Musik dargestellt werden. Vgl. Roscher, Hermes der Windgott, 50 ff. Schwartz, Poet. Naturansch. II. 59 ff. 70. Man glaubt in ihrem Säuseln, Rauschen und Brausen die Töne einer Leier oder Harfe, einer Pfeife oder Trompete oder eines anderen Musikinstruments, auch wohl der menschlichen Stimme zu hören. Es scheint noch nicht genügend beachtet zu sein, dass auch der Glockenton sehr häufig in den mannigfachen Geräuschen der Luft, vom sanften Singen bis zum brausenden Orkan erkannt wird.[1]) Die folgenden Zusammenstellungen wollen diese Anschauung in den verschiedenen Sagen und Sagengruppen etwas eingehender nachweisen. Es wird sich dabei jedoch zeigen, dass auch der Schall des Donners vielfach mit dem einer Glocke verglichen wird[2]), ja, dass die Glocke auch mit der Trägerin des Windes und des Gewitters, der Wolke selbst, identifiziert werden kann. Es versteht sich von selbst, dass, wie so häufig in derartigen Dingen, ein scharfer Unterschied nicht immer zu machen ist.

1. Glocke im Wasser.

Sehr zahlreich sind die Sagen, in denen uns von Glocken im Wasser berichtet wird. In mehreren Flüssen und Sümpfen des bergischen Landes giebt es Glockenlöcher, d. h. tiefe Stellen im Strome, aus welchen vor Zeiten die Glocken hervorgezogen sein sollen: Montanus, Vorzeit d. Länder Cleve-Mark etc. I, 173. Vgl. auch Wolf, Beitr. II. 294. Bartsch, Meckl.

1) Wenn dem Erhängten die Glocken nicht gehen, lautet der Wind, heisst es bei Schulenburg, Wend. Volkssagen, 236.

2) Ein bekanntes dunkelrot blühendes Gewächs heisst die Donnerglocke. Wird es in ein Haus gebracht, so schlägt der Blitz in dasselbe. Grohmann, Abergl. in Böhmen etc., 99. Die Haagglocke (convolvulus) macht Regen, sowie sie abgebrochen wird. Zeitschr. f. dtsche Mythol. I, 445.

Sag. I, 371. Mitunter mögen glockenförmige Strudel in schnellfliessenden Gewässern diese Anschauung gestützt haben.

Häufig aber erfahren wir, dass diese im Wasser befindlichen Glocken gelegentlich ihr Läuten ertönen lassen. In der Umgegend von Tréguier (Bretagne) führt man die seltsamen Töne, die man bei starken Stürmen hört, auf wunderbare Glocken im Grunde des Meeres zurück: Sébillot, Légendes etc. de la mer, II, 273 f. Vgl. 271 f. (Cornwallis), I, 35 (Schottland). Wenn man am Ufer der Bai im Westen von St. Leonards (Sussex) das Meer ein dumpfes Geräusch machen hört, so behaupten die Fischer, die Glocken von Bulverhythe zu hören und halten dies für das sichere Zeichen eines von Westen kommenden schlechten Wetters. Im Winter ist es das Zeichen von Tauwetter: Ebda. I, 162. Die Schiffer von St. Ouen (Jersey) gehen vor der Abfahrt ans Ufer, um zu hören, ob der Wind ihnen nicht den Ton ihrer im Meer versunkenen Glocken herüberträgt, und wenn sie sie hören, so unterbleibt die Abfahrt: Ebda. I, 205 f.[1]) Die Glocke zu Melden hat der Teufel während eines schrecklichen Unwetters entführt und in die Schelde geworfen. Wenn es recht donnert und wettert, dann hört man noch heutzutage die Glocken aus der Schelde her läuten: Wolf, Niederländ. Sag. 666. Vgl. Laistner, Nebelsag., 173.[2])

Während wir in allen diesen Fällen, in denen die Glocken während eines Sturmes und Unwetters läuten, ohne weiteres die Identität von Glockenton und Sturmwind (wozu sich in der letzten Sage auch noch das Toben des Donnerwetters gesellt) erkennen, wird uns in manchen anderen Fällen berichtet, dass es des Eintretens gewisser besonderer Umstände bedarf, um die im Wasser befindlichen Glocken zum Läuten zu bringen.

Manche versunkene Glocken nämlich lassen sich nur dann hören, wenn bestimmte benachbarte Glocken auf der Oberwelt geläutet werden.[3]) Den Klang der versunkenen Glocken von Lebamünde können Sonntagskinder noch jetzt vernehmen, wenn sie die Betstunde läuten: Knoop, Sagen a. d. östl. Hinterpommern, 40. Die im Sumpf versenkte Glocke der Lorenzkapelle bei Eschringen lässt jährlich in den Tagen des Maies, wenn zu Abend die Betglocken läuten, ihr Läuten hören: Seyberth,

1) Wenn die den Brunsbüttlern von den Kehdingern gestohlenen und im Baljer Kirchturm aufgehängten Glocken geläutet wurden und der Ton über das breite Wasser herüberkam, so war das immer ein Zeichen von Sturm und Unwetter, und die Brunsbüttler warnten dann einander mit den Worten: „Waer dy, dat Haff kummt; de Baljer Klocken roept!“ Müllenhoff, Schl.-H. Sag., 117. Hier mag auch der den wirklichen Ton herübertragende Wind Wetterwechsel prophezeit haben.

2) Vielleicht gehört in diesen Gedankenkreis der Seeleute auch die einst mit dem Ostwinde auf einem Kruzifix angetriebene Glocke, aus der die Helgoländer sich bei schlechtem Winde zuzutrinken pflegten, worauf sich am dritten Tage spätestens Ostwind einzustellen pflegte: Müllenhoff, Schl.-H. Sag., 128.

3) So lange der Gesang in der Kirche zu Bernsdorf währt, so lange klingen die Töne einer versunkenen Orgel aus der Tiefe des Sees: Knoop, Sag. a. d. östl. Hinterpommern, 21.

Progr. d. Gymnas. z. Wiesbaden, 1872, 11. Die von den Schweden geraubte Glocke der Pfarrkirche zu St. Agatha in Aschaffenburg ist in den Main gesprungen. So oft nun ihre im Turm zurückgebliebene Genossin Marianne läutet, antwortet die Glocke im Main: Herrlein, Sag. d. Spessart, 18. Die Glocke im Mühlenteiche zu Laer stimmt manchmal, wenn die anderen Glocken des Dorfes läuten, aus dem Grunde des Teiches mit ein: Grässe, Sagenbuch d. preuss. Staates, II, 853 f. Vgl. I, 686 f. Curtze, Volksüberl. a. Waldeck, 233 f. Pröhle, Dtsche Sag. 98. Strackerjan, Abergl. etc. aus Oldenburg, I, 246; II, 212. Kuhn, Westfäl. Sag. I, 23. Müllenhoff, Schl.-H. Sag. 118. In einem Waldteich bei Lüdinghausen (Westfalen) ist eine Kapelle versunken. Der glatte Spiegel seiner Flut wird weder durch Sturm noch durch Regen in Bewegung gesetzt; wenn man aber in der Kirche zu Lüdinghausen die Glocken mächtig läutet, dann kreist und spielt der Teich in kleinen Wellen, und es tönt in dem himmelblauen Grunde, als läute darin das versunkene Kapellenglöckchen: Grässe, a. a. O. I, 680.

Ob diese sympathetische Einwirkung auf einer physikalischen Thatsache beruht, wird schwer zu entscheiden sein. Was die zuletzt erwähnte Lüdinghäuser Sage betrifft, so erinnert Laistner, Nebelsagen 306 daran, dass Wasserflächen die vortrefflichsten Schallspiegel sind.[1] Ich möchte glauben, dass der Sinn der in Rede stehenden Auffassung dem in der folgenden Sagengruppe zur Erscheinung kommenden ähnlich ist.

Mitunter muss man nämlich etwas ins Wasser werfen, um die darin versunkene Glocke zum Tönen zu bringen. Die vom Teufel in den „grundlosen Kolk“ der Ems geschleuderte Warendorfer Glocke fängt an zu läuten, wenn an den vier hohen Festtagen abends in der Stadt mit allen Glocken geläutet wird und man dann einen Pfennig in den Kolk wirft: Kuhn, Westfäl. Sagen I, 23, Anm. Grässe, a. a. O. I, 686 f. Wirft man Steine in den Glockenbrunnen[2]) bei Kronstetten in der Oberpfalz,

---

1) Zu erinnern ist vielleicht an die Sage, dass der Wettersee in Ostgotland auch bei dem stillsten Wetter plötzlich stürme, wenn auch der Bodensee vom Sturm bewegt sei; umgekehrt empfinde der ruhige Bodensee jeden Sturm des Wettersees: Laistner, Nebelsagen, 258. Vielleicht sind auch Sagen ins Auge zu fassen, wie die von Afzelius, Schwed. Volkssag. III, 192 berührten, wonach Steine, die Riesen bei dem ihnen verhassten Glockengeläute nach einer Kirche geschleudert haben, sich umwenden, so oft das Glockengeläute sich vernehmen lässt. Auch einige grosse Steinblöcke in der Nähe der Remscheider Anlagen sollen sich jedesmal bewegen, wenn die Glocken geläutet werden: Zeitschr. d. Vereins f. Volkskunde, IV, 214; vgl. 80.

2) Es mögen gleich hier einige Beispiele von Ortsnamen Platz finden, zu denen die Glocke Veranlassung gegeben hat und an die sich meistens Sagen anknüpfen: ein Weissejungfrauen- oder Glockenbrunnen wird erwähnt: Schönwerth, Aus der Oberpfalz II, 229: Klinkerbrunnen: Pröhle, Harzsag., 175; Glockenborn: Curtze, Volksüberl. a. Waldeck, 197, Lynker, Hess. Sagen, 74; Klingelborn: Ebda. 75; Glockenloch, eine Wassergrube: Baader, Neuges. Volkssag. a. d. Lande Baden, 77. (Einen Klingelpütz giebt es in Köln): Bungerpohl: Weddigen u. Hartmann, Sagenschatz Westfalens, 27. (Dasselbe bedeutet wohl die Punskuhl bei Schwartz, Sagen etc. der Mark Brandenburg, 124, in der sich die Klingelmarie zeigt.) Glockenteich: Kuhn, Märk. Sagen, 141. Glockenbikke, ein Wässerchen:

so tönt's herauf wie Glockenton: Panzer, Beitr. I, 127. Oder man muss mit einer Stange in den Sumpf stossen, dann hört man die versunkene Glocke noch brausen: Schönwerth, A. d. Oberpfalz, II, 122. Dagegen: wenn jemand vom Ufer des Teiches von Lou-du-lac (Ille et Vilaine) ein Stück geweihtes Brot auf ein Krautbüschel, das sich in der Mitte befindet, werfen könnte, so würden alle Glocken des Kantons anfangen zu läuten: Revue des tradit pop. VII, 444. Die Kinder von Argentat pflegen noch heute in die Dordogne Steine zu werfen, um die dort versunkenen Glocken tönen zu lassen: Ebda. VI, 582. Die im See versenkten Glocken von Granzendorf kann man läuten hören, wenn man am Johannismittag ein weisses Taschentuch in dem See auswäscht: Bartsch, Meckl. Volkssagen, I, 292 f.[1]) Vgl. Jahn, Volkssagen a. Pommern, 188. Im Klinkerbrunnen bei Osterode klingelt es, wenn man nur hineinspuckt: Pröhle, Harzsagen, 175. Ein Junge sprang in ein Loch auf der Harburg, da klingelte es: Pröhle, Unterharz. Sag., 55.

Bäche und Seen, welche der Sage nach, sobald etwas hineingeworfen wird, Sturm und Gewitter aufsteigen lassen, sind über ganz Europa verbreitet: Liebrecht, Gervas. v. Tilbury, 146 f. Zur Volkskunde, 335 f. Rochholz, Naturmyth. 193. Mannhardt, W. F. K. II, 341. Laistner, Nebelsagen 215 f. 228. 348. Alpenburg, Mythen u. Sagen Tirols, 234 f. Meier, Schwäb. Sag. 73. Panzer, Beitr., II, 139.[2]) Ztschr. d. Ver. f. Volkskde, IV, 452. Sébillot, Légendes etc. de la mer, II, 290. 303 f. Mag man nun diese Sagen mit Schwartz, Urspr. d. Mythol., 260 f. auf eine „rohe Nachahmung der Art und Weise, wie man glaubte, dass dort oben Regen im Gewitter beim Rollen der Donnersteine und Peitschen mit den Blitzruten gemacht würde", beziehen oder nicht, jedenfalls zeigt die Analogie, dass das auf solche Weise hervorgerufene Glockenklingen elementaren Erscheinungen, sei es dem Wind oder dem Donnerhall, seine Entstehung verdankt.

Curtze, a. a. O., 233 f. Das klingende Fliess bei Freienwalde: Grässe, Sagenbuch d. preuss. Staates, I, 222. Glockenbruch, ein Moor: Tettau u. Temme, Volkssag. Ostpreuss. 227 f. (Ebda. 186 ein Kesselteich.) Glockenwiese: Kuhn, Märk. Sag., 10. Curtze, a. a. O., 234. Glockenbornswiese: Seifart, Sagen a. Hildesheim II, 79 f. Klukkusandr: Maurer, Isländ. Volkssag. 213. Glockenthäle: Meier, Schwäb. Sag., 345. Glockenhöhle: Birlinger, Volkst. a. Schwaben I, 238 f. Glockenberg: Eisel, Sagbch. d. Voigtlandes, 385. Jahn, Volkssag. a. Pommern, 234 f. Knoop, Volkssagen a. d. östl. Hinterpommern, 139. Kuhn, Westfäl. Sag. I, 16. Klemm, Kulturgesch. IV, 218 f. (Dschebel Nakus.) Über den Berg Gloggensachsen s. Grimm, D. M.[4] I, 367.

1) Im Jahre 1662 bekannte eine Hexe, dass sie Sturm herbeiriefe, wenn sie ein Tuch nass machte, es auf einen Stein schlug und den Teufel anrief. Sébillot, Légendes etc. de la mer, II, 290. Ein ähnlicher Sturmzauber mit einem Taschentuch: Ebda. 285. Nach dem allgemeinen Glauben der englischen und französischen Matrosen wird man von einem Sturm überfallen, sobald man eine Katze ins Meer wirft: Sébillot, a. a. O. II, 304. Die Katze ist ein häufiges Sturmtier: Ebda. II, 169. 219 ff. 223. 238. 244 f. 259. 270 f. 281. 288.

2) Ist hier unter dem goldenen Ringe, der einen durch Steinwürfe in den See erregten Sturm beschwichtigt, die Sonne zu verstehen?

Wir wenden uns nun zu anderen Berichten von läutenden Glocken im Wasser. Vielfach wird uns nur die einfache, als feststehend angenommene und angeblich öfters beobachtete Thatsache berichtet. Vgl. z. B. Müllenhoff. Schl.-H. Sagen 118. Panzer, Beitr. II. 184. Kuhn, Westf. Sagen I, 166. 275. Bartsch, Meckl. Sag., I. 369. Wolf, Dtsche Märchen u. Sagen No. 49. Jahn, Volkssag. a. Pommern. 152. 188. 257. Grässe, Sagenbuch d. preuss. Staates. I, 222. Strackerjan. Aberglauben a. Oldenburg. I. 246. Tettau u. Temme. Volkssagen Ostpreussens, 186. 228. 237. 240. Sébillot, Légendes de la mer. I. 205 f.

Meistens aber wird eine bestimmte Zeit angegeben, in der dieses zauberische Geläute hörbar wird.

Die Glocken der untergegangenen Stadt im Teufelssee bei Tessin hört man noch jeden Mittag: Bartsch. a. a. O., I. 292. Vgl. Kuhn. Märk. Sag., 81. Curtze, Volksüberl. a. Waldeck, 234 f. Die des Dorfes Thure klingen hin und wieder namentlich Mittags im Sommer, wenn's so recht still ist, mit dumpfem Ton im Glockenteiche an: Kuhn. a. a. O., 141. Wem fährt nicht bei diesem Bericht das zitternde Summen und Weben eines heissen Sommermittags durch den Sinn?

In stillen Sommernächten hört man die Glocken von Klein-Rude aus dem Sumpf: Russwurm, Sag. a Hapsal etc., 66. Um Mitternacht läuten die Glocken: Müllenhoff. a. a. O., 119. In den Vollmondsnächten: Revue des trad. popul., V. 484 (See von Annecy). Bei stillem Wetter gegen Abend: Müllenhoff, a. a. O., 166. Jeden ersten Mai nachts um 12 Uhr: Curtze, a. a. O., 234. Jährlich im Mai und in der Adventszeit: Seyberth, Progr. v. Wiesbaden, 1872, 11 (Eschringen).

Alle Jahre einmal: Schambach-Müller, Niedersächs. Sagen. 56. Alle Jahre dreimal: Kuhn u. Schwartz, Nordd. Sagen, 477. Am Jahrestage des Versinkens: Curtze, a. a. O., 234.[1]) Revue des trad. pop. VI, 582 (Argentat a. d. Dordogne); VII. 754 (See von Lamaie in den Vogesen).

An allen grossen Festen: Knoop, Volkssag. a. d. östl. Hinterpommern, 107 f. Revue des tr. pop. VI, 747 (See von Paladru in der Dauphiné); VII, 211 (Conquereuil); VII, 273 (in der Cure); VIII. 221 (Mhère). Grässe, Sagenbuch des preuss. Staates, I. 686 f. (Warendorf). Zu Weihnachten, Ostern und Pfingsten: Tettau u. Temme, Volkssagen Ostpreussens, 229.

Weihnachten: Kuhn, Westfäl. Sagen, I, 23. 28. Bartsch, Meckl. Volkssagen, I, 378. Zeitschr. f. d. dtsche Mythol., I, 195 (Wenigmalborn a. d. Mosel). Alpenburg, Dtsche Alpensag., 141. Wolf, Niederländ. Sag. 563. Sébillot, Cont. popul. de la Haute-Bretagne, 217. Revue des trad. pop., VII, 559 f. Am Weihnachtsmorgen: Grässe, a. a. O., II. 858. In der Weih-

1) Deutet es auf meteorischen Ursprung, wenn hier von der Glocke zu Nerdar erzählt wird, sie sei so gross gewesen, dass vier Schuster darin sitzen und schustern konnten, ohne dass einer den anderen anstiess? Dann wäre sie mehr Wolken- oder Nebelsymbol. Vgl. Ztschr. d. Ver. f. Volkskde. IV. 295 f.

nacht und in den Quatembernächten: Wolf, Dtsche Märch. u. Sag. No. 321 (Abtei Knechtstein). Zu Marien und Weihnachten: Knoop, a. a. O., 136. In der Adventszeit: Revue des trad. pop. VIII, 220 f.

Am Neujahrsmorgen um 6 Uhr: Müllenhoff, Schl.-H. Sag., 118.

In stillen Mondnächten zwischen Mariä Verkündigung und Ostern: Russwurm, Sagen a. Hapsal, 41. Auf grünen Donnerstag: Curtze, a. a. O., 233 f.

Am Ostermorgen: Müllenhoff, a. a. O., 118. Knoop, a. a. O, 19 f. Strackerjan, Abergl. etc. aus Oldenburg, II, 212. Grohmann, Sagen aus Böhmen, 91.

Zu Himmelfahrt: Curtze, a. a. O., 234.

Am Pfingsttage: Jahn, Volkssagen aus Pommern, 180. Am zweiten Pfingsttage: Schwartz, Sagen etc. der Mark Brandenburg, 33.

In der Johannisnacht: Knoop, a. a. O., 140. Jahn, a. a. O., 147. Am Johannistag: Ebda. 201. Am Johannistag mittags 12 Uhr: Bartsch, Meckl. Sagen, 292 f. 373. Jahn, a. a. O., 194. 211. 219. 229. Am Ur-Quell, III, 318 (Wumsee i. d. Priegnitz). Tettau u. Temme, Volkssag. Ostpreuss., 241.

Es drängt sich nun hier schon eine Wahrnehmung auf, die im weiteren Verlaufe noch öfters sich bemerkbar machen wird, nämlich die, dass, was von den Glocken berichtet wird, sich in den mancherlei Sagen von den weissen Frauen wiederholt. Von diesen erfahren wir nämlich nicht nur häufig, dass sie sich zu bestimmten, meist heiligen Zeiten sehen lassen[1]), sondern auch, dass sie ihren zauberischen Gesang vom Wasser aus ertönen lassen.[2])

Einige Beispiele mögen gleich hier angeführt werden, in denen sich eine engere Verbindung der Glocke mit der weissen Frau zeigt.

---

1) Es seien hier zunächst einige Beispiele von Wasserfrauen angeführt: Sie erscheinen nachts: Kuhn, Westf. Sag., I, 155 u. Anm. In hellen Mondnächten: Lynker, Hess. Sagen, 79. Bei Vollmond: Bartsch, a. a. O., I, 270. In der Johannisnacht, a. a. O., 147. Am Johannistag 12 Uhr: Ebda. 220. Bartsch, a. a. O., I, 283. Ebda. I, 243 steigt am Johannistage aus dem Glambecksee ein goldschaufelnder Mann. — Dann gleich noch einige Beispiele von Jungfrauen, die zu bestimmten Zeiten aus der Erde, dem Berge u. s. w. steigen: Zu heiligen Zeiten: Panzer, Beitr., II, 138. Alle 7 Jahre zu Advent: Meier. Schwäb. Sag., 26. Weihnachten: Ebda 43. 75. Ostern: Pröhle, Harzsag., 196. 198. Alle 7 Jahre zu Ostern: Ebda. 41 f. Johannistag: Jahn, Volkssag. a. Pommern, 178. 185. Alle 100 Jahre am Johannistag: Ebda. 218. Alle Quartal am Sonntag: Meier, a. a. O., 34.

2) Vgl. Meier, Schwäb. Sag., 72. Wolf, Hess. Sag., 54. Tettau u. Temme, Volkssag. Ostpreuss., 172. Bartsch, Meckl. Sag, I, 399. Müllenhoff, Schl.-H. Sag., 341. In hellen Mondnächten: Lynker, Hess. Sag., 57. In Vollmondnächten: Bartsch, a. a. O., I, 394. In der Johannisnacht: Knoop, Sag. a. d. östl. Hinterpommern, 143. Wer in der heil. Nacht um 12 Uhr den Kopf ins Wasser des Gremasai steckt, hört der Klosterfrauen Sang: Birlinger, A. Schwaben, I, 190. Das erinnert an die oben erwähnten Sagen vom Hineinwerfen ins Wasser. In der Nieder-Bretagne zeigt der Gesang der Meerfrauen Sturm an. Es ist das feine Murmeln, das dem Ausbruch des Sturmes vorausgeht: Sébillot, Légendes etc. de la mer, II, 268. Vgl. 269 f. Auf zwei Seen in Madagaskar glaubt man die klagenden Stimmen zweier in Sirenen verwandelten Witwen zu hören, aus deren Thränen jene Seen entstanden sind: Revue des trad. pop. VII, 750.

Aus dem Frau-Hollenteich auf dem Meissner zeigt sich oft Frau Holle als eine schöne, weisse Frau. Oft ist sie unsichtbar, und man hört bloss aus der Tiefe ein Glockengeläut und finsteres Rauschen: Grimm, D. S., I, No. 4. Aus einem See, in den ein Schloss versunken ist, hat man öfters Glockentöne vernommen. Um Mitternacht tanzen Jungfrauen in langen, weissen Gewändern um das Ufer des Sees und singen traurig: Müllenhoff, Schl.-Holst. Sagen, 341. Ähnlich Jungfrau und Glockengeläute: Grohmann, Sag. a. Böhmen, 91. Am Johannistag: Kuhn, Westf. Sag., I, 364. In der Johannisnacht: Jahn, Volkssag. a. Pommern, 147. Pröhle, Dtsche Sagen, 98. Am Weissejungfrauen- oder Glockenbrunnen bei Warmensteinach sieht man zwei weisse Jungfrauen Wasser schöpfen. Ein Holzhacker wollte dasselbe thun und erblickte eine silberne Glocke in der Cisterne. Er rief seine Gesellen und die Glocke verschwand; hätte er sie nur mit der Hand berührt, so wären die Jungfrauen erlöst gewesen: Schönwerth, Aus der Oberpfalz, II, 229. Eine verwünschte Jungfrau lässt einem die Wahl, einen Hafen voll Gold oder eine an der Wand hängende goldene Glocke oder sie selbst zu wählen. Der Betreffende wählt die Glocke: Rochholz, Naturmythen, 165. Eine weisse Jungfrau in der Punskuhl heisst die „Klingelmarie“: Schwartz, Sagen etc. d. Mark Brandenburg, 124. Das Dörfchen Osterode unter dem Hohenstein soll von der Schlossjungfrau seine Kirchenglocken empfangen haben: Pröhle, Harzsagen, 228.

Die mit menschlicher Stimme redenden Glocken kommen später noch vor. Zu gewissen Zeiten glaubte man die im Wirchow-See versunkenen Glocken auf dem Grunde des Wassers ein Klagelied singen zu hören: Jahn, Pommersche Volkssagen, 246. Vgl. 229. Knoop, Sagen a. d. östl. Hinterpommern, 136. Kuhn, Märk. Sagen, 81. Herrlein, Sagen a. d. Spessart, 18.

Als einen ferneren Beweis für die nahe Verwandtschaft der im Wasser versunkenen Glocke mit der weissen Frau kann man auch die Sagen anführen, in denen Gewässer zu bestimmten Zeiten ein Opfer fordern, von denen zugleich auch Glockensagen berichtet werden. Gewöhnlich ist es ja die Wasserfrau, die diese Opfer in Anspruch nimmt.

Wo eine Glocke in die Lupow gerollt ist, ertrinkt jedes Jahr ein Mensch: Knoop, a. a. O., 70 f. Der Nonnensee bei Bergen, in dem man an jedem Pfingsttage die Glocken läuten hört, muss alle Jahr sein Opfer haben: Jahn, a. a. O., 180; vgl. 212. Gesang der Seejungfrau, verbunden mit Läuten, ist der Lockruf für den Menschen, der dem Demminer See zum Opfer fallen soll: Ebda., 147. Mitunter bedeutet auch der Glockenton allein den Todesfall: Jahn, a. a. O., 229. Veckenstedt, Mythen etc. der Zamaiten, 184.

Für die Thatsache, dass unter der „weissen Frau“ sich die verschiedenen Formen der Wolkenfrauen verbergen, die so oft auch als Wind- und Gewitterfrauen erscheinen, genügt es, auf E. H. Meyer, German. Mythol.,

272 ff. zu verweisen. An ihre Stelle ist nun offenbar häufig die Glocke getreten, worauf ja schon oft genug aufmerksam gemacht ist. Vgl Wolf, Beitr., II, 295 ff. Kuhn, Westfäl. Sagen, I, 23 f. 31 f.. nur dass letzterer wohl etwas einseitig in dem Glockenton sowohl, wie in der Stimme der weissen Frau nur den Schall des Donners erkennen will. Der Sturm nicht nur, sondern alle Schattierungen des Windwehens bis zum sanften Säuseln und Summen der Luft herab haben gewiss zu diesen Sagen von den unter dem Wasser ertönenden Glocken die Veranlassung gegeben. Auch braucht man natürlich nicht in jeder einzelnen hierher gehörenden Sage eine Verwandlung der weissen Frau in die Glocke zu finden. Oft genug ist gewiss das Geräusch des Windes ohne Zwischenglied mit dem Ton der Glocke verglichen, wie ja überhaupt derartige Geräusche in der Phantasie des Volkes die mannigfaltigsten Deutungen finden.[1] Unbezweifelt bleibt dabei, dass auch die irdische Lokalisierung eines Gewittervorganges zur Entstehung solcher Sagen beigetragen haben kann (Schwartz, Ursprung der Mythologie, 264), sowie dass der Nebel (Laistner, Nebelsagen, 173), vielleicht auch der Unkenruf aus dem Teich (Kuhn, Westfäl. Sagen, I, 23) derartige Anschauungen immer wieder von neuem aufzufrischen imstande ist.

1) Es seien hier noch einige solche Deutungen angeführt. Glockenläuten und Mönchsgesang im heiligen Meer bei Hopten namentlich zu Weihnachten: Kuhn, Westfäl. Sagen, I, 28. Chorgesang aus dem Laacher See um Mitternacht: Schmitz, Eifelsagen, II, 74. Wenn die Meerfrau singt, kommt starkes Wetter und Sturm in 24 Stunden: Schönwerth, A. d. Oberpfalz, II, 192 f. Musik eines von der Meerfrau ins Wasser gezogenen Dudelsackspielers: Sébillot, Légendes etc. de la mer, I, 205. (Irland.) Die Nakki, musikalische Geister der Finnen, erscheinen oft am Ufer mit silbernen Harfen und vermischen den Ton ihrer Instrumente mit dem Seufzen des Windes: Ebda., I, 268. Harmonische Musik in der Fingalsgrotte (von Wellen und Wind): Ebda., I, 236. Musik und Gesang aus einem gelben Koffer auf dem Blumenthalschen See am zweiten Adventstage: Kuhn, Märk. Sagen, 186. Wehmütige Orgelklänge aus dem See: Knoop, Sagen a. d. östl. Hinterpommern, 21. Tettau u. Temme, Volkssagen Ostpreussens, 252. (Orgelspiel in der Kirche zu Hasserode: Pröhle, Unterharz. Sagen, 70). Im Pilberge bei Lapsau: Reusch, Sag. d. Samlandes, 69. Im Eise versunkene Schafherde grast, blökt und klingelt mit ihren Glöckchen unter dem Wasser: Strackerjan, Abergl. etc. a. Oldenburg, II, 203. Diese Sage ist vielleicht meteorischen Ursprungs, doch ist zu vergleichen die Spottgeschichte bei Knoop, a. a. O., 110 f., in der der dumme Hans auf den Rat eines Schäfers ins Wasser springt, um Schafe, die angeblich darin sein sollen, herauszuholen; als das Wasser über ihm zusammenschlug und er anfing zu blubbern, da rief der Schäfer: „Nu hat er den Klockenhammel!“ Vgl. auch das Märchen bei Poestion, Isländ. Märchen, 204 ff. — Glocke versinkt samt dem Stier, der sie zieht. Man hört den letzteren noch alle Jahr in den Winter-Frohnfasten bei Nacht brüllen: Birlinger, Volkstüml. a. Schwaben, I, 143. Auch diese Sage könnte meteorischen Ursprung haben. Dann wäre die Glocke die Wolke, der Stier der Sturm. — Gebrüll eines Ochsen unter dem Eise: Kuhn, Westfäl. Sagen, I, 46; vgl. 161. Zaubermusik unter dem Eise: Strackerjan, a. a. O., I, 190. Hahn eines im See von Marlay versunkenen Dorfes kräht in der Weihnachtsmitternacht: Revue des tradit. pop. VII, 560. Auch aus dem See von Annecy krähen während der Vollmondsnächte die Hähne des versunkenen Dorfes und die Glocken klingen wie zur Messe: Ebenda V, 484. Über diese Hähne wird später noch zu reden sein.

2. Die aus dem Wasser emporgestiegenen und gebannten Glocken.

Während in den bisherigen Erörterungen eigentlich nur von dem Tone versunkener Glocken die Rede war, ist nun eine Reihe von Sagen zu mustern, in denen diese Glocken selbst aus ihrem Wasserhause ans Tageslicht kommen. Manche der folgenden Beispiele wird man wohl auf die Gewitterscenerie zurückführen müssen, aber Nebelerscheinungen, Sturm- und Windgetön spielen oft hinein.

An allen Sonn- und Festtagen sah man die Dobbertiner Glocken aus dem Nienhager See auf den Wellen schwimmen. Wollte man aber sich ihnen nähern, so schwammen sie schnell fort und versanken nach einer Stunde in die Tiefe: Bartsch, Meckl. Sag., I, 376 f.[1]) Vgl. 386. Birlinger, Volkstüml. a. Schw., I, 145. Kuhn, Märk. Sagen, 164 f.

Meistens berichten die Sagen, dass diese Glocken aus dem Wasser ans Land steigen und zwar, wie häufig hinzugesetzt wird, „um sich zu sonnen". Vgl. Bartsch, a. a. O., I, 368. 383. 388 f. Jahn, Volkssagen aus Pommern, 193 f. Kuhn, Westfäl. Sagen, I, 367.[2])

Oft steigt nur eine Glocke empor (Bartsch, I, 371 f. 385 f. Birlinger, Volkst. a. Schw., I, 145. Grohmann, Sagen a. Böhmen, 269. Strackerjan, Abergl. etc. a. Oldenburg, I, 112. Jahn, a. a. O., 204. Schulenburg, Wend. Volkssagen, 30), meist aber mehrere (Bartsch, I, 368. 376 f. 388 f.): zwei (Bartsch, I, 379. 383. 388. Knoop, Sagen a. d. östl Hinterpommern, 19 f. 102 f. Jahn, 193 f. 201. 212. 248. Kuhn, Westfäl. Sagen, I, 367. Märk. Sagen, 164 f.) oder drei (Kuhn, Westf. Sagen, I, 367. Märk. Sagen, 167. Am Ur-Quell, III, 318. Bartsch, I, 387. Kuhn u. Schwartz, Nordd. Sag., No. 62), selten vier (Bartsch, I, 385. 390). Über die Zahl der in den Sagen auftretenden weissen Frauen s. Kuhn, Westf. Sag., I, No. 227, Anm.

Die Zeit des Auftauchens ist verschieden: am öftesten am Johannistag (Kuhn, Märk. Sag, 164. Bartsch, I, 387. Jahn, 212), meist am Johannismittag (Bartsch, I, 368. 377. 386. 388 f. Jahn, 193 f. Am Ur-Quell, III, 318. Kuhn u. Schwartz, Nordd. Sag., No. 62) oder sonst mittags 12 Uhr (Bartsch, I, 371. 383. Kuhn, Märk Sagen, 167), an Sonn- und Festtagen zwischen 12 und 1 Uhr (Bartsch, I, 379), alljährlich am Ostermorgen

---

1) Das Zurückweichen ist ein Kennzeichen der Nebelwesen. So sind die Zwerge nicht zu fangen: Laistner, Nebelsagen, 298 f.; vgl. 96. Auch an die Irrlichter ist zu erinnern.

2) Dieses Sonnen wird auch sonst von Nebelwesen berichtet. Ein Wolf steigt aus dem See und sonnt sich: Laistner, Nebelsag., 13. Ebenso ein Ungeheuer des Drachensees in Tirol: Panzer, Beitr., I, 1. Eine Schlange mit einer Krone auf dem Kopf: Ebenda, I, 189; vgl. Birlinger, Volkst. a. Schw., I, 103. Seemännchen und Seeweibchen im Bach bei Niederklein: Lynker, Hess. Sagen, 71 f. Auch Schätze sonnen sich (Panzer, Beitr., I, 29 30. Schambach-Müller, Niedersächs. Volkssagen, 105. Meier, Schwäb. Sagen, 48) oder werden von weissen Jungfrauen gesonnt (Panzer, I, 16; II, 119. 150. Schambach-Müller, 89. Rochholz, Naturmythen, 162.)

(Knoop, 19 f. 102 f.), am Sulpiciustage (Strackerjan, I, 112), am Marientage (Jahn, 204), alle 100 Jahre eine Stunde lang (Jahn, 201).

Auch diese emporgestiegenen Glocken läuten manchmal: Knoop, Volkssagen a. d. östl. Hinterpommern, 19 f. Bartsch, I, 379. Wer die jährlich am Sulpiciustage aus der Stöckenkampwiese aufsteigende und läutende Glocke sieht und hört und eine Sünde begangen hat, ohne Busse gethan zu haben oder desselben Tages zu thun, hat auf Erden keinen frohen Augenblick mehr[1]): Strackerjan, Abergl. etc. a. Oldenburg, I, 112. Ein Weib, das Wäsche in einem Brunnen schweifen wollte, fühlte plötzlich, dass etwas sie ins Wasser zog. Erschrocken rief sie: „Verflucht, wer mich ins Wasser zieht.“ Da erschien plötzlich eine grosse Glocke im Brunnen, die sich ans Ufer wälzte und furchtbar zu läuten begann. Nachher rollte sie wieder in den Brunnen zurück: Grohmann, Sagen aus Böhmen, 269.[2])

Manchmal reden die Glocken auch mit menschlicher Stimme. Eines Tages sah einer die Glocken eines untergegangenen Dorfes am Ufer des Görnesees liegen und sich im Sonnenschein mustern. Eine sprach: Anne Susanne, Komm mit mi to lanne. Da antwortete die andere: Anne Margrete, Wi will'n to grunne schêten. Darauf stürzten sie sich wieder in die Tiefe: Kuhn, Westf. Sagen, I, 367. Vgl. Märk. Sag., 164 f.[3]) 210. Ähnlich reden badende und sich sonnende Jungfrauen z. B. bei Jahn, Pommersche Sagen, 245.

Schon die blosse Übersicht über diese verschiedenen Gestaltungen der Sage zeigt, dass ausser dem Geräusch des Windes auch sichtbare Luft- und Wassererscheinungen an ihrer Bildung teilgenommen haben müssen, Glanzerscheinungen im Nebel[4]), Phosphorescenzerscheinungen[5]), aber auch

1) Das Melancholische des Glockentons wird öfters betont. Die Glocken im See bei Wrangelsburg läuten so traurig und wehmütig, dass man es mit Worten garnicht sagen kann: Jahn, Volkssag. a. Pommern, 201. Seejungfern singen traurig: Müllenhoff, Schl.-H. Sag., 341. Trauergesang von der Märzenburg: Panzer, Beitr., II, 140. Wehmütiges Rufen des im See versunkenen Brautpaares: Rochholz, Aargausag., I, 37 f. — Auch das Dumpfe, Ferne des Glockenklanges wird oft hervorgehoben: Bartsch, Meckl. Sag., I, 373. Wolf, Dtsche. Märch. u. Sag., No. 49. Grässe, Sagenbuch d. preuss. Staates, I. 686 f. Pröhle, Dtsche. Sagen, 98. Seyberth, Progr. v. Wiesbaden, 1872, 11. Kuhn, Westf. Sag., I, 275. Revue des tradit. pop. VII, 559 f.

2) Die Wäsche der spülenden Frau entspricht den Unwetter erregenden Steinen, Tüchern etc., von denen oben die Rede gewesen ist. Die Glocke ist die donnernde Wetterwolke. Über die Wolke als Brunnen s. Meyer, German. Mythol., 87 f. Mannhardt, Germ. Myth. Register, 754.

3) Hier heisst es, die Glocken seien, nachdem sie noch einmal angeschlagen, in die Tiefe gesunken. Das erinnert an die weissen Jungfrauen, die so oft mit einem hellen Schrei oder einem Knall verschwinden. Vgl. z. B. Lynker, Hess. Sag., 88. Meyer, Germ. Myth., 283. Mit einem „rechten klingenden Seufzer“: Kuhn, Westf. Sagen, I, 342.

4) S. darüber Laistner, Nebelsagen, 205. 216. 231. Es seien hier noch einige Beispiele solcher Glanzerscheinungen auf dem Wasser angeführt: Fischer im See bei Jassen fischen nachts einen grossen blinkenden Gegenstand (Diamant): Knoop, Volkssag. a. d. östl. Hinterpommern, 26. In jeder Johannisnacht erhebt sich eine kupferne Brücke aus dem Glamsee bei Warin, auf der eine Prinzessin nach Erlösung seufzt: Bartsch, Meckl. Sagen, I, 273.

Gewitterphänomene.[1]) Auch die Schatzsagen, sowie wiederum die Sagen von der weissen Jungfrau sind auf die Bildung dieser Anschauungen von Einfluss gewesen. So erscheint denn die Glocke in diesen Sagen bald nur als vorausgesetzte Trägerin des Windgeräusches, aber auch des Donnerhalls, bald als Nebel-, Glanz- und Wolkensymbol.

Meistens schliesst sich nun an die Sagen von den aus dem Wasser gestiegenen Glocken der weitere Bericht an, dass diese dadurch gebannt und auf dem Lande zurückgehalten werden, dass man irgend einen Gegenstand auf sie legt und zwar meistens ein Tuch, ein Kleid, eine Jacke und dergl.: Jahn, Pommersche Sagen, 204. Kuhn u. Schwartz, Nordd. Sagen, 58; vgl. d. Anm. 476 f. Kuhn, Märk. Sagen, 167. Bartsch, Meckl. Sagen, I, 379, 383. 388.[2]) Man wird bei diesen Berichten zunächst an den verbreiteten Gebrauch denken, der durch das Rechtssymbol des Wurfes Besitzergreifung ausdrückt (vgl. Zeissberg in der Germania, 13, 401 ff.); aber manche besondere Züge und Varianten zeigen doch, dass die Entstehung dieser Sagen in der Luftregion zu suchen ist. So werden am öftesten die Glocken dadurch gebannt, dass eben gewaschenes Zeug, eine

---

Auf dem Wasser der Düwelskul bei Rostock zeigt sich am Mittag des Johannis- oder des Neujahrstages eine silberne Schüssel und ein silberner Löffel: Ebda., I, 106. Auf dem Wasser eines Quells am Johannismittage eine goldene Platte: Ebda. I, 276. Eine Egge zur selben Zeit auf dem Wasser: Ebda. I, 398. Ein grosser durchsichtiger Bernstein: Ebda. I, 390. Bernstein, der beim Näherkommen verschwindet: Reusch, Sagen d. preuss. Samlandes, 52. Krone der Prinzessin Brunhilde zeigt sich in der Walpurgisnacht auf dem Bodekessel mit gewaltigem Blinken: Kuhn u. Schwartz, Nordd. Sag., 169. Goldenes Kegelspiel im Wasser an hellen Tagen: Alpenburg, Dtsche Alpensagen, 353. Kerzen in den Wogen: Sébillot, Légendes etc. de la mer, I, 303. Vgl. auch II, 110 ff. den Abschnitt: La phosphorescence de la mer. — Bemerkenswert ist, dass derartige Erscheinungen bisweilen mit Geläute verbunden sind. Im Kummerow-See läuten am Johannismittag die Glocken einer untergegangenen Stadt. Zugleich erscheint auf der Oberfläche des Wassers ein grosser Berg Bernstein und eine goldene Wiege. Fährt man heran und berührt die Schätze, so sinken sie unter fürchterlichem Geprassel auf den Seegrund zurück: Jahn, Pommersche Sagen, 194. (Vgl. ebda 147 die beim Läuten erscheinende weisse Jungfrau.) In einem Teiche bei Königgrätz, in dem ein Schloss mit zwei Jungfrauen versunken ist, hört man am Ostersonntag Glockengeläute und sieht eine feurige Säule aus dem Wasser emporsteigen: Grohmann, Sagen a. Böhmen, 91.

5) Vgl. Laistner, Nebelsagen, 89. 130. 266. 284. 286. Eine solche scheint z. B. in der folgenden Sage vorzuliegen: Ein hölzernes Schloss, in dem selbst die Glocke von Holz war, ist im Wasser versunken; an gewissen Tagen des Jahres aber steigt es um Mitternacht hell erleuchtet wieder empor, um mit dem Glockenschlage zwölf stets wieder zu verschwinden: Eisel, Sagen des Voigtlandes, 204 f. Vgl. damit Laistner, Nebelsagen, 284.

1) Diese allein betont Schwartz, Urspr. d. Mythol., 264.

2) Oft kommt nur eine Glocke aus dem Wasser und wird gebannt, oft mehrere. Zwei: Bartsch, I, 377. 389. Jahn, 194; von zweien eine: Bartsch, I, 369. 379. 383. 388. Jahn, 201. 212; von dreien eine: Bartsch, I. 368. Kuhn, Märk. Sagen, 167. Kuhn und Schwartz, Nordd. Sagen, 58; von vieren eine: Bartsch, I, 385; von dreien zwei: Bartsch, I, 387; von vieren zwei: Bartsch, I, 390. — Schwartz, Urspr. d. Mythol., 261 erklärt den Zug, dass eine Glocke oben bleibt, die andere versinkt, aus dem auch sonst vorkommenden Gegensatz, demzufolge das eine Gewitterwesen oben bleibt, das andere im Blitz oder Donnergekrach in die Tiefe hinabsinkt.

Schürze, Puppenkleider u. dergl. zum Trocknen über sie gebreitet wird. Vgl. Bartsch, a. a. O., I, 368 f. 371 f. 377. 387. 389. Jahn, 194. 201. 212. In diesen Wäschestücken aber und also wohl in den bannenden Tüchern etc. überhaupt haben wir Symbole der Wolke zu sehen. Vgl. Schwartz, Urspr. d. Myth., 264.[1]) Die Glocke selbst wird dann ebenfalls als ein Sinnbild der Sturm- oder Gewitterwolke zu gelten haben. Gänsehütende Kinder hingen einst ihre Brottücher zum Trocknen auf die Glocken. Diese wurden dadurch festgebannt. Als es 1 Uhr war, fingen sie laut an zu summen. Den Kindern wurde bange, sie nahmen ihre Tücher von den Glocken und liefen weg. Die Glocken aber gingen „unter hellem Klingen" in den See zurück: Bartsch, I, 377[2]); vgl. 390. Schulenburg, Wend. Volkssagen, 30. Ein Dornbusch, auf den gänsehütende Kinder ihre Brottücher zum Trocknen legten, ward plötzlich in eine harte Masse verwandelt, die sie für Stein hielten. Es war aber eine Glocke: Bartsch, I, 384.[3]) Eine Frau wäscht am Johannismittage am Wumsee (Priegnitz) Kinderwäsche. Sie sieht auf einmal drei schwarze Feldsteine und deckt auf jeden eine Windel zum Trocknen. Um 1 Uhr fangen die Steine an zu reden: Nimm uns die Lappen vom Kopfe u. s. w. Sie thut es, und drei Menschenköpfe mit schwarzem Haar verschwinden in der Tiefe. Am Ur-Quell, III, 318.[4])

Es sei gleich hier eine Sage hinzugefügt, in der die Glocken nicht aus dem Wasser, sondern aus dem Berge kommen. Zwei Kinder hüten an einem Berge die Gänse. Mittags geht der Knabe ins Dorf zum Essen. Das allein zurückgebliebene Mädchen gewahrt plötzlich vier grosse Steine auf dem Berge. Sie schlägt mit ihrem Strickstock auf den einen und es giebt einen hellen Klang.[5]) Dann legt sie ihr Strickzeug auf den Stein

1) Wäsche als Wolken- und Nebelsymbol: Laistner, Nebelsagen, Reg. 364. Kuhn, Märk. Sagen, S. 186 f. Eisel, Sagenbuch d. Voigtlandes, 31. 35. Birlinger, Volkstüml. a. Schw., I, 62. 136. Pröhle, Unterharz. Sagen, 146. Müllenhoff, Schl.-Holst. Sagen, 280. Panzer, Beiträge, I, 1. 9. 11. 187. Zeitschr. f. dtsche. Mythol., I, 34 f. Über die Nebelwäscherinnen s. Rochholz, Naturmythen, 133 ff. Bartsch, Meckl. Sagen, I, 211 f. Lynker, Hess. Sagen, 88. Kuhn u. Schwartz, Nordd. Sagen, 23. 175

2) Bei Bartsch, I, 371 f. versinkt die von der Schürze befreite Glocke mit einem dumpfen Klingen. Ebda., I, 387 rollt die nicht gebannte Glocke mit hellem Geläut ins Wasser, I, 390 mit donnerndem Getöse. An die Jungfrauen, die mit einem Schrei oder Klang verschwinden, ist schon früher erinnert.

3) Der Dornbusch ist Nebel- und Wolkensymbol: Mannhardt, Germ Mythen, 668. Laistner, Nebelsagen. 248. Wenn der Dornbusch zum Stein oder zur Glocke wird, so kann man darin die Verdichtung flatternden, verästelten Gewölks zur Gewitterwolke sehen. Über die Wolke als Stein s. Laistner, a. a O., 43 ff. 154. 252 f. Mannhardt, Germ. Myth., 182. Vgl. auch noch Bartsch, I. 387. 389. 385. Am Ur-Quell, III, 318.

4) Im Hallwiler See auftauchendes Haupt zeigt an, dass jemand ertrinken soll: Rochholz, Aargausagen, I, 38. Seejungfer mit krausen, zottigen Haaren: Reusch, Sagen d. preuss. Samlandes, 26. Haarige Leute im Darnssee: Kuhn, Westf. Sagen, I, 46; vgl. 345; II, 16. Über den Gewitterkopf s. Schwartz, U. d. M., 84 f. Meyer, Germ. Myth., 283.

5) Dieser Strickstock wird wohl der Blitz sein. — Übrigens können auch die öfters in diesen Sagen vorkommenden Gänse Wolkensymbole sein. Vgl. Schwartz, Urspr. d. M., 194. Laistner, Nebelsagen, 228.

und läuft den Gänsen nach. Als sie zurückkommt, findet sie nur noch diesen Stein, die anderen sind verschwunden. Sie erzählt's im Dorfe; als man hinauskommt, findet man statt des Steines eine Glocke: Bartsch, a. a. O., I, 385.

Dieser Zug des Bannens durch Auflegen oder Festknüpfen findet sich mitunter auch in den Sagen von der Auswühlung der Glocke durch eine Sau oder von der Entwendung von Glocken. Davon ist später noch zu reden.

Dagegen seien hier noch ein paar Varianten der gefangenen Glocken angeführt. Ein Fischer zieht in seinem Netz zwei schöne, grosse Glocken aus dem See: Bartsch, a. a. O., I, 369.[1]) — Ein Köhlerjunge sieht auf einem Born eine grosse Glocke schwimmen, die war ihm beschert. Er griff sie und trug sie nach Hause. Sein Meister verlangte aber, er sollte sie wieder hintragen. Das geschah auch; da that sie einen Kling, dass der Junge taub wurde[2]), und kam nie wieder zum Vorschein: Pröhle, Unterharz. Sagen, 153.

Ein Überblick über diese Sagengestaltungen, die wohl durchweg dem nördlichen Deutschland angehören, zeigt, dass auch hier vielfache Berührung mit den Schatzsagen[3]) und mit den Sagen von den weissen Frauen stattfinden.[4]) Am nächsten liegt es hier an die mancherlei Sagen von den Schwanenjungfrauen zu denken, nur dass hier die Auffassung umgekehrt

1) Fischer zieht im Netz eine Schatztruhe hervor: Panzer, Beiträge, I, 73. Fischer fangen im Netz einen grossen, schwarzen Kerl, der sich nachher wieder ins Wasser wälzt: Pröhle, Unterharz. Sagen, 75. Ein Fischer breitet seine Netze über ein Gebüsch, da entsteigt eine schöne Jungfrau dem See: Bartsch, a. a. O., I, 269. Über das Netz als Gewittersymbol s. Schwartz, Urspr. d. Mythol. 264, wo noch andere Beispiele.

2) Eine Jungfrau, die vergeblich von einem Schäfer ihre Erlösung gehofft hat, verschwindet mit einem solchen Kreisch, dass der Schäfer von der Zeit an taub gewesen ist: Pröhle, Harzsagen, 217. Von diesem Schrei, wie von dem Anklingen verschwindender Glocken ist schon früher die Rede gewesen. Es ist der Gewitterscenerie entnommen: E. H. Meyer, German. Myth., 283. Sich sonnender Schatz verschwindet mit einem Rassler: Panzer, Beiträge, I, 30.

3) Beispiele von Schätzen, die durch Daraufwerfen eines Tuches oder eines Kleidungsstückes gebannt werden: Pröhle, Unterharz. Sag., 89. 96. Harzsagen, 179. Lynker, Hess. Sag., 97. Meier, Schwäb. Sagen, 53. Birlinger, Volkst. a. Schw., I, 25. Ztschr. f. d. d. Myth., I, 35. Über das Werfen eines Schuhes auf einen lutternden Schatz s. Ztschr. d. Ver. f. Volkskde., IV, 422. Auch folgende Beispiele gehören hierher: Hund des wilden Jägers bleibt wochenlang auf dem Herde liegen, bis man auf den Rat einer alten Frau ein Tuch über ihn deckt; da wird er zum Stein: Bartsch, Meckl. Sagen, I, 17. Mädchen bindet ihr Schnupftuch um die Klingel einer Kalbe, aber Kalb und Tuch verschwinden: Eisel, Sagenbuch des Voigtlandes, 133. Vgl. auch die Sagen von der Gewinnung der Krone des Schlangenkönigs durch ein weisses Tuch: Bartsch, I, 279 (vgl. 278, wo waschende und Zeug trocknende Kinder es so machen): Eisel, a. a. O., 149 ff. Birlinger, Volkstüml. a. Schw., I, 103. Panzer, Beiträge, I, 183.

4) Auch von diesen wird mitunter die eine erlöst, die andere nicht. Vgl. Panzer, Beiträge, II, 143; I, 82. — An die mit einem Tuch bedeckte Glocke erinnert auch die Jungfrau mit schwarzem Kleide und weissem Tuch auf dem Kopf: Ebda., I, 115.

ist. Während die Jungfrauen, die ihr Kleid wieder erhalten, davon kommen, muss die, deren Gewand geraubt ist, zurückbleiben. Vergl. z. B. Panzer, Beiträge, II, 123.

3. Glocke in der Erde, im Berge, im Walde.

Nicht selten erzählen die Sagen, dass Glocken in der Erde oder im Berge versunken sind: Müllenhoff, Schl.-H. Sag., 119. Wolf, Niederl. Sag., 561. Kuhn, Westf. Sag., I, 16. Pröhle, Unterh. Sag., 90. 111. 168.

Das Läuten solcher Glocken, das aus dem Berge oder überhaupt aus der Erde oder im Walde erschallt, ist natürlich dem Wasserläuten mythologisch ganz gleichbedeutend. Es sei nur der Übersichtlichkeit wegen hier besonders behandelt.

Wer kennt nicht die schönen Verse Uhlands:

„Man höret oft im fernen Wald
Von oben her ein dumpfes Läuten,
Doch niemand weiss, von wann es schallt,
Und kaum die Sage kann es deuten."

Schon Gervasius von Tilbury (Liebrecht 34) berichtet von einem rings von Bergen umschlossenen Waldthale in Britannien namens Laikibrait, in dem man täglich zu einer bestimmten Stunde ein liebliches Glockenläuten höre. — Jedes Jahr in der Christnacht hört man die im Walde vergrabenen Glocken der Abtei Villers läuten, aber keiner kann sie finden, denn wenn man sich ihnen nähern will, dann entfernt sich der Ton und flieht immer weiter und weiter, bis er plötzlich verhallt: Wolf, Niederl. Sag., 624.[1]) In diesen beiden Darstellungen haben wir offenbar eine Schilderung von Windströmungen, die durch eigenartige Luftwirbel an bestimmten Stellen eines Waldes entstehen. Ähnliches wird namentlich auch vom Hochwalde bei Tronecken im Hunsrück berichtet. „Es schien" — so las ich kürzlich in einer hiesigen Zeitung — „als ob diese Töne von den in der Längsachse des Thales streichenden Winden in der oberen Thalstufe zusammengehäuft würden. Offenbar entstanden sie an der Thalmündung. Wenn unten im Thale des romantischen Hochwaldes ein Ton beginnt, der, immer stärker anschwellend, die Waldeswand emporsteigt, erklingt er zu einer solchen Schönheit und Fülle, dass man vor Wonne kaum zu atmen wagt. Langsam zieht der Ton dahin, wenn er die Höhe erreicht hat, allmählich absterbend und in der Ferne leise verhauchend. Er beginnt und verweht wie schwacher Orgelklang, nimmt aber bei seiner Schwellung das Gepräge des Harfentons an und wird besonders reizvoll, wenn der Oberton der

1) Öfters kommen in Legenden auch Glockentöne vor als Stimmen aus dem Himmel, die von Heiligen gehört werden, wo weit und breit keine Kirche zu finden ist. Vgl. Menzel, Christl. Symbolik, I, 342.

Oktave wie ein fein zitternder Geigenstrich hinzutritt. Der Gesamteindruck dieser deutschen Waldesstimme wird durch das einförmige, seufzerartige Dahinwehen der Töne ein ernster und melancholischer."

In der Neujahrsnacht hört man ein Läuten aus dem Klingberg: Bartsch, Meckl. Sagen, I, 371; vgl. I, 288 (mittags 12 Uhr). Ztschr. f. d. dtsche Mythol., I, 195. Kuhn, Westf. Sag., I, 121 (um Mittwinter). Eisel, Sagbch. d. Voigtlandes, 205.[1]) Otte, Glockenkunde, 170, Anm. 2. Schambach-Müller, Niedersächs. Volkssagen, 16 (in der Nacht auf den ersten Mai). Knoop, Sagen a. d. östl. Hinterpommern, 139 (aus dem Glockenberg). Revue des tradit. pop. VI, 293. Panzer, Beiträge, I, 99. Am Charfreitag nimmt einer den Weg ins Wyl. Da vernahm er „ein grosses Brausen und Glockenstürmen" von der Heidenburg herunter. Als er stillstand, hörte er 23 abgemessene Glockenschläge hintereinander droben auf dem Felsen. Er meinte, das bedeute ebensoviel Jahre von jenem laufenden Jahrhundert, da dann die dort umgehende weisse Frau sich wieder einen Erlöser unter den Staufner Bauern suchen dürfe: Ztschr. f. d. dtsche Mythol., II, 226. Die Glocke in Oberschneisingen (Aargau) ist durch den Dachstuhl gebrochen und 40 Klafter in den Boden geschlagen. Da liegt sie noch heute unhebbar. Sie klingelt leise herauf, wenn dem Orte Feuersgefahr drohen will; eine Brunst jedoch vermag sie nicht abzuwenden. Ztschr. f. d. dtsche Mythol., II, 243. Rochholz, Aargausag., II, 292 ff.[2]) Im Kirchhof des Dorfes Bant (Herrschaft Jever) liegt eine versunkene Glocke. In der Christnacht stimmt sie in das Geläute der anderen Glocken mit ein. „Es klingt viel zu hohl und wunderlich, man hört es gleich, dass es unter der Erde wegkommen muss." Diese Glocke sichert auch den Banter Kirchhof davor, von den Wellen weggerissen zu werden: Firmenich, Germaniens Völkerstimmen, I, 26 ff. Strackerjan, Oldbg. Sagen, II, 259 f. Vor 700 Jahren arbeiteten Leute vor der Ilsensteinsklippe; da polterte es, als wenn die Kanonen gegangen wären. Die Ilsensteinsjungfer hatte eine Glocke, davon hörten sie alle Glockenschläge: Pröhle, Unterharz. Sagen, 110. Dass auch hier

---

1) Aus der hier erwähnten versunkenen, mitunter wieder emporsteigenden Kapelle sieht man zu Zeiten unter dumpfem Glockenläuten einen gespenstischen Leichenzug kommen: Eisel, a. a. O., 110; vgl. 109. Über die Nebel- und Wolkennatur solcher Leichenzüge s. Ztschr. d. Vereins f. Volkskde., IV, 290. Laistner, Nebelsagen, 115 ff. Dass das Glockenläuten dabei das Brausen des Windes bedeutet, zeigt u. a. die Wendung bei Rochholz, Aargausag., I, 114: Jedesmal, wenn der nächtliche Leichenzug von Lütwil bis zum Staufenberge geht, stürmt und tost es aus dem Reffenthal und über den Schürbergpass her, und man kann sicher sein, dass es schlechtes Wetter geben wird. — Zug von Mönchen in Sturmnächten durch Glockentöne zum Gottesdienst gerufen: Sébillot, Légendes etc. de la mer, I, 232. Nach dem Belgarder Moor zieht ein gespenstischer Leichenzug, einen unheimlichen, unverständlichen Gesang anstimmend: Knoop, Sagen a. d. östl. Hinterpommern, 36.

2) Meyer, Germ. Mythol., 90 sieht in der im See (wo?) Feuersbrunst anzeigenden Glocke das Wetterleuchten. Doch wird später noch von der Glocke und ihrem Bezug zum Feuer die Rede sein.

mitunter Gewitterphänomene hineinspielen, zeigt eine siebenbürgische Sage, in der sich das Glockengeläute im Berge bei Gelegenheit eines schweren Wetters, das von Sturm und Donnerschlägen begleitet ist, hören lässt: Kuhn, Westf. Sag., I, 24. Eine Kirche mit einem grossen Schatz versinkt in den Zatrie-Berg. Mit ihr ein Mann, der den Schatz heben wollte. Noch jetzt hört man ihn nachts um 12 Uhr die Glocken der Kirche läuten, dass der ganze Berg dröhnt: Veckenstedt, Myth. d. Zamaiten, II, 185.

Auch von den im Berge versteckten Glocken wird mitunter berichtet, dass sie ans Tageslicht hervorkommen: Bartsch, Meckl. Sagen, I, 387 (am Johannismittag); vgl. 385. Ein Hüterbub hört am Tierberg ein Klingen und sieht vor einer Felsgrotte drei Glocken. Er wälzt die kleinere heraus und holt dann Leute. Als sie wiederkommen, ist die Felswand glatt und geschlossen, nur die eine liegt noch da: Alpenburg, Dtsche Alpensag., 42 f. Auch Jungfern kommen aus dem Berg: Kuhn, Westf. Sagen, I, 202.

Noch einige andere Beispiele seien hier erwähnt, in denen das Spielen und Verfangen des Windes (mitunter auch menschliches Zuthun) in besonders dazu geeigneten Berg- und Höhlenbildungen glockenartige Töne hervorbringt und entsprechende Sagen veranlasst. Lenz, Timbuktu, II, 54, der das Phänomen des tönenden Sandes in der Sahara bespricht, erwähnt auch die Sage der Araber, nach der im Sinai ein verzaubertes christliches Kloster liegt, in dem zu Zeiten die unterirdischen Mönche die Glocken läuten. Wenn man nämlich den Sinai erklettert, hört man oft einen Ton, wie wenn man mit einem hölzernen Schlegel auf eine Metallscheibe schlägt. Der Berg heisst davon Dschebel Nakus = Glockenberg. Vgl. Klemm, Allg. Kulturgesch., IV, 218 f. Eine Glockenhöhle, „darin es, wenn einer redet, wie eine Glocke klingt“: Birlinger, Volkst. a. Schwaben, I, 238 f. Meier, Schwäb. Sag., 345 (vgl. Uhlands Gedicht „Die Glockenhöhle“). Schnee weissagendes Klingen wie von Kuhschellen im Felsen: Alpenburg, Dtsche Alpensag., 222 f. Im westlichen Ende von Wurmlingen soll einst ein Schloss gestanden haben. Wenn man auf dem Platze fest auftritt oder im Winter mit Schlitten hinunterfährt, so soll man drunten ein unterirdisches Klingeln hören: Birlinger, Volkst. a. Schw., I, 239.[1]) In der Grotte zu Macayan auf der Insel Marinduque (südl. von Luzon) hört man während des Sturmes die Geister musizieren, singen und Glocken läuten: Globus, 50, 231.

1) Auch ein Berg im Gebiet der Huavos (südöstl. von Tehuantepec) tönt bei jedem festen Schritt: Globus, 68, 261. In demselben Gebiet befindet sich eine Höhle, in der es stark tönt, wenn man gegen die Steine schlägt. Die Huavos glauben, in dieser Höhle wohne der Donnergott: Ebda. 262. Wenn man über den Gipfel der Altenburg schreitet, vernimmt man an mehreren Stellen einen dumpfen Ton gleich fernem Donner: Wolf, Hess. Sag., 112; vgl. 127. Wenn man auf den Boden des Felsberges bei Reichenbach fest auftritt, hört man drunten den Riesen brüllen: Ebda., 46. Geht man über den Nonnengang auf der Heldenburg bei Salzderhelden, so klingt der Boden: Schambach-Müller, Niedersächs. Sagen, 80.

Selbstverständlich finden sich auch in der volkstümlichen Erklärung dieser Windgeräusche mancherlei Variationen. So glaubt man im Berge Orgelspiel zu hören: Reusch, Sag. d. preuss. Samlandes, 69; vgl. Pröhle, Unterharzer Sagen, 70. Oder Klingeln und Ringeln grosser schwarzer Schlangen: Alpenburg, Dtsche Alpensagen, 368. Bienen- und Hummelsummen: Meier, Schwäb. Sagen, 97. Laistner, Nebelsagen, 264. Klagen und Ächzen: Alpenburg, a. a. O., 55. Revue des tradit. pop. VII, 750 (Misteck in Mähren). Lärm unterirdischer Geister: Müllenhoff, Schlesw.-H. Sag., 283 f. Ztschr. f. d. dtsche Myth., II, 405 (im Einbecker Holz in der Bartholomäus- oder Jakobinacht). Namentlich aber liebliche Musik und Gesang: Alpenburg, a. a. O., 55. Rochholz, Aargausag., I, 134 (wo auch anderes). Wolf, Hess. Sag., 8. Eisel, Sag. d. Voigtlandes, 101. Pröhle, Unterharz. Sagen, 144. Kuhn, Westf. Sagen, 1, 176. Schambach-Müller, Nieders. Volkssag., 357. Bartsch, Meckl. Sag., 1. 272. Müllenhoff, Schl.-H. Sag., 341. 604. Ein Kuhhirt kommt in einen sich öffnenden Teil des alten Dannewerkes; an den Wänden hingen unter vielen Kostbarkeiten eine erstaunliche Menge Brüllhörner: Ebda., 352. Besonders häufig vernimmt die Phantasie des Volkes auch hier Gesang oder Klagen weisser Frauen.[1]) Nicht minder häufig das Krähen eines Hahnes[2]), dessen Ursprung aber wohl wieder mehr auf Gewittererscheinungen zurückgeht.

---

1) Jungfrauen singen: Panzer, Beitr., II, 120. Aus der Tiefe: Ebda., I, 17. Machen in heiligen Zeiten nachts schöne Musik: Ebda., I, 25. Schatzhütendes Fräulein singt traurig: Ebenda, I, 3. Jungfrau spielt die Geige auf einer Treppe im Turm: Schambach-Müller, a. a. O., 80; vgl. 357. Singt im Walde: Panzer, II, 157. Aus dem versunkenen Schloss: Ebda., I, 65. Auf dem Berge: Ebda., I, 46. 59. 101. 148. II, 140. 159 (Trauergesang). Alpenburg, Dtsche Alpensag., 30. Ztschr. f. d. dtsche Myth., 1, 28. Im Berge: Panzer, I, 31 (in der hl. Nacht). Alpenburg, a. a. O., 22. Bartsch, Meckl. Sag., 1, 272. In der Höhle bei Schmöllen hört man am Johannistage schwache Klagelaute einer Schatzjungfrau: Jahn, Pommersche Sag., 214. Die Jungfrau im Ilsenstein hat leise gesungen; einige sagen: sie sang alle 7 Jahre. Pröhle, Unterharz. Sagen, 108. Vgl. damit die S. 110 erwähnte Glocke der Ilsensteinsjungfer. Hierher gehören auch wohl die mit Schlüsseln klingelnden Jungfrauen: Schambach-Müller, Niedersächs. Sagen, 96.

2) Über den Hahn als Gewittervogel s. Meyer, Germ. Myth., 110 f. Hahn und Hund als Gewittertiere in Verbindung mit der weissen Frau: Ebda., 169. Krähen des Hahnes aus der Tiefe des Berges: Panzer, Beitr., I, 11. 17 f. 38. 62. 72. 77. 117. 124. 135 (zur Zeit des Neumondes). 155. 162. 286 ff. 309 ff. Kuhn, W. S., I, 239. In fast allen diesen Sagen ist auch vom Schatz, der hütenden Jungfrau und dem Hunde die Rede. — Noch längere Zeit nach dem Versinken eines Schlosses oder Dorfes hört man den Hahn krähen: Panzer, Beiträge, I, 66. 133. 137. II, 135. 140. 256. Birlinger, Volkst. a. Schw., I, 173; vgl. 231. 234. Meier, Schwäb. Sagen, I, 33 f. Aus dem im Brunnen versunkenen Schlosse krähen Hähne: Curtze, Volksüberlief. a. Waldeck, 253. Aus dem im Sumpf versunkenen Schloss nachts 12 Uhr: Panzer, a. a. O., I, 187. Alle 7 Jahr: Pfister, Sag. etc. a. Hessen-Nassau, 88. In der Weihnachtsmitternacht: Revue des trad. pop. VII, 560 (See von Marlay). Aus einem im Berge versunkenen Schlosse auf dem Staufenberge hört man drei Tage den Gockel krähen, zwei Tage die Jungfrauen singen und einen Tag beten: Panzer, I, 59. Ein alter Mann bringt durch Händeklatschen viele Hähne im Schlossberge zum Krähen: Ebda., I, 105. Auf der Osterbirg, wo drei Schwestern wohnten, versteinerter Hahn aus-

Sagen aus dem Boldecker und Knesebecker Lande.[1]

Von **Richard Andree.**

(Mit Tafel III.)

Werwolf. In das Gebiet des Werwolfglaubens, der Verwandlung eines Menschen in ein Tier, gehört die folgende Geschichte, die in Lessien erzählt wird. Als eine Bauerntochter einst auf die Däle des Nachbarhauses trat, fand sie dort zu ihrem Erstaunen eine geschlachtete Kuh liegen, der man die Haut abgezogen hatte. Sie läuft fort, kommt aber bald wieder und nun ist die Kuh verschwunden, aber am Herde sitzt die Altmutter des Hauses mit verbundenem Kopfe und als nun die Nachbarstochter fragt, was aus der Kuh geworden sei, erwiderte die Alte: swîg stille, dat bin ik wesen, dat mut ik öfter.

Vampyrglaube ist früher in der Gegend von Wittingen allgemein gewesen. Nach den Berichten alter Leute nannte man den Vampyr Doppelsauger, weil er als Kind nach der Entwöhnung so lange geschrieen hat, bis die Mutter ihn zum zweiten Male an die Brust legte. Im Grabe saugt der Doppelsauger dann so lange am Blute seiner Verwandten, bis er sie zu sich unter die Erde gebracht hat; vorher aber hat er, stets um Mitternacht, seine eigene Brust ausgesogen. Um ihn am Aussaugen der Verwandten zu hindern, öffnete man das Grab und stiess ihm mit einem Spaten den Kopf ab; dabei erkennt man, dass der Vampyr vom Saugen rote Lippen hat. Hat man Verdacht, dass eine Leiche einem Doppelsauger angehöre, so nimmt man beim Austragen der Leiche die Hausschwelle (der süll ist in allen niedersächsischen Häusern beweglich) fort, dann kann er, wenn diese wieder in ihre frühere Lage kommt, nicht wieder ins Haus zurück. Auch legt man der verdächtigen Leiche ein Brett zwischen Kinn und Brust, damit sie nicht an der eigenen Brust saugen kann oder giebt ihr einen Kreuzpfennig mit ins Grab.

Spuk in Barwedel. Auf dem Stromberge bei Barwedel, wo die Bauern sich zu ihren Gemeindeberatungen zu versammeln pflegten, ist sonst ein grosser schwarzer Hund gewesen, der sich den Leuten „aufhuckte". Dort hat man auch einen grossen Hasen gesehen, der aber nur drei Beine hatte. Der Teufel heisst dort de lütje ôle, aber auch glûswans, weil er als feuriger Streifen nachts am Himmel hinzieht (im Braunschweigischen

---

gegraben: Ebda., I, 186. Ein Brunnen im Ried bei Petersbrunn wurde so tief gegraben, dass die Arbeiter unten den Hahn aus der Tiefe krähen hörten: Ebda., II, 135. Vgl. Schulenburg, Wend. Volkstum, 168. Krähender Hahn im Innern des Schatzberges: Haxthausen, Transkaukasia, I, 330, Anm. Unterirdische Musik, Seufzen, Hahnenkrähen und Eselsgeschrei an der Stelle eines wegen Verspottung des Heiligen versunkenen Ortes bei Blidah in Algerien: Revue des tradit. pop. VI, 526.

1) Vgl. dazu Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 1896, Band VI, S. 354.

glûstêrt und drâke). An der Tötenriede, die auf dem Wege von Barwedel nach Ehra liegt, spukt es oft; dort tritt nächtlicherweile eine Erscheinung auf, die erst wie eine Gans, dann wie ein Rad aussieht und dem einsamen Wanderer den Weg versperrt. Das vorlat, d. h. der Vorspuk, das zweite Gesicht, kommt hier bei manchen Leuten vor (wie auch vielfach im Braunschweigischen). Auch in Jemke geht nachts der schwarze Hund um mit Augen „wie Glimmersteine“ [1]; er vertritt den Menschen den Weg und verschwindet beim Kruge des Orts.

Kloster Wörde. Auf dem Wege von Knesebeck nach Wunderbüttel liegt das dem Vollhöfner Lehmann gehörige Ackerstück Wörde; inmitten desselben ist eine Vertiefung, welche die Mönchskuhle oder das Teufelsloch heisst. Da ist das ehemalige Kloster Wörde versunken, weil seine Insassen sündhaft gelebt. Zumal ein Abt, ein wüster Gesell, der früher Soldat gewesen, hat es arg getrieben und eine Braut, die sich nicht von ihm vergewaltigen lassen wollte, erstochen. Als er zum Sterben kam, ist sie ihm, blutüberströmt, erschienen und er ist in ihrem Blute erstickt. Die Mönche haben die blutige Jungfrau noch gesehen; sie eilten nun fort, fanden aber nirgends Aufnahme und ihr Kloster verschlang der Teufel. Geschichtlich ist das Kloster nicht belegt.

Die Pfennigkuhle. Oberhalb Knesebeck liegen fünf Mühlen am Bache, früher waren es deren sieben. Eine heisst die kleine Mühle (lütjen möll) und dabei ist die Pfennigkuhle. Deren Besitzer war ein geiziger Mann, welcher unruhig nachts umherlief, wobei ihm einmal der Teufel begegnete und bis zur Kuhle begleitete. Die solle der Müller voll Geld haben, wenn der Teufel dafür das erste lebende Wesen, das jenem bei der Heimkehr begegne, erhalten würde. Der Müller versprach das, denn er glaubte, sein Hund werde ihm zuerst begegnen, es war aber seine einzige Tochter, die der Teufel mit fortnahm, trotzdem der Müller den Handel rückgängig machen wollte. Da rief er verzweifelt aus: o nôt, o grôte nôt, up lütje möll is sîn lew kên brot. Die Kuhle aber war voll Pfennige, die der Müller dem Dome zu Magdeburg schenkte.[2])

Die Glockenkuhle wird eine Vertiefung in den Grashöfen bei Hankensbüttel genannt, die so tief ist, dass man mit einem Heubaum nicht bis auf den Grund langen kann. Dahinein ist eine noch ungetaufte Glocke vom Kirchturme in Hankensbüttel geflogen.

Der Küker. Auf dem Wege von Boitzenhagen nach Knesebeck kommt man über eine kleine Anhöhe, der Kükersberg genannt. Dort spukt der Küker, der nachts sich dort mit seiner Frau in der Luft zankt und prügelt. Eine Frau aus Knesebeck, die in den siebziger Jahren

1) Mitteilung des Herrn Düwel. Es sollen wohl die bekannten zum Ausstreichen der Wäsche benutzten Gnîdel- oder Gnîwelsteine sein. Im schleswigschen Märchen haben Kobolde „Augen so gross wie ein Gniedelstein“ (Joh. Mestorf).

2) Vgl. etwas abweichend bei Kuhn, Märkische Sagen, S. 33.

gestorben ist, hat das einmal deutlich gehört, sie ist darüber so in Angst geraten, dass sie ganz in Schweiss gebadet wieder in ihrem Dorf anlangte. Ndd. küken, sehen, umschauen, woher wohl der Name des Berges.

Brennendes Geld bei Lessien. Lessien, westlich von Ehra, ist ein kleines, abgelegenes Heidedörfchen, in dem mancherlei Sagen sich erhalten haben. Ein dortiger Bauer, der spät abends von Jemke heimkehrte, sah vor dem Orte ein Feuer. Dort brennt Geld, sagte er, nahm seinen Hut und raffte ihn voll der feurigen Kohlen, die er mit nach Hause nahm. Hier angelangt erhob sich sofort ein gewaltiges Sausen und Brausen, das in einen Sturmwind überging, weil de lütje ôle, der Teufel, mit dem Schatze eingezogen war. Den aber wollte der Mann los sein, darum schüttete er die Kohlen auf den Hof und sagte: Da deubel, haste dat dinige. Da hörte das Sausen und Brausen auf.

Teufelsritt. Ein Bauer aus Lessien schickte früh morgens seinen Knecht aus, um sein Pferd von der Nachthude zur Arbeit abzuholen. Statt wie gewöhnlich am Ende der Weide, findet er es gleich vorn und mit dem Ausruf alle deubel, da bist du all schwingt er sich auf den Gaul. Der aber erhob sich sofort mit dem Reiter in die Lüfte, immer höher und höher. Da liess in seiner Angst sich der Knecht zur Erde herabfallen, wo er ohne Schaden anlangte. Aus der Luft aber ertönte eine Stimme: da haste en deubel rä'en! (geritten).

Der Momer. Von Knesebeck nach Vorhop führt der Weg durch herrlichen Fichtenwald, der Momerbusch geheissen. In tiefen Windungen in den moosigen, farrnbewachsenen Boden eingerissen, durchrauscht ihn ein Bach. An der Stelle sei es nicht geheuer, berichtete unser Kutscher, ein Wittinger Kind; wer nachts durch diesen finsteren Busch geht, sieht, dass die Bäume lebendig werden und aus dem Bache steigt ein Schimmel hervor, darauf sitzt ein Mann ohne Kopf, der verfolgt den Wanderer bis an den Rand des Waldes.

Der Ursprung der Ohre. Die Ohre, welche unterhalb Magdeburg in die Elbe mündet, entspringt auf Schulzenhof in Ohrdorf, dessen Besitzer jetzt der Vollhöfner Dirks ist. Die Quelle war früher offen, ist aber jetzt verdeckt uud das Volk sagt, die Ohre entspringe unter Schulzens Feuerherd. Da ist einmal ein Handwerksbursche gekommen, der hat dort die Quelle gesucht, sich aber dabei die Hand verbrannt.

Der Spring bei Jemke. Nördlich von Jemke auf dem Flurstücke, das Köunenkorts Riehe heisst, sprudelt ein starker Spring aus dem Abhange, der schon gleich darauf Ziegenbeins Mühle treibt. Der Spring aber ist so entstanden: Als bei Jemke einmal eine Schlacht geschlagen wurde, rief der Führer der einen Truppe aus: „Wir gewinnen sie so sicher, als ich meinen Degen hier in die Erde stecke.“ So thut er, und da sprudelte gleich die Quelle auf. (Von einem Bauern in Jemke.)

Der Breitenstein bei Radebeck. Bis vor einigen Jahren lag bei Radenbeck der brèenstein, ein gewaltiger erratischer Block; der hat, als er weggeholt wurde, 29 Fuder Steine geliefert. Von ihm erzählt man, dass die Hünen, die noch im heidnischen Boitzenhagen wohnten, ihn aus Ärger über die Einführung des Christentums in einem slappslenker (Schlender) nach dem Radenbecker Kirchturme hingeschleudert hätten. Er sei aber zu kurz geworfen und vor der Grenze der Feldmark liegen geblieben.

Der Kreuzstein ist auf den Karten verzeichnet; er liegt am Nordwestrande des grossen Boekling genannten Waldes auf der Grenze der Kreise Isenhagen und Gifhorn und gehört dem Grafen v. d. Schulenburg. Es ist ein über 1 *m* hoher stumpfer Kegel, der durch einen senkrechten Schnitt in zwei Teile gespalten erscheint. Mit der Gestalt eines Kreuzes hat er nichts zu thun und der Name scheint modern. Unter dem Kreuzstein liegt ein goldener Sarg begraben. Den zu heben haben sich einst nachts drei starke Männer dorthin begeben, die, wie es Vorschrift ist, sich, ohne ein Wort dabei zu sprechen, an die Arbeit begaben. Den oberen Kegel des Steines konnten sie bewältigen, darunter lag aber eine gewaltige Steinplatte, die aller Anstrengung spottete. Da haben sie den Kegel wieder an seine Stelle gesetzt und sind fortgegangen.

Der Bruderstein bei Ehra. Hinter der Brisein, einem Flurstück, durch welches bis 1868 noch der Weg von Ehra nach Brome führte, lagen zwei mächtige erratische Granitblöcke, die Ähnlichkeit mit zwei nebeneinander angespannten Ochsen hatte. Sie hiessen der Bruderstein und von ihnen erzählte man, sie seien in Stein verwandelte Ochsen.

Ein Bauer hatte nämlich die Gewohnheit, den Sonntag dadurch zu entheiligen, dass er mit seinen Ochsen zur Mühle fuhr. Eines Sonntags begegnete ihm nun hinter der Brisein ein fremdartig gekleideter Mann, der ihm über diese Entheiligung Vorwürfe macht. Da liess ihn der Bauer grob an, aber der Fremde murmelte ein paar Worte und da wurde der Bauer in einen Eichbaum, der Wagen in einen Dornbusch und die beiden Ochsen in die zwei Steine verwandelt. Dornbusch und Eichbaum sind längst verschwunden; aber die Steine lagen bis 1868; da erhielt bei der Separation der Kötner Dörrheide den Plan mit den Steinen; er schenkte sie dem Müller Bleyer, der sich damals in Ehra anbaute. Dieser sprengte die Steine und benutzte sie zur Grundmauer seines neuen Hauses. Dort aber, so sagten die Leute, müsse es mit der Zeit spuken.[1])

Der Glockenstein bei Rade. 2 *km* östlich von Wittingen liegt rechts im Graben der mit hohen Birken bepflanzten Landstrasse ein ungefähr 1 *m* breiter Stein, auf beiden Seiten ist noch undeutlich eine Art Kranz zu erkennen, darüber eine Figur, wie etwa ein Helm. Es ist mittel-

1) Abweichend „Die verwandelten Steine bei Ehra“ in Kuhn, Märkische Sagen, S. 23.

alterliche Arbeit. Der Stein besteht aus sehr weichem Kalkstein, in den Wanderer ihre Namen eingeritzt haben; vielleicht ist es ein alter Grenzstein. Von ihm wird eine Sage erzählt, die sich mit jener des Glockengiessers von Breslau deckt und der Stein wurde da errichtet, wo der Meister den Lehrjungen erschlug. Der Stein hat seine Geschichte: Er lag im Dorfe Rade als Trittstein vor dem Schulzeschen Hause — dort wurde aber das Vieh unruhig und riss sich los (ein oft wiederkehrender Zug in Häusern, wo es spukt); dann benutzte man den Stein als Mundstück eines Backofens, nun geriet das Brot nicht mehr, und jetzt ist er an seine alte Stelle gekommen. Es lohnt kaum der Mühe, ihn aufzusuchen, so verwischt und undeutlich ist alles an ihm. Da Kalkstein in der Gegend nicht ansteht, muss er aus der Ferne hierher gebracht sein.

Der Bickelstein. In menschenleerer Einöde, fernab vom Verkehr, mitten in der weiten Heide, die nach ihm benannt ist, liegt der Bickelstein, auch Bickenstein und Pickelstein genannt. Auf mässiger Sanddüne, die von Heidekraut und jungem Kiefernwald bestanden ist, erhebt er sich mächtig, abseits östlich von der Strasse, die von Ehra nach Boitzenhagen führt, 4 *km* nördlich von Ehra, $2\frac{1}{2}$ *km* südlich von Boitzenhagen. Ein gewaltiger, rötlicher, erratischer Granitblock, in der grössten Länge 2,5 *m* messend und 1,20 *m* hoch. Die Hauptansicht ist von Osten her, von wo aus er die Gestalt eines plumpen Sofas oder eines grossen Lehnsessels hat, mit einer Lehne von 0,55 *m* Höhe und einem Sitze von 0,65 *m* Breite. Das eigentümliche an ihm ist nicht seine Grösse, denn es giebt noch grössere in der Heide, die zur Eiszeit von Schweden hierher auf dem Rücken des grossen nordischen Gletschers geschafft wurden, sondern die sieben Hufeisen und die sieben Kreuze, die künstlich in ihn eingehauen sind. Diese sind es auch, die ihm den niederdeutschen Namen verschafft haben; eine bicke ist eine spitze Steinhaue, inbicken einhauen; die Form Bickenstein ist daher die richtige. Auf den Karten aber steht er als Bickelstein und nach ihm ist die ganze umgebende Heide benannt. Weit ab von allem Verkehr in der Heide, wo nur die Lerche ihr Lied singt und die zahlreichen kleinen Bläulinge über dem Heidekraut flattern, zwischen den jung aufstrebenden Kiefern macht er mit den seit uralter Zeit in ihn eingehauenen Zeichen einen ergreifenden Eindruck und die Phantasie wie die Sage beschäftigen sich lebhaft mit ihm. Was Wunder, dass die Hufeisen mit Wodan in Verbindung gebracht wurden, die Kreuze mit dem Siege des Christentums über den heidnischen Glauben, dass seine Form ihn zum Opferstein stempelte, oder zu einem Gerichtssitze — wie all derlei Vermutungen mündlich oder schriftlich aufgestellt worden sind. —

Ich gebe hier eine Abbildung des Steines von drei Seiten (Tafel III); wie ich vermute, die erste. Eine Photographie würde nicht gut das Ganze wiedergeben, da die Zeichen oft in Vertiefungen oder an Krümmungen des Steines liegen, über den sie ganz regellos zerstreut sind. Alle von

einem Standpunkte aus zu übersehen, ist nicht möglich und das Skizzieren gelang mir erst dann, als ich weissen Heidesand in die Vertiefungen eingestreut hatte. Es ist bei den sieben, unregelmässig über den Stein zerstreuten Hufeisen zu bemerken, dass sie in Grösse und Form (etwa 10 *cm* lang und 10 *cm* breit) ganz modernen Hufeisen gleichen, nur weniger am offenen Ende zusammengezogen als diese und daher in der Form an ein lateinisches U mahnend. Alle sind mit sogenannten Stollen versehen, die wohl bei den ältesten Hufeisen noch nicht vorhanden waren. Eine einfache Rosstrappe, d. h. der Abdruck des unbeschlagenen Pferdehufes sind sie nicht, was einer mythologischen Deutung, einer Hinweisung auf Wodan, im Wege steht. Zwischen und neben den Hufeisen erscheinen, ebenso unregelmässig, die sieben einfachen Kreuze. Alle Figuren sind scharf, ungefähr 1 *cm* tief in den Granit eingehauen; es sollen, da einige mit der Zeit flach und undeutlich geworden waren, Nachbesserungen stattgefunden haben, wie übereinstimmend mir in den benachbarten Dörfern erzählt wurde.

In Ehra und Boitzenhagen erzählt man die Sage vom Bickelstein folgendermassen: Im dreissigjährigen Kriege kam ein schwedisches Heer unter dem Könige Gustav Adolf nach der Bickelsteiner Heide; die von den Kaiserlichen verfolgten Schweden waren sehr ermüdet und glaubten sich hier in der Heide sicher, so dass ihr Feldherr sich beim Bickelstein zum Schlafen niederlegte, vorher aber den Befehl gab, dass bei Todesstrafe ihn niemand vor Ablauf von vier Stunden wecken dürfe. Als er kaum zwei Stunden geschlafen hatte, sah man den Feind in grossen Haufen von Bockling (einem Walde im Südwesten) her anrücken; wiewohl nun die Gefahr mit jedem Augenblicke wuchs, wagte es doch niemand, den Führer zu wecken, bis endlich einer seinen Lieblingshund auf ihn warf. Davon erwachte er, erschlug aber den Hund und setzte sich, die drohende Gefahr überschauend, auf sein Ross. Nur der Weg nach dem Malloh (Wald im Nordwest) war noch frei, auf drei Seiten war er umzingelt. Da sank ihm der Mut und er rief aus: „So wenig, als mein Pferd in diesen Stein treten und ich mit meinem Schwert hineinhauen kann, so wenig werden wir noch siegen.“ Damit sprengte er auf den Stein. Alsbald wurden die Spuren der Hufeisen darin sichtbar und die Kreuzhiebe des Schwertes zeichneten sich so scharf darin ab, als wäre der Stein Butter gewesen. Das Wunderzeichen aber begeisterte die Krieger so, dass sie sich durchschlugen und die Hauptschlacht gewannen, die hinter dem Malloh am Scharfenberge geschlagen wurde.[1])

Eine andere Form der Sage lautet: Da, wo jetzt der Stein liegt, schloss der Sachse Wickel oder Bickel eine Schar feindlicher Franken ein. Dem Obersten der Franken bot Bickel die Freiheit an, wenn er den Stein

1) Etwas abweichend bei Kuhn und Schwartz, Norddeutsche Sagen, S. 268. Vergl. auch Kuhn, Märkische Sagen, S. 89.

umreiten und dabei sein Pferd ein Hufeisen gegen denselben schleudern werde. Das geschah und der Franke kam frei.

Offenbar sind die verschiedenen Lesarten der Sage erst entstanden, als das Volk die Hufeisen und Kreuze am Stein aufgefunden hatte und sie zu deuten suchte. Wie alt aber diese Zeichen sind, darüber fehlt alle Nachricht.

Lieder, Neckreime, Abzählverse, Spiele, Geheimsprachen und allerlei Kunterbunt aus der Kinderwelt.

In der Bukowina und in Galizien gesammelt von Prof. Dr. **Raimund Friedr. Kaindl.**

Die vorliegende Sammlung ist die Frucht langjähriger Sammelthätigkeit. Von vornherein stand bei mir der Grundsatz fest, dass ich hierbei nicht eklektisch verfahren dürfe, sondern alles sich darbietende aufzunehmen sei, also nicht nur das „Ländlich-Sittliche“ und Schöne, sondern auch das Unschöne. Nur dann kann nämlich das vor unseren Augen sich entrollende Bild als ein naturwahres bezeichnet werden und für den Volkskundigen von Wert sein. Eine derartige Sammlung ad usum Dephini zugestutzt, wäre nur geeignet, irrige Ansichten hervorzurufen und müsste als wertlos zurückgewiesen werden.

Gesammelt habe ich in der Bukowina und in dem benachbarten Teile von Galizien; aber ich könnte auch nicht von einem einzigen Verschen bestimmt behaupten, dass es nur dieser oder jener Gegend eigen sei. Hatte ich an einem Orte eines erfahren, so brauchte ich anderwärts nur wieder darnach zu fragen, und ich bekam es genau in demselben Wortlaute oder doch in einem sehr verwandten zu hören. Daher habe ich auch bis auf einzelne Fälle die näheren Angaben über den Ursprungsort unterlassen. Die meisten sind in Czernowitz und in Kuty aufgezeichnet.

Die Verschen sind zumeist deutsch, polnisch und ruthenisch; nach diesen Sprachen habe ich sie geordnet. In manchen Fällen konnten bezüglich der Einrechnung Zweifel entstehen, weil viele der Reime Wörter aus zwei der genannten Sprachen aufweisen, oder auch rumänische, ungarische, lateinische und französische Worte enthalten. Diese Buntheit ist ein charakteristisches Merkmal der Bukowina, auf deren kleinem Gebiete sich so manigfaltige Volkselemente angesiedelt haben und die in dieser Beziehung ein getreues Abbild Österreichs ist. Kein Wunder, dass in den Kinderköpfchen mitunter eine geradezu babylonische Sprachverwirrung Platz greift und sie in ihre Reden anderssprachige Brocken in bunter Folge einfügen. Beispiele hierfür findet man in der Skizze „Aus der Kinderstube“.

In derselben habe ich eine Reihe von charakteristischen Zügen aus dem Kinderleben zusammengefasst, die sich ausserhalb dieses Zusammenhanges weniger gut zur Darstellung bringen liessen.

Für das Verständnis der nicht deutschen Texte und Worte ist durch die Übersetzung und Erklärung wohl genügend gesorgt. Ich war bestrebt, die Übersetzung möglichst wörtlich anzufertigen, und habe mich daher fast ausschliesslich der ungebundenen Rede bedient. Da die Volksdichtung der Deutschen in der Bukowina mit der deutschen Dichtung im Westen in vielfachen Beziehungen steht, wie ich dies an anderer Stelle nachgewiesen habe[1], so ist es selbstverständlich, dass auch diese Beziehungen in den Kinderreimen und Spielen hervortreten. Es mögen hier die Bemerkungen genügen, dass z. B. der Kettenreim „Meine Herrn . . . .", welcher unten in zwei Versionen mitgeteilt wird (No. 63/4), auch in verschiedenen Gegenden Deutschlands verbreitet ist[2], schon Göthe bekannt gewesen zu sein scheint[3] und im Wunderhorn bereits mitgeteilt ist.[4] Das bekannte Verslein vom Schwed' und Oxenstiern hat auch in die Bukowina seinen Weg gefunden (No. 83), und das April- und Mainarren findet hier mit Verslein statt, die jenen im Westen sehr ähnlich sind.[5] Schliesslich sei nur noch darauf hingewiesen, dass auch das Verslein vom „lieben Augustin" unvergessen bleibt (No. 58).

Meine Arbeit hätte nicht einen so reichen Erfolg aufzuweisen, wenn ich nicht treue Mitarbeiter gehabt hätte. Seit den ersten Anfängen meiner Sammlung unterstützte mich bei derselben meine Schwester und Jugendgespielin Olga, und hierauf gesellte sich mit einer reichen Fülle von Erinnerungen meine Frau Ludmilla hinzu. Vieles verdanke ich auch unseren anderen Verwandten und Freunden, sowohl den grossen als den kleinen. Dass zu der Arbeit nicht geringe Ausdauer gehörte, darf man uns wohl glauben. Doch nun schliessen wir mit einem frohen Schreiberverse, der zwar in keinem alten Codex sich findet, um so häufiger aber in unseren Heften zu lesen war:

> Ende, Ende, Ende,
> Wie froh sind meine Hände;
> Wie froh ist mein Sinn,
> Dass ich nun fertig bin.

1) „Die Volksdichtung der deutschen Ansiedler in der Bukowina in ihrer Beziehung zur deutschen Dichtung im Westen" (Wiss. Beilage der Leipziger Zeitung 1896, No. 15) und „Liebeslieder der Deutschen in der Bukowina" (ebenda No. 76).

2) Vgl. „Am Urdsbrunnen", VII, 191 und „Am Urquell", I, 115 und 171.

3) In „Auerbachs Keller" lässt sich Mephistopheles folgendermassen vernehmen: „Trauben trägt der Weinstock, Hörner der Ziegenbock; der Wein ist saftig, Holz die Reben u. s. w."

4) Reclam'sche Ausgabe, S. 812 f.

5) So teilt A. Treichel „Am Urquell", IV, 103 die Verslein mit „April, April! ich kann dich schicken, wo ich will!" und „Mai, Mai! da fährt ein Fuder Heu!" Vgl. auch „Am Urquell", III, 140 und IV, 55 und 174.

Oder: Ende, Ende, Ende,
Pisać już nie będę.[1])

I. Aus der Kinderstube.

Der „Storch“ oder das „Hochwasser“ haben soeben ein Kindchen gebracht; da heisst es Ruhe halten! Diese schwierige Aufgabe ist der ältesten Schwester zu Teil geworden, die auch redlich alle Kräfte aufbietet. Das kleinste Brüderchen lehrt sie „brrr-machen“, indem sie bald ihren Finger, bald den seinen über seine oder ihre Lippen streicht. Hierauf macht sie mit ihm „baram-baram-buc“[2]), wobei sie diese Silben taktmässig aussprechend, dem Takte entsprechend ihre Stirn an diejenige des Kindleins sanft stösst. Das Schwesterchen, welches gestern aufs Feuer gespuckt hat und nun dafür einen Ausschlag am Gesicht bekam, lässt sie „a a a sagen“ und schlägt ihm hierbei mit der Hand auf das Genick, so dass jenes lange a sich in eine für das kindliche Ohr sehr melodische Reihe von a-a-a auflöst. Da dies für die Dauer dem „Engel mit B“[3]) nicht gefällt, auch allerlei Versehen nicht verfangen, so fängt sich sein Mündchen bereits verdächtig an zu verziehen; da hat aber die kluge Wärterin noch zur rechten Zeit den guten Gedanken, den Vorschlag zu machen, sie werde Röschen „na barana[4]) tragen“. „Ja, ja, na barana, na barana!“ ruft dieses und ist schon auf dem Stuhle, um von hier der Schwester auf den Rücken zu steigen, indem es sich mit den Händchen an deren Halse festhält. Diese fasst auch noch die Füsse Röschens und trägt nun dasselbe im Zimmer umher. Eines der grösseren Brüderchen lässt sich nicht diese günstige Gelegenheit entgehen, sich nach dem Preise des Schäfchens zu erkundigen; die Hauptsache hierbei ist, dass das Bübchen bei dieser Nachfrage das Schwesterchen zwicken darf, natürlich nur, um sich zu überzeugen, ob dasselbe fett sei. Da indess das Schäfchen seiner Trägerin zu schwer geworden ist, aber auch nicht freiwillig vom Rücken herab will, so wird der Kunstgriff des Pfefferstossens angewendet. Die Schwester tritt an die Wand und stösst leicht mit ihrer Bürde an dieselbe. Das Pfefferstossen gehört ganz unzweifelhaft zum Schäfchentragen, aber es macht dieses doch lästig, und so rutscht schliesslich Röschen doch zu Boden. Kaum ist es aber unten, so verlangt es auch schon „na gorgosche (korkosche)[5])“, und da den dringenden Bitten, die mit „goldene, silberne, diamantene Schwester“ eingeleitet werden, und zu einer Hochflut von Thränen anzuschwellen drohen, nicht auszuweichen ist, so wird Rosa auf den Tisch gesetzt und setzt sich von hier der Schwester derart auf das Genick, dass

---

1) Polnisch = ich werde nicht mehr schreiben.

2) Bedeutungslose Silben.

3) Das heisst B-engel.

4) Baran = Schaf, also wie ein Schaf tragen.

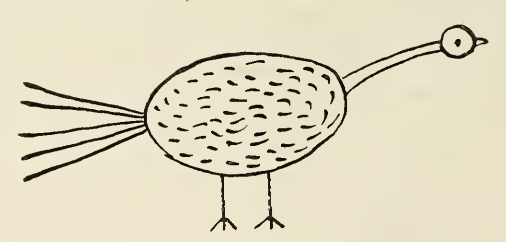
5) Unverständliches Wort.

die Beinchen derselben vorn auf der Brust herabhängen. Nachdem hierauf die Schwester Röschens Hände ebenfalls nach vorn gezogen hat und diese festhält, beginnt wieder das Auf- und Abgehen im Zimmer. Da aber das Kindchen vor eitler Freude gar zu laut zu jauchzen beginnt, hält es die Schwester für nötig, ihm die Wowa (Wauwau), den Didu (Alter, Bettler), den Rauchfangkehrer und Rastelbinder, die insgesammt die unartigen Kinder wegnehmen, in Erinnerung zu bringen. Auch die Drohung, dass der hl. Nicolaus nichts oder nur eine Rute bringen, und dass zu Weihnachten das Christkind mit dem Bäumchen nicht kommen werde, wird nicht vergessen.

Bisher hatten glücklicherweise die beiden älteren Brüderchen ruhig in einer Zimmerecke gespielt. Zunächst hatten sie das „Federspiel“ getrieben. R. legt eine alte Schreibfeder quer über den ausgestreckten Zeigefinger und sagt Schüssel-Schüssel, M. sagt Schüssel-Kopf und lässt sodann eine ebensolche Feder so fallen, dass sie auch die von R. am Finger balansierte mitreisst. Nun sehen beide nach, wie die Federn gefallen sind. Liegen beide Federn mit der ausgehöhlten Seite aufwärts, so gehören sie R.; liegt eine mit der ausgehöhlten und die andere mit der erhabenen Seite hinauf, so gehn sie in M.'s Eigentum über; würden beide mit dem Kopfe nach aufwärts gefallen sein, so hätte keiner gewonnen, noch verloren. Hierauf wurde „Messer gespielt“. Das Spiel ist nicht ganz ungefährlich; aber damit die „Stricke“ ruhig seien, muss es doch geduldet werden. Bei diesem Spiele wird das geknickte Messer so gegen den Boden geworfen, dass es mit der Spitze der (grossen) Klinge in demselben stecken bleibt. Ruht hierbei das entgegengesetzte Ende der Schalen auf dem Boden, so gilt der Wurf 10; kann man zwischen dieses Ende und den Boden zwei Finger stecken, so gilt der Wurf 20 u. s. w.; fällt das Messer mit der Rückseite auf den Boden, dass es stehen bleibt und die Messerspitze nach aufwärts gekehrt ist, so gilt der Wurf 100; wird das Messer völlig aufgeklappt geworfen und bleibt senkrecht in dem Boden stecken, so wird der Wurf mit 1000 berechnet. Sobald einem Werfenden das Messer zu Boden fällt, ohne etwas „gemacht“ zu haben, so kommt der andere Mitspieler an die Reihe. Wer schneller eine gewisse Summe erreicht, hat dem anderen eine „burda“[1]) gegeben. Dieser Fall war eben eingetreten; der eine hatte gesiegt und war voll Freude vom Boden aufgesprungen; nun stand auch der andere auf, aber mit bösen „Hintergedanken“ und flugs hatte er dem Partner, der ihm den Rücken gekehrt hatte, mit dem emporgehobenen Knie einen Stoss in den „Allerwertesten“ oder die „stara panna“ (altes Fräulein) appliciert; darauf natürlich arges Erbosen auf der überrumpelten Seite, Miene zum Raufen, beschwichtigendes Einschreiten der ältesten Schwester: „Er hat dir ja nur einen stilczyk (ein Sesselchen)

1) Burda = polnisch Hader, Lärm?

gegeben, damit du nicht stehst.“ Das war ein Wort am rechten Ort und stellte den Frieden sofort her. Die Knaben hätten sich gleich noch einige andere herbeigewünscht, um sich in eine Reihe hinter einander zu stellen und auf das Kommando „babka kazała stilczyka daty“ (das Grossmütterchen befahl ein Sesselchen zu geben) einer dem anderen den eben erwähnten Stoss zu versetzen. Da dies nun aber nicht möglich war, so entschädigte sich der früher Geschlagene damit, dass er seinem Bruder einen Schlag gab und hierbei sagte: „Gieb weiter!“ Dieser versetzte ihn nun dem Schwesterchen, dieses der Schwester, auf der er wohl auch sitzen blieb, weil das kleinste Brüderchen noch „zu dumm“ war, um Schlag von Schlag zu unterscheiden. Um weitere Ausschreitungen hintanzuhalten, verspricht die Schwester die merkwürdige Geschichte vom Fischteich zu erzählen. Da hierbei auch gezeichnet werden soll, so sind die Kinder damit zufrieden. Nun wird das kleinste Brüderchen auf den Tisch gesetzt, die anderen nehmen auf den Stühlen Platz und die älteste Schwester legt ein Blatt Papier vor sich hin und ergreift die Feder. „Es war einmal ein Teich“, sagte sie und zog auf dem vor ihr liegenden Papier eine Ellipse: „darin waren viele Fische“, worauf auch diese durch zahlreiche Striche bezeichnet wurden; „unfern des Teiches stand ein Wächterhaus mit einem Fenster und einer Thür“, erzählte sie weiter, indem sie zugleich eine O mit einem Punkte in der Mitte und einer kleinen Fortsetzung als Thür zeichnete; „vom Hause führte zum Teiche ein Steg“ (derselbe wurde durch zwei parallele Linien angedeutet): „um Fische zu stehlen, kamen zu diesem Teiche einmal viele Diebe“ (wobei an der dem Wachthause entgegengesetzten Seite des Teiches mehrere Striche angesetzt wurden); „durch die rechtzeitig erschienenen Wächter sind sie aber am Diebstahl verhindert worden“ (auch diese wurden durch zwei Striche bezeichnet): „und — da habt ihr eine Gans!“ „„Sehr



schön, sehr schön!““ rief der eine der kleinen Kunstkenner und stiess hierbei so unsanft an die Feder der Schwester, dass am Tische ein arger „Jud“[1]) oder ein „Schwein“ (żyd, świnia) entstand. Da rief schon auch der andere Range: „Hurrah, jetzt haben wir auch einen Teich und können

1) Dieser Ausdruck kommt für den unbeabsichtigten Tintenfleck schon im 16. Jahrhundert vor.

„ryby lapać“[1]), indem er auf den unter seinem am Tische sitzenden Brüderchen hervorquellenden See hinwies. „Ja, so geht es, wenn man mit Feuer spielt; habe ich dir nicht gesagt, du sollst mit dem brennenden Span nicht herumfuchteln!“ rief die geplagte Wärterin, indem sie sich anschickte, das Unglück gut zu machen.

Diese Kunstpause benutzen die beiden Knaben, um sich aus der Stube zu drücken. „Rührt keine Kröten an“, ruft ihnen noch die Schwester besorgt nach, „sonst könntet ihr wieder Wimmerl bekommen, wie neulich.“ Aber dies hat wenigstens R. schon kaum gehört. Wie ein Blitzstrahl ist er in den Garten gefahren und hat eine Handvoll Gras gerauft, mit der er M. entgegenstürmt. „Grünes!“ ruft er diesen an; und da M. vergebens alle Taschen seines Höschens durchsucht und auch im Rock kein „Grünes“ findet, so hat er „Grünes verloren“ und muss den Kreuzer hergeben, den er heut früh erhalten hat, damit er ruhig sei. „Nun werden wir Knöpfe spielen“ macht einer den Vorschlag. Darauf wird unter einer Wand ein grasfreier Platz gesucht und hierauf kommen allerlei Knöpfe und Spielmünzen aus den Taschen hervor. „Kopf ist mein, Adler dein!“ ruft R., indem er den Kreuzer zu Boden fallen lässt. Da die Münze mit dem Adler nach aufwärts liegt, so hat M. das Spiel zu beginnen. Er wirft mit einem Knopfe gegen die Wand und lässt ihn am Boden liegen, wohin er gefallen ist. Hierauf wirft R. mit einem Knopfe gegen die Wand. Sobald auch dieser zu Boden gefallen ist, misst er von seinem Knopfe zum anderen mit der Spanne. Erreicht er den Knopf des M., so gehört auch dieser ihm; erreicht er ihn nicht, so bleiben beide liegen. Nun wirft wieder M. und da dieser von dem oben geworfenen Knopf thatsächlich einen der früheren mit der Spanne erreichen konnte, so beansprucht er alle drei. R. macht aber noch Umstände, weil der Knopf doch so weit entfernt ist, dass M. ihn kaum mit der einen Fingerspitze berühre. „Das Blasen soll entscheiden!“ rufen beide, wie aus einem Munde. Nun beugt sich R. herab und bläst stark gegen den Knopf; dieser sitzt aber doch genug fest unter dem Finger und so streicht M. selbstvergnügt die drei Knöpfe ein. Auch weiterhin hatte R. Unglück und nachdem er noch einige Knöpfe von seinen Hosen verspielt hatte und auch der Kreuzer wieder in den Taschen M.'s war, schleichen sie wieder zurück ins Zimmer.

Hier liess inzwischen die getreue Wärterin die beiden Kinder „Kuck-Kuck (Kuckuck)-spielen“. Eins von ihnen versteckt sich hinter einen Kasten, Stuhl oder dergl. und fordert durch den Ruf „Kuck-kuck!“ das andere zum Suchen auf. Um das Spiel nicht stocken zu lassen, versteckte sich mitunter die Schwester auch selbst. R. holte hingegen aus einer Ecke ein altes Buch hervor, zwischen dessen Blätter er allerlei Bilder gelegt

1) Ryby lapać = Fische fangen; mit diesem Ausdrucke pflegt man besonders das Bettnässen zu bezeichnen.

hatte. M. besitzt dagegen nur einige Bilder, die er ebenfalls herbeiholt. „Wie viel Mal lässt du mich für dieses Bild ‚aufschlagen'?" beginnt er. „Dreimal", sagte R. und nun darf M. dreimal das Buch aufklappen. Findet er an den aufgeklappten Stellen Bilder, so gehören sie ihm; findet er nichts, so hat er eben verloren, denn das eingesetzte Bild verfällt dem Besitzer dieser „Bilderlotterie".

II. Kunterbunt.

1. 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7,
Gott hat mir einen Brief geschrieben,
Wenn ich wüsste, wo er ist,
Hätt' ich ihm die Hand geküsst.

2. 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7,
Gott hat mir einen Brief geschrieben,
Ein für mich, ein für dich,
Ein für Kaiser Karl Friedrich.

3. Euer Wohlgeboren,
Mit zwei langen Eselsohren;
Eselsohren abgeschnitten,
Bleibt der Esel in der Mitten.

4. Kann nicht polnisch, kann nicht deutsch.
Kommt der Vater mit der Peitsch',
Kommt die Mutter hinterdrein,
Schlägt mir alle Rippen ein.

5. Kurz und dick,
Ist auch ein Stück.

6. A. Gott im Himmel!
B. Dein Schatz ist ein Lümmel.

7. A. Gott, mein Herr!
B. Dein Schatz ist ein Bär.

8. Bist bös? Iss Käs!

9. Erster Förster, zweiter Reiter, dritter Ritter, vierter Krepierter, fünfter Verschimpfter, sechster Verhexter, siebenter . . . . achter Verlachter (Verkackter), neunter Verschweinter, zehnter Verhöhnter.

10. Hier, in dieser gelben Butter,
Liegt begraben Martin Luther;
Martin Luther steh' mir bei,
Bei der grossen Scheusserei.

11. A. Dort liegt Martin Luther
In weicher Butter.
B. Weiter guck,
Liegt in derselben Johann Nepomuk.

12. Schöne Minka, ich muss scheussen,
Und du musst mir Papier reissen.

13. Peter und Paul,
Die Buben (Mädchen) sind faul,
Die Mädchen (Buben) sind frisch,
Wie der goldene Fisch.

14. Peter und Paul,
Die Buben (Mädchen) sind faul,
Die Mädchen (Buben) sind fleissig,
Um ein Gulden dreissig.
oder:
Die Buben (Mädchen) sind scheussig.

15. Regen-, Regentropfen,
Die Buben (Mädchen) muss man klopfen
Die Mädchen (Buben) in das Federbett,
Die Buben (Mädchen) in den Gänsedreck.

16. A. Es lässt dich jemand grüssen.
B. Wer?
A. Der alte Bär mit zwei Füssen.

17. A. Weisst du was?
B.[1]) Kapusta mit kwas (= Kraut mit Säure).

1) In dieser und in der folgenden Nummer antwortet B. in der angegebenen Weise, wenn er es weiss, dass ihn A. vexieren will. Frägt dagegen B. mit „was?" zurück, so spricht A. die folgenden Worte.

18. A. Weisst du was?
B. (Kapusta mit kwas);
Wenn's regnet, ist es nass.
Wenn's schneit, ist es weiss:
Wenn's friert, ist Eis.

19. A. Was willst du lieber, Mist oder Blut?
B. Mist — A. Bist ein Christ;
B. Blut — A. Bist ein Jud.

20. A. (zwickt den B. und frägt ihn hierbei) Wie heisst du?
B. ruft „Au!" oder etwas ähnliches und wird wegen dieses sonderlichen Namens ausgelacht.

21. A. Es waren zwei Leute, Anton und Ziehmich. Wie hiess der zweite?
B. Ziehmich! (nun zieht A. den B. am Ohr oder dergl.).

22. „Doktor, Doktor lass mir Blut", sprechen die Kinder zum Schneekäfer, damit derselbe seinen braunen Saft lässt.

23. I†HS

Juden heissen Spitzbuben.
Sie haben Jesus gekreuzigt,
Jesus hatte Schmerzen.
In seinem Herzen.

24. Du Adam, du Esel, du Oehse, du Rind,
Was hast du mit deinem Sprechen verdient.

25. Wenn der Jäger scheussen will,
So geht er hinters Haus,
Hat er aber kein Papier,
So wischt er mit der Faust.

26. Kinder, Kinder, seid keine Rinder.

27. Grosser Stutzer von Paris,
Kurze Hosen, lange Füss.

28. Da unten, da oben,
Da tanzen zwei Schwoben
In grünen Pantoffeln
Und essen Kartoffeln.

29. Schuster-Meister
Scheussen Kleister.

30. Schuster-Meister,
Wenn er hust, so scheusst er,
Hust er nicht, so scheusst er,
Schustermeister heisst er.

31. Das ist ein Meister,
Was (welcher) scheusst in Kleister.

32. Mensch bedenk dein ganzes Leben,
Scheuss ins Loch und nicht daneben.

33. Fortze. wer will,
Nur nicht zu viel.

34. Fortz
Na storz;
Dreck
Na poperek [1]).

35. Parlez français?
Steck den Knödel in Kaffee.

36. Parlez vous français,
Nudel im Kaffee.

37. A. Was hört man Neues?
B. Man backt aus Kukurutzmehl Malajes [2]).

38. A. Standi uf, die Spatze murren!
B. Lass sie murren, sie haben kleine Köp', sie haben schon längst ausgeschlafen.
A. Standi uf, die Fuhrleut fahr'n!
B. Lass sie fahren, sie hab'n weite Weg.
A. Standi uf, die Suppen steht ufn Tisch!
B. Wo is ma grosser Löffel? (Beim Aufwecken.)

1) Fortz senkrecht; Dreck quer.

2) Malaje werden nur aus Kukurutzmehl gebacken: dies bedingt das Neckende der Antwort.

39. Zweimal zwei ist vier,
Dummkopf merk es dir.

40. So geht es in der Welt, [das Geld.
Der eine hat den Beutel, der andere

41. Wai de mine, cze se fak[1]),
Nimm N. N., steck in Sack.

42. Rote Tinte, Fliesspapier,
Schöne Minka, komm zu mir.

43. Eselshände
Beschmieren Tisch (Thür) und Wände.

44. Willst du bequem kacken,
Stütz' die Hände an die Backen
Und die Ellbogen an die Knie,
Und dann kackst du ohne Müh'.

45. N. N. sitzt am Thron
Und lässt einen Ton.

46. Hier ist das hohe Gericht,
Wo der A. sein Urteil spricht,
Schriftlich wird nichts angenommen,
Wer klagen will, muss selber kommen.

47. Leck (Leg?) Ferz
Auf dein Herz.

48. A. Wetten wir.
B. Um einen A. voll Äpfel,
Ich werde ihn messen,
Und du wirst ihn essen.

49. A. Sag den zweiten Fall von Tuch!
B. Tuches (jüdisch = Arsch).

50. A. Wirst du morgen wegfahren?
B. Ja, mit dem A. übers Leintuch.

51. Ein altes Weib mit Dreck beschmiert,
Mit Federn überzogen,
Hat sich den Besen in' A. gesteckt,
Ist übers Dach geflogen.

52. Oben am Berge, da steht ein Kroat,
Der kann nicht herunter, weil er volle Hosen hat.

53. Oben am Berge steht a Figur,
Sie schreit auf rumänisch pup in kur[2]).

54. Und scheint die Sonne zu heiss,
So geh' ich in Schatten und — —

(Diese Zeilen werden gesungen; nach einer erwartungsvollen Pause wird rasch wieder mit „Und scheint . . .“ eingefallen.)

55. Am letzten Jänner ist Mariä Verkündigung,
Am 1. Februar ist Mariä Empfängnis,
Am 2. Februar ist Mariä Lichtmess.[3])

56. A. Wie gehts?
B. Auf zwei Füssen.

57. Kerem alaschom[4]),
Kehr dich mit dem A. um.

58. O du mein Augustin,
Alles ist hin, hin, hin;
Stock ist weg, Hut ist weg,
Augustin liegt im Dreck.

59. Zu drei neben einander stehenden pflegt ein vierter zu sagen:
Eine Rose, eine Blüte,
Und der Esel in der Mitte.

60. 1, 2, 3, 4,
Du verfluchter Knabe hier!

---

1) Vai de mine ce să fac, rumänisch = Weh mir, was soll ich thun.

2) Pupă în cur, rumänisch = leck auf den A.

3) Dieser unpassende Witz ist sicher kein echter Kinderreim. Dass das leidige „Geldfassen“ (den Gehalt erheben) seinen Inhalt bilden, braucht kaum erwähnt zu werden.

4) Ungarisch = ich bitte unterthänig (kérem alásan).

61. Es war ein Hahn:
Die Geschichte fängt an.
Es war ein Messer:
Die Geschichte wird besser.
Es war ein Kalb:
Die Geschichte ist halb.
Es war eine Maus:
Die Geschichte ist aus.

62. Ich werde dir was erzählen:
Von der langen Ellen,
Von der kurzen Wochen,
Haben wir nichts zu kochen,
Nur ein Topf voll Knochen,
Mein Vater hat ein Schwein gestochen,
Mir eine Wurst, dir eine Wurst,
Mir einen gebratenen Hasen,
Dir einen Pfifferling auf die Nasen.

63. Meine Herrn,
Äpfel sind keine Beeren (Bären),
Beeren sind keine Äpfel,
Die Wurst hat zwei Zipfel (Zepfel).
Zwei Zipfel hat die Wurst,
Der Bauer leidet (hat) Durst,
Durst leidet der Bauer,
Das Leben wird ihm sauer,
Sauer wird ihm das Leben,
Der Weinstock trägt Reben,
Reben trägt der Weinstock,
Das Kalb ist kein Ziegenbock,
Kein Ziegenbock ist das Kalb,
Meine Predigt ist halb,
Halb ist meine Predig,
Der Bauch ist mir ledig,
Ledig ist mir der Bauch,
Meine Mütze steckt im Rauch,
Im Rauch steckt meine Mütze,
Der Bruder heisst Fritze,
Fritze heisst mein Bruder,
Die Maus ist ein Luder,
Ein Luder ist die Maus,
Meine Predigt ist aus,
Aus ist meine Predig,
Meine Herrn seid so gnädig
Und geht nach Haus.

64. Der zweite Teil des vorstehenden Gedichts lautet auch:

Halb ist meine Predig,
Die Mitze ist ledig,
Ledig ist die Mitze,
Mein Bruder heisst Fritze,
Fritze heisst mein Bruder,
Die Maus ist ein Luder,
Ein Luder ist die Maus,
Meine Predig ist aus.

65. A. Wie viel Uhr? B. 3/4 auf kalte Erbsen; oder: 3/4 auf kalte Milch; oder: 3/4 auf saure Milch.

66. A. Leb' wohl.
B. Mach die Hosen voll.

67. A. Gute Nacht!
B. Scheuss ins Bett, dass es kracht.

68. Mein Kind,
Am A. bist blind.

69. Kinder,
Steckt in' A. die Finger.

70. 1, 2, Polizei;
3, 4, Grenadier;
5, 6, alte Hex;
9, 10, schlafen gehn;
11, 12, fressen dich die Wölf
(13, 14, blaue Schürzen).

71. Jud, Jud, scheuss in Hut,
Sagt der Vater, das ist gut.

72. Jud, Jud, scheuss in die vier Ecken,
Morgen sollst du verrecken.

73. Salomon der Weise sprach zu seiner Frau:
„Hast du viele Läuse, bist du eine Sau;
Hast du viele Flöhe,
Steck' sie in Kaffee;
Hast du viele Wanzen,
Kannst mit ihnen tanzen."

74. Paule, Raule komm heraus,
Geh in dein Vaterhaus.
(Um die Schnecke aus dem Gehäuse zu locken.)

75. Wir putzen die Büchsen,
Und jagen nach Füchsen.
Wir jagen nach Füchsen,
Und putzen die Büchsen;
Wir putzen die Buchsen.
Und jagen nach Luchsen.
Wir jagen nach Luchsen,
Und putzen die Buchsen!

76. Roter Apfel, schwarzer Kern,
Ei du Lump, ich hab' dich gern.
So ein' Lumpen, wie du bist,
Findet man auf jedem Mist.

77. Ich lass' dich schön grüssen
Vom Kopf bis zu den Füssen,
Von den Füssen bis zum Mund,
Sollst krepieren wie ein Hund.

78. Sag' ich lass' ihn grüssen,
Vom Kopf bis zu den Füssen,
Von den Füssen bis zum Bauch,
Denn so ist mein Gebrauch.

79. Christus sprach zu den Jüngern:
„Habt keine Gabeln, esst mit den Fingern."

80. Zia, Zia, Hammerschmied,
Lass das Wagerl laufen;
So, so, so ist's gut,
Wirst dich schon besaufen.

81. Mit Säbel und Pistolen
Soll dich der Teufel holen.

82. Dominus vobiscum = Dominik wo bist du?

83. Bet Kindchen, bet,
Denn jetzo kommt der Schwed,
Denn jetzo kommt der Oxenstiern,
Wird die Kindlein beten lernen.[1])

84. Ich bin klein,
Mein Herz ist rein,
Niemand soll drinn wohnen,
Als Gott (Jesus) allein.

85.[2]) Schnader-Jünglach groisse Drabys[3]),
Trinken Bronfen[4]), zuln in Schabes.

86. Schüster-Jünglach, groisse Neweirys[5]),
Trink'n Bronfen, versetzen Fetscheilys[6]).

87. Gej ech gich[7]), sugt men, ech zeras di schich;
Gej ech powoli[8]), sugt men, ech kriech;
Gej ech jo[9]), sugt men ech scheim[10]) mech;
Gej ech nischt, sugt men ech drej[11]) mech.

88. Sollst bekümmen die Frass,
Mitten auf der jüdischen Gass,
Sollst dech kolken[12]), wie a Fass.

89. Mame, Tate kümm aran[13]),
Werst de essen Makaran.

90. Se bitter,
As men kackt schitter;
Se schlecht,
As men kackt gedecht.

91. Meig men sugen, wus men will,
Schönste Tanz is doch Quadrill.
Moisze heb die Füsslach in die Höh',
Mach a scheine Balense.
Mazur könn ech nischt vertrugen,
Weigen dem zü groisen Mugen.

92. Alep, bes,
Gieb mir Flesch,
Nischt kein bissel,
Nur a volle Schüssel.

---

1) Wurde von meinem Bruder Josef in der Czernowitzer Vorstadt Rosch, welche zum Teil von deutschen Colonisten bewohnt wird, gehört.

2) Diese und die No. 86—94 im Judendeutsch.

3) Lumpen. 4) Branntwein. 5) Sünder. 6) Sacktücher. 7) schnell. 8) langsam (aus dem Ruthenischen). 9) ja. 10) schäme. 11) drehe. 12) kugeln. 13) herein.

93. Aleph, Bess, Gimel, Resch,
Tate, Mame, gieb mir Flesch,
Nischt a Sach[1]), nischt kin Bissel,
Nur a vile Schüssel.

94. Oj joj joj,
Schicker[2]) is der Goj[3]),
Schicker is er, trinken miss er,
Wun[4]) er is a Goj.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Volkskunde aus Anhalt.

Von Dr. **Oskar Hartung**-Cöthen.

(Fortsetzuug von S. 93.)

Johannis.

Neben dem Glauben, dass die einzelnen Gewässer, Flüsse, Teiche und dergleichen am Johannistage ihr Opfer haben wollen, ist der Brauch der Johanniskrone in Anhalt ein allgemeiner, nur in der Gegend von Rosslau und Lindau habe ich ihn nicht gefunden. Diese Krone besteht entweder aus einem einfachen Kranze, oder, und dies ist besonders im alten Schwabengaue der Fall, aus zwei kreuzweise in einander geschobenen Reifen, die namentlich mit Feldblumen, in Gross-Kühnau aus Hartenau, Kamillen und Kornblumen, anderswo wieder aus Ähren und Feldblumen (Zehmitz) umflochten und mit bunten Papierstreifen geziert sind. Radeln hineinzuwinden, die den Blitz anziehen sollen, war jedoch in Radegast verboten und in Zehmitz Rosen. Da der Heiland mit Dornen gekrönt sei, so sei es unstatthaft, den St. Johannes mit Rosen zu krönen, heisst es. Aufgehängt wird die Johanniskrone in der Regel über der Haus- oder Hofthür, doch stets so, dass sie von der Strasse aus sichtbar ist, öfters findet sie auch am Hausgiebel ihren Platz. In Radisleben wird eine Guirlande über die Strasse hinweg von einem Hause zum anderen gezogen und hieran von beiden Häusern eine Krone gehängt. Ebenso geschieht es in Hoym, doch herrscht hier noch der Brauch, dass jeder unter der Krone Hindurchgehende von den Kindern durch ein vorgehaltenes Band so lange aufgehalten wird, bis er sich durch eine kleine Geldgabe löst. Die so zusammengebrachte Geldsumme vertrinken dann die Kinder am Abend, meist in Chokolade. Welchen Wert man in einzelnen Orten auf das Aushängen einer Johanniskrone und ihre möglichste Schönheit legt, lehrt folgender Brauch in Quellendorf: Dort ziehen die Kinder am Johannistage durch den Ort, um die ausgehängten Kronen zu prüfen und zu sehen, wessen die schönste sei. Die Häuser, die überhaupt mit keiner Krone geschmückt waren, wurden einst dabei von ihnen in einer nicht gerade schönen Weise verunreinigt.

1) viel. 2) trunken. 3) Bauer, Christ. 4) weil.

— In Gross Badegast, Würflau u. a. wird die Johanniskrone, sobald der erste Roggen eingefahren wird, von ihrem Orte herabgenommen, in vier Teile zerrissen und je ein Stück davon in die vier Ecken der Scheune gelegt. Dadurch soll das Korn vor Mäusefrass geschützt werden. In Zehmitz lässt man die Krone nur neun Tage an ihrem Platze hängen und bringt sie am zehnten gleichfalls zum Schutze gegen die Mäuse in die Scheuer. In Nienburg a. S. lässt man sie ebenfalls nur neun Tage an ihrem Orte, alsdann hängt man sie auf den Boden, um hierdurch das Haus gegen Blitzschlag zu sichern. In Capelle durfte man jedoch die Krone nicht selbst abnehmen, sondern musste sie von Wind und Wetter zerreissen lassen. Wie in Gross Kühnau, so flicht man auch in Trinum, Wörbzig, Scheuder u. a. Kamillen und ausserdem noch Flieder in den Kranz. Bei etwaigen Krankheiten von Mensch und Vieh soll sich der aus diesen Blüten gekochte Thee als besonders heilkräftig erweisen. — Am Johannistage gab man in Löbersdorf bei Radegast ehemals den Kühen Hartenau zwischen das Futter, damit sie nicht „blaue Milch“ gäben. — In Radegast wird um Johannis in dem ältesten Teile der Stadt ein Brunnenfest auf einem freien, maiengeschmückten Platze gefeiert unter Musik und Tanz. Für das dargereichte Freibier giebt ein jeder nach Belieben Geld in die allgemeine Kasse. In Hinsdorf, Biendorf u. a. wird am Johannistage von Mitternacht ab der Brunnen gereinigt. Bei Sonnenaufgang muss die Arbeit fertig sein, weil da Maden und Würmer in das Wasser kommen. Das ausgeschöpfte Wasser giebt man dem Vieh zu trinken, damit es gesund bleibe. — In Zuchau ward zu Johannis von den Dienstmädchen ein grosser Kranz gebunden, in feierlichem Zuge durch das Dorf getragen und auf dem Anger an einer Stange aufgehängt. Während die Festteilnehmer hier an aufgeschlagenen Tischen Ei und Speck assen, nahm heimlich ein Clown den Kranz fort und warf ihn in den nahen Dorfteich. Auch die übrig gebliebenen Eier wurden dann in diesen geschüttet.

Erntegebräuche.

Die einzelnen Wochentage galten bald als segensreich, bald als unheilbringend für die Aussaat. In Lindau, Schackstedt u. a. durfte am Montag nicht gesäet werden, in Gnetsch nicht am Freitag oder Sonnabend, in Quellendorf nicht am Montag, Mittwoch oder Sonnabend mit dem Säen begonnen werden. In Drosa thut man dies aber gerade wieder Montags oder Freitags. In Mühlstedt, Streetz und Rodleben war es untersagt am Sonnabend die erste Aussaat zu machen, weil „der Tag Abend, nicht Tag heisse“, in Klein Paschleben aber fing man gerade an diesem Wochentage an mit Säen, „damit keine Mäuse ins Getreide kämen“. Der Michaelistag gilt in Köselitz als Unglückstag für die Aussaat. Erbsen dürfen in Wörbzig nicht bei Vollmond bestellt werden, und in Neudorf darf dies nur geschehen an einem Tage, der im Kalender mit dem Zeichen

der Zwillinge versehen ist. — Beim Kalken des Saatkornes war es in Gross Badegast streng verboten zu rauchen, damit kein Brand in das Getreide käme, und aus gleichem Grunde durfte man in Quellendorf bei der Bestellung des Weizenackers keine neue Pflugschar, in Drosa nicht ein Pflugeisen, das eben erst vom Schmied ausgebessert worden, benutzen. In Quellendorf musste der erste Scheffel Saatkorn „hoch aufgehäufelt“ sein, damit die Getreidehalme recht gross würden und zahlreiche Körner bekämen. Die Säcke, in die der Saatweizen geschüttet wurde, sollten in Gr. Kühnau „verkehrt“, d. h. mit der Öffnung (dem Kopf mit dem Sackband) nach hinten auf den Ackerwagen gelegt und so nach dem Felde gefahren werden. Beim Aufladen der Säcke und auf dem Wege nach dem Felde durfte ebendort der Säemann nicht sprechen. Auf dem Ackerstücke aber nahm er einen Sack vom Wagen, setzte ihn verkehrt auf die Erde und sagte:

Ich setze dich auf Kropf und Sackband,
Gott behüte dich vor Feuer und Brand.
Im Namen Gottes u. s. w.

Alsdann drehte er den Sack wieder herum, nahm eine Handvoll Saat heraus und streute auf die vier Ecken des Ackerstückes ein Kreuz. — In Natho (Kr. Zerbst) spricht der Säemann, bevor er beginnt den Samen auszustreuen, folgendes Gebet:

Ich säe diesen Samen
Hier in Gottes Namen
Für mich und für die Armen.

In Mühlstedt und Streetz sagte er noch bis vor ungefähr 25 Jahren vor dem Besäen eines Ackerstückes ein Vaterunser auf, und in Thurau, Klepzig und Scheuder sprach er regelmässig, sobald er die erste Hand voll Körner ausstreute, die Worte: „Mit Gott“, in Baasdorf: „Gott walt's“. In Zehmitz steckte man beim Bestellen des Flachsackers, bevor man mit der Aussaat begann, in alle vier Ecken des Ackerstückes einen möglichst langen Hollunderstock. Dann umtanzte, bezw. umsprang man diesen und rief: „So lang (nämlich wie jene Zweige) sollst du werden!“ — Das Saatgut trug der Säemann in einem reinen, weissen Saattuche, das aber nicht etwa als Betttuch benutzt sein durfte (Gr. Kühnau). In Arensdorf musste dasselbe womöglich von einem siebenjährigen Kinde genäht sein. Damit die Getreidehalme recht lang würden, liess in Würflau der Säemann das Saattuch möglichst lang beim Säen nachschleppen. — Zog während des Säens eine schwarze Wolke über das Saatfeld, so befürchtete man in Scheuder, dass viel Hedderich auf dem Ackerstücke wachsen werde. War die Aussaat beendet, so betete in Mühlstedt und Rodleben der Säemann wieder ein Vaterunser, in Gr. Kühnau sprach er die Worte: „Gott segne dich!“ Bei Beendigung der Aussaat des Flachses aber nahm in Würflau der Säemann das Saattuch, warf es unter fröhlichen Sprüngen und jauchzendem Ausrufe hoch in die Luft und rief dabei: „Wachse und grüne, weiter hast

du nichts zu thun!“ So hoch, wie das Saattuch flog, hoffte man, solle der Flachs werden, vgl. U. Jahn, Opfergebräuche, S. 195. — In Gross Kühnau nahm der Säemann während der Aussaat etliche Körner in den Mund und warf sie nach Beendigung der Arbeit zum Schutz vor Krähenfrass auf den Acker. Ebendasselbe that er in Würflau. Hier aber sprach er noch die Worte, wenn er die Körner aus dem Munde genommen hatte und sie fortwarf: „Das ist für euch!“ Sperlinge und Tauben, an die sich die Anrede richtete, sollten dadurch vom Acker fern gehalten werden, vergl. Jahn, a. a. O. S. 71 f. — Kehrte der Landmann von der ersten Aussaat in seinen Hof zurück, so wird er vielfach noch heute von seinen Familienangehörigen mit Wasser begossen, er selbst, sein Knecht, oder bei mehreren der Grossknecht, die Pferde und selbst der Pflug. Man will dadurch, wie die Leute in Arensdorf mir sagten, „dem Acker für das ganze Jahr die nötige Fruchtbarkeit wünschen“. Ähnlich werden auch alle diejenigen, die im Frühjahre die erste Last Gras zum Füttern des Viehes nach Hause bringen (Cöthen, Quellendorf) oder zum erstenmale auf das Feld hinausgehen, um dieses vom Unkraut zu reinigen, oder die bei Beginn der Ernte zum erstenmale das Feld betreten, aus einem Eimer mit Wasser begossen. Selbst das erste Grünfutter, das den Kühen verabreicht wird, begiesst man auf gleiche Weise, „damit jene gedeihen“ (Arensdorf), „gut melken“ (Schender), vgl. darüber Mannhardt, Baumkultus d. Germ., S. 332 und J. Grimm, D. Mythol., 561 f. — Wenn dann die Saaten aufgegangen und die emporgeschossenen Getreidehalme beim Wehen des Windes Wellen schlagen, „wolken“, wie es in Köselitz, Klepzig u. a. heisst, so sagt man in Quellendorf: „der Wolf komme ins Korn“ oder in Klepzig: „der Eber gehe im Korne“, oder auch, es sitze darin die „Roggenmiere“ (Rosslau, Mühlstedt), die Kornmutter (Hoym), Kornmuhme (Cösitz), der Alte (Kerchau, Köselitz), der Ähne (Lindau), der Fangemann (Quellendorf), der Kornengel (Klepzig), der Kornjude (Wörbzig). Wenn der Kornengel durch das Getreide geht, so glaubt man in Klepzig, mache er es fruchtbar; „geht die Kornmuhme herum, so wird das Getreide teuer“, heisst es in Quellendorf. Eine junge Frauensperson warnt man in Gr. Badegast und Gr. Kühnau allein durch die Felder zu gehen mit den Worten: „Du, lass dich nicht vom Kornengel kriegen.“ —

Das Gespinnst einer Spinne, Kornjude in Quellendorf genannt, das bald hoch oben, dicht unter der Ähre, bald tiefer unten um den Halm des Roggens gewickelt ist, giebt an, ob der Getreidepreis im Herbste ein hoher oder niedriger sein werde (Arensdorf, Quellendorf). In Mühlstedt und Streetz folgert der Bauer im Frühsommer aus der grösseren oder kleineren Menge der Körner, welche die jungen Ähren zeigen, auf die Höhe des Getreidepreises im Herbst. Findet er viele taube oder schartige Ähren, so erwartet er einen hohen Preis und nennt jene daher „Kornkäufer“, im entgegengesetzten Falle, enthalten die Ähren zahlreiche Körner, so wird das Getreide billig. — „Steht“ der Frühjahrs-Quatember

„hoch“, so darf man auf eine gute Ernte, steht er „niedrig“, so darf man auf eine schlechte Ernte rechnen. —

An die altheidnische Saatenweihe erinnern in Anhalt noch folgende Bräuche: In Drosa zogen bis vor ungefähr 20 Jahren, sobald die Bestellung ganz beendet war, „damit es ein gutes Erntejahr werde“, die Schulkinder mit dem Kantor an der Spitze durch die Felder und sangen dabei bestimmte Gesangbuchslieder. Am Nachmittage wurden sie dann im Gasthause versammelt und mit Kaffee und Kuchen traktiert. Der Lehrer aber erhielt für seine Mühe Geld, den sogenannten Sangthaler. Ähnlich war es in Klepzig und in Zuchau, nur stellte sich der Geistliche hier selbst an die Spitze des Zuges. In letzterem Orte erhielt er dafür eine bestimmte Menge Getreide, den sogenannten Sanghafer, vgl. über die Hagelfeier Pfannenschmid, Germ. Erntefeste, S. 46 f.; Jahn, Opfergebräuche, S. 146 f.

War die Zeit der Ernte gekommen, so begaben sich bis vor nicht zu langer Zeit in den Dörfern der Rosslauer Gegend wie Mühlstedt, Rodleben und anderen die Gemeindevorsteher hinaus auf die Felder, um zu prüfen, ob der Schnitt beginnen könne, und gaben dann den Tag, an dem die einzelnen Gemeindeglieder mit dem Mähen des Getreides anfangen durften, ja mussten, „durch das Umklopfen des Hammers“ bekannt. — Die ehemalige Heiligkeit der Erntezeit zeigt sich schon in dem Grusse, mit dem die Erntearbeiter noch heute einander begegnen. Meist lautet dieser „Helf Gott!“, bisweilen auch „Walt's Gott!“ Nicht minder verrät die reinliche und festliche Kleidung der Arbeiter die alte Heiligkeit der Erntezeit. Noch heute legen die Mädchen allgemein für die Ernte neue weisse Kopftücher um, in Piethen erhalten sie von ihren Herrschaften neue Schürzen zum Geschenk. Die Mäher schmücken ihre Sensen am Stiele mit Sträussen und bunten Bändern. Jedes Mädchen, das das abgemähte Getreide aufzuraffen hat, schenkt seinem Mäher in Gr. Kühnau ein rotseidenes Band, das dieser während der ganzen Erntezeit um seinen Strohhut trägt. Der festlichen Zeit entsprechen auch die Speisen und Getränke, die noch heute von den Gutsherrschaften an die Erntearbeiter verabfolgt werden. Die grössten Schinken und Würste werden jetzt noch allgemein für die Ernte vom Schlachten her aufgehoben: „Feldhüter oder Feldgucker“ heissen sie daher mehrfach (Gr. Badegast, Trinum). In Mühlstedt und Rodleben schlachtete der Bauer gewöhnlich zur Ernte einen bis zwei Hammel. In Kerchau schickt die Bäuerin den Arbeitern täglich gutes warmes Mittagsbrot auf das Feld, vornehmlich Hammelbraten oder gebratenen Schinken und dazu Quetschkartoffeln, Hirsebrei, Reisbrei oder Klösse. Zum Abendbrot erhalten die Schnitter Rührei mit Schinken, Eierkuchen oder gebratene Wurst mit grünem Salat. Besonders verrät uns der noch heute übliche Brauch in Köselitz (Kr. Zerbst), wie festlich man während der Ernte zu leben pflegte. Wenn dort die Mäher zum Schnitte der Ähren „bestellt“ sind, so wird in allen Bauernfamilien Kuchen gebacken, ein Hammel ge-

schlachtet, früher sogar oft noch ein Schwein; Cigarren, Tabak, Bier und Branntwein in reichlicher Menge beschafft. Am Tage des ersten Schnittes stellen sich dann die Mäher frühmorgens um 4 Uhr bei ihrer Gutsherrschaft zur Arbeit ein. Dort trinken sie, bevor sie zum Getreidefelde hinausgehen, zunächst Kaffee, zu dem auch noch Kuchen aufgetragen wird. Alsdann versieht sich aus den offen dastehenden Kisten jeder einzelne Arbeiter hinreichend mit Cigarren und Tabak. Langsamen Schrittes und schweigend ziehen die Mäher darauf hinaus auf das Feld zur Arbeit. Zwischen 7 und 8 Uhr des Vormittags wird ihnen das erste Frühstück auf den Acker gebracht, das aus Biersuppe, Rührei, Wurst, Butter und Käse besteht; auch der Branntwein fehlt nicht dabei. Um 9 Uhr folgt das zweite Frühstück, zu dem Wurst, Butter und Käse aufgetischt wird. Zum Mittagsbrote, bei dem Schweine- oder Hammelbraten mit Salat und gebackenen Pflaumen das regelmässige Gericht bilden, zieht die ganze Schar der Arbeiter zu dem Hause des Bauern zurück. Nach dem Essen werden die Sensen „gedengelt", und dann legen sich sämtliche Mäher bis gegen 2 Uhr zur Mittagsruhe nieder. Alsdann wird ihnen wieder Kaffee und Kuchen vorgesetzt. Nachdem sich die Arbeiter wieder genügend mit Cigarren, Tabak und Branntwein versehen haben, ziehen sie, der Grossknecht voran, mit würdevollem, langsamen Schritt hinaus zu weiterer Arbeit. Zwischen 4—5 Uhr nachmittags wird eine halbe Stunde gerastet und „zu Halbabend" gegessen. Zu dieser Mahlzeit wird von der Bäuerin wieder Wurst und Brot auf das Feld geschickt. Nach Sonnenuntergang machen die Schnitter endlich Feierabend und kehren zum Abendessen in das Gehöft ihres Brotherrn zurück. Vorweg giebt es dabei Biersuppe, sodann Rührei mit Salat oder Tiegelwurst, die aus dem mit Milch gemischten Blute des geschlachteten Schafes unter Hinzusetzung von geröstetem Speck, Mehl, Zwiebel, Majoran und Salz bereitet wird. Nach dem Abendessen zünden sich die Arbeiter wieder ihre Cigarren oder Pfeifen an und begeben sich dann allmählich zur Ruhe. So lange die Roggenernte dauert, wiederholt sich Tag für Tag die gleiche Speisenfolge. — Auch für den Beginn der Ernte ward den einzelnen Wochentagen eine bald günstige, bald ungünstige Bedeutung beigelegt. Während man in Drosa die ersten Ähren gern am Montage schneidet, ist dies in Kerchau wieder als schädlich untersagt; man beginnt hier, wie in Wörbzig, die Ernte lieber an einem Freitage in der sicheren Erwartung, dann günstiges Erntewetter zu erhalten. Noch mehr als diesen Tag bevorzugt man aber den Sonnabend. Die Ernte, an diesem Tage begonnen, wird, so glaubt man ziemlich allgemein, auch trocken eingebracht, ihr Ertrag wird ein grösserer (Gr. Badegast), die Körner seien so vor Mäusefrass geschützt (Zehmitz). — Während der Ernte wird zum Schutz gegen feindliche Dämonen (vgl. Pfannenschmid a. a. O. S. 92. 398) auch in verschiedenen Gemeinden geläutet, so in Frose jeden Vormittag 10 Uhr mit der kleinen Glocke; in Zuchau wird um Mittag dreimal „angeschlagen".

In Radisleben wird von Johannis bis Michaelis um 11 Uhr mittags geläutet, und abends 6 Uhr mit der kleinen Glocke „gestimmt“, und in Mühlstedt war es Sitte, dass von Johannis bis zum Bartholomäitage (24. August), der als Schluss der Getreideernte galt, täglich von 11—12 Uhr geläutet wurde. — Bevor nun die Schnitter draussen auf dem Felde mit dem Mähen des Getreides begannen, nahmen sie aus der Ecke des Ackerstückes, das sie zuerst mähen wollten, einige besonders grosse Ähren heraus und banden sie mit Blumen, namentlich mit Feldblumen und Georginen, zu einem Strausse zusammen, den sie am oberen Stiele ihrer Sense befestigten. Alsdann hielt der Vormäher eine Ansprache, in der er die Arbeiter ermahnte, ihre Arbeit gut zu machen, die Garben gut zu binden, vorsichtig zu sein und allen Zank und Streit bei Seite zu lassen. In Würflau lautet diese Rede des Vormähers heute noch so: „In Gottes Namen fangen wir an die Ernte zu beginnen und bitten, dass alles gut gelingen möge bis zum Ende der Ernte, damit niemand einen Schaden erleide, sowie wir, so auch des Herren Haus.“ — In Nienburg a. S. begann man bis vor ungefähr dreissig Jahren mit dem ersten Mähen erst nachmittags 4 Uhr. Zuvor aber versammelten sich die Gutsherrschaften mit ihren Mähern und sonstigen Erntearbeitern erst auf dem Schlossfelde. Dort hielt nach einem gemeinsam gesungenen Chorale der Geistliche eine auf die Ernte bezügliche feierliche Ansprache.

Betritt der Gutsherr, eins seiner Familienglieder, der Verwalter oder selbst ein Fremder zum erstenmale nach Beginn des Mähens das Erntefeld, so wird er von der Frau des Vormähers mit einem Ährenseile oder einem aus Kornähren und Blumen gemachten Strausse „angebunden“, d. h. es wird dem Angekommenen der Strauss oder das Seil an einem Arm gebunden, und jener muss sich nun durch ein Geldgeschenk lösen. Bei diesem Anbinden sagt die Arbeiterin einen Spruch her, der in der gewöhnlichen Fassung lautet:

Ich (wir) habe (n) hören ein Vöglein singen,
Ich (wir) soll (n) den gnädigen Herrn (Herrn Verwalter) anbingen.
Nicht zu dicht (locker) und nicht zu fest,
Er wird (soll) sich lösen aufs allerbest.

In Lindau findet der Spruch sich in dieser Form:

Heut ist ein schöner Tag,
Dass man den Herrn (die Frau) anbinden mag.
Nicht zu lose, nicht zu feste,
So wird die Auslösung aufs beste.

In Natho lauten die ersten drei Zeilen wie oben, dann heisst es weiter:

Damit er (sie) sich auslös' aufs allerbest,
Ist's nicht Bier, so ist es Wein,
Dann soll er (sie) wieder erlöset sein.

Das erhaltene Geldgeschenk verteilen die Arbeiter entweder unter sich oder sie kaufen gemeinschaftlich Schnaps dafür. — In Arensdorf und

Maasdorf ist es Sitte, zwar den Gutsherrn auf dem Felde anzubinden, der Gutsherrin aber und ihren Kindern einen Blumenstrauss mit eingelegten Kornähren zu überreichen. In Klein Paschleben bringen die Erntearbeiter, wenn sie vom Felde zurückkommen, dem Gutsherrn, seiner Frau und jedem seiner Kinder je einen Kranz von Feldblumen mit und erhalten für jeden einzelnen Kranz 50 Pfennige, die sie dann in Schnaps oder Bier anlegen. In Scheuder und Würflau werden dem Gutsherrn nur „die Ähren gezeigt“, d. h. die herabhängenden Ähren einer Garbe vorgehalten. Dabei sagt man in letzterem Orte: „Sehen Sie 'mal den Roggen an, wie schön der ist“! — Ist das Getreidestück bald abgemäht, so dass nur wenige Halme noch stehen, so sagen die Schnitter in Gr. Kühnau und Zuchau: „Der Hase kommt bald“, und ähnlich rufen sie in Neudorf einander zu: „Passt auf, wie der Hase herausspringt!“ — Früher liess man vielfach in der letzten Ecke des zuletzt geschnittenen Feldes einige Halme stehen. „Die mag die Kornmuhme verzehren“, sagte man in Lindau, und in Zuchau hiess es, jene seien „für die Mäuse“ bestimmt. — War der Getreideschnitt beendet, so pflegten die Schnitter in Scheuder um den letzten abgemähten Ährenhaufen zu tanzen. Alsdann zogen sie mit einem Erntekranze auf das Gehöft ihrer Herrschaft, und dort erhielt ein jeder von ihnen ein Viertel Brot, eine Butterkabel und etliche saure Gurken oder in Ermangelung dieser einige Käse. In Thurau schickte früher die Herrschaft den Schnittern, wenn „das Letzte gemäht war“, Bier und einige Musikanten auf das Feld. Jene machten dann aus Ähren und Feldblumen einen Kranz, steckten ihn an eine Harke oder an ein anderes Arbeitsgerät, tanzten und sangen. In Wörbzig erhalten die Mäher jetzt noch, nachdem das sämtliche Getreide geschnitten ist, zum gemeinschaftlichen Trunke eine bestimmte Menge Bier, den sogenannten Drescher-Erntekranz. In Klein Paschleben giebt die Herrschaft den Mähern nach Schluss des Mähens gleichfalls einige Extragroschen zum Vertrinken, und in Quellendorf ward ihnen sogar eine gebratene Gans vorgesetzt. — Beginnt man das abgemähte Getreide in die Scheuer zu fahren, so schmücken noch heute dazu fast allgemein die Knechte ihre Pferde durch bunte Bänder am Zaumzeuge, und die Mädchen binden an die Mützen und Peitschen der Knechte den gleichen Schmuck. Rollte der erste Getreidewagen in den Hof des Bauern, so wurden Knecht, Pferde, Wagen und Korn von den Mädchen wiederum mit einem Eimer Wasser begossen. Sobald nun die erste Garbe von diesem Wagen in die Scheune gepackt wurde, ward in Elsnigk früher, wie mir dort erzählt ward, ein Gebet gesprochen. Leider habe ich über den Inhalt desselben nichts Näheres mehr erfahren können. In Zehbitz war es untersagt, das erste Bund, das in die Scheune gebracht ward, mit blossen Händen anzufassen, weil sonst die Mäuse in die Scheune kämen, und in Gross Kühnau nahm der Bauer die erste Garbe, nahm daraus einige Halme mit den Ähren, band sie kreuzweis

zusammen und sagte: „Ich binde dich kreuzweis zusammen und trage dich in jede Ecke, dass sich hier alles Ungeziefer versammeln muss, helfe es Gott!“ Dann ging er mit der Garbe übers Kreuz in jede Ecke der Banse, steckte zuletzt Hartenau und Kamille zwischen ihre Halme, stellte die Garbe dann in die letzte Ecke und sprach: „Nun, in Gottes Namen!“ Ebendort wurde auch die erste Garbe in die Banse geworfen und musste dort liegen bleiben, wohin sie gefallen war. — Die letzte zusammengebundene Garbe heisst im Volksmunde meist der Alte, in Lindau: die Kornmieke, in Köselitz: der Kater, in Mühlstedt: der Kuter, in Quellendorf und Scheuder: der Bansehase, in Elsnigk endlich: der Erntehahn. In Würflau und Scheuder wurde diese Garbe „besonders gross“, in Zuchau sogar „doppelt so dick“ als die übrigen gebunden. — Den Schluss der Ernte bildete die Übergabe des Erntekranzes durch die Arbeiter an die Gutsherrschaft. Im allgemeinen verlief, bezw. verläuft aber diese hier in denselben Formen wie anderwärts. —

Für die bäuerischen Kreise wird in Zerbst am 4. Weihnachtstage noch heute ein Knechtemarkt abgehalten. Ist nun bei diesem ein Knecht mit einem Bauer hinsichtlich des Mietsvertrages einig geworden, so fordert letzterer jenen auf, ihm in eine Wirtschaft zu folgen, in der das alte Zerbster Bier noch verschenkt wird. Beide betrinken hier den Vertrag und dazu holt der Bauer, früher geschah dies wenigstens regelmässig, aus einem „Kober“ eine Gänsekeule hervor, die er zu dem Zwecke von Hause extra mitgebracht hatte, und verzehrt sie mit dem neugedungenen Knechte gemeinschaftlich.

Tod und Bestattung des armen Sperlingsweibchens.

Ein Märchen aus dem Panjâb.[1]

Mitgeteilt von Dr. **Kurt Klemm.**

Es war einmal ein Sperling mit seiner Frau, die wurden beide alt. Aber das Hähnchen war ein lustiger Vogel und so alt es war, warf es doch seine Augen auf eine muntere junge Henne und beschloss sie zu heiraten. Da gab es eine grosse Hochzeit, alles war lustig und guter Dinge, nur nicht die alte Frau. Diese flog weg und setzte sich traurig auf einen Baum, gerade unter ein Krähennest. Als sie dort sass, fing es an zu regnen und das Wasser tropfte, tripp, tripp, auf ihr Gefieder. Doch

1) Nach der Erzählung von Hajjan, einem Pathânmädchen aus Muzaffargarh, übersetzt von Mrs. F. A. Steel, Ind. Ant. 11, S. 169—172.

sie war so betrübt, dass sie sich darum nicht kümmerte. Die Krähe hatte aber ihr Nest aus bunten Lappen gebaut und als diese nass wurden, lief die Farbe aus und fiel, tripp, tripp, auf das alte Sperlingsweibchen, bis es so bunt aussah, wie ein Pfau. Als sie nach Hause kam, wurde das neue Weibchen auf ihre Nebenbuhlerin eifersüchtig und fragte sie, woher sie das hübsche Kleid habe.

„Ganz einfach“, antwortete sie, „aus der Färberbütte.“

Da dachte die junge Frau: „Da will ich auch hin gehen, die Alte soll nicht besser gekleidet gehen, als ich.“

Darauf flog sie zu dem Färber, und husch, sass sie mitten in der Bütte. Die war aber brühend heiss, und halbtot krabbelte das Weibchen wieder heraus. Als der alte Hahn sein Weib nicht zu Hause fand, flatterte er bekümmert umher, um sie zu suchen, und vergoss bittere Thränen, da er sie halb ertränkt und verbrüht mit zersträubten Federn fand.

„Was ist denn geschehen?“ fragte er.

Das arme beschmierte Ding konnte nur keuchen:

„Alte wurde schön gefärbt,
Ich lag in der Bütte drin.“

Zärtlich nahm sie der Sperling in den Schnabel und flog mit ihr heimwärts. Gerade, als er über einen breiten Fluss flog, guckte das alte Weibchen aus dem Nest, und als sie ihren Alten erblickte, wie er seine Braut in so jämmerlicher Verfassung anbrachte, fing es an zu lachen und schrie:

„Eine geärgert, die andre gequält,
Und eine lachend hochgehoben.“[1])

Darüber wurde ihr Gatte so zornig, dass er seine Zunge nicht halten konnte und ausrief: „Still, still, du altes gemeines Ding!“

Natürlich fiel die arme beschmierte Braut aus seinem Schnabel, plumps — in den Fluss und ertrank.

Darob ward das Sperlingshähnchen so von Schmerz überwältigt, dass es alle seine Federn ausriss, bis es so nackt war, wie ein frisch gepflügtes Feld. Dann setzte es sich auf einen Pîpalbaum und weinte jämmerlich.

Darauf sagte der Baum zu ihm: „Was ist denn geschehen?“

„Frage mich nicht“, sagte das Hähnchen, „es schickt sich nicht zu fragen, wenn jemand traurig ist.“

Aber der Baum gab sich nicht zufrieden und endlich sagte der arme verwaiste Sperling unter Seufzen und Thränen:

---

1) Dieser Vers variiert einen anderen, welcher sich auf folgende Geschichte bezieht. Ein Mann wollte mit seinen beiden Frauen einen Fluss überschreiten. Jede von ihnen verlangte nun zuerst hinübergetragen zu werden. Schliesslich nahm er die jüngere auf die Schultern, während die andere allein durch den Strom waten musste. Da spottete die jüngere der älteren mit den Worten:

„Zuerst war sie geärgert, dann traurig,
Die andere ging hinüber auf der Schulter sitzend.“

„Eine Henne gefärbt.
Beschmiert die andre,
Die liebte Hähnchen.“

Da übermannte den Baum das Leid und er sprach: „Da muss ich auch trauern.“ So schüttelte er auf der Stelle seine Blätter ab. Nach einiger Zeit kam ein Büffel, um in der Hitze des Tages im Schatten des Baumes zu ruhen, und war nicht wenig erstaunt, nur leere Zweige zu finden.

„Was ist dir zugestossen?“ sagte der Büffel, „gestern warst du noch so grün wie möglich.“

„Frage mich nicht“, wimmerte der Pìpalbaum, „wie unmanierlich bist du doch. Weisst du nicht, dass es sich nicht schickt zu fragen, wenn jemand traurig ist?“

Aber der Büffel bestand auf seinem Verlangen, und endlich sagte der Baum unter Seufzen und Thränen:

„Eine Henne gefärbt,
Beschmiert die andre,
Die liebte Hähnchen.
Baum schüttelt' Blätter.“

„O weh! o weh!“ schrie der Büffel, „wie traurig! Da muss ich auch trauern.“

So warf er auf der Stelle seine Hörner ab und weinte und klagte. Nach einer Weile ging er zum Flusse, um Wasser zu trinken.

„Was ist los?“ rief der Fluss, „was hast du mit deinen Hörnern gethan?“

„Wie grob du bist“, heulte der Büffel, „kannst du nicht sehen, dass ich in tiefer Trauer bin? Weisst du nicht, dass es unschicklich ist zu fragen?“

Aber der Fluss bestand auf seinem Verlangen, bis der Büffel unter vielen Seufzern sprach:

„Eine Henne gefärbt,
Beschmiert die andre,
Die liebte Hähnchen.
Baum schüttelt' Blätter.
Büffel die Hörner.“

„Schrecklich!“ schrie der Fluss und weinte so sehr, dass sein Wasser ganz zu Salz wurde.

Nach und nach kam ein Kuckuck, um sich im Flusse zu baden. „Was ist geschehen?“ sagte der Kuckuck, „du bist ja so salzig wie Thränen.“

„Frage mich nicht“, murmelte der Fluss, „es ist zu schrecklich zu erzählen.“

Aber da der Kuckuck darauf bestand, sagte der Fluss:

„Eine Henne gefärbt,
Beschmiert die andre,
Die liebte Hähnchen.
Baum schüttelt' Blätter,
Büffel die Hörner,
Fluss wurde salzig.“

„O weh! o weh!", weinte der Kuckuck, „wie schaurig! Da muss ich auch trauern."

Damit riss er sich ein Auge aus, setzte sich an den Kaufmannsladen und weinte.

„Was giebts?" fragte Bhagtu, der Kaufmann.

„Frag mich nicht!" schluchzte der Kuckuck, „es ist so furchtbar traurig! solcher Schmerz!"

Aber der Kaufmann bestand auf seiner Frage, und endlich sagte der Kuckuck:

„Eine Henne gefärbt,
Beschmiert die andre,
Die liebte Hähnchen.
Baum schüttelt' Blätter,
Büffel die Hörner,
Fluss wurde salzig,
Kuckuck einäugig."

„O Gott", schrie Bhagtu, „ist das aber traurig. Da muss ich auch trauern."

Da weinte und jammerte er, bis er den Verstand verlor. Und als des Königs Magd kam, gab er ihr Pfeffer statt Saffran und Zwiebeln statt Knoblauch und Weizen statt Gerste.

„Aber Freund Bhagtu", sagte das Mädchen, „was ist dir zugestossen?"

„Frag mich nicht!" rief der Kaufmann, „frag mich nicht! was kann ein Mann in so schrecklichem Kummer von Knoblauch und Saffran und Pfeffer wissen? Es ist zu, zu schrecklich!"

Endlich sagte er auf die dringende Bitte des Mädchens:

„Eine Henne gefärbt,
Beschmiert die andre,
Die liebte Hähnchen.
Baum schüttelt' Blätter,
Büffel die Hörner;
Fluss wurde salzig,
Kuckuck einäugig,
Bhagtu verrückt."

„O, wie traurig!" schrie das Mädchen. „Ich muss auch trauern."

So ging sie zum Palast und redete ganz wirres Zeug. „Was bedeutet das?" fragte die Königin, „was bekümmert dich?"

„O!" weinte das Mädchen, „so schreckliche Botschaft!"

„Eine Henne gefärbt,
Beschmiert die andre,
Die liebte Hähnchen.
Baum schüttelt' Blätter,
Büffel die Hörner,
Fluss wurde salzig,
Kuckuck einäugig,
Bhagtu verrückt;
Magd redet Unsinn."

„Ach Gott!" rief die Königin, „das ist recht traurig, ich muss auch trauern."

So fing sie an zu tanzen, und tanzte, bis sie ganz ausser Atem war. In diesem Augenblick kam ihr kleiner Sohn und als er sie so tanzen sah, fragte er — warum?

„Eine Henne gefärbt,
Beschmiert die andre,
Die liebte Hähnchen.
Baum schüttelt' Blätter,
Büffel die Hörner,
Fluss wurde salzig,
Kuckuck einäugig,
Bhagtu verrückt,
Magd redet Unsinn
Königin tanzt",

sagte die Königin und tanzte weiter.

„Ich will auch klagen“, sagte der Prinz, und sogleich fing er an, das Tambourin zu schlagen und zu tanzen. Als der König diesen Lärm hörte, kam er herein und fragte, was es zu bedeuten habe. „O“, sagte sein Sohn,

„Eine Henne gefärbt,
Beschmiert die andre,
Die liebte Hähnchen.
Baum schüttelt' Blätter,
Büffel die Hörner,
Fluss wurde salzig,
Kuckuck einäugig,
Bhagtu verrückt.
Magd redet Unsinn,
Königin tanzt,
Prinz schlägt die Trommel.“

„Ausgezeichnet!“ rief der König, ergriff eine Zither und klimperte darauf, während er ebenfalls tanzte:

Dann fingen alle vier an zu singen:

„Eine Henne gefärbt,
Beschmiert die andre,
Die liebte Hähnchen.
Baum schüttelt' Blätter,
Büffel die Hörner,
Fluss wurde salzig,
Kuckuck einäugig,
Bhagtu verrückt.
Magd redet Unsinn,
Königin tanzt,
Prinz schlägt die Trommel,
König thut klimpern.“

Das war das Begräbnis des armen Sperlingsweibchens.

Zu dem Märchen von Tod und Begräbnis des armen Sperlingsweibchens.

Von **Karl Weinhold.**

Die allerliebste kleine indische Geschichte von dem Tod und Begräbnis des armen Sperlingsweibchens, die Dr. Kurt Klemm im Voranstehenden den deutschen Lesern zugänglich gemacht hat, wird wohl manchen an das Grimmsche Kindermärchen vom Tod des Hühnchens erinnert haben, No. 80 in den Kinder- und Hausmärchen. W. Grimm hat in dem dritten Bande (3. Ausgabe, S. 128 f.) Nachweise über die Verbreitung des kleinen Fabelstoffes gegeben, die ich im folgenden teils benutze, teils vermehre, ohne hier etwas anderes zu wollen, als auf die Beliebtheit des Stoffes hinzuweisen.[1])

In dem hessischen, von den Brüdern Grimm aufgezeichneten Märchen will das Hühnchen an einem Nusskern ersticken, den es mit dem Hähnchen nicht teilen mochte. Das Hähnchen läuft in seiner Angst zum Born nach Wasser, dieser schickt es zur Braut nach Seide, diese zur Weide nach einem Kränzlein und da es diese giebt, zurück zur Braut, dann zum Born, aber als es mit dem Wasser zum Hühnchen kommt, ist dieses schon erstickt. Nun schreit und jammert das

1) Über die Verbreitung des Themas vgl. namentlich auch E. Cosquin, Contes populaires de Lorraine, 1, 282 f.

Hähnchen laut, alle Tiere kommen herzu und beklagen das Hühnchen. Sechs Mäuse bauen den Leichenwagen und spannen sich vor. Da kommen der Fuchs, der Wolf, der Bär und alle Tiere des Waldes und setzen sich hinten auf. Aber als sie über die Strohhalmbrücke fahren, fallen die Mäuse ins Wasser und ertrinken. Mit einer Kohle und einem Stein, die sich über den Bach legen, geht es noch schlimmer. Von dem Stein rutscht der Wagen zurück und alle Tiere ertrinken bis auf das Hähnchen, das darauf sein Weibchen begräbt und sich auf dem Grabe tot grämt.

Nah verwandt, wenn auch im einzelnen abweichend, ist die halb in Prosa, halb in Versen gegebene Geschichte vom Hühnchen und vom Hähnchen im Wunderhorn, III, 232—36 (Berliner Ausg. v. 1873. II, 464), die Simrock in sein Kinderbuch (No. 938) aufnahm. Hier stirbt das Hähnchen nicht aus Gram, sondern fliegt auf den Kirchturm, wo es noch sitzt und auf das Austrocknen des Wassers passt — ein Schluss, den wohl Cl. Brentano gemacht hat.

Nach einem schwäbischen Märchen (E. Meier, Deutsche Volksmärchen aus Schwaben. No. 71) gehn Hühnle und Gockeler über eine Brücke. Sie muss vorausgehn, fällt ins Wasser und ertrinkt. Der Jochen- oder Jokelgang fehlt hier. Gockeler holt einen Schiebkarren: da kommen die Ratten, Mäuse, Hasen und Rehe und alles Vieh und wollen mit. sie sitzen hinten auf und er fährt sie zum Wasser. Da haben sie das Weible mit einander herausgezogen, aber es ist tot gewesen. Nun haben sie's auf den Karren geladen und zum nächsten Mist gefahren und vergraben. Da hat der Gockeler die Leichenrede gehalten und die Tierle haben dazu gesungen.

Dem Grimmschen, aus Hessen stammenden Text ist ein bayrischer nahe verwandt, der im dritten Bande der Kinder- und Hausmärchen, S. 129 kurz mitgeteilt wird. Die Grabfahrt fehlt, das rettende Wasser kommt zu spät und das Hähnl weint sich auf Hendls Grabe tot. Ebenso fehlt das Mittrauern der Tiere und die Begräbnisfahrt der einen ostpreussischen Erzählung (Em. Lemke. Volkstümliches in Ostpreussen, II, 245), wo das Hahnchen der erstickende ist, und das Wasser, das der Born endlich dem Hennchen giebt, das Hahnchen rettet. Dazu stimmt im wesentlichsten das lothringsche Geschichtchen La Pouillotte et le Coucherillot (Hühnchen und Hähnchen) in E. Cosquins Contes populaires de Lorraine No. 29.

Nach dem norwegischen Märchen von Hanen og Honen i Noddeskoven (Asbjørnsen Norske Folke-Eventyr No. 16. Christiania 1866) gehen die beiden in einen Nusswald, dem Huhn bleibt eine Schale im Halse stecken, es liegt da und zappelt, und der Hahn macht seinen Weg vom Brunnen zur Linde, zur Jungfrau und so fort bis zum mitleidigen Köhler und dann in gleicher Kettenfolge zurück. Das Wasser macht die tote Henne wieder lebendig. Auch das nordfriesische Geschichtchen (Müllenhoff, Märchen, Sagen, Lieder aus Schleswig-Holstein, S. 470) gehört zu dieser Klasse, welche die mittrauernden Tiere nicht kennt und einen guten Ausgang hat. In der Einkleidung ist diese Sylter Erzählung selbständig: Henk und Huank finden Salz und Malzkorn und brauen einen Trank. Dabei fällt Huank in den Bottich und steht angstvoll auf einem Beine darin. Henk ruft einen Mann zu Hilfe, der aber nicht helfen will, Hund will dann den Mann nicht beissen[1]), Knüppel den Hund nicht schlagen, Feuer den Knüppel nicht brennen, Wasser das Feuer nicht löschen, Ochs das Wasser nicht saufen, Fessel den Ochs nicht binden, Maus die Fessel nicht zernagen, die Katze aber beisst die Maus und so geht die

1) Die Reihenfolge des Jokel- oder Jäckelliedes, vergl. R. Köhler in der Germania 5, 463—467 und im Anschluss an das lothringsche Märchen Poutin et Poutot E. Cosquin in seinen Contes populaires de Lorraine II, 32—41.

Reihe nun zurück, bis zu dem Manne, der vom Hund gebissen dem Huank aus dem Bottich hilft.

Eine Gruppe für sich bilden eine brandenburgische, eine siebenbürgische und eine ostpreussische Erzählung.

In der Mark (Engelien und Lahn, Volksmund in der Mark Brandenburg. Berlin 1868. S. 166) wird so berichtet: Hoan und Hinne fanden ein volles Butterfass. Die Henne frisst es hinter dem Rücken des Hahnes aus, wofür sie dieser verwünscht: „Di sal deär Jeier halen!“ Der Geier holt sie wirklich und der Hahn macht sich auf, sie wiederzuholen; eine Knopfnadel, ein Ei, ein Mühlstein schliessen sich ihm an und sie gelangen in das Haus des Geiers, der nicht daheim ist, weil er zur Hochzeit ladet. Die Henne ist sehr froh, ihren Mann wieder zu haben, sie machen eine Strohhenne und setzen sie auf den Herd. Das Feuer ist ausgegangen und als der Geier zurückkommt, will er es wieder aufblasen. Da springt das in der Glut liegende Ei und verkleistert ihm die Augen, und wie er sich diese mit dem Handtuch auswischen will, ritzt ihn die darin steckende Nadel. Als er nun zornig zur Thür herausrennen will, um die Henne zu suchen, fällt der Mühlstein auf ihn und schlägt ihn tot: Henne und Hahn frassen dann das letzte Viertel Butter in Liebe zusammen auf und ärgerten sich nicht mehr einander — Im Siebenbürger Sachsenlande (J. Haltrich, Deutsche Volksmärchen aus dem Sachsenlande in Siebenbürgen No. 75. 76. 77. 78) wird erzählt, dass Hähnchen und Hühnchen auf dem Mist scharren, Hühnchen eine Erbse verschluckt und daran ersticken will. Hähnchen läuft nun die Jokelreihe ab[1]) nach Wasser, als er aber endlich das Wasser bringt, ist Hühnchen schon erstickt. Da macht er einen Wagen, legt sie darauf, spannt zwei Läuschen und zwei Mäuschen vor und fährt die Tote langsam zu Grabe. Als er dann weinend heimfährt, kommt der Bär, weint und setzt sich hinten drauf. Dann desgleichen Wolf, Fuchs, Krebs, Ei, Stecknadel und Mühlstein. Zur Nacht kehren sie bei einem Wirt ein, der die weinende Gesellschaft auslacht, worauf sich die Tiere, jedes in seiner Art, an seinem Viehstande rächen; er selbst wird vom Mühlstein erschlagen.

Die ostpreussische entsprechende Geschichte (E. Lemke, Volkstümliches in Ostpreussen 2, 238 f.) erzählt mit eigentümlicher Einmischung eines anderen Märchenmotivs, dass Hahnchen und Hennchen spazieren gehen; Hennchen findet eine Erbse und frisst sie, Hahnchen aber pflanzt die Bohne, die er fand, unter die Ofenbank und die daraus erwachsende Staude dringt allmählich durch das Haus hindurch empor bis in den Himmel Petrus bricht die Spitze ab, Hahnchen fordert Entschädigung, bekommt sie wiederholt, bis Petrus den unersättlichen in heisses Wasser wirft und dann als tot hinab vor sein Haus. Ein Weih holt die Leiche fort, Hennchen aber fährt mit einem Wagen aus, das Hahnchen zu suchen und zu begraben. Mäuse ziehen den Wagen; Stecknadel, Ente, Ei und Mühlstein schliessen sich der Fahrt an und sie kommen in das Haus „der grossen Schawei“, die gerade ausgeflogen ist. Es kommt nun wie in der siebenbürgischen Geschichte, „die Schawei“ wird vom Mühlstein tot geschlagen, und Hennchen findet das wieder belebte Hahnchen, und geht mit ihm seelenvergnügt heim.“[2])

Zum Schluss erwähne ich einer schwäbischen Variante (E. Meier, Deutsche Volksmärchen aus Schwaben, No. 80), welche das Trauergefolge nicht hat, sondern

1) Wasser, Jungfer, Schuster, Schwein, Müller, Acker, Mist.

2) In dem inhaltreichen Buche von Frl. Emilie Lemke, Volkstümliches in Ostpreussen. Mohrungen 1884. 1887. 2 Bde. ist 2, 242 f. noch eine dritte Geschichte vom Hahnchen und Hennchen mitgeteilt, von einer Reise der beiden nach Rom, der sich andere Tiere anschliessen, und wo der Fuchs alle bis auf den schlauen Sperling frisst.

nur die Jokelreihe, und die Verwundung des Hahnes zum Ausgang nimmt. Gockeler und Henne machen eine Reise, Gockeler springt über einen Graben und dabei platzt ihm der Bauch. Sie gehen zum Schuster, dass er den Riss zunähe, dieser verlangt eine Borste dazu; sie gehen nun zur Sau und werden immer weiter geschickt bis auf die Strohbüne, von der sie herunter fallen „und da sind sie dot gwä."

E. Cosquin hat dazu ein entsprechendes Geschichtchen aus dem Departement Seine und Marne verglichen (I, S. 282).

Es wird das genügen, um die Verbreitung der kleinen Tierfabel und die Bildsamkeit ihres Stoffes zu erweisen.

Volksmedizin in der Grafschaft Ruppin und Umgegend.

Von K. Ed. Haase.

(Fortsetzung von S. 74.)

XIII. Gegen Frost.

1. Gegen Frost und aufgesprungene Hände. — Man nimmt den eigenen Urin; derselbe wird mit einem glühenden Eisen entsalzt und dann mit Kleie gemischt. In diesem Gemisch badet man die kranken Gliedmassen, trägt es dann stillschweigend nach einem Kreuzwege und giesst es dort aus. Die Kur kann nur bei abnehmendem Monde vorgenommen werden. Neu-Ruppin.

2. Um Frost aus Händen und Füssen zu entfernen, bestreiche man einen Lappen (Leder) mit Fliedermus und lege denselben auf. Neu-Ruppin.

3. Hat man die Glieder erfroren, so lege man Terpentinpflaster auf und lasse dasselbe so lange liegen, bis es abfällt. Ist der Schaden sehr stark, so geht Fleisch und alles herunter. Alsdann nimm weisse Feigensalbe, schmiere sie auf ein Läppchen und lege dieses darauf. Doch muss bei jedesmaligem Aufbinden der Schaden mit italienischem Wundspiritus nur ein wenig mit der Feder beschmiert werden. Dies wird bis zur völligen Heilung des Schadens fortgesetzt. Alt-Ruppin.

4. Man kocht Leinöl und Wachs zusammen und thut, nachdem es ein wenig verschlagen, das Gelbe vom Ei dazu. Die so bereitete Salbe hilft gegen den Frost. Lichtenberg.

XIV. Wenn sich Geblüt gesetzt hat.

1. Wenn sich Geblüt gesetzet hat, so gebrauche Loröl, Dillöl und Mandelöl. Damit geschmieret gegen dem Feuer (d. h man reibe die leidende Stelle damit ein und halte sie gegen das Feuer oder den heissen Ofen, damit das Öl ordentlich einzieht). Neu-Ruppin.

2. Wenn sich Geblüt gesetzet hat, so gebrauche Terpentinöl, Ziegelöl, Spickeröl, Regenwürmeröl, Wacholderöl, Weisslilienöl, Johannisöl, Wachsöl und Petroleumöl (so!). Neu-Ruppin.

3. Nimm ½ Liter Spiritus, 2½ Stück fenirsche (venetianische?) Seife, für 10 Pfennig Satatri, für 10 Pfennig Kampfer und für 5 Pfennig Bärme, thue es in eine Weinflasche und schüttle es tüchtig um. Damit reibe die kranke Stelle ein gegen Geblüt oder Verrenkung. ?

XV. Gegen Gelbsucht.

1. Ach, lieber Gott, ich klag' es dir,
Nimm doch die gelbe Sucht von mir.
Im Namen des Vaters u. s. w. Neu-Ruppin.

2. a) Fliederbaum, ich klage dir,
Meine Sucht, die plaget mir.
Nimm hin, behalt! Im Namen Gottes u. s. w. Neu-Ruppin.

b) Fliederbaum, ich klage dich,
Die gelbe Sucht, die plaget mich,
Dass sie in mich vergeh
Und in dich besteh. Im Namen u. s. w. Buberow.

XVI. Gegen Gerstenkörner.

1. Man gehe an einen Fluss, wende demselben den Rücken zu und sehe in den zunehmenden Mond: alsdann nehme man sieben Gerstenkörner, drücke mit ihnen auf das wehe Auge und spreche:

Was ich sehe, nehme zu;
Was ich drücke, nehme ab. Das walte Gott Vater u. s. w.

Darauf werfe man die Gerstenkörner über den Kopf in den Fluss. — Dreimal.
Neu-Ruppin. Fehrbellin, Kr. Ost-Havelland.

2. Man drückt mit den drei ersten Fingern der rechten Hand dreimal kreuzweise gegen das Gerstenkorn und spricht:

„Magst werden, wat du west" —

und darauf dreimal ebenso gegen die Wand und spricht:

„Kröt' bliewst doch!" Neu-Ruppin. Stöffin.

3. Man sehe den zunehmenden Mond an und spreche, indem man das Gerstenkorn mit dem Finger berührt:

Was ich sehe, nehme zu;
Was ich fühle, nehme ab. Im Namen des Vaters u. s. w.
Wulkow.

4. Es ritten drei Jungfrauen wohl über den Berg:
Die eine gerannt,
Die andre bekannt,
Die dritte gewann
Das ganze Recht. Im Namen d. V. u. s. w. Wulkow.

5. Hast du ein Gerstenkorn, so siehe durch das Astloch eines Bretterzaunes und lass den Wind daran kommen, so kehrt es niemals wieder. Neu-Ruppin.

6. Ein Gerstenkorn geht auf, wenn man des Nachts ein thalergrosses Stück Rindfleisch auf das kranke Auge legt. Neu-Ruppin.

7. Um ein Gerstenkorn zu vertreiben, muss man es dreimal kreuzweise mit einem Trauringe bestreichen und dabei sprechen: Vater, Sohn und heiliger Geist. Neu-Ruppin. Karwe.

8. Siehe dreimal durch ein Sieb in die untergehende Sonne, ohne zu lachen, und sprich dabei leise: Im Namen des Vaters u. s. w. Wulkow.

9. Man soll nicht auf einen Fusssteig pissen, weil man dadurch leicht ein Gerstenkorn erhalten kann. Die Heilung geschieht dadurch, dass man stillschweigend unter eine Dachtraufe pisst. Kreis Ruppin.

XVII. Gegen Geschwulst.

1. Schwuls, vergehe!
Schmerz, vergehe! Im Namen des Vaters u. s. w. Neu-Ruppin.

2. Der weisse und der blaue Schwulst, der soll vergehen bis auf den Grund. Im Namen u. s. w. Alt-Ruppin.

3. Unser Herr Christus kam auf Erden Seine Wunden dähn nich weh, sie schwullen ok nich. Zippelsförde.

4. Für den Schwulst.

Alle Glocken werden lüden;
Alle Gesänge werden gesungen,
Alle Evangelien werden gelesen,
Damet werd de Schwulst verwesen. Im Namen u. s. w.
Dierberg.

5. Glückselig sei der Tag, glückselig sei die Stund', dass du weder geschwüllst noch geschwärst, bis Maria einen anderen Sohn gebiert. † † † Lichtenberg.

6. Geschwulst und Schmerzen zu nehmen.

a) Wunde, die ich erfinde,
Die soll nicht schwellen,
Die soll nicht quellen,
Die soll nicht wehe thun. Im Namen Gottes u. s. w.
(Vgl. Blut stillen 2.) Löwenberg.

b) Unser Herr Christus lag und schlief:
Seine Wunden waren tief;
Sie schwollen nicht, sie quollen nicht,
Sie thaten auch nicht weh. Im Namen Gottes u. s. w.
(Vgl. Blut stillen, 2.) Löwenberg.

7. Man gehe hinaus, sehe den abnehmenden Mond an und spreche, indem man die Geschwulst berührt:

Was ich anseh, das gewinnt,
Was ich anfühl, das verschwind'. Im N. G. u. s. w.

Dreimal zu sprechen. — Pessin, Kr. West-Havelland.

8. Man brenne und mahle Kochlinsen, koche sich einen Kaffee davon und trinke denselben des Morgens auf nüchternen Magen. Neu-Ruppin.

9. Eine Beule am Kopfe muss man dreimal mit einem Tischmesser bestreichen (drücken). Neu-Ruppin.

10. Hat man einen Klut auf der Hand, so gehe man stillschweigend zu einer Leiche, streiche mit der Totenhand kreuzweise über den Schaden und spreche leise: Im Namen der heiligen Dreieinigkeit, alsdann wird der Klut verschwinden.

Neu-Ruppin.

XVIII. Gegen Geschwüre.[1])

1. Geschwüre muss man bei zunehmendem Monde böten, dabei in den Mond hineinsehen, die Hand auf die Geschwüre legen (oder sie damit streichen) und sprechen:

a) Was ich sehe, das nehme zu;
Was ich bedecke (streiche: Rh.), das nehme ab.
Im Namen des Vaters u. s. w. Neu-Ruppin. Rheinsberg.

b) Alles, was ich ansehe, wächst;
Alles, was ich anfasse, verschwindet. Dreimal pusten. † † †
Im Namen u. s. w. Gadow, Kr. Ost-Prignitz.

2. Wenn man einen Pünkel hat, soll man mit dem Daumen, Zeige- und Mittelfinger kreuzweis dreimal drücken und sagen:

Bliew, wat du bist. Protzen. Walchow.

3. Wenn man Geschwüre hat, nehme man Geld, aber kein Kupfer, thue von dem Eiter der Geschwüre etwas daran und schenke dieses Geldstück einem Bettler oder lege es so hin, dass es jemand findet. Alsdann bekommt der Abnehmer die Geschwüre und der erste ist sie los.

Rheinsberg.

4. Hat ein Knabe Pickeln im Gesicht, so lasse man ihn dreimal mit der Hand über die Stirne eines kleinen toten Mädchens streichen, alsdann vergehen sie. Bei einem Mädchen muss man die Leiche eines Knaben benutzen.

? Kr. Ost-Prignitz.

5. Hat man Geschwüre am Finger, an der Hand oder sonstwo, so darf man nicht in die Kirche gehen; denn durch den Segen, den der Geistliche über die Gemeinde spricht, wird die Wunde mitgesegnet und heilt infolgedessen schwer.

Alt-Ruppin.

XIX. Gegen Gewächse.

Wenn ein Mensch Gewächse hat, so spreche er:

Man lautet zu der Leiche,
Und was ich greif', das weiche,
Und was ich greif, nimmt ab
Wie der Tod im Grab. † † † Lichtenberg.

XX. Gegen Gicht[2]) und Rheumatismus (Fluss).

1. Für den Fluss.

Du sollst nicht reissen,
Du sollst nicht beissen,
Du sollst stille stehen,
Wie die Mutter Maria stille stand am Jordan.
Im Namen Gottes des Vaters u. s. w. Neu-Ruppin.

1) Zur Zeit der Zwölften darf man keine Hülsenfrüchte essen, weil man sonst Geschwüre bekommt. — Allgemein.

2) Giesst man jemand in ein noch nicht völlig ausgetrunkenes Glas aufs neue Wein ein, so bekommt er die Gicht (oder die Schwindsucht). — Allgemein.

2. a) Fluss und die Weid'
Die hatten einen Streit;
Der Fluss, der verschwind't,
Die Weid', die gewinnt. Im N. d. V. u. s. w. Neu-Ruppin.

b) Die Eule und alle Gichtflüsse,
Die haben ein Fecht (Die liegen beid' in Streit: Fr.);
Die Eul' gewannt
Und alle Gichtflüsse verschwand. Im Namen Gottes u. s. w.

(Dreimal pusten; dabei muss man den Kranken anfassen und vom Körper wegstreichen: Fr.) Neu-Ruppin. Frankendorf.

c) Gegen den Fluss.

De Rose un de Wied', de streden sik;
De Duwe un de Himmel, de jagen sik:
So will ik di ok jagen. Im Namen u. s. w. Zippelsförde.

d) Maria und der Fluss,
Die gingen übers Land;
Maria wand,
Und der Fluss verschwand.
Buberow.

e) Der Almuss (?) und der Fluss,
Die gingen beide ins Gericht;
Der Almuss, der gewann,
Und der Fluss verschwand.
Buberow.

f) Der Schlagfluss, die Vormundschaft und die Gicht
Gingen beide (so!) ins Gericht;
Der Vormund gewann,
Der Schlagfluss und die Gicht verschwand.
Im Namen u. s. w. Metzelthin.

g) Die Amen (?) und die Gicht,
Die gingen beide zu Gericht:
Die Amen, die gewann,
Die Gicht verschwand. Neu-Ruppin.

h) Der Heidmann und die Gicht
Die gingen beide ins Gericht; u. s. w. Metzelthin.

i) Jesus Christus und die Gicht,
Die standen beide vor dem jüngsten Gericht; u. s. w.
Retzow, Kr. West-Havelland.

3. Guten Abend, du wilder Ast,
Hier bringe ich alle meine Mühe, Sorge und Last;
Gichtfluss, Schlagfluss (oder Schwindel) und alle bösen Seuchen,
Die sollen aus meinen Gliedern (meinem Körper) weichen
Und in diesen Ast 'reinschleichen.
Im Namen Gottes u. s. w.

Neu-Ruppin. Zippelsförde. Buberow. Metzelthin. Fehrbellin, Kr. Ost-Havelland.

Dem Spruche aus Zippelsförde sind die Worte hinzugefügt: Dies muss an einem Apfelbaume gesprochen werden, der von dem Patienten aus hinter einem Kreuzwege steht und zwar an drei Freitagen bei abnehmendem Monde. — In Fehrbellin greift man während des Besprechens an einen Zacken und „dreht ihn kreuzweis“.

4. a) Apfelbaum (Nussbaum M.), ich klage dir,
Die reissende (77sterlei M.) Gicht, die plagt mich sehr.
Ich fasse jetzt an diesen Ast,
Nimm sie von mir, die schwere Last. Im Namen Gottes u. s. w.
Neu-Ruppin. Metzelthin.

b) Gegen die Gicht.

Eichenbaum, ich klage dir,
Die Gicht plaget mir;
Ich wünsche, dass sie mir vergeht
Und in dir besteht.
Im N. G. u s w. (S. Engelien u. Lahn a. a. O. S. 267.) Seebeck.

c) Guter Mond, ich klage dich,
Die reissende Gicht, die plaget mich;
Ach, ich bitt' dich sehr,
Nimm sie weg von mir. Im Namen u. s. w. Dierberg.

d) Appelbom, ik klåg di (Frucht tragender Baum: P.),
De ritne Gicht plågt mi;
De erste Vågel, de ober flügt,
Nimmt mine ritne Gicht mit weg. Im Namen des Vaters u. s. w.
(Hierbei muss man einen Apfelbaum umfassen.)
Wulkow. Pessin, Kr. West-Havelland.[1])

e) Guten Morgen, Jungfer Ficht'!
Ich klag' dir 77erlei Gicht.
Der erste Vogel, der rüber fliegt,
Der nehme sie in die Kluft
Und nehme sie mit in die Luft. Im N. G. u. s. w.

Dabei muss man drei junge Vögel ausschütten aus dem Nest und bei dem Anrufen jedesmal einen fliegen lassen. Neu-Ruppin.

f) Sprich zu einem Pflaumen- oder Birnbaume:

Baum, ich klage dir,
Die 77sterlei Gicht plaget mir:
Baum, ich bericht' dir,
Die 77sterlei Gicht verschwand mir.
Im Namen u. s. w. Friesack, Kr. West-Havelland.

g) Flederbom, ik klåg di,
De Gicht plågt mi;
Flederbom, ik klåg di an
Un joch davan. Im Namen u. s. w.
Seveckow, Kr. Ost-Prignitz.

5. a) Man gehe an einen Obstbaum und bete also:

Ich grüsse dich, du grossvolle Staude (= gross Hollernstaude?)
An dir verböte ich meine 77erlei reissende Gicht. Neu-Ruppin.

b) Ich grüsse dir, gross Ollerstaude (= Hollernstaude = Hollunderstaude),
Ich bitt' dir um 77erlei Gicht. Im N. G. u. s. w.

Des Freitags früh vor der Sonne an einer Scheidweide. Neu-Ruppin.

1) In Pessin in hochdeutscher Sprache.

c) Guten Morgen, Weide, [Hollernstaude),
Ich grüsse dich gross von der Stunde (so! Wohl entstellt aus grosse
An dich verböt ich mich, Weide,
Über mein 77erlei Arten Gichtflüsse,
Die reissende Gicht,
Die brennende Gicht,
Die warme Gicht,
Und alle andern Gichtflüsse, die ich nicht alle nennen kann.
Hier bind' ich sie an
Und gehe davon. Im Namen u. s. w.

(Drei Freitage morgens vor der Sonne.) Severkow, Kr. Ost-Prignitz.

6. a) Gichtfluss, du sollst stehen,
Du sollst vergehen,
Sollst verschwinden,
Wie das Laub an den Linden,
Bei den Toten sollst du's finden.
Im Namen des Vaters u. s. w. Neu-Ruppin.

b) Dieser Gichtfluss soll verschwinden,
Wie das Blatt von der Linden,
Wie der Tod in das Grab.
Im N. d. V., d. S. u. s. w. (ohne Amen). † † † Neu-Ruppin.

7. Gegen allgemeines Reissen bei abnehmendem Mond.

Ich blicke ins helle Licht
Und klage meine Gicht. Im Namen Gottes u. s. w.

(An drei Abenden je dreimal zu sprechen.) Neu-Ruppin.

8. Petrus und Paulus gingen in Bröken (= Bruch),
Kräuter wollten sie sich söken, [thäten böten).
Damit sie den Fluss und det Böten (? — jedenfalls: Damit sie den Fluss
Im N. G. d. V. † † †, G. d. S. † † † u. G. d. h. G. † † † Neu-Ruppin.

9. Gegen Gichtreissen. — Die reissende und die wütende und die siebenundsiebzigste Beigicht, ich gebiete dir, alle deine Gichten zu reissen und zu laufen (so!), wie die heilige Jungfrau Maria trägt ihr Söhnlein zur heiligen Taufe und zur Reinigung. — Im Namen u. s. w. Alt-Ruppin.

10. Stille mir den Schwindel! Gichtfluss, aus den Knochen wohl in das Fleisch, wohl in die Haut, aus der Haut wohl in den weiten Wald hinaus. — Im Namen u. s. w. Alt-Ruppin.

11. Guten Morgen, Ficht'!
Hier bring ich dir meine 77sterlei Gicht.
Nimm sie von mir,
Behalt sie an dir,
Dass du sie magst tragen
Bis an den jüngsten Tagen. Im Namen Gottes u. s. w.

Will man diese Sympathie gebrauchen, so nimmt man ein Messer, Bohrer und Hammer, bohrt ein Loch in eine Fichte und betet dabei obige Worte. Ist dies geschehen, so schneidet man sich von der Fichte einen Zweig und macht davon einen Pfropfen, während man wieder, wie angeführt, betet. Ist auch dies geschehen,

so schlägt man mit dem Hammer den Pfropfen in das Loch unter Hersagen des Spruches und geht alsdann wieder still nach Hause, ohne sich umzusehen; doch muss man sich hüten, jemals wieder der Fichte zu nahen. Zippelsförde.

12. Am stillen Freitag geschah, da unser lieber Herr Jesus Christus in seine bittere Marter trat, da betete gross (und klein?), da betete alles, was auf Erden war. Da sprach der Judenrichter: Jesus, du bist gichtig; dieser Mensch ist gichtig. Der mir einst alle diese Worte nachsprechen kann, den soll nun und nimmermehr keine Gicht mehr stechen, es sei die schwellende Gicht, die kühlende Gicht, die reissende Gicht, die tahrende Gicht, es sei in der Welt für Gicht, was für Gicht sein mag, und von den Früchten ich es nehmen mag (so!).

Dies wird drei Freitage hinter einander vor Sonnenaufgang rückwärts über den Kopf stromabwärts in das Wasser geworfen (jedenfalls auf Papier geschrieben). Zippelsförde.

13. Ach, lieber Gott, ich bitte dich,
Die Gicht plaget mich.
Sonne, Mond und Sterne helfen mir von dieser Pein,
Dass ich von der Gicht entledigt sei.
Im Namen Gottes u. s. w. Lichtenberg. Kerzlin.

14. O, du böse reissende Gicht, du sollst nicht reissen, du sollst nicht schmeissen. Der Mann, der Weide band, da unser Herr Jesus Christus am Kreuze hang. Im Namen Gottes u. s. w. Dabergotz.

15. Man gehe an drei Freitagen vor Sonnenaufgang oder Sonnenuntergang zu einem Fichtenbaum und spreche stets dreimal:

Guten Morgen (Abend), Ficht',
Hier bring ich dir meine 99fache Gicht.
Nimm sie mir ab,
Dass sie mich nicht mehr plagen mag.

Beim Sprechen fasst man jedesmal einen Fichtenzacken an, den man nach Beendigung einknickt, so dass man an jedem Freitag drei Zacken eingeknickt hat (W.). — In L. legt man nur den gichtkranken Teil des Körpers gegen die Fichte. Wustrau. Lenzke, Kr. Ost-Havelland.

16. Man gehe drei Tage hinter einander des Morgens vor Sonnenaufgang zu einem Fliederbaume, fasse ihn an und spreche:

Flieder, ich habe die Gicht, du hast sie nicht;
Nimm sie mir ab, so hab' ich sie auch nicht.
Im Namen Gottes u. s. w. Falkenthal, Kr. Templin.

17. Ich ging durch Gottes Garten,
Da stehen drei Blümelein:
Die eine ist Gottes Güte,
Die andre ist Gottes Gemüte,
Die dritte ist Gottes Willen.
Fluss, stehe still im Namen des Vaters u. s. w.!
Falkenthal, Kr. Templin.

18. Man spreche dreimal:

Petrus und Philippus gingen 20 Holk (?) und 20 Brokt (?); unser Herr Christus sprach:

Kehrt um! Die Glocken, die klungen,
Die Mess' ist gesungen,
Die Gicht ist verschrunnen.
Im Namen Gottes u. s. w. Falkenthal, Kr. Templin.

19. Für Gicht.

Schwell' nicht, quell' nicht, heiwiwax,
Wie ander Leute ihr Wachs. Im N. G. u. s. w.
(Dreimal.) Kremmen, Kr. Ost-Havelland.

20. Zunächst werden in der Luft drei Kreuze gemacht, der Name des dreieinigen Gottes gesprochen und dann fortgefahren:

So gewiss Jesus seine Marter erlitt, so gebiete ich dir, innerliche, schwellende, laufende, reissende Gicht, dass du ausfahrest aus Adern, Knochen, Mark, Bein, Fleisch und Blut im Namen der heiligen Dreifaltigkeit.

Diese Worte werden gesprochen, während man den Körper des Leidenden vom Kopfe bis zum Fusse dreimal bestreicht. Fehrbellin, Kr. Ost-Havelland.

21. Gichtfluss besprechen. — Hierzu nimmt man drei Zweige von einem wilden Scheidbaum und eine Strippe, bestreicht die leidende Stelle dreimal über Kreuz damit und sagt dann:

Ich greife an den wilden Ast,
Der nimmt von mir all böse Last,
Gichtfluss, Schwindel und dergleichen
Sollen in diesen Ast einschleichen.

Dies macht man dreimal. Dann schürzt man mit der Strippe drei Knoten (aber Kreuzknoten!), nimmt einen Lappen, wickelt denselben über die Zweige und dann die Strippe über den Lappen. Diese ganze Geschichte steckt man in ein Rauchloch. Sobald sie vertrocknet ist, verschwindet der Gichtfluss.

Retzow, Kr. West-Havelland.

Der Spruch wird auch in Dierberg an drei Freitagen vor oder nach Sonnenuntergang angewendet, jedoch ohne jede Handlung.

22. Den Fluss besprechen. — Hierzu macht man von unfruchtbarem Holze einen Keil, bestreicht damit die leidende Stelle dreimal über Kreuz, aber unterhalb, und sagt:

Du böser Gichtfluss, was thust du das arme Menschenkind plagen?
Du sollst nicht riten,
Du sollst nicht spliten,
Du sollst nicht wehe thun.
Gehe über den dritten oder vierten Scheidezaun,
Da sollst du riten,
Da sollst du spliten.
Im Namen Gottes u. s. w. (ohne Amen).

Dies macht man dreimal, bläst dann mit dem Odem drei Kreuze unterhalb, nimmt Hede oder Flachs und wickelt damit 9 Kreuze über den Keil, schlägt mit einem Stemmeisen mit drei Schlägen ein Loch in einen Stiel (senkrecht stehenden Balken) des Hauses und dann mit drei Schlägen den Keil hinein.

Retzow, Kr. West-Havelland.

23. a) Der Herrgott sprach zu Gichten:
Belaste diesen mit nichten!
Geh immer fort von hier
Und komm niemals wier (wieder)!
Retzow, Kr. West-Havelland.

b) Der Herrgott sprach zur Gicht:
Belästige diesen hinfort nicht!
Laufe von hier fort,
Such' dir 'nen andern Ort!
Retzow, Kr. West-Havelland.

24. Gicht und Rheumatismus, stehe still!
Das ist der Mutter Gottes ihr Will'.
Gicht und Rheumatismus, ich gebiete dir, dass du stehest,
Und nicht weiter gehest. Im Namen Gottes u. s. w.
Zechlin, Kr. Ost-Prignitz.

25. a) Wassermann, ich klage dir,
Die reissende Gicht, die plagt mir.
Wassermann, ich trank dir,
Die reissende Gicht vergang mir.
Ich bespreche dich im Namen G. d. V. †, d. S. † u. d. h. G. †

Drei Freitage vor der Sonne jedesmal dreimal an fliessendem Wasser gebetet und bei dem Namen Gottes bei jedem Kreuz mit einem Löffel ein wenig Wasser getrunken, das man stromab geschöpft hat. Neu-Ruppin.

b) Der Gichtkranke wird auf einen Handwagen in Kissen gepackt. Vorn zieht ein Mann, hinten schiebt eine Frau, ein dritter, der den Spruch sagt, geht nebenher. Der Kranke muss nach fliessendem Wasser gebracht werden, in das er auf seinem Wagen so weit hineingeschoben wird, dass er mit dem Becher schöpfen kann. Alles muss stillschweigend geschehen.

Wassermann, ich klage dich;
Brennende Gicht, stechende Gicht, fliegende Gicht plaget mich.
Wassermann, ich trinke.

(Der Kranke schöpft in einen Becher gegen den Strom und trinkt halb aus.)

Brennende Gicht, stechende Gicht, fliegende Gicht, weiche von mir!

(Der Kranke giesst den Rest mit dem Strome aus.)

Dieser Spruch ist dreimal zu sprechen an drei auf einander folgenden Freitagen vor oder nach Sonnenaufgang oder Untergang. Zechlin, Kr. Ost-Prignitz.

26. Kastanien, in ungleicher Anzahl in der Tasche getragen, helfen (schützen) gegen Gicht und Rheumatismus. Dieselben Dienste leistet Spiritus, den man mit Kastanienblüte (N.-R.) oder Maikäfern (Pr. W.) aufgesetzt hat.
Neu-Ruppin. Protzen. Walchow.

27. Gegen Reissen, Gicht und Rheumatismus. — Man nimmt eine Schweinsblase (bei einem Manne von einem Sauschweine, bei einer Frau von einem Bork), füllt dieselbe mit dem einmal gelassenen Urine des Kranken, bindet sie kreuzweise an drei im Schornsteine über einander geschlagene Nägel fest und macht ein Kaminfeuer darunter, welches drei Tage unterhalten werden muss, damit der Urin austrockne. Ist dies geschehen, dann ist die Krankheit gehoben. Neu-Ruppin.

28. Nimm für 1 Silbergroschen Kampfer, für 6 Pfennig Salmiak, für 6 Pfennig Paradieskörner, einen Esslöffel voll gestossenen Wacholder und einen Esslöffel voll ungelöschten Kalk. Dies alles wird gestossen, ein halb Pfund Spiritus darauf gegossen und hiermit die schmerzhaften Teile gestrichen. Neu-Ruppin.

29. Gegen Rheumatismus. — Man hänge eine Kröte auf, lasse sie von selbst absterben, zur Mumie vertrocknen und trage sie dann, in Leinwand genäht, auf dem blossen Leibe. Falkenthal, Kr. Templin.

30. Patienten, die an Rheumatismus leiden, bestreicht man an drei Tagen vor Sonnenaufgang mit einem Stück Holz von einem faulen Weidenbaume.
?, Ost-Prignitz.

XXI. Gegen einen giftigen Stich.

Die Schlange stach,
Christus sprach,
Christus sprach ein Wort
Und nahm der Schlange die Stachel fort.
Im Namen Gottes u. s. w. Dierberg.

XXII. Gegen Halsschmerzen.

1. Man binde sich einen Strumpf um den Hals, nachdem man die innere Seite nach aussen gekehrt hat; doch darf ein Mann nur einen Frauenstrumpf (und umgekehrt) verwenden. Allgemein.

2. Gegen Halsschmerzen trage man ein rotseidenes Tuch um den Hals, das, wenn es eine Frau gebrauchen will, ihr von einem Manne geschenkt sein muss, und umgekehrt. Neu-Ruppin.

Neu-Ruppin.

(Fortsetzung folgt.)

„Mein Bruder freit um mich."

„Grib bralitis mani jemt."

Mythologischer Versuch über ein lettisches Volkslied und ein Lied des Rig-Veda von **A. Winter.**

Ein lettisches Volkslied, das als mehr oder weniger verstümmeltes Bruchstück in verschiedenen Gegenden des von Letten bewohnten Landes (Kurland, Süd-Livland und Nord-Witebsk) aufgezeichnet ist, erscheint mir in mehrfacher Hinsicht beachtenswert. Ich glaube, dass ihm ein uralter Naturmythus zu Grunde liegt. Der alltäglich sich vor unseren Augen abspielende Wettlauf oder Kampf zwischen Licht und Finsternis ist das Thema des Gedichtes, das durch allmählich hinzugefügte Züge weiter ausgestaltet und zugleich entstellt ist.

Aus den verschiedenen Fassungen nach Möglichkeit ergänzt, lautet das Lied wie folgt:

„Weh! wohin soll ich entfliehen,
Da mein Bruder um mich freit!
Tauche mit den Taucherenten,
Senk' mich auf den Grund des Sees.
Werde nicht des Bruders Gattin,
Nicht der Mutter Schwiegertochter!
Werd' mein Mädchenkränzlein setzen
Auf des Weidenstrauches Wipfel,
Auf des grünen Schilfes Spitze
Meine Fingerringlein streifen.
Eh' ich teil' des Bruders Lager,
Lieg' ich lieber in dem See;
Lieber will ich sein ein Entlein,
Als die Schnur der eignen Mutter!“ [1])

1 Varianten des lettischen Liedes. Wortgetreue Übersetzung.

1. 3052. Aus Lubahn, Livland.

Ai, Deewiņu, kur palikschu.	Ai, Gottchen, wo werde ich bleiben!
Grib bāliņis mani ņemt!	Es will das Brüderchen mich (zur Frau) nehmen!
Eesaniru nirājôs,	Ich werde untertauchen mit den Taucherenten,
Eesalaifchu eferâ.	Werde mich in den See hinablassen.
Ne es brāla scewa biju.	Nicht war ich des Bruders Gattin,
Ne māmiņas wedekliņa.	Nicht der Mütter Schwiegertochter.
Kārschu sawu wainadfiņu	Ich werde hängen mein Kränzlein
Saļas needras galiņâ,	Auf des grünen Schilfes Spitze,
Laifchos pati eferâ	Lasse mich selbst in den See (hinab)
Raudawīschu pulziņâ.	In den Schwarm der Rotkopf- (Spiess) Enten.

2. 3382. Kabillen, Kurland.

Wai, Deewiņ! ko darīschu?	Wai, Gottchen! was werde ich thun?
Grib bralitis mani ņemt!	Es will das Brüderchen mich nehmen
Sweedīsch' sawu gredfeniņu	Ich werde werfen mein Ringlein
Sīka kārklu krūmiņâ;	In den feinen Weidenbusch:
Maukschu sawu wainadfiņu	Werde aufziehen mein Kränzlein
Salâ needres galiņâ;	Auf des Schilfes grüne Spitze;
Laifchōs pati upītê	Lasse mich selbst (hinab) in den Bach
Rauduwīschu pulziņâ.	In die Schar der Weissfischchen.
Labak upes rauduwite,	Besser (lieber) des Baches Weissfischchen
Ne brālīscha līgawiņa.	Als des Brüderchens Gattin!

3. 2705. Linden, Kurland.

Nōtezēju pee efara	Ich lief hin zum See
Saļas needras meklēdama;	Grünes Schilf suchend:
Laidu sawus gredfeniņus	Ich liess meine Ringlein
Salas needras galiņâ.	Auf des grünen Schilfes Spitze.
Ne es brāļa līgawiņa,	Nicht (bin) ich des Bruders Gattin,
Ne māmiņas wedekliņa:	Nicht Mütterchens Schwiegertochter.
Ta labāk gulu eferâ.	So schlafe (liege) ich besser (lieber) im See,
Ne kā brāļa gultiņâ.	Als in des Bruders Bette.

4. 3672. Neu-Autz.

Wai, Deewiņ, ko darīschu?	Wai, Gottchen, was werde ich thun?
Grib' bāliņich mani ņemt!	Es will das Brüderchen mich nehmen!
Nemu sawu wainadfiņu,	Ich nehme mein Kränzlein, [werfen,
Sweefchu strauj'-upītê,	Werde es in das schnellströmende Bächlein
Laifchōs pate upītê,	Werde mich selbst in das Bächlein (hinab) lassen;
Labak juras rauduwītē,	Besser (lieber) eine Spiessente des Meeres,
Ne kā brāļa līgawiņa.	Als des Bruders Gattin.

(Aus A. Bielenstein. Lettische Volkslieder, Leipzig 1874.)

Die einander fliehenden und verfolgenden Geschwister sind Tag und Nacht. Die lichte Schwester fürchtet sich vor dem finsteren Bruder und eilt fort, um ihm zu entkommen; sie rettet sich durch einen Sturz ins Meer, ehe er sie erreicht.

Für die Berechtigung dieser Deutung[1]) lassen sich aus den lettischen Rätseln und Volksliedern Belege anführen, die, bei dem engen Zusammenhange, in dem die alt-lettischen mythischen Vorstellungen mit den altindischen stehen, durch Heranziehen von übereinstimmenden Anschauungen aus den Veden gestützt und bestätigt werden. In den Rätseln wie in den Veden „spricht die Sphinx der Mythologie noch einige wenige Worte aus, um ihr eignes Geheimnis zu verraten“, hier wie dort „können wir noch das allmähliche Wachstum der Götter, den langsamen Übergang der Appellation in Eigennamen, den ersten Versuch einer Personifikation beobachten“ (Max Müller, Wissensch. d. Sprache. II. Leipzig 1866).

Zum rechten Verständnis des Liedes ist es nötig, dass wir uns zuerst die Bedeutung der korrelativen Begriffe in der ältesten Mythologie vergegenwärtigen.

„Die Idee der Zwillingsmächte ist eine der fruchtbarsten Ideen in der alten Mythologie. Viele der auffälligsten Naturphänomene wurden von den Alten unter dieser dualistischen Form aufgefasst und ihre mythische Phraseologie sprach von ihnen, wie von Bruder und Schwester, Gatte und Gattin, Vater und Mutter. Das vedische Pantheon ist im besonderen mit Gottheiten angefüllt, welche immer im Dual eingeführt werden und sie alle finden ihre Erklärung in dem gleichsam handgreiflichen Dualismus der Natur, wie Tag und Nacht, Morgenröte und Abenddämmerung, Morgen und Abend, Sommer und Winter, Sonne und Mond, Licht und Finsternis, Himmel und Erde. Dieses alles sind dualistische, korrelative Begriffe. Die zwei werden als Einheit aufgefasst, als einander zugehörig; sie teilen bisweilen selbst denselben Namen. So findet man Ahanî die zwei Tage,

5. S. 191. Witebsk.

Oi dīweń, ku darīt!	Oi Gottchen! was soll man thun!
Grib man jimti brōlel'eń.	Es will mich nehmen das Brüderchen!
Mauču sawu gredzeńiń	Ich ziehe mein Ringlein
Zal'es nīdres w'ersonītēs.	Auf des grünen Schilfes Wipfel,
Kōru sowu wainuceńu	Hänge mein Kränzlein
Boltes pučes galeńâ.	An die Spitze der weissen Blume.
Līnu poša azarâ,	Krieche selbst in den See
Raudiwēšu pulcińâ.	In der Rotkopfenten-Schwarm.
Lobōk beušu raudiwēte,	Besser (lieber) werde ich sein eine Rotkopfente
Na brōleńi l'audoweń.	Als des Bruders Gattin.

(Aus Э. А. Вольтеръ Матеріалы для этнографіи латышскаго племени Витебской губерніи. Санктпетербургъ 1890.

1) [Emil Bielenstein, Wie die alten Letten gefreit haben (S. 23), deutet das Lied aus wirklichen Zuständen als eine Spur der „uralten kommunalen Ehe“. K. W.]

d. i. Tag und Nacht; Dyâvaprithivi Himmel und Erde u. s. w. (Max Müller, S. 449).

Zusammengehörige Naturerscheinungen unter dem Bilde solcher Familienbeziehungen zu vereinigen ist auch der lettischen Vorstellung geläufig, wie aus folgenden Rätseln und Liedern zu ersehen:

137. Zwei Schwestern, die eine weiss, die andre schwarz. Tag und Nacht.

139. Zwei Schwestern wickeln sich in dieselbe Decke; die eine steht auf, die andre schwindet. Tag und Nacht.

138. Zwei Schwestern, die in Zwietracht sind; die eine erscheint, die andre flieht; die eine ist weiss, die andre schwarz. Tag und Nacht.

667. Zwei breite Schwestern, die eine weiss, die andre grün; kaum geht die eine, so rückt die andre heran. Winter und Sommer.

134. Ein hoher Vater, eine breite Mutter, ein toller Sohn, eine blinde Tochter.
Luft oder Himmel, Erde, Wetter und Nacht.

140. Ein weisser Vater, eine breite Mutter, ein toller Sohn, eine blinde Tochter. Gott, Welt, Wind, Nacht.

966. Ein kratzbürstiger Vater, eine liebevolle Mutter, eine Tochter mit weit geöffnetem Auge, ein blinder Sohn. Winter, Sommer, Tag, Nacht.
(A. Bielenstein. 1000 lett. Rätsel. Mitau 1881.)

41. Uhssing hatte zwei Söhne (hat)
Mit roten Häuptern:
Den einen schickt er auf die Nachthütung,
Den andern mit dem Pfluge auf's Feld.
Abendrot und Morgenrot.

42. Uhssing hatte zwei Söhne,
Beide von einem Alter;
Man hat nicht gesehen, wann sie geboren wurden,
Man hat sie nur wandern sehen:
Der Grössere, wenn ich arbeitete,
Der Kleinere, wenn ich schlief. Sonne und Mond.

Vgl. 1606 der Büttnerschen Sammlung.

Johannes hat zwei Töchter,
Die eine ist gross, die andere klein:
Die Grosse trug Gold, (trägt)
Die Kleine Silber. Sonne und Mond.
(Aus Auning: Wer ist Uhssing?)

Rig-Veda I. 123, 7.

Eine geht hinweg, die andre kommt heran, die beiden Ahans (Tag und Nacht) gehen zusammen.

I. 185, 1: Welche von den beiden ist die erste, welche die letzte? Wie werden sie geboren, ihr Dichter? Wer weiss es? Diese zwei erhalten alles, was da lebt; die beiden Ahans drehen sich herum, wie Räder.

III. 55, 11: Die beiden Zwillingsschwestern haben ihre Körper verschieden sein lassen; eine von ihnen ist glänzend, die andere dunkel. u. s. w.

Die Übereinstimmung in den Anschauungen der lettischen Rätsel und Lieder und denen der angeführten Vedenstellen lässt erstere wie Bruchstücke alter Hymnen erscheinen. Im „hohen, weisen Vater“ und der „weiten Mutter“ (Rätsel 134 u. 140) treten uns Dyaushpitar und Prithivi „die weite“ unverkennbar entgegen. Was das Herz der Dichter der Veda-Hymnen bewegte, hat auch die alten Letten zu Gedanken angeregt, die sie gleichfalls nur stammelnd auszudrücken wussten; wechselnd, verschwimmend, wie die Wolkengebilde am Himmel, von dessen Angesicht unsere Vorfahren die Antwort ablesen wollten für all die Fragen, die ihren Geist bestürmten, sind die Vorstellungen, die sie sich bilden über all die Vorgänge, die vor ihren Augen statthaben und die ihnen doch unfassbar sind; in Rätselform kleiden sie, wofür sie noch keine erschöpfende Erklärung, keinen bezeichnenden Namen gefunden.

Noch ist hier alles poetischer Vergleich, dichterische Personifikation, erst „der Ansatz zur Mythologie“. „Die Zwillinge kommen und gehen“, das war alles, was die alten Dichter von den um die Wette laufenden Stunden des Tages und der Nacht zu sagen wussten, es war das letzte Wort, das sie finden konnten, und wie so manches gute alte Wort, verfiel auch dieses dem Geschick aller lebendigen Rede, es wurde zu einer Formel, einer Sage, einem Mythos.“ (M. Müller, S. 466.)

Aus solch winzigem Kern ist auch unser lettisches Lied entsprungen. Die in den Rätseln uns erhaltenen ursprünglichen Vorstellungen über den Wechsel der Tageszeiten entwickelten sich immer weiter; jeder neu hinzugefügte Zug enthielt den Keim zu wieder anderen neuen, bis „nach dem ewigen Gesetz, das waltet“, der vollendete Mythos, nachdem er seine höchste Entwicklung erreichte, den Weg nach abwärts, zur allmählichen Auflösung antreten musste. Auf dieser Stufe des Verfalls ist der Mythos in unserem Liede: die Himmlischen sind in die Reihen der Sterblichen herabgestiegen, der Naturmythos ist epische Poesie geworden, der Übergang ins Kindermärchen bereits angedeutet.

Als Einwand gegen die hier versuchte Erklärung des Liedes könnte der Umstand geltend gemacht werden, dass im Lettischen deena und nakts, Tag und Nacht, beide fem. gen. sind und darum die Deutung als Schwester und Bruder nicht gestatten.

Der Einfluss des grammatischen Genus auf die Bildung der Mythen ist allerdings nicht zu leugnen; so nimmt z. B. unter seinem Zwange der bekannte littauische Mythos vom Monde, der die Sonne gefreit, sie dann aber treulos verlassen hat, weil er sich in den Morgenstern (auszrine fem.) verliebt hat, im lettischen Liede die Form an, dass der Mond dem Morgenstern „dessen Verlobte“ wegnimmt, weil im Lettischen der Morgenstern, auseklis, masc. gen. ist, also nicht geeignet, den männlichen mēnes zur Untreue zu verlocken. Doch beschränkt sich dieser massgebende Einfluss des Genus auf eine Gruppe von Mythen, die auf dem Gegensatz der

Geschlechter beruhen, auf die Ehestands- und Liebesgeschichten der Himmlischen, und tritt bei den dualistischen Gottheiten ganz zurück, die ja der Ausdruck sind für Zusammengehöriges, Gleichartiges, eine Einheit Bildendes. Gemeinsame Herkunft, Gleichheit der Erscheinung oder der Funktionen werden in lettischen Rätseln und Liedern durch das geschwisterliche Verhältnis, noch verstärkt durch gleiches Geschlecht, ausgedrückt, wobei auf das grammatische Genus gar nicht geachtet wird; das Geschlecht der Geschwister passt sich den übrigen Zügen des gewählten Bildes an. In den angeführten Uhssing-Liedern werden Sonne, saule, fem., und Mond, mēnes, masc., einmal des „Uhssing Söhne“ (42), das andre Mal „Johannes Töchter“ genannt: die Himmelswanderer erscheinen als Männer, die Gold- und Silberschmuck Tragenden als Frauen (1603); Morgenrot und Abendrot, rīta und wakara blāsma, fem., heissen „Uhssings Söhne“, wegen der Männerarbeiten, die ihnen aufgetragen werden: Nachthut der Pferde und Pflügen (41). Je nach Bedürfnis wird aber den Geschwistern auch verschiedenes Geschlecht zugeteilt, wo ein neben der Übereinstimmung bestehender Unterschied bezeichnet werden soll; auch hier wird auf das Genus der Wörter keine Rücksicht genommen, so im Rätsel 966, wo in der Auflösung Tag und Nacht, deena und nakts, beide fem., als Tochter und Sohn der Jahreszeiten genannt sind.

Dasselbe Gesetz sehen wir in den Veden in Anwendung. Die Kinder der Zwillingsmutter Saranyû erscheinen bald als Männer: die Asvins, Indra und Agni, Mitra und Varuna; dann dieselben Mächte weiblich gedacht als Tag und Nacht, dann wieder als Zwillinge verschiedenen Geschlechts, Yama der Tag und Yamî die Nacht.

Frühe schon hat sich den Menschen die Wahrnehmung von der regelmässigen Wiederkehr des Zeitabschnittes von Morgenrot zu Morgenrot aufgedrängt, der in zwei, durch den Aufgang und Untergang der Sonne deutlich unterschiedene Teile zerfällt. Diese Beobachtung drückten sie durch die Metapher aus: „Zwei Schwestern, die sich durch ihre Farbe unterscheiden (R. 137). Im zweiten Rätsel (139) wird die Zusammengehörigkeit durch das Bild, dass die Schwestern sich in eine Decke hüllen, noch mehr hervorgehoben; als Unterscheidungsmerkmal wird aber hier statt der Farbe die Thatsache angeführt, dass sie nicht gleichzeitig, sondern nach einander erscheinen.

Die zeitliche Folge zweier Erscheinungen als Flucht der einen vor der anderen aufzufassen, wie dies in zahlreichen indischen und griechischen Mythen uns entgegentritt, ist auch der lettischen Vorstellungsweise eigen. Im dritten Rätsel (138) wird von den Schwestern gesagt, dass die eine flieht, sobald die andere erscheint: der Umstand, dass sie nicht zusammen gehen, wird als Beweis für eine zwischen ihnen bestehende Feindschaft angesehen.

Durch diese Auffassung ist aber die innige Beziehung der Tageszeiten, die durch das Schwesternverhältnis ausgedrückt, durch das gleiche Geschlecht der Geschwister noch mehr betont uud durch die gemeinsame Decke noch mehr hervorgehoben wurde, im dritten Rätsel thatsächlich aufgehoben und die Schwestern sind in feindlichen Gegensatz zu einander gestellt. Mit diesem Schritte war die Vorstellung an dem Punkte angelangt, wo eine Trennung der Geschwister dem Geschlecht nach sich ganz selbstverständlich einstellte. Verfolgung und Flucht aber als ein Liebeswerben und Sichversagen zu deuten, das lag jetzt nahe.

In den angeführten (sowie in zahlreichen anderen) Rätseln haben wir die Zeugnisse über die älteste Naturanschauung der Letten vor uns. Das Lied, das den Gegenstand dieser Untersuchung bildet, gehört einer weit jüngeren Zeit an; die Phantasie ungezählter Geschlechter hat umgestaltend an ihm sich bethätigt, bis es die Form erhielt, deren Bruchstücke uns vorliegen. Nach Analogie anderer lettischen mythischen Rätsellieder haben wir uns die ursprüngliche Fassung des Mythos in knappster Form, etwa wie folgt, zu denken:

„Weh, wohin soll ich entfliehen,
Da mein Bruder um mich freit?
Werde nicht des Bruders Gattin,
Lieber stürz' ich mich ins Meer!
Will im Wasser lieber ruhen,
Als des Bruders Lager teilen!“

Wir sehen hier den oben angedeuteten Übergang bereits vollzogen: Tag und Nacht bilden als Schwester und Bruder ein durch Zwietracht getrenntes Paar, der Tag (die Schwester „mit dem weitgeöffneten Auge“ aus dem Rätsel 966) repräsentiert durch die Sonne. „Die Sage, die alles erklären will“, hat für die befremdliche Stellung der Geschwister eine Motivierung gefunden. Noch lebte im Volke die Erinnerung an die in den ältesten Zeiten gebräuchliche Geschwisterehe, diese galt aber dem bereits höher entwickelten sittlichen Bewusstsein als etwas Unstatthaftes: so wird das Werben des Bruders, der die eigene Schwester zur Ehe begehrt, als die Veranlassung der Flucht hingestellt; in leidenschaftlicher Entrüstung strebt die Schwester sich dem ungehörigen Ansinnen zu entziehen und geht lieber in den Tod, als dass sie in die verabscheute Verbindung willigt, sie versinkt im Meer, ehe der Verhasste sie erreicht.

Als ein feiner Zug, der das lettische dem später zu besprechenden Veda-Liede gegenüber auszeichnet, ist der hervorzuheben, dass, in Übereinstimmung mit dem Naturvorgange, die Tageszeitengeschwister nicht zusammen vor uns erscheinen, sondern der „blinde Bruder“[1]) unsichtbar

---

1) „akls ist doppelsinnig und heisst nicht bloss: blind (der nicht sehen kann), sondern auch: finster (wo man nicht sehen kann), cfr. akls mefchs = finsterer, dichter Wald.“ Dr. A. Bielenstein, 1000 lettische Rätsel, S. 36.

bleibt und wir von seinem Werben nur aus einem Selbstgespräch der Schwester erfahren, die ihre Weigerung auch nicht persönlich ihm mitteilt, sondern durch die Thatsache ihrer Flucht in den Tod ihm Antwort giebt.

Die Entstehung des Mythos ist nur in einem Lande denkbar, dessen Bewohnern aus eigner Anschauung die Naturerscheinung bekannt war, auf der der tragische Verlauf des Himmelsdramas beruht: der Sonnenuntergang im Meer; während seine gegenwärtige Fassung in den uns erhaltenen Fragmenten, in denen das Meer zum See oder Bach eingeschrumpft ist, auf ein Binnenland weist, in dem wir wohl die jetzige Heimat der Letten erkennen dürfen. Von der Meerseite eingedrungene finnische Eroberer, die Liven, haben durch ihre Vorlagerung an den Küsten die Letten von dem Ostgestade der Ostsee und des Rigischen Meerbusens für Jahrhunderte abgeschnitten, in denen die Erinnerung an das einst allbekannte Bild des Sonnenunterganges im Meer immer mehr erblasste, um dem Gedächtnis endlich ganz zu entschwinden.

Damit war dem Mythos, dem poetischen Ausdruck für den selbstgeschauten Naturvorgang, der Lebensboden entzogen; je länger, je mehr ging der Zusammenhang mit der Naturgrundlage und das Verständnis für den ursprünglichen Sinn verloren, und das erzählte Ereignis gestaltete sich durch immer neu hinzugefügte Züge nach der anderen Seite aus, die durch das hineingetragene menschlich-sittliche Moment angedeutet war: es wurde zu einer Begebenheit aus dem Menschenleben, welche die Singenden nach ihrer jeweiligen Auffassung mit Zügen aus den ihnen vor Augen liegenden Verhältnissen ausstatteten. So ist das Lied auch dadurch interessant, dass es uns Bilder aus dem alten lettischen Leben vorführt.

In einem Liede bittet ein Mädchen: „Mutter, wenn ich sterb' als Jungfrau, Teile meine Mitgift aus!“ Alle bei ihrer Bestattung Beteiligten sollen Geschenke erhalten aus dem jahrelang sorgfältig hergestellten pūrs (Ausstattung, Mitgift), dem Erbteil der Töchter, mit dem diese abgefunden wurden (weil das Land den Söhnen zufiel): Kleidungsstücke und Schmucksachen, sowie die in vielen Liedern besungene, wichtige runde Borkzändel mit den selbstgefertigten Gaben, die die Braut bei der Hochzeit an die Gäste verteilt. Da das sterbende Mädchen keine Aussicht hat, ihr Eigentum seiner Bestimmung gemäss benutzen zu können, lässt sie es an die bei ihrer Beerdigung Gegenwärtigen austeilen. An diese Sitte wird man erinnert, wenn in unserem Liede die Schwester ihre Schmucksachen an Gesträuche und Binsen verteilt, die bei ihrem Scheiden anwesend sind. Hier erscheint die Auffassung noch lebendig, dass es sich bei dem Versenken ins Wasser um ein in den Tod gehen handelt.

In anderen Liedern werden die den Sonnenuntergang begleitenden Licht- und Farben-Erscheinungen als das Ablegen von Kleidern und Schmucksachen vor dem Schlafengehen angesehen:

„Ästereich wächst eine Linde
An der Sonne Wegesrand,
Dran den Gürtel[1]) jeden Abend
Hängt beim Untergehn die Sonne."

oder:

„Warum ist an jedem Abend
Rot gefärbt der Rand des Himmels?
Weil die Sonn' im Abendwinde
Ihre Seidenkleider lüftet."

Diese jetzt selbständige Vierzeilen bildenden Lieder von der untergehenden Sonne sind möglicherweise abgebröckelte Teile des Liedes[2]), dem sie sich wenigstens ohne Zwang einfügen liessen; wie dem auch sei, jedenfalls sind sie geeignet, die Deutung der ihren Schmuck verteilenden Schwester als die untergehende Sonne zu bestätigen. Wenn in diesen Liedern die tragische Auffassung eines freiwilligen Todes zu der milderen des Schlafengehens abgeschwächt erscheint, so erklärt sich dies wieder aus der Anschauung des Binnenländers, dem der Niedergang der Sonne hinter Berg oder Wald ein friedevolles Bild darbietet.

Die der Zeile 3 des kurzen Liedes hinzugefügte „Nicht der Mutter Schwiegertochter" (Z. 6 des erweiterten Liedes) hat den Zweck, das durch eine Verbindung mit dem Bruder entstehende unnatürliche Verhältnis noch weiter auszumalen. Dass von allen Familienbeziehungen gerade die der Schwiegertochter zur Schwiegermutter verwandt worden, ist höchst bedeutsam: es spiegelt sich darin die alte patriarchalische Familienverfassung ab. Nicht als Herrin ins eigne Heim folgte die lettische Braut dem Geliebten, Selbsterwählten; die von der Mutter, oft gegen ihren Wunsch, dem „Sohn der Fremde" „Gegebne", in noch früherer Zeit „Verkaufte", wurde in das Haus der Schwiegereltern geführt, wo sie mit den anderen „Heimgeführten", den Frauen der übrigen Söhne, unter e i n e m Dache und an e i n e m Tische leben musste, an allen schweren Arbeiten in Haus und Feld mitschaffend in dem Masse, wie „des Mannes Mutter" es ihr „zuteilte". Somit lag ihr Wohl und Wehe in der Hand der unumschränkt herrschenden „fremden Mutter" und es ist darum natürlich, dass in der Vorstellung der Lettin dem Zukunftsbilde einer Verheiratung der Gedanke an die Schwiegermutter als düster drohender Schatten untrennbar sich gesellte. In zahl-

1) Der in den Volksliedern vorkommende Weibergürtel ist der aus Gräberfunden bekannte, in einzelnen Familien als Erbstück aufbewahrte aus Leder mit Bronzeschnallen, Buckeln oder Ringen verzierte, oder die kēschu jōsta aus herabfallenden Kettengehängen in abgestufter Länge. Die anderen Schmuckstücke, die das Lied nennt, der Mädchenkopfputz wainags aus Bronzereifen, Spiralen, Flittern, Goldborten, bunten Glasperlen und farbigen Seidenbändern je nach den Gegenden verschieden hergestellt, und die Fingerringe aus Bronze oder Silber sind wie der Gürtel durch Glanz und Buntfarbigkeit passende Bilder für das im Laub der Bäume spielende Abendgold und Abendrot.

2) Die überwiegende Mehrzahl der lettischen Lieder hat die Form der Vierzeile; für viele ist es zweifellos nachweisbar, dass sie Bruchstücke längerer Lieder sind.

reichen Liedern giebt die in der „Fremde“ Misshandelte ihrem Leid ergreifenden Ausdruck.[1])

Zu einem sonderbaren Missverständnis hat Zeile 4 der als ursprüngliche Fassung des Mythos angenommenen Sechszeile geführt. Der nicht mehr verstandene Sturz ins Meer wird als ein Sichflüchten des Mädchens zu den Wasserbewohnern aufgefasst, in deren Mitte sie in veränderter Gestalt weiter zu leben gedenkt; zwei Fassungen nennen als die Tiere, zu denen sie sich gesellt, Wildenten, und ein Weissfischchen. Eine Erklärung für die Entstehung dieses Missverständnisses giebt uns Variante 1, die sich durch das darin vorkommende Verb „nirt tauchen“, das jetzt im Lettischen nicht mehr gebräuchlich ist, als eine sehr alte erweist. Es heisst dort: „Werde mit den Taucherenten[2]) untertauchen, Werde mich in den See hinablassen“; aus Rücksicht auf den im erweiterten Liede erkennbar durchgeführten Parallelismus ist die Zeile „Eesaniru nirajôs“ dem Versinken der Sonne im Wasser als ein treffender Vergleich hinzugefügt; spätere Sängerinnen, die in der Fliehenden nicht mehr die Sonne, sondern ein Menschenkind sahen, nahmen das Bild für Wirklichkeit und ersetzten die „nira“, in deren Namen „Taucherin“ das tertium comparationis deutlich hervortritt, durch die auch in anderen Liedern häufig vorkommende “rauduwite“, die sie wahrscheinlich wegen des Anklingens an rauda Klage, raudat weinen[3]) als „Klageente“ für eine geeignete Gefährtin der Flüchtenden ansahen. Die in diesem Liede ganz nichtssagende Entenart wird durch ihren Namen als mit einem Merkmal in roter Farbe versehen bezeichnet; der Namen hat eine weitere, sinnlose Verwechslung veranlasst, denn mit „rauduwite“ benennt der Lette auch einen Fisch, der zu seinen Silber-

1) Alle in diesem Absatz in Aufführungszeichen gegebenen Ausdrücke stammen aus den Volksliedern.

2) Die Wildente uira in Variante 1 habe ich nicht durch den wissenschaftlichen Namen „Schallente“, sondern wörtlich durch „Taucherente“ in der Übersetzung wiedergegeben, um durch die Wiederholung der Wurzelsilbe die Eigentümlichkeit, um deren willen sie als Vergleich gebraucht wird, hervorzuheben, wie es auch im Original geschicht: Eesanira uirajôs, nirt tauchen, nāra die Nixe; littauisch nerti tauchen, narunas Taucher. Ein Vogelkundiger bestätigt meine Deutung der beiden lettischen Entennamen. Er schreibt: „Im Tauchen wird die nira von keinem Schwimmvogel übertroffen; beim Aufblitzen des Schusses verschwindet der ganze Schwarm, so dass die Schrote die leergewordene Stelle treffen. Ihren deutschen Namen hat die Anas clangula wegen ihrer Stimme: der vom Schwarm vielfach ausgestossene Laut án göling, áu link erinnert, namentlich bei schwachem Winde, auffallend an das Gebimmel eines Glockenspiels.“ „Anas acuta, Spiessente oder Rotkopf, lettisch raudawa, rauduwa, raudiwa, durch Hinzufügung der Verkleinerungssilbe raudawite, rauduwite hat rotbraunen Hals und Kopf, letzteren durch eine auffällige, purpurrote Brille geschmückt, die hinter den Ohren endet. Beide Arten sind Meer- und Binnengewässer-Bewohnerinnen.“

3) Ein Volkslied beginnt: „Raudi, raudi, rauduwite, Diw' bērninus wadadama, Ta' raud dafcha mātes meita“ etc. „Weine, weine, Rotkopfentchen, Deine beiden Jungen führend, So weint mancher Mutter Tochter“ etc. Dergleichen Klangspielereien sind in lettischen Liedern häufig.

schuppen rote Flossen (und Augen?) hat, den Weissfisch[1]), der in den Bächen in langen Zügen auf- und abwärts streicht. In solch ein Fischchen verwandelt dachte die Sängerin von Variante 2 sich die Fliehende im Wasser weiter lebend.

Durch die Annahme dieses märchenhaften Zuges, der mit dem Naturvorgange in gar keinem Zusammenhange mehr steht, ist der Mythos auf die Stufe des Kindermärchens herabgesunken.

Zu dem lettischen Liede bietet der Rig-Veda ein merkwürdiges Seitenstück; im Liede X, 10 handelt es sich gleichfalls um eine angestrebte Geschwisterehe, die von dem anderen Teile entschieden abgelehnt wird; doch mit dem Unterschiede, dass es hier Yamî, die Schwester ist, die den Bruder überreden will, sie zum Weibe zu nehmen, und Yama, der Bruder, der ihre Anträge zurückweist mit der Begründung, dass Geschwisterehe Sünde sei. Die betreffenden Stellen des langen Zwiegesprächs lauten:

Yamî: „Ich will den Freund vertraulich zu mir locken,
Und lief er auch davon durch Luft und Wasser ....
Yama: Von solcher Lieb' will dein Gesell nichts wissen,
Wobei der andre Teil des gleichen Bluts ist ....
Yamî: Zum Bruder zieht die Schwester ihr Verlangen,
Mit ihm zu teilen gleiches Dach und Lager ....
Yama: Ich werde niemals mich mit dir vermählen,
Für sündhaft gilt's: der Schwester sich zu gatten“ ....

(Siebenzig Lieder des Rig-Veda, übersetzt von Karl Geldner und Adolf Kaegi. Mit Beiträgen von K. Roth. Tübingen 1875.)

Ist die Übereinstimmung eine zufällige, äusserliche, oder darf man zwischen beiden Liedern einen Zusammenhang annehmen? Wie liesse sich die Schwierigkeit mit der umgekehrten Stellung der werbenden Persönlichkeit heben?

Wir haben gesehen, dass der Keim, aus dem der lettische Mythos sich entwickelt hat, auch in dem Rig-Veda vorhanden ist: die Bezeichnung der Tageszeiten als Schwestern, die sich in ihrem Äussern als licht und finster unterscheiden, und von denen die eine geht, wenn die andere herankommt. Ob auch die Inder ihn zu einem vollständigen, dem lettischen ähnlichen Mythos ausgebildet haben, weiss ich nicht, glaube aber auf Grund des Yama-Liedes es wohl annehmen zu dürfen.

Über die Bedeutung der Zwillinge Yama und Yamî gehen die Ansichten der Forscher weit aus einander. Nach alten Auslegern, denen Roth sich anschliesst, sollen sie das erste Menschenpaar sein; von andern ist Yama, „der erste Sterbliche“ des Atharvan-Veda, zum Herrscher der Verstorbenen erhoben; nach einem neueren Forscher, Hillebrandt, ist er der Mond; Ehni deutet ihn als die Frühlingssonne, und als die aufgehende.

1) Ausser Ente und Fisch bezeichnet rauduwite auch ein in Wasserlachen wachsendes Gras.

aber auch als die untergehende Sonne, ähnlich, wie vor ihm Max Müller es gethan. Wenn des letzteren Ansicht die richtige sein sollte, würde sie die oben versuchte Deutung des lettischen Liedes bestätigen, sowie dieses die Müllersche Erklärung stützen könnte.

Nach seiner Untersuchung in „Wissenschaft der Sprache“, Kap. XI, ist „der Zwilling“ Yama die Sonne in ihrer zwiefachen Erscheinung als auf- und untergehende, oder der in Morgen und Abend sich scheidende Tag; „die Zwillinge“ Yama und Yamî, wo er von dem Zwiegespräch handelt, Tag und Nacht. (S. 468.)

Yama, die Sonne, täglich im Westen untergehend, ins Nirriti[1]), „das Land des Todes“ eingehend, ist „der erste Sterbliche“; ihm folgen dorthin die Väter, und sitzen selig bei ihm; so ist er ein Führer des Menschengeschlechts, selbst sterblich, doch als Beherrscher der Verstorbenen als der erste Zeuge der Unsterblichkeit personifiziert und als solcher zum Todesgott geworden. Dies ist jedoch die späteste Entwicklungsphase des Yama-Begriffs. (S. 474.)

Folgen wir der Annahme, dass die ursprüngliche Bedeutung Yamas die Sonne ist, so erhalten wir noch weitere Übereinstimmungen beider Lieder zu den bereits angeführten in der Grundanschauung über den Wechsel der Tageszeiten. Die bei beiden Völkern anfangs weiblichen Tageszeitengeschwister sehen wir später als Bruder und Schwester wieder; in beiden Liedern vertritt die Sonne die Stelle des Tages, in beiden ist sie der Gegenstand zurückgewiesener Werbung.

Weiter macht sich dann aber ein bedeutsamer Unterschied geltend, der die bisherige Nebeneinanderstellung umzuwerfen droht: im lettischen Liede wirbt die Nacht, der Bruder, im Veda-Liede thut dies die Nacht, die Schwester. Die Schwierigkeit löst sich, wenn wir uns der Umwandlung erinnern, die die Sonne in der Vorstellung der meisten arischen Völker erfahren hat aus einer weiblich gedachten Gestalt in einen Sonnengott, wie es Carus Sterne in zahlreichen Beispielen nachweist. Es ist selbstverständlich, dass diese Umwandlung auch auf die Gestaltung der Sonnenmythen von grösstem Einfluss gewesen sein muss, und dass „die vergleichende Mythologie niemals zu annehmbaren Resultaten kommen wird, wenn sie die hier stattgehabten Umwälzungen ausser Berechnung lässt“ (Dr. Ernst Krause [Carus Sterne] Trojaburgen Nordeuropas. Glogau 1893. S. 176.) Er zeigt, durch was für seltsame Gliederverrenkungen die alten Mythen sich den veränderten Vorstellungen anzupassen suchen.

---

1) Auch der Lette verbindet den Westen mit der Vorstellung von einem Jenseits: „Wäzfeme“, nach Dr. A. Bielenstein „Abendland“ von wakars Abend, jetzt für Deutschland oder überhaupt das ferne, fremde Ausland gebraucht, ist in den Rätseln und Liedern die Heimat mythischer Gestalten: im „Abendlande“ sind „des Perkon sechs Söhne“; dorthin „verheiratet die Sonne ihre Tochter“, dorthin „gehn Gottes Söhne“. „Winâ pasaulē“ in jenem Lande, dem die Sonne scheint, wenn sie für uns Erdbewohner untergegangen ist, leben die aus dieser Welt Abgeschiednen.

Im Veda-Liede ist der Repräsentant des Tages, die Sonne, ein männliches Wesen, weil die auch bei den Indern anfänglich weibliche Sonne im Laufe der Zeiten den Übergang in einen Sonnengott durchgemacht hatte; im lettischen Liede dagegen ist der Tag weiblich geblieben, weil die ihn vertretende Sonne bei den Letten niemals ihr Geschlecht verändert hat. Darum sind im lettischen Liede die Züge des ihm zu Grunde liegenden Naturvorganges erkennbar bewahrt, die im Veda-Liede bis zur Sinnlosigkeit entstellt erscheinen durch das veränderte Geschlecht der Geschwister und die dadurch bewirkte verkehrte Stellung derselben als werbende Schwester dem umworbenen Bruder gegenüber.

Dieses zähe Haften des alten Tageszeitenmythos an der Gestalt des Yama, den er durch alle Entwicklungsphasen hindurch begleitet hat, dürfte wohl als ein deutlicher Beweis für die Richtigkeit der Max Müllerschen Erklärung anzusehen sein.

Wie alle zu göttlichen Wesen erhobenen Naturmächte, der fortschreitenden Entwicklung des menschlichen Geistes folgend, sich zu immer idealeren Gestalten ausgebildet haben, die nur in einzelnen, noch nicht abgestreiften Zügen dem kundigen Auge ihre Herkunft verraten, so ist auch aus dem leuchtenden Tagesgestirn Yama, indem er sich immer mehr von seiner Naturgrundlage löste, in stets fortschreitender Entwicklung der Stammvater des Menschengeschlechts, der Beherrscher der Abgeschiednen, der Todesgott geworden. Als ein sonderbares Anhängsel erscheint das Zwiegespräch der werbenden Schwester mit dem sie abweisenden Zwillingsbruder, bis bei näherem Hinsehen die Geschwister sich als die noch nicht abgestossenen, entfärbten und verschrumpften Keimblättchen offenbaren, aus denen die vor unseren Augen in Blatt und Blüten prangende Pflanze, Yama, der Gott des Todes, vor Jahrtausenden entsprossen ist.

Riga.

Hexenwesen und Aberglauben in Steiermark. Ehedem und jetzt.

Von **Franz Ilwof.**

Eine der furchtbarsten und beklagenswertesten Erscheinungen, wenn nicht die furchtbarste und beklagenswerteste auf dem Gebiete der Kultur und Sitte, der Kirche und Religion, des Glaubens und des Rechtes ist der Hexenwahn und die Verfolgung desselben. Wie bei so vielen Erscheinungen im Volksleben wird auch hier die Frage nach der Entstehung des Glaubens an Zauberei und Hexerei sehr verschieden beantwortet.

Soldan[1]) sucht zu begründen, die abergläubischen Vorstellungen, auf welche sich jener Wahn stützte, seien von den Römern nach Deutschland verpflanzt worden. Jacob Grimm[2]) erkennt in dem ganzen Hexenwesen noch offenbaren Zusammenhang mit den Opfern und der Geisterwelt der alten Deutschen. „Die hexen gehören zum gefolge ehemaliger göttinnen, die von ihrem stul gestürzt, aus gütigen, angebeteten wesen in feindliche, gefürchtete verwandelt, unstät bei nächtlicher weile umirren und statt der alten feierlichen umzüge nur heimliche, verbotene zusammenkünfte mit ihren anhängern unterhalten.“[3]) Und als der Glaube an den Teufel ins Volk drang, begünstigt von der Lehre der Kirche, dass Menschen von ihm besessen werden, traten die Hexen in die Gesellschaft des Teufels, und aus den nächtlichen Zauberfahrten der Göttin Holda mit ihren Genossinnen wurden Luftfahrten des Teufels, in denen er die Hexen über Berg und Thal trägt, und es entsprang die Idee eines buhlerischen Bündnisses zwischen dem Teufel und jeder einzelnen Hexe[4]). Dazu gesellte sich noch durch die unselige Vermengung der Kebserei und Zauberei die Vorstellung, dass jede Hexe Gott entsage und dem Bösen zufalle und so wurde sie Genossin des Teufels, war des Todes schuldig und ihre Unthat war eine der grössten und schaudervollsten[5]). Dieser Ansicht tritt auch Janssen[6]) bei.

So wie die Antwort auf die Frage nach dem Ursprung des Hexenwahns streitig ist, so nicht minder die, wie es gekommen, dass gerade von der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts an die Hexenprozesse einen so schauderhaften Umfang in allen Teilen Deutschlands nahmen und bis in die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts währten. Um dies zu erklären sucht Mejer[7]) nachzuweisen, dass dem gesamten Hexenwesen und Hexenglauben der Periode von 1450 an ein Rauschmittel zu Grunde gelegen sei und dies sei ein aus dem Stechapfel (Datura Stramonium Linn.) bereiteter Absud gewesen, dessen Genuss bei den Hexen Visionen und Träume erzeugte, die ihrem Inhalte nach mehr oder weniger das Abbild der damals allgemein herrschenden Hexen- und Teufelsideen waren, welche Träume bei den das Rauschmittel Geniessenden so lebendig und eindringlich waren, dass sie das geträumte selbst erlebt und mitgemacht zu haben bekennen konnten, dass sie insbesondere wirklich meinten, an den Hexenflügen teil-

1) Geschichte der Hexenprozesse. Stuttgart und Tübingen 1843, S. 69 ff. — Neu bearbeitet von H. Heppe. 1880. I. S. 104 ff.

2) Deutsche Mythologie. 3. Ausg. S. 997.

3) Ebenda, S. 1007.

4) Ebenda, S. 1015.

5) Ebenda, S. 1022.

6) Geschichte des deutschen Volkes. (Freiburg i. B. 1894.) VIII. 490, der ebenda S. 494—694 ausführlich von Hexenwesen und Hexenverfolgung vom Ausgang des Mittelalters bis zum Beginn des 30jährigen Krieges handelt.

7) Dr. Ludwig Mejer, Die Periode der Hexenprozesse. Hannover 1882.

genommen, sich dem Teufel ergeben und mit demselben Unzucht getrieben zu haben. Dieser Ansicht tritt Holzinger[1]) entgegen mit dem Nachweis, dass der Stechapfel erst gegen Ausgang des sechzehnten Jahrhunderts und da noch höchst selten, etwas häufiger erst in der ersten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts in den Gärten kultiviert wurde, wirklich und unzweifelhaft wild in ausserdeutschen Ländern gegen Ende des siebenzehnten, in den deutschen Landen aber gar erst in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts anzutreffen war, daher er nicht schon von 1450 an als Berauschungsmittel hätte verwendet werden können. Der Hexenglauben hätte nicht jenen entsetzlichen Umfang gewinnen können, wenn nicht die Kirche[2]) — die katholische wie die evangelische — mit ihrer Lehre von der persönlichen Existenz des Teufels und seinem persönlichen Wirken auf der Welt jenem Aberglauben ihre ganze und volle Autorität geliehen hätte und die Verfolgung und Ausrottung desselben um jeden Preis und mit allen denkbaren Mitteln zu einer Sache der Kirche, der Religion, ja Gottes gemacht hätte. Auch Lecky hat sich schon früher dahin ausgesprochen, dass der Hexenglauben „nicht aus zufälligen Umständen, persönlichen Überspanntheiten oder gar wissenschaftlicher Beschränktheit entsprang, sondern aus einer allgemeinen Neigung, satanische Thätigkeit im Leben zu erblicken".[3])

Mag diese Anschauung die richtige sein, so ist es aber doch sicher, dass im Hexenwesen und in den Hexenprozessen Tränke und Salben eine wichtige Rolle spielten, da sie fast bei jedem Prozesse erwähnt werden[4]).

Doch nicht die Erörterung und Darlegung dieser Vorgänge soll den Inhalt der folgenden Blätter bilden, sondern in denselben soll nur dargestellt werden, welche Erscheinungen aus dem Geistes- und Gemütsleben des Volkes in Steiermark bei den Hexenprozessen vom 16. bis zum 18. Jahrhundert an den Tag traten, was an Zauberei und Aberglauben bei diesen Anlässen zum Vorschein kam und schliesslich soll versucht werden, nachzuweisen, was davon sich bis in die Gegenwart im Glauben des Volkes erhalten hat.

Dienen als Quellen hierzu die bisher publizierten und zwei mir handschriftlich vorliegende Hexenprozesse, welche sich alle in Steiermark abspielten, so soll doch von der juridischen, ja selbst von der kulturhistorischen Seite derselben im engeren Sinne abgesehen und nur das hervorgehoben

1) Zur Naturgeschichte der Hexen. Graz 1883.

2) Über die unheilvolle Wirkung der kirchlichen Inquisition auf die Belebung des Hexenwahns: S. Riezler, Geschichte der Hexenprozesse in Bayern. Stuttg. 1896. S. 36 ff. 81 ff.

3) Geschichte des Ursprungs und Einflusses der Aufklärung in Europa von W. E. Hartpole Lecky. Übersetzt von H. Jolowicz. Leipzig und Heidelberg 1868. I. 63.

4) Mell, Zur Geschichte des Hexenwesens. Ein Beitrag aus steirischen Quellen (Zeitschrift für deutsche Kulturgeschichte. 1891, Berlin, Lüstenöder. Bd. II, S. 317—335) und Janssen, a. a. O. S. 534.

werden, was für die Volkskunde wichtig erscheint, was als Volksglauben und Volkswahn bezeichnet werden kann, was nicht bloss aus den gefolterten Angeklagten erpresst, sondern was allgemein von dem ganzen Volke als Hexenwesen, als Zauberei und Aberglauben angesehen und demnach beurteilt wurde und von dem sich nicht unbedeutende Reste bis heute im Gedankenkreise des Landvolkes fortgepflanzt haben und wahrscheinlich noch lange fortleben werden.

Der älteste bisher bekannte Hexenprozess in Steiermark fällt in das Jahr 1546 und fand zu Marburg an der Drau statt[1]). Die den angeklagten sechs Weibern imputierten Zaubereien und Hexereien lassen sich in folgende Gruppen unterteilen: 1. Wettermachen[2]). Wenn sie Wetter machen wollten, nahmen sie neun Steine, reinigten sie und warfen sie ins Wasser, dann entstand Hagel. Als das Getreide reif geworden, badeten sie sich in einem Bottich an einer Bachmulde[3]); schütteten sie das Badewasser auf die Erde, so wurde kein Schaden angerichtet, schütteten sie es auf Steine, so schlug der Hagel alles zu Grunde. Einst reiterten sie altes Getreide in einer „Stadelreiter“ (Sieb), dann tanzten sie unter derselben[4]), jede nahm einen Teil des Getreides mit sich und dann zauberten sie es in die Nebel und Wolken; alle Felder, die von solchen Wolken besprengt wurden, trugen keine Frucht. Sie erprobten das an ihrem eigenen Acker. Von dem Badewasser gossen sie etwas in ein Gehölz, da brach das Erdreich ein und es entstanden grosse Gruben. Das Wasser, womit sie das Vieh tränkten, besprachen sie und es kam Hagelwetter. Auch zwei Bäche wurden mit gleichem Erfolge besprochen. Sie badeten in einer Bachmulde, nahmen Wasser in einem Kruge mit nach Hause, kochten darin Fleisch und Hagelwetter entstand. Sie verstehen mit einem Schaff Wasser in der Stube Hagel zu kochen und können ihn in die Ferne schicken, von Marburg nach Pettau, Graz und Radkersburg. Sie geben Wasser, Wein, Milch, Salz, Getreide und Wurzeln in einen Backtrog, baden sich darin, besprengen damit ihre Felder, um sie fruchtbar zu machen. Sie können Reif erzeugen. Sie nehmen Splitter aus Kruzifixen und machen damit Hagel. Sie schlagen ein Laken mit einer Rute, besprechen es und Hagel und Regengüsse zerstören die Weingärten. 2. Sonstige Beschädigungen der Weinberge. Sie vergraben Quecksilber in den Weingärten, dann giebt es kaum ein Vierteil der sonstigen Fechsung. Sie baden sich in einer Bachmulde, besprengen mit dem Wasser die Weingärten und an jeglichem Weinstock verderben zwei Augen. Sie

1) Reichel, Ein Marburger Hexenprozess aus dem Jahre 1546. (Mitteilungen des historischen Vereins für Steiermark, 27. Heft, S. 122—135.)

2) Über Hagel- und Wettermachen der Hexen s. Grimm, Mythologie, S. 1040—1043.

3) Die Hexe in der Teichmulde, Grimm, Mythologie, S. 1033.

4) Über Siebdrehen, Siebtracht: Grimm, Mythologie, S. 1062—1065.

nehmen Weinreben, die im Treiben waren, übergeben sie den bösen Geistern und die Reben erfrieren. Sie zerstossen am Dreikönigstage Totenbeine und räuchern damit die Weingärten ein. 3. Getreidezauber. Am Weihnachtsabende kommen sie an einer Wegscheide[1]) zusammen, schlagen mit einer Haselrute einen Maiskolben, drei Körner springen heraus, aus diesen erwächst ein Laib Brot, am St. Jörgentag wird er zu Stein — und alles Getreide verderbt. 4. Milchzauber. Sie besprechen das Gras auf der Weide und die Kühe geben keine Milch. Der Böse verdirbt durch seinen Kot die Milch, dass kein Käse daraus gemacht werden kann. 5. Windfüttern, Vertreibung des Wetters. Die Hexe nimmt aus ihrem Säckchen weissen Staub, bläst ihn aus einer hohlen Weinrebe in alle Weltgegenden und Wind und Wetter vergehen. Sie wäscht Hadern in einer Lache und schöpft Wasser daraus, das Wasser in der Lache fängt an zu sieden, Hagel und Regenwetter ziehen auf; sie läuft heim, nimmt ein Messer, schneidet kreuzweise durch die Nebel und Wolken[2]), indem sie sagt, es soll in den Wolken alles tot und verderbt sein im Namen Gottes u. s. w. und das Unwetter vergeht und thut keinen Schaden. 6. Regenlosigkeit erzielt. Zwei der Angeklagten gingen auf den Bacher (Gebirge südwestlich von Marburg), banden dort den bösen Geist Kasperl[3]) mit Frauenhaaren an den Wipfel einer Buche fest, damit es nicht regnen solle; ein Bauer kommt zur Stelle, will den Baum umhauen, da schreit der Böse, er solle ihn befreien, so werde es sofort regnen — und es geschah. 7. Zurückbringen gestohlenen Gutes oder Entflohener. Der Böse kann gestohlenes Gut zurückbringen. „Wird Hab' und Gut gestohlen, so giesse man Wasser durch eine Reiter (Sieb), kugle sie um das Haus und der Dieb muss das gestohlene zurückbringen.[4]) Einmal gingen die Angeklagten, um einer Freundin das gestohlene Geld wieder zu verschaffen, auf einen Kreuzweg, setzten dort einen Topf nieder, legten einen schwarzen Pfennig darauf, schlugen den Topf mit drei Ruten, worauf er anfing, umzuspringen. Da kam ein grosser Wind, der den Dieb auf den Kreuzweg niedersetzte und zugleich das Geld brachte, das auf dem Boden umherrollte. — Ein Weib ging mit einem Arbeiter durch; mittelst eines besprochenen Tüchleins wurde sie wieder zurückgebracht.[5]) Ein anderer Entlaufener wurde dadurch zurückgebracht, dass die Hexen

1) Zusammenkünfte der Hexen auf Wegscheiden: Grimm, Mythologie, 1028: auf Wegscheiden ist der Teufel zu errufen: S. 1069.

2) Auch eine andere Rolle spielt das Messer im Hexenglauben: wer über die Hexe ein bekreuztes Messer wirft, erkennt sie: Grimm, Mythologie, 1057.

3) Kaspar, Kasperl kommt häufig als Name des Teufels vor. Noch in Karl Maria von Webers Freischütz heisst der Jäger, der mit dem Bösen (Samiel) im Bunde ist, Kaspar. Der Verfasser des Textbuches dieser Oper (komponiert 1817—1820) ist Johann Friedr. Kind.

4) Grimm, Mythologie, 1062. 1065.

5) „Einen gesellen aus fremdem lande herbeizubringen", Grimm, Mythologie, 1232.

in seine zurückgelassenen Stiefel geblasen. 8. Unsichtbarmachen. Die eine Angeklagte bohrte einem Kreuzbilde die Augen aus und sagte, wenn sie diese Augen bei sich habe, könne niemand sie sehen. 9. Sonstiger Zauber. Einer der Angeklagten hatte ein Dieb einen Rock gestohlen; sie besprach den Rock, so viel Fäden an ihm seien, so viel Jahre und so lange er lebe, solle der Dieb stehlen und seinen Lohn dafür empfangen. Er wurde bald darnach gefangen genommen und hingerichtet. Dieselbe Angeklagte hatte ihrem Dienstherrn, der ihr etwas vom Lohne abzog, Wasser vor die Thür gegossen, er ging darüber und starb bald darnach. Eine andere blies verzauberten Staub auf ihres Mannes Buhlerin und er musste von ihr ablassen. 10. Hexensalbe, Hexentrank. Die Angeklagten hatten eine gelbe Salbe, schmierten damit einen Ofenkehrwisch an, setzten sich darauf, flogen auf ihm in die Luft[1]) zu den Hexenversammlungen. Andere konnten infolge eines Trunkes Wein von dem Hexenunwesen sich nicht mehr abwenden. 11. Zusammenkünfte der Hexen[2]), Verkehr und Buhlschaft mit dem Bösen. Wenn die Angeklagten auf einem kleinen Horn von einer Geiss bliesen, kam der Böse und trug sie zu den Versammlungen; durch Schlagen an einer Kette konnten die Hexen zusammengeläutet werden. Eine der Angeklagten ging auf einen Kreuzweg, nahm einen Riemen oder Strick mit, dann hob sie Erde auf, streute sie nach allen Seiten hin aus, es entstand ein heftiger Wind und Hagel, der Böse kam und brachte ihr Geld[3]). Andere hatten den Bösen in einem mit Wachs verschlossenen Glase, sie nahmen ihn heraus, gaben ihn in ein Tuch, schüttelten es so lange, bis er ihnen viel Geld versprach. Dann gaben sie ihm Weizenbrot und Wein, er ass und trank davon. Anderen erschien der Böse in Gestalt einer Katze mit grossem Kopf[4]), auch eines schwarzen Hundes[5]). Die eine pflog Buhlschaft mit dem Bösen[6]) und hatte von ihm zwei Kinder. Eine der Angeklagten hatte den Bösen daheim unter dem Ofen mit Frauenhaaren festgebunden; wenn man ihn mit drei Haselruten, eines Jahres alt, schlüge, würde er frei. —

Als Namen des Bösen wurden von den Angeklagten angegeben: Ptischek, Tonschitz, Tschernagel, Prockwass, Peterl, Kussmann, Sczümann, Magerl, Gabrian, Kasperl[7]).

1) Grimm, Mythologie, 1003—1013.

2) Ritt der Hexen auf Stöcken, Ofengabeln u. dgl. Grimm, Mythologie, 1037—1039.

3) Der Teufel trägt seinen Günstlingen Geld und Getreide zu. Grimm, Mythol., 971.

4) Hexen in Katzengestalt. Ebenda 1051.

5) Hündische Gestaltung des Teufels ist mehrfach begründet. Ebenda 948.

6) Dem späteren Begriff der Hexen ist unzüchtige Buhlschaft wesentlich; sie besiegelt das geschlossene Bündnis und verleiht dem Teufel freie Macht über die Zauberinnen; einer reinen Jungfrau kann er nichts anhaben. Ohne diesen Greuel kommt hernach überhaupt keine Hexe vor. Ebenda 1017.

7) Über Namen des Teufels: Grimm, Mythologie, 1015—1017.

In einem zweiten Marburger Hexenprozesse von 1580 wird berichtet, dass die Angeklagte, um sich beim Stehlen unsichtbar zu machen, eine Kerze bei sich trug, die einem Sterbenden eingehalten worden war und deren Docht aus Fäden bestand, die dem Leichentuche entnommen waren; sie spricht die Kerze mit den Worten an: „So wenig mich der Tote vor dem jüngsten Tage sieht, so wenig mag mich der Krämer (den sie bestehlen will) sehen."

In einem Hexenprozesse, der 1602 zu St. Lambrecht in Obersteiermark[1]) abgeführt wurde, wird die Angeklagte beschuldigt, dass sie auf einem zottigen Rosse gleich einem Widder[2]) durch die Luft fahren und Wetter machen könne. Der Böse gab ihr einen Zettel in Brot gebacken zu essen und sie erhielt die Gabe, dass sich jedes versperrte Schloss, das sie berührt, öffnet.

Ebenfalls im Jahre 1602 sagte in einem Prozesse, der im oberen Murthale stattfand[3]), ein Mädchen von 10—12 Jahren gegen ihre Mutter aus. Einst, als sie mit ihr gegen Schrattenberg (Schloss im oberen Murthale) ging, sei ihnen der Böse, ein kleiner Mann, $1^1/_2$ Fuss hoch, in schwarzem Kleide erschienen, habe drei Pferde bei sich gehabt, nicht grösser als Wölfe[4]), das eine sah aus wie ein Hirsch, alle hatten Klauen statt der Hufe; sie sassen auf und fuhren durch die Luft; die Mutter könne Wetter und Schnee machen; beschmiere die Ofenschüssel mit einer Salbe und fliege auf ihr; Menschenhaare und Sauborsten habe sie verbrannt, die Asche zur Salbe gegeben, ebenso Totenbeine, die sie vom Friedhofe genommen und zerstossen habe. Die Mutter habe einen Krystall, darin könne man sehen, wie viel sie Wetter machen könne; wo man sie lieb habe und ihr etwas schenke, habe sie den Leuten gesagt, sie sollten am Ostermontag ein Stück Weizenbrot auf den Scheiterhaufen vor dem Hause legen und ein ganzes Jahr liegen lassen, dann könne ihnen kein Wetter schaden.

In einem Prozesse vom Jahre 1613 aus der Umgebung von Graz[5]) wird der Angeklagte beschuldigt, er mache im Frühling und Herbst, wenn er die Felder zu bebauen beginne, auf denselben ein kleines Feuer, er umschreite oft vor Sonnenaufgang, namentlich am Charfreitag, seine Felder;

---

1) v. Zahn, Von Zauberern, Hexen und Wolfsbannern. Originalien und Kopien im steiermärk. Landesarchiv und zu Admont. In „Steiermärkische Geschichtsblätter". Graz 1882. III. 129.

2) Alle Hexen dachten sich ihren Meister als Bock. Grimm, Mythologie, 947. — Der Teufel reitet auf schwarzem Rosse. Ebenda 958.

3) Gräff, Versuch einer Geschichte der Kriminal-Gesetzgebung in Steiermark. Graz 1817. S. 187—223.

4) Seelenraubender Wolf war der Teufel bereits den Kirchenvätern. Grimm, Mythologie, 948. Zauberer pflegten in Wölfe überzugehen, er war Wuotans heiliges Tier, eines Gottes, der es vorzugsweise mit Seelen und Geistern zu thun hatte. Ebenda 997.

5) Gräff a. a. O.

wenn er die Nüsse von seinen Bäumen schlägt, habe er in der einen Hand eine lange Stange, in der andern einen brennenden Spahn, und wenn er auf die Bäume schlägt, fallen die Nüsse haufenweise herunter; seine Kühe geben viel mehr und bessere Milch und seine Felder tragen mehr, als die der Nachbarn. Seinem Feinde habe er eine böse Krankheit angezaubert, an der er gestorben. Auch das kleine schwarze Männchen mit den feurigen Augen, das in das Haus des Angeklagten bei dem Fenster hineingekrochen, fehlt nicht und der Beschuldigte sei des Nachts in der Luft als Vogel herumgeflogen [1]).

In einem weiteren St. Lambrechter Prozesse von 1614 bekennt der Angeklagte, er habe von einer Sennerin gelernt, dass, wenn die Kühe dem Stiere nicht zugehen wollten, man die Stube neunmal fegen, das Kehricht durchseihen und dann den Kühen zum Fressen geben solle; dann würden die Kühe tragend werden. Weiters habe er den Kühen „die Tritt“ (die Trittspuren in der Erde) ausgestochen, diese der Sennerin gegeben, die damit Zauberei getrieben habe. Dieselbe Sennerin habe zwei Frösche an eine Stange gehängt, daran gemolken und dadurch den Kühen der Nachbarn die Milch entzogen. Sie könne auch „Wötter sieden“ (Wetter machen). Ein Mann wird genannt, der kann auf einem Wolf durch die Luft fahren. Will man die Zauberei lernen, so muss man neunmal die heilige Dreifaltigkeit verleugnen und sich neunmal dem Teufel mit Leib und Seele verschwören. Der Böse heisst der schwarze Kasperl, der Schwienkl, der Mayer, der Kälbl, trägt schwarze Kleider; dem, der sich ihm ergiebt, macht er an einem Finger der linken Hand einen Schnitt und nimmt Blut aus der Wunde [2]).

In dem Prozesse von 1641 [3]) zu Weinburg (Schloss südlich von Graz) ist nur von Fliegen durch die Luft und Wettermachen die Rede.

Die Umgebung von Gutenhag (Herrschaft zwischen Radkersburg und Pettau) scheint der Sitz argen Hexenunfuges gewesen zu sein. 1661 fanden dort grosse Prozesse statt, aus denen wir folgendes hervorheben [4]):

Um jemand eine Krankheit anzuzaubern, braucht man einige von dessen Kopfhaaren. — Eine der Angeklagten wurde von einem bösen Nachbar geprügelt; sie bat ihre der Zauberkraft kundige Freundin, diesem Manne eine Krankheit anzuzaubern; sie musste ihr ein Stück Rinde von dem Prügel, mit dem sie war geschlagen worden, bringen, sie verzauberte diese Rinde, streute sie dann dem Manne unter, der schwer erkrankte. Nach einiger Zeit wollte sie den Kranken wieder gesund machen, sie ging zur Hexe und bat sie darum, „welliche disser 9 felberne (Weiden-)Ruethen in ain Padt, absonderlich aber dass Fuepper Khrautt, Guldes Khrautt zu kochen, die Stain aber mit denen von sich selbsten verdorbenen Krono-

1) Den Zauberinnen steht Vogelgestalt zu Gebot: Grimm, Mythologie, S. 997.

2) Über Verträge und Bündnisse mit dem Teufel: Grimm, Mythologie, S. 969.

3) Zahn a. a. O. S. 138.

4) Zahn a. a. O. S. 138—148.

bethern (Kranewitbeeren, Wachholder) zu hizen anbevolchen"; darin wurde der Kranke gebadet und genas. — Als ein anderer Mann, der Supan (Gemeindevorstand) Simon Fräs, sie schlug, musste sie der Zauberin Haare von diesem, Stücke von dem Holz, mit dem sie geschlagen worden und einen Bohrer, mit dem an einer Totenbahre gebohrt worden war, bringen: Haar und Holz wurden besprochen, mit dem Bohrer ein Loch in einen Baum gebohrt, Haar und Holz darin fest verschlagen und dreimal die Worte gesprochen: „Ih Margaretha spriche an das Haubt, die Glider, die Ingewöth des gethaufften, gefüermendten und gesegneten Menschen, des Simon Fräs, das er erkhrankhe, erlahme und schwach werden solle, in den dreyen Namben Gott Vatter und des Sohn und des heiligen Geist. Amen." Der Simon Fräs erkrankte nicht, wohl aber sein Weib, weil die Angeklagte „per errorem nit des Mans, sondern nur des Weibs Haar gebracht. Item bekhendt, sye habe ain Theil von dissen angesprochnen Sachen auch Abendts auf ein Stigl geworfen, in Mainung, es würde der Supan erstens darüber gehn, so seye aber nur sein Weib darüber gangen, dahero nur sye erkhrankht und fiebrig worden."

Die Hexen in Gutenhag treiben Unfug mit der Hostie; der Böse erscheint in Gestalt eines jungen Mannes, in roten Pelz gekleidet, mit einer schwarzen Kappe auf dem Kopfe, langen Nägeln an den Fingern; die Hexen verschreiben sich ihm mit Blut; er treibt Buhlschaft mit ihnen, aber sein Leib ist eiskalt[1]). In den Versammlungen der Hexen, immer auf Kreuzwegen, wird gegessen, getrunken, musiziert, getanzt. Die Speisen schmecken „ungeschmach und ungesalzen"[2]). Der Wein wird aus einem Kruzifix, das am Wege steht, durch einen Zapfen herausgelassen. Die Hexen fahren durch Luft in feurigen Wägen, welche von schwarzen gehörnten Pferden gezogen werden[3]). Hagelwetter wird gemacht. Die Hexen können die Kühe ansprechen, dass sie viel und gute Milch geben, aber auch, dass sie die Milch versagen. Der Spruch lautet: „Ich Margaretha gebiette, verpahne alle Milch und alle Khröfften der Nochbohrn Khüe, auss den Fiessen, auss dem Ingebeith, auss dem Kopf, auss den Hörrn, auss dem Autter (Euter) und auss dem ganzen Leib, dass dieselben in disser Nescha (slovenisches Diminutiv für Agnes) Khüe khumben und disse Khüe wol melkhen, die Milich und wol Rämb (Rahm) haben sollte: dos gescheche der getaufften, der gefüermbten, der gesegnethen Nescha durch die drey heilligen Namen des grosseu Gott Vatters, Gott Sunns, Gott hl. Geist. Amen."

1) Die Buhlschaft der Hexen mit dem Teufel schafft ihnen nur halbes Behagen oder selbst Schmerzen. Grimm, Mythologie, 1029.

2) In der Hexenküche und bei den teuflischen Mahlzeiten fehlt das Salz. Grimm, Mythologie, 1002. Die dort bereiteten Speisen sättigen und nähren nicht. Ebenda S. 1024.

3) Fahren des Teufels in stattlichen Wägen. Grimm, Mythologie, 958.

In einem anderen Prozesse[1]) desselben Jahres (1661) zu Gutenhag erscheint der Teufel in Gestalt eines Hasen, auch in der eines Knaben in schwarzem Kleide. Hagel und Wetter werden gemacht. Beim ersten Hahnenschrei hören die Zusammenkünfte der Hexen auf[2]).

In einem mir handschriftlich[3]) vorliegenden Prozesse von Gutenhag 1661 wird ein Mann der Zauberei angeklagt, er habe einem anderen Manne durch ein Fläschchen Wein, das er ihm zu trinken gegeben, die Mannheit genommen, wieder einen habe er blind und wieder sehend gemacht und wieder anderen andere Krankheiten angezaubert und sich dazu der Zweige des Elsenbaumes (prunus padus) und der Kopfhaare des zu Verzaubernden bedient. Auch den Wein des Nachbars habe er verzaubert, dass ihn niemand kaufen wollte. Um die Mannheit wieder zu erlangen, schabe man etwas von dem Horn eines Stieres ab, nehme Haare von dem „Zem“ (penis) desselben, gebe es in Wein, reibe sich damit an der betreffenden Stelle ein, dreimal Montags, Mittwochs und Donnerstags mit den Worten: Er werde wieder so hart wie das Horn des Stieres.

In dem zweiten mir handschriftlich vorliegenden Prozesse (Gutenhag 1661) kommen nur Fliegen durch die Luft auf einem Kronawett-Zweige, der mit einer gelben Salbe bestrichen wird, Hagel- und Wettermachen, Zusammenkünfte unter der Führung des Bösen, der Hansel heisst, Gelage und Tanz vor, bei denen sich die Vornehmen unterhalten, die niederen Leute bedienen müssen.

Auch in Gutenhag 1673 war ein 80 Jahre altes Weib der Hexerei wegen vor Gericht gestellt worden[4]). Man fand in ihrer Truhe Wurzeln und Kräuter, was sehr verdächtig erschien.. Die Aussagen zweier vordem wegen Zauberei hingerichteter Weiber wurden ihr vorgehalten. Gefoltert bekannte sie, ein Weib habe sie zu einer vornehmen Gasterei an einen Kreuzweg geführt, wo viele bekannte und unbekannte Personen waren. Dort hätten sie Fleisch und Brot gegessen und Wein aus einem schönen silbernen und aus einem „Meolikhen“-(Majolika-)Gefässe getrunken, welcher in zwei Pipen aus dem am Wege stehenden Kreuze herausgeflossen sei; der Wein habe wie Rosswasser geschmeckt, ein Stück Brot, das sie nach Hause mitgenommen, habe sich des anderen Tages in ein Schwein verwandelt. Der böse Geist, Namens Kaspar, sei auch zugegen gewesen, er sei von Angesicht rot, von feurigen Augen gewesen, bekleidet mit einer glänzenden roten Kappe, schwarzem Rock, roten Strümpfen, grauer Hose. Nach der Mahlzeit wurde getanzt, der Teufel habe dazu gesungen und auf zwei Brettchen gegeigt. Die nächste Zusammenkunft fand an einem

1) Zahn a. a. O. S. 152—154.

2) Über Zusammenkünfte der Hexen s. Grimm, Mythologie, S. 998.

3) Die Akten dieses und des folgenden Prozesses hat mir Hr. Dr. Peter Mitteregger, Professor am städt. Mädchenlyceum zu Graz freundlichst zur Benutzung überlassen.

4) „Hoch vom Dachstein.“ Belletristische Zeitschrift. Graz 1862. S. 241—242.

anderen Kreuzwege statt; da hätten die Vornehmeren beim Essen, Trinken und Tanzen voran die Ehre gehabt[1]); die Angeklagte sei nur zum Aufräumen, Abwaschen und anderer „Lumpenarbeit" verwendet worden. Vorher noch hatten sie und das Weib, das sie zu den Versammlungen führte, bei der Kommunion die Hostie von der Zunge genommen, aufbewahrt und in ein Tuch gebunden dem Teufel gegeben; was dieser damit angefangen, wisse sie nicht. Als die Hühner zu krähen begannen, habe der Teufel die Namen seiner Gäste auf eine schwarze Ochsenhaut[2]) geschrieben, das Schreibzeug sei gross und glänzend gewesen, die Feder habe einem Lichte gleich gesehen. Hierauf hätten des bösen Feindes Knechte, die geringer gekleidet waren als er, die Lichter ausgelöscht, die Gesellschaft habe sich nach und nach verloren. Die Angeklagte sagt, sie habe unmittelbar hernach ihr Thun bereut, ein Stück geweihtes Salz in ein Schaff Wasser geworfen[3]), den Leib gewaschen und sich mit geweihten Kerzen angeraucht. — Eine andere der Angeklagten wurde vom Freimann untersucht, er fand an ihrem Leib zwei Zeichen, in die er mit der Nadel gestochen, sie habe nicht gezuckt und es floss kein Blut — das war des Teufels Zeichen.

Nächst Gutenhag war der Hauptsitz des Hexenwesens und der daran sich knüpfenden Prozesse in Steiermark das im östlichen Teile derselben gelegene liebliche Raabthal mit dem freundlichen Markte Feldbach, dem nördlich davon gelegenen mächtigen Felsenschlosse Riegersburg und dem südlich davon befindlichen, jetzt durch seine Heilquellen berühmten Gleichenberg[4]) und die Zeit dieser gerichtlichen Vorgänge waren die Jahre 1673 und 1689 bis 1690[5]).

Die Zusammenkünfte der Hexen fanden auf Kreuzwegen, gewöhnlich neben einem Kreuze statt, es wurde gegessen, getrunken, getanzt, mit einem Kelche und mit Hostien Unfug getrieben, Gott und die heil. Dreifaltigkeit verleugnet, aus dem Stamme eines Eichbaumes floss Wein, die beschuldigten Weiber gestanden, durch die Luft geflogen zu sein, sie machten Hagelwetter und verderbten die Ernte durch Reif. Der Teufel nannte sich Riepl, Kasperl, schwarz Kasperl; einige Weiber verschrieben sich ihm, andere verschrieben ihm ihre Kinder[6]). Der Urheber dieses

1) „Es gilt dabei (bei den Hexenversammlungen) auch standesverschiedenheit: erst sitzen die reichen zu tisch und trinken aus silberschalen, dann die armen aus holzbechern oder klauen." Grimm, Mythologie, S. 1024, Anm †.

2) „Die Ochsenhaut deutet mir gleich der Bärenhaut heidnisches Opfer an." Grimm, Mythologie, 1069.

3) Über die Bedeutung des Salzes im Hexenwesen s. Grimm, Mythologie, 998—1002.

4) Die Gallerin auf der Rieggersburg. Historischer Roman mit Urkunden. Von einem Steiermärker (Joseph Freiherr von Hammer-Purgstall). 3 Teile. Darmstadt 1845. Das oben im Text Mitgeteilte ist durchaus der Urkundensammlung des 3. Bandes entnommen.

5) Über diese Vorgänge vgl. auch „Feldbacher Hexenprozesse" in der „Grazer Tagespost" 1873, No. 231, 236, 261, 273 und 1874, No. 24.

6) Über Verträge und Bündnisse mit dem Teufel: Grimm, Mythologie, 969.

Hexenunfugs war der Pfarrer von Hatjendorf, Gregor Agricola, „des Teifels Secretari und Landtschreiber[1])“, wie ihn die Beschuldigten nennen[2]). Die Hexen wurden von dem Teufel an der Schulter, oder unter der Irxen (mhd. üehse, Achselhöhle) oder am rechten Fuss oder an der Hand gezeichnet. Den Hagel führten die Hexen in Körben und Säcken mit sich, steckten eine Hostie dazu und schütteten alles aus, wenn sie durch die Luft flogen. Der Böse erscheint auch in Gestalt eines schwarzen Hundes. Ein Zeuge sagt gegen den Pfarrer Agricola aus, dass er einstmals zufällig mit ihm zusammengekommen sei, da hätte der Pfarrer gesagt, es reue ihn, dass er jemals ein gutes Werk gethan und habe dies durch viele Flüche bekräftigt; als Zeuge den Pfarrer verlassen, sei ihm ein „grausam wildaussehender Mann“ begegnet und gleich danach sei er von zwei Wildschweinen[3]) angefallen worden und hätte sich ihrer nur mit grösster Mühe erwehren können.

Agricola wurde vom Henker im Kerker erdrosselt und unmittelbar danach habe man einen Raben[4]) vom Fenster des Gefängnisses über den Marktplatz fliegen sehen, den alle für die schwarze Seele des Bösewichts hielten[5]).

Einem der Angeklagten wurde vorgehalten, dass er die Feldfrüchte durch Zauberei ruiniere, da man gesehen, wie er heimlich und verdächtig Erdschollen aus fremden Weingärten zu sich gesteckt habe; er gestand, dass er oft zur Kirchtagszeit von Aufgang der Sonne Staub und Brosamen aus den Fenstern zusammengewischt, dies bei der Thüre und vor dem Hause umhergestreut habe, damit seine Wirtschaft gedeihe und die des Nachbarn Schaden leide, dass er am blauen (?) Samstag etliche „Hötschlpöhr Thorn“ (Dornen von der wilden Rose) abgebrochen, etwas Milch von seiner Kuh in einen Sautrog gethan und diesen mit Dornen gestrichen habe, damit die Kuh, welche beim Melken Blut gelassen, wieder gesund werde, dass er nächtlicherweile aus den Furchen, welche durch die Räder eines Leichenwagens entstanden, Wasser geschöpft, dieses unter das Brot gebacken habe, wodurch es gut geraten und auf dem Kirchtage schnell verkauft worden sei, dass er in der heil. Dreikönigen-Nacht, welche man die reiche Nacht zu nennen pflege, Brosamen und Speisereste in einen

1) Landschreiber war eine hohe Würde im Ständewesen der Steiermark.

2) Dass Geistliche und Mönche das Hexenwesen förderten, giebt selbst Janssen a. a. O. VIII, 501 f. zu.

3) Nächst dem Bock ist der Eber, der unter den alten Göttern dem Fro heilig war und in Walhalla der Helden Speise hergiebt, auch noch im Sturmzug des wilden Heeres beziehungsvoll erscheint, ein Teufelstier. Grimm, Mythologie, 948.

4) Unter den Vögeln steht zunächst der Rabe, dessen Gestalt der Teufel gern annimmt. Ebenda 949.

5) Lucian von Samosata erzählt in seinem Peregrinus Proteus, dass aus dem Scheiterhaufen, auf welchem sich dieser sonderbare Schwärmer selbst verbrannte, ein Geier aufgeflogen sei und den Weg gerade nach dem Himmel genommen habe.

neuen Topf gethan und diesen vor Aufgang der Sonne auf eine Thorsäule gestellt habe, um damit den Wind zu füttern, dass er das ganze Jahr seinen Feldern keinen Schaden zufüge; dass er oftmals an Kirchweihtagen, wenn er neben anderen Wirten Wein feil gehabt habe, bevor er seine Fässer angeschlagen, von dem Wirte neben ihm einen neuen Krug voll Wein genommen, diesen heimlich in seinen Keller gestellt und unter dem „Grander“ (das Holzgerüste, auf welchem die Fässer liegen) verborgen habe, worauf er seinen Wein schnell an den Mann gebracht habe, während der „dess andern verschlagen gebliben“. — Einstmals, als er erkrankte, habe ihm ein Soldat geraten, er solle von neun Ameisenhaufen je drei Hand voll nehmen und von drei Bäumen, welche keine Früchte tragen, Zweige brechen, aus den Strassenfurchen Wasser schöpfen und sich davon ein Bad bereiten; das habe er gethan und sei davon genesen. Das Badwasser habe er in den Bach getragen, hätte er es auf den Erdboden ausgeschüttet, so wäre jedes, sowohl Mensch als Tier, so darüber gegangen, daran gestorben. Bei den Hexenzusammenkünften trugen alle grüne Federbüsche auf dem Kopfe und der Teufel spie Feuer aus.

Die in diesen Prozess verwickelten Priester wurden beschuldigt, dass sie durch Verteilung der konsekrierten Hostien bei den Hexenzusammenkünften[1]) die Verwüstung der Felder und Weingärten, ja den Ruin des ganzen Landes beabsichtigt hätten; die Kinder, welche ihnen zur Taufe gebracht wurden, hätten sie im Namen des Teufels getauft, daher alle diese Kinder rebaptiziert werden mussten.

Der Hauptpfarrer von Riegersburg, Michael Zirkelius, der auch in diesen Prozess verwickelt war, kam dem Gerichte durch Selbstmord zuvor.

Diejenige, in diesem Prozesse Angeklagte, Verurteilte und Hingerichtete, deren Namen bis heute im Munde des Volkes im Raabthale fortlebt, war das Weib des Pflegers der Riegersburg, Katharina Paltauf; ihr Bild befindet sich jetzt noch im „Hexenzimmer“ dieses Schlosses. Sie war weithin bekannt wegen ihrer Geschicklichkeit in der Pflege der Blumen; ausländische Gewächse zog sie in dem Burggarten und früher und viel schöner als anderswo ringsum kamen die Blumen unter ihrer Zucht zur Blüte. Aber nicht deshalb musste sie den Tod erleiden, er wurde über sie verhängt, weil sie angeklagt war, an den Hexenversammlungen teilgenommen zu haben. Sie fand auch ihren Sänger. Johann Nepomuk Vogl, der Wiener Dichter, der nicht unbefähigte Nachahmer Uhlands, Kerners, Schwabs besingt sie in der Ballade: „Die Hexe von Riegersburg.“[2])

---

1) Grimm, Mythologie, 998.

2) J. N. Vogl, Balladen. Wien 1846, S. 121—124.

(Schluss folgt.)

Rätsel aus Paznaun.[1])

Von Professor **Christian Hauser.**

1. As timmerlet und tamerlet
In-amman-eiserna Kamerla;
Wi' örger as d' Sunna scheint,
Wi' örger as's timmerlet und tamerlet.

(Die Schelle, wann das Rindvieh, bei grosser Hitze von Bremsen gestochen, von der Weide rennt.)

2. As timmerlet und tamerlet
In-amma fleischerna Kamerla;
As ist gnat unter Dàch
Und ist döcht àlli nàss.
(Der Mund.)

3. As geat über d'Brugga
Und hàt neunaneunz'g Ogan-am Rugga.
(Der Bauer mit der Reiter.)

4. In-Augsburg isch[2]) nit,
In-Ulm isch z'finda:
Lisa[3]) hàt's voarna
Und der Pemsl[4]) hinta.
(Der Buchstabe l.)

5. As geat durs Tàl aus und in[5])
Und keart in-àlle Häuser in.
(Der Weg.)

6. Wian-ist a schüani Stàdt,
Weil si dös Ding nit hàt;
Z' Innsbruck konn ma's finda,
D' Junkfera hàba 's in der Mittli
Und d' Weiber hinta.
(Der Buchstabe r.)

7. Im Stàll isch gebora,
Im Stàll isch auferzocha,
Und z'löst hàt 's hinta d' Oara[6]).
(Die „Bulga“, d. i. ein lederner Sack.)

8. An-Acker voll Buana,
Dia[7]) longa[8]) bis in Gruana[9]),
Dia longa bis ins Engadei.
Wàs möga dös für Buana sei?
(Die Sterne am Himmelszelte.)

9. As kinnt der Viarfuass (die Katze),
Nimmt dan-Afuass[10]) (Stück Fleisch)
Aus dem Dreifuass (Hafen).
As kinnt der Zwoafuass (die Köchin)
Mit dem Dreifuass,
Schlöt[11]) da Viarfuass,
Ass[12]) er dan-Afuass fàlla làt.

10. An-Öll[13]) long
Und noch so long,
Duck dan-Arsch,
Bück da Fuass,
Denn wasst[14]),
Ass as inhimuass[15]).
(Der Brotladen.)

11. As ist gatoft und döcht ka Krist,
As ist gahenkt und hàt döcht nuit gstola. (Die Glocke.)

---

1) Als Nachtrag zu den „Rätsel aus Paznaun“, Jahrg. VI, No. 17, S. 192 ff. des „Alpenfreund“. — Das Tiroler Thal Paznaun liegt südwestlich von Landeck zwischen dem Antirhätikon und der Verwallgruppe. — 2) ist es. — 3) Elisabeth. — 4) Pinsel. — 5) ein. Das kurze i in „in“ ist uralt: vgl. „drin“, drein. — 6) die Zipfel. — 7) diese. — 8) reichen. — 9) Wohl ein bloss des Reimes wegen gebildetes Wort, dessen Bedeutung ich nicht erfahren konnte. — 10) Einfuss. — 11) schlägt; vgl. bezüglich der Synkope „löt“, legt, „söt“, sagt, „tröt“, trägt. — 12) dass. — 13) Elle. — 14) weisst. — 15) nämlich in den Backofen.

12. Schwàrz in Hol,
Wàs drin sol[1]),
Grüas[2]) Fleisch,
Speib[3]) in d' Hänt,
Spörz[4]) in d' Wänt,
Rüttla mit dem Arsch,
Und denn geat's.
(Vorgang beim Anziehen der hohen Wadenstiefel.)

* * *

Wàs ist 's Gröasst in der Kiarcha? (Das Thor, bei dem unser Herrgott hineingeht.) — Wàs ist heacher as[5]) Gott? (Die Krone, die er auf seinem Haupte trägt.) — In wàs für 'ra Stàdt stearban-am vilsta Leut? (In der Bettstatt.) — Wàs ist 'as[6]) Böst am Bachofa? (. . . , dass er das Brot nicht frisst.) — Gmàcht isch wi' a Wögga[7]), àber a Loch und an Sta[8]) drin. (Der Kumpf mit dem Wetzstein.) — Wàs ist 'as Tümmst im Haus? (Die Seihe, weil sie die Milch durchrinnen lässt, hingegen den Dreck zurückbehält.) — Wàs ist 'as Eachtest[9]) in der Stube? (Der Ofen, weil er das Loch vorn draussen hat.) — A hülzerner Ruggan-und a hàriger Bauch. (Die Bürste.) — As leit[10]) amma Ring un hàt 's Krüali[11]) am Kopf. (Die Kronschlange.) — As steat am Dàch und röcht[12]) a Pfeitli voll Tabagg. (Der Kamin.) — Wàs für a Wàsser konn man-in 'ra Reitera tràga? (Das gefrorene oder das Eis. — Abwearts muass ma's ziacha, aufwearts geat's salt[13]). (Die Ampel.) — Wia schreibt man-Isàk mit am[14]) Buastàba[15])? (Man schreibt ein I auf einen Sack.) — Wàs geat richtiger as an-Ur? (Die Laus, sie geht aufs Haar.) — As frisst àlli und scheisst nia. (Das Licht.) — Wàs ist für an-Unterschid zwischa der Beicht und amma Schuach[16])? (Die Beicht hat einen Vorsatz und der Schuh einen Absatz.) — Der Arm' wiarft[17]) 's wöck[18]), und der Reich schoppet 's in d' Tascha. (Der Rotz.) — Die wöla[19]) Schàf sei mia[20]) weart, di weissa oder die schwàrza? (Die weissen, weil es eben mehr weisse als schwarze Schafe giebt.) — As geat dur a[21]) Wàld auchi[22]) und schaut àlli àbwearts. (Die Hacke oder Axt, die der Bauer auf der Achsel trägt.) — As steat af der Maura und hàt d' Kàppa[23]) voll Sta. (Die Hagebutte.) — As sei vil, vil Schwösterlan-

1) soll. — 2) grünes. — 3) speie; „speiba", ahd. spîwan, mhd. spîen. Über die Verhärtung des w zu b vgl. z. B. „Löb" (mhd. lëwe, löuwe), Löwe, „dröba" (mhd. dröuwen), dräuen, drohen, „garba" (mhd. gerwen), gerben, „Kleiba" (ahd. chlîwa, chlîa, mhd. klîwe, klîe), Kleie, „ruaba" (mhd. ruowen, ruhen, „schneiba" (ahd. snîwan), schneien, „searba" (mhd. sërwen), kränkeln, „ströba" (mhd. ströuwen), streuen. — 4) stoss mit den Füssen. — 5) als. — 6) das. — 7) Weck, keilförmiges Gebäck. In und auslautendes k, ck sinkt sehr oft zur Doppelmedia gg herab: „Bàgga" (mhd. backe), „bigga" (mhd. bicken), „Brugga" (mhd. brücke), „Buggl" (mhd. buckel), „Ögg" (mhd. ecke), „Fingg", „Flàgga" (mhd. vlocke), „flingg", „Fungga", „gauggla" (mhd. goukeln), gaukeln, „Gunggla", Kunkel, „lingg", link, „Mugga" (mhd. mucke, mücke), „Rugga" (mhd. rücke) und viele andere. — 8) Stein. — 9) Reinlichste. — 10) liegt. — 11) Krönlein. — 12) raucht; röcha (mhd. rouchen, röuchen) mit Umlaut. Pazn. ö (= nhd. äu, seltener eu) entspricht öfters mhd. öu: „böga" (böugen), beugen, „dröba" (dröuwen), dräuen, „tröfa" (tröufen), träufen, „Fröd" (vröude), Freude, „löfi" (löufec), läufig, brünstig, stöpa" (stouben, stöuben), stauben, stäuben, „Ströb" (ströu), Streu, „söga" (söugen), säugen. — 13) selbst. — 14) einem. — 15) Buchstaben. — 16) Schuh; h im In- und Auslaute wird als ch gesprochen: fliacha, söcha, gschöcha, ziacha u. v. a. — 17) wirft; ia statt einfaches i regelmässig vor r: diar, iar, miar, Hiart, Hiarsch, Wiart. — 18) weg, fort. — 19) welche. — 20) mehr: ia hier = mhd. ê; vgl. auch Kria (krên), wiani (wênec). — 21) den. — 22) eigentlich aufhin = hinauf. — 23) Mütze.

und hàban-àll roati Kapplan-auf. (Die Zündhölzchen.) — Wàrum hàba d' Weiber kan Bàrt? (Weil sie sich beim Rasieren vor lauter Reden stets schneiden würden.) — A weisser Acker und a schwàrzi Onsàt. (Der Brief.) — Heacher as a Kiarchtura und klinder as a Köglskugla. (Der Zwirnknäuel.) — Nuit ist öppes[1]), und öppes ist nuit. (Der Schatten.) — Wàs tuat dem Hàfa[2]) noat? (Ein Boden.) — Wàs für Ring sei nit runt? (Die Häringe.) — Wiav'l[3]) Arbes[4]) gian-in-an Hàfa? (So viele, bis er voll ist.) — Wàs für Pudl beissa nit? (Die Brantweinpudel.) — Fünf Finger und döcht ka Hont. (Der Fäustling.) — As wiart tagli[5]) gmàcht und ist döcht àlli derrissa. (Das Bett.) — Wenn a Muater tuat, wàs d' Muatergottes to[6]) hàt, wiard si nit seali[7]). (Wenn sie wie die Muttergottes ihr Kind anbetet.) — A Tal[8]) könda[9]) mit da Hänt und da Füass spila. (Die Organisten.)

Sprüche und sprichwörtliche Redensarten aus Paznaun.[10])

Von Prof. **Christian Hauser.**

1. Nuii[11]) Bösa köra guat,
   Di àlta sei[12]) z'kàlta[13]) guat.

2. Wàs i nit wass[14]),
   Màcht miar nit hass.

3. Trink und iss,
   Gott nit vergiss!

4. Ünser[15]) Heargott konn vil zaga
   Und wiani[16]) göba;
   Ünser Heargott konn wiani zaga
   Und vil göba.

5. Mit Kasan[17])-und Treiba[18])
   Konn ma d' Schulda vertreiba.

6. Buana[19]) màcha 's Hearz gruana[20]).

7. Dröck und Koat[21])
   Màcht di Bàgga roat[22]).

8. Vil Hänt
   Màcha der Arbet[23]) an-Ent.

9. Auf der Gàssa-n-an-Engl,
   Z' Haus an Pengl.

10. Kinnt der Tàg,
    Bringt der Tàg[24]).

11. Weiberguat
    Ist Eisaguat[25]).

1) etwas. — 2) Topf. — 3) wie viele. — 4) Erbsen, aus mhd. areweiz, erweiz, Erbse. — 5) täglich; für nhd. ä (mhd. e) steht regelmässig reines a. — 6) gethan. — 7) selig. 8) Teil, sc. Leute. — 9) Beachte die „constructio ad sensum“ in „könda“ für „konn“. — 10) Als Nachtrag zu den „Sprüche . . . aus Paznaun“, Jahrg. VI, No. 15, S. 164 ff. des „Alpenfreund“. — 11) neue; über i vgl. Anm. 29. — 12) sind. — 13) für „ghàlta“ (gehalten), behalten, aufbewahren. — 14) weiss; mhd. ei entspricht, ein paar Beispiele abgerechnet, immer pazn. langem a. Vgl. meine Abhandlung: „Das gedehnte A = Ai = mittelhochd. Ei.“ In: Rechtsrheinisches Alamannien . . . Von Dr. Birlinger (Stuttgart 1890), S. 97—103. — 15) unser; zaga, zeigen. — 16) wenig. — 17) käsen. — 18) buttern. — 19) Bohnen. — 20) grünen. — 21) Kot; mhd. ô und vor r auch o entspricht pazn. oa, wie Hoara (horn), Koara, Moarga, Oardni, Zoara. — 22) Gemeint ist, dass Leute, besonders Kinder, die mit dem Essen nicht heikel sind, ein blühendes Aussehen bekommen. — 23) Um einem Missverständnisse vorzubeugen, sei hier bemerkt, dass der Anfangslaut A in Hauptwörtern getrübt ist. — 24) Dieser Spruch gilt denjenigen, welche, unbekümmert um die Zukunft, in den Tag hineinleben. kinnt, kommt. — 25) d. h. das Vermögen der Frau soll erst dann angegriffen werden, wann das des Mannes fertig ist.

12. Der Heler ist wia der Steler[1]).
13. Hitzi ist nit witzi.
14. Abetroat Moargabroat[2]).
15. Di rota Lüt[3])
Hend[4]) acht Hüt[5]),
Um sibna mör[6])
As[7]) ander Lüt[8]).

* * *

Wear z'earst kinnt, mölt[9]) z'earst. — Wenn der Fuarmonn salt[10]) numma[11]) fàra konn, heart[12]) er 's döcht[13]) noch geara schnölla[14]). — Maa[15]) muass ma bam[16]) schlöchta Wötter und röcha bam guata[17]). — Groassi Schwein-und groassi Kölber kema[18]) nit umsüs[19]) z' stia[20]). — An-ungröchter Haller[21]) verzört zöcha[22]) Gulda. — An-ungröchter Kreuzer frisst zöcha gröchti. — Klini[23]) Diab henkt ma, und groassi Spitzbuaba làt[24]) ma lofa[25]). — Der Höber ist wia der Schinter[26]). — Nàchna[27]) bar[28]) Kiarcha nàchna bar Höll. — Wo ünser Heargott a Kiarcha baut, dört baut der Tuitl[29]) o[30]) a Wiartshaus. — D' Ea[31]) weardan-im Himml gschlossa. — Zum Heiriga gheara (oder „braucht 's") àlli[32]) zwoa. — 's Heirigan-ist a guats Kraut, àber toll[33]) gschmàlza sött[34]) 's sei. — 's Lomp[35]) gheart z'r Öb[36]). — Ondri Müatera hàban-o Kind. — An-Unglück kinnt nit leicht ala[37]). — Wenn ma da Schàda hàt, dàrf ma fürs Gspött nit soarga. — Liaber a klis Schadli leida, as dan-Unfrida hàba. — D' Leut röda vil, wenn der Tàg long ist. — Der earst Vrübl ist der böst. — Alli guati Ding sei drei. — A kurzes Liad ist bàld gsunga[38]). — An-iader ist si salt der Nagst[39]). — An-iader Fuchs schaut auf s e i n Bàlg. — Amma[40]) Ruiiga[41]) geit[42]) ma nuit. — „Hatt[43]) i, hatt i", sàgan-àlli di Verdomptan-in der Höll. — Wear 's Galt gnua[44]) hàt, konn di Küa ins Bött löga. — Der Tuitl scheisst àlli nu'[45]) zu groassa Haufa (an klîna geat er vorbei). — 's Wàsser màcht an halla[46]) Kopf und liachti Oga[47]). — Di Alta

1) Dieb, wofür man sonst in Paznaun immer „Schölm" sagt. — 2) d. h. die Abendröte zeigt für den nächsten Tag schönes Wetter an. — 3) Leute. — 4) haben. — 5) Häute. 6) mehr. — 7) als. — 8) Spruch aus Galtür, welches ehemals grösstenteils walserische Mundart hatte, die jetzt nur noch von einigen alten Leuten gesprochen wird, also auszusterben droht. Vgl. über dieses Idiom, besonders dessen Vokalismus meine Abhandlung: „Die alamannische Mundart in Galtür." In: Rechtsrheinisches Alamannien . . Von Dr. A. Birlinger. S. 91—97. — 9) mahlt. — 10) selbst — 11) nimmer. — 12) hört. Der Zwielaut ea entspricht mhd. oe, ê und ë, letzterem namentlich vor r wie geara (mhd. gërne), dear (dër), ear (ër), wear (wër) u. s. w. — 13) doch. — 14) mit der Peitsche oder Geissel knallen. Der Spruch besagt übertragen: Wenn man in alten Tagen auch nicht mehr selbst arbeiten kann, so sieht man doch gern nach, was die Kinder oder Dienstboten bei der Arbeit thun. — 15) mähen. — 16) beim. — 17) Spruch des w i l d e n Mannes. — 18) kommen. — 19) umsonst, ahd. umbe sus. — 20) stehen. — 21) Heller. — 22) zehn. — 23) kleine. — 24) lässt (mhd. lât). — 25) laufen. — 26) Die ursprüngliche Deutung des Spruches ist: Wer die Katze beim Schinden „höbt", d. i. festhält, ist um nichts besser, als wer sie schindet; dann übertragen: Der eine ist um kein Haar besser als der andere. — 27) nahe. — 28) bei der. — 29) Teufel; ui = mhd. iu = nhd. eu. — 30) auch, mhd. ouch; vgl. laufen, mhd. loufen. — 31) Ehen. — 32) immer. — 33) gehörig, tüchtig. — 34) sollte; vgl. „Bott" (ital volta) in: „àll Bott", jeden Augenblick; „wött", wollte; „wotta", ziemlich, bedeutend, aus mhd. wol getân, wol tân (Unterinnthal: wolte). — 35) Lamm. — 36) d. h. das (besonders uneheliche) Kind gehört zur Mutter. Interessant ist das Wort „Öb", Mutterschaf, ahd. awi, au, ouwi, mhd. awe, ow, engl. ew, Lechthal o (plur. öb), walserisch (in Galtür) öü. Vgl. gr. ὄϊς, lat. ovis, skr. avis. — 37) allein. — 38) d. h. übertragen: Mit einer kleinen Arbeit ist man bald fertig. — 39) Nächste. — 40) einem. — 41) Reuigen, Reumütigen. — 42) giebt. — 43) hätte; das pazn. reine a steht für nhd. ä. — 44) genug. — 45) nur. — 46) hellen. Unter Wirkung von l ging mhd. ë im Paznauner Dialekte nicht ungern in a über; vgl. befalcha (bevëlhen, befehlen), Fald, Galt (gëlt, Geld), galta, grall,

müassan-und die Junga könda[1]) stearba[2]). — Dös[3]) ist so gwiss, as Oman[4])-im Geböt steat. — Wo der Vogl ausschluift[5]), dört wont er geara. — Kàlti Hänt, àber a wàrms Hearz. — Alti Liab rostet nit. — Salt to[6]), salt leida. — Wear amàl a Galt ghött[7]) hàt und kinnt dervon, dear kinnt numma leicht derzua. — Vil, dia iatz[8]) wol löba, wearda no' mit der Zeit Büassakraut[9]) össa müassa[10]). — Wenn ma dan-Ösl stupft, so geat er. — 's Mör hàt kan Boda. — Zàla màcht wött[11]). — Wia man-in Wàld inhirüaft[12]), so rüaft 's wider aussa[13]). — Di Biara föllt, wenn si reif ist. — Ba dem ist Krisom und Tof[14]) verloara. — Dös màcht der Kàtza kan Buggl. — Za-n-[15]) öppes[16]) nit Michali sàga (oder „ba-n-öppes nit d' Hont umkeara“). — Dear kannt[17]) an Bock zwischa da Hoara[18]) bussa[19]). — Für ondari di Kàtza dur a[20]) Bàch ziacha[21]). — Alli der Noatnagl[22]) sei. — A Loch aufreissa, um an-onders[23]) zuaz'schoppa[24]). — Mit dan-Innoman[25])-und Ausgàba gràd 's Loch tröffa[26]). — Sövl[27]) Sinn hàba as a Reitera Löcher (oder „Oga“). — Dös muass gian-oder bröcha. — Gea 's in Zaun-oder in Gatter[28]). — Am[29]) d' Lövita lösa[30]) (oder „am d' Kàppa wascha“). — Wàchsa wia der Tag[31]) im Zuber. — Abnema wia der Riaman-im Fuir. — Am Greid[32]) göba[33]). — Am 's gwunna[34]) làssa. — Mit am ka Hunt sei[35]). — Ka Buana (kan Pfifferli, kan Schuss Pulver, kan Ràppa[36]), kan Blutzger[37]), kan Haller) weart sei. — Dear[38]) ist nuit Röchts und nuit Flatis[39]), wo-n-'n 's Hemmat[40]) onrüart. — An Wunder hàba[41]) wi' an-ameris[42]) Weib. — Dear tuat, as wenn er nit fünfi[43]) zölla kannt. — Mitanond löba wia d' Hunt und d' Kàtza. Alli Röcht hàba wia der Hosascheisser. — Alli 's löst hàba müassa. — An Zoara[44]) hàba wi' a Hunt in da Fleach[45]). — Nuit mitanond z' tala[46]) hàba[47]). — Af zwoa Seita Wàsser tràga[48]). — Umhastia wi' a Pfandli ona Stil. — A Gsicht màcha wi' an-àbbrennts Doarf (... wia drei Tàg Rögawetter ..., as wenn man-ünserm Heargott dan-Össi gössa hatt). — Drinschaua wi' a Schwei, dös in Bàch brunzt[49]) (..., as wenn man-a Pfonna voll greastati

---

gschnall (snël), gschwalla (swëllen), Halfabâ (hëlfenbein), halfa, hall, Halm, Kaller, malcha (mëlken), malda, qualla, sall = salb (sëlp), salt (selbst), salta, schalla (schëllen), schalta, Walla, Walt (wëlt, wërlt, Welt), Zalta (Zëlte). — 47) Angen. — 1) können. — 2) sterben (mhd. stërben); vgl. oben Anmerkung 12 bezüglich des paznaunerischen Zwielautes ea. — 3) das, dies. — 4) Amen; vor m und n trübt sich a zu o. — 5) ausschlüpft. — 6) gethan. — 7) gehabt; vgl. „gsöt“, gesagt, „glöt“, gelegt. — 8) jetzt; vgl. „iader“, jeder. — 9) eine gewisse Pflanze. — 10) d. h. die Betreffenden werden darben müssen. — 11) quitt. — 12) hineinruft. — 13) heraus — 14) Taufe, Chrisam, geweihtes Salböl. — 15) euphonisches n zur Vermeidung des Hiatus. — 16) etwas. — 17) könnte. — 18) Hörnern. — 19) aus lat. basiari, küssen. Gemeint ist mit der Redensart eine sehr hagere Person. — 20) den. — 21) d. h. für andere missliche Geschäfte abwickeln, meist zu seinem Nachteil oder Ärger. — 22) Lückenbüsser. — 23) s nach r ist gezischt. — 24) d. h. bei einem Geld borgen, um damit einen andern zu bezahlen; zuaschoppa = verstopfen. — 25) Einnahmen. — 26) auskommen. — 27) soviel. — 28) = geh' es, wie es wolle. — 29) einem. — 30) d. h. jemanden gehörig seine Meinung sagen. — 31) Teig. — 32) Kreide. — 33) d. h. einem etwas zu wissen thun. — 34) gewonnen. — 35) = es nicht so genau nehmen. — 36) Schweizer Münze = 1 Centesimo. — 37) längst ausser Kurs gekommene kleine Schweizer Münze. — 38) der (mhd. dër), dieser. — 39) von „flätig“, das nur in unflätig (mhd. unvlaetic) vorkommt. — 40) Hemd. — 41) d. h. neugierig sein. — 42) lüstern. — 43) Beachte bei den Grundzahlen vier bis neunzehn, sowie bei den Eigenschaftswörtern die Endung i statt e. — 44) Zorn; das dialektische Schluss-a in Zoara (vgl. auch Doara, Hoara, Koara u. v. a.) setzt die Erweiterung „Zoren“ voraus. Über diesen vokalischen Einschub hinter der Liquida vergl. Weinhold, Alemannische Grammatik (Berlin 1863) § 20. Mittelhochd. Gr. (Paderborn, 2. Ausg., 1883) § 86. — 45) Flöhen. — 46) teilen. — 47) d. h. friedlich miteinander auskommen. — 48) es mit beiden Parteien halten. — 49) Über die Anwendung dieses Verbums, von dem Adelung gar nicht sprechen will, vgl. Grimm, Wörterbuch 11, 441.

Schuachnögl gfrössa hatt. — A Goscha[1]) màcha wi' a Maus aus 'ra[2]) Tagschüssla. — A Goscha hàba wi' a Schar[3]). — Oga màcha wi' a Maus in 'ra Fàlla. — Röda, wi' am der Schnàbl gwàchsan-ist. — Schreia, as wenn man-as[4]) amma[5]) Spiss[6]) hatt. — Schlàfa wi' a Ràtz[7]). — Brülla wi' a Löb[8]). — Össa wi' a Stiar. — An Grint màcha wi' a leutstöcheter[9]) Stiar. — Ob dear rödt oder a Gass[10]) af a Brött gàglet[11]), ist miar gleich. — Af ka grüas Zweid[12]) kema. — Liaber an Butz im Haus hàba as a beases Weib. — Vàr[13]) Kàtza d' Schmear[14]) kofa[15]). — Am an-Exterawurst bràta.

Zum altdeutschen Bauwesen.

Von Dr. Oswald Zingerle von Summersberg.

1. Wintberge. Wintberge wird in altdeutschen Wörterbüchern und anderen Werken als Schutz vor dem Winde gewährender Ort, Zinne, erklärt. Auch Piper (Burgenkunde, S. 339) verwendet für Zinne diesen Ausdruck, bemerkt aber in einer Note: „Der die Zinnenfenster trennende Wimperg, Wintperg, soll nach der Meinung einiger den Namen daher haben, dass er „den Mann vor dem Winde barg". Es handelte sich aber doch vielmehr um eine Bergung vor Schüssen, und welchen Sinn hätte diese Erklärung bei den Wimpergen der gotischen Kirchen?"

Bekanntlich wird mit wintberga pinna übersetzt und dadurch liess man sich offenbar verleiten, w. als Zinne, womit eben pinna auch glossiert erscheint, zu deuten. Dass der lateinische Ausdruck etwas anderes bezeichnen konnte und von den Übersetzern vielfach in anderem Sinne genommen wurde, hat man ausser Acht gelassen.

Sehen wir uns im Summarium Heinrici (Hoffmann, Ahd. Gloss., S. 1 ff., Steinmeyer-Sievers, Ahd. Gloss. III, 58 ff.) um, so finden wir Kap. VI, 7 (VII, 7) vor wintberga-pinna, spizza-pinnaculum durchweg Dinge, welche zur Herstellung eines Holzdaches benötigt werden, aufgezählt und erst nach osterteil-antica, anterior pars templi, westerteil-postica u. s. w. folgen jene Begriffe, denen die Kapitelüberschrift de munitionibus gilt, und zwar ist hier, worauf ich besonders aufmerksam mache, nur die Erd- und Holzbefestigung berücksichtigt, wogegen die Benennungen gemauerter Schutzwehren, darunter cinnun-minae, in Kap. VI, 2 (VII, 2) de aedificiis publicis eingereiht sind. Alles spricht demnach gegen die Auffassung von pinna und wintberga als Zinne, alles dafür,

1) derb für Mund. — 2) einer. — 3) Schere. — 4) eines. — 5) an einem. — 6) Spiess: beachte die alte Kürze in „Spiss", ebenso in „zölla", zählen. — 7) Ratte. — 8) Löwe. — 9) stöcha = stossen. — 10) Geiss. — 11) die Exkremente fallen lässt. — 12) Zweig. — 13) von der. — 14) Schmer. — 15) Gemeint ist: Von Leuten etwas kaufen, die viel zu teuer sind.

dass ein (hölzerner) Dachbestandteil gemeint ist, was ebenso in anderen sachlich geordneten Glossaren durch die Gruppierung erwiesen wird, z. B. Sumerl. 50, 75 ff., wo pinna wintperge zwischen tegula sgintel und asser pret steht. Da nun pinna ausserdem mit gibil (Graff, Spr. IV, 128), virst vel wipfel (Sumerl. 13, 74) verdeutscht wurde, liegt es sehr nahe, an die Einrichtung, für die heute die Bezeichnungen wintwör, windber, wember[1]) gebräuchlich sind, zu denken. Es sind die Bretter oder Stangen, welche an der Giebelseite des Hauses den Dachrand decken und an der Giebelspitze, wo sie sich kreuzen, meist zu Pferdeköpfen ausgeschnitten sind (s. Lexer, Kärnt. Wb. s. v. wör'n; Vilmar, Idiot. v. Kurhessen s. v. wember; Schmeller, Bayr. Wörterb. II, 951; Otte, Archäolog. Wb. s. v. windwer). Rautenberg (Sprachgeschichtl. Nachw. S. 26) hat mit Recht — allerdings ohne Begründung — wintberga, wintwer identificiert, doch seine Angabe, das Brett, welches die leicht entstehenden Öffnungen zwischen Giebelwand und Dach deckt, heisse so, ist nicht ganz zutreffend, da beim oberdeutschen Hause das Dach meist vorspringt, die am Dachrande angebrachten Bretter in dem Falle also nicht den Zweck haben können, solche Öffnungen zu verdecken. Ausserdem bekundet der Beisatz „auch = Zinne", dass er die hergebrachte Auffassung damit vereinbar hält, was, wie sich zeigen wird, für das frühere Mittelalter nicht angeht. Vergleichen wir mit der für unsere Frage zunächst in Betracht kommenden Stelle bei Matth. IV, 5 tunc assumsit eum diabolus in sanctam civitatem et statuit eum super pinnaculum templi die Übersetzungen, so machen sich verschiedene Auffassungen bemerkbar. Tatian 15, 4 Thô nam inan ther diuual in thie heilagûn burg inti gisazta inan ubar óbanentiga thekki thes tempales kann ein flaches Dach gemeint sein; welcher Anschauung Otfrid (II, 4, 51 ff.) war, geht aus Er ínan in thie wénti sazta in óbanenti nicht mit Klarheit hervor und ebenso sind anderwärts die Angaben zu unbestimmt (s. z. B. Wild. Mann 1, 241 ff., Schönbach, Altd. Pred. II, 60, 2. III, 51, 22. Ztschr. f. d. Phil. 12, 22). Der Verfasser der St. Pauler Predigten hingegen hatte sicher eine Kirche seiner Zeit vor Augen — er lässt Jesum auf den (runden, mit Wendeltreppe versehenen) Kirchturm (wentelstein) führen (S. 49) — und dies gilt ohne Zweifel auch von dem des Lebens Jesu[2]), wo es V. 495 (Ztschr.

1) Ausserdem Windfeder, Windbrett, Windflügel Rautenberg, Sprachgeschichtliche Nachweise, S. 26, Adelung, Wörterb. II, 66 s. v. Feder. Müller-Mothes, Archäol. Wörterb. II, 987.

2) Der steirische Mönch Andreas Kurzmann (gest. vor 1428) schreibt in seinem Speculum humanae salvationis er ward in auf das letter sezzen. Gewiss dürfen wir letter nicht mit Zinne erklären (s. Schönbach in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie phil.-hist. Cl. 88, 834); K. stellte sich den Tempel ohne Zweifel als gotischen Dom vor, aber der zwischen Chor und Schiff vorkommende Lettner kann nicht gemeint sein, sondern eine äussere Ballustrade oder Plattform. Die Glosse commonitorium lettener vel berfrit (Dieffenbach, Gloss. 136) und pergula ein gang, letner bei Dasypod. (s. Grimm, D. Wb. VI, 794) führen zu keiner genaueren Bestimmung.

f. d. Phil. 19, 157) heisst Do dem tievel missegie, anders er iz anevie: er fûrt den gotes werden vf ein wintpergen. Die Hs. bietet hierzu ein Bild, das Piper leider nicht in den Details beschreibt. Da die Illustrationen nicht vom Dichter herrühren, ist übrigens dessen Wert vorneherein sehr geschmälert, ja man darf behaupten, dass es zur sachlichen Aufklärung nichts beiträgt, weil ein romanischer Kuppelbau als Tempel zur Darstellung gebracht ist, während die wintberge nur Giebelbauten zuzusprechen ist. Nebst den bisher beigebrachten Zeugnissen wird dies noch dadurch bewiesen, dass in der Steinmetzsprache w. den bei gotischen Bauwerken über Thür- und Fensterbögen aufsteigenden Ziergiebel bedeutet (s. Otte a. a. O., Springer, Baukunst, S. 149; Lübke, Geschichte der d. Baukunst, S. 324; Dohme, Deutsche Baukunst, S. 204 u. a.). In dem Sinne begegnet der Ausdruck z. B. in einem Schreiben Erzherzog Sigmunds vom Jahre 1475, worin er dem Gipsgiesser Hans Ratold den Auftrag giebt, für die erzherzogliche Familie ein gräbnis von Ips zu gieszn, mit tabernakeln, winbergen, bilden und den 13 landen (Jahrb. der kunsthist. Samml. des allerhöchsten Kaiserhauses I, 192 ff.).

Nachdem nun feststeht, dass die w. lediglich dem Giebel angehört, dass die die Dachränder daselbst verschalenden Bretter schon im frühen Mittelalter so hiessen, ist leicht abzusehen, wofür beim Steinbau ausserdem diese Bezeichnung gebraucht wurde: für die das Dach überragende und ihm noch besseren Schutz als Bretterverschalung gewährende Brüstung der Giebelmauer nämlich, die bei spätromanischen Bauten abgetreppt und in der Zeit der Gotik mit Fialen geziert erscheint. Zinnen treten hier erst im späten Mittelalter, meist als blosse Dekoration auf und daher kommt es, dass in den älteren mhd. Denkmälern pinnaculum im Matthäus-Evangelium nie damit übersetzt wird, wohl aber später, insbesondere in der nachmittelalterlichen Zeit, wo die Übertragung „Zinne des Tempels“ in den deutschen Bibeln und auch sonst (z. B. Fischart, Jesu-Wider V. 190; J. C. Brinzing, Candelabrum Apocalypticum (1677) S. 201) mehr und mehr herrschend wird. Vordem erscheint der lateinische Ausdruck durch spizza, lineberga, wintberga (Graff, Spr. III, 174. Ahd. Gloss. I, 709, 42. II, 618, 60 s. II, 263, 32. III, 411, 66 ff. 415, 38 f.) wiedergeben. Im Vocab. opt. IV. 30 hat der Schreiber des 16. Jahrh. zu pinna zinne **kilchtach** und zu pinnaculum Virst **kilchspitz** notiert, was bezeichnend genug ist.

Nach dem Gesagten muss die für w. bisher angenommene Bedeutung „Zinne“ fallen gelassen werden.

Was wintwer betrifft, hat Diemer (Genes. u. Exod. II, 277) im Anschluss an die herrschende Ansicht die Verse der Bücher Moses nû lit daz heilige here vil schône an der wintwere (Diemer, D. G. 59, 9. Germ. VII, 232, 22) übersetzt „nun ruht das h. Heer hell glänzend auf der Zinne, d. i. der himmlischen Stadt Jerusalem“ und aus der fast über-

einstimmenden Stelle im Himml. Jerusalem v. 291 ff. sô lît daz allihe haere (hailige here) oben an der berustwere gefolgert, wintwer und brustwer seien „völlig gleichbedeutend". Kann dies auch mit der nötigen Einschränkung zugegeben werden, so ist es doch verfehlt, Brustwehr und Zinnen ohne weiteres gleichzustellen, denn beides sind ganz verschiedene Dinge, letztere nicht einmal notwendiger oder ständig auftretender Bestandteil der ersteren. Wollte man die von Diemer u. a. statuierte Begriffserweiterung zu rechtfertigen suchen, so müsste an eine Übertragung des Namens auf alle über die Dachränder emporsteigenden Mauerbrüstungen gedacht werden, in der Weise etwa, dass er zunächst auf jene der Langseiten überging und dann allgemein, ohne Beschränkung auf Giebelbauten, gebraucht wurde, wobei auch die Krenelierung der Türme, sofern das Dach nicht auf den Zinnen ruhte, sondern innerhalb des Zinnenkranzes sich erhob, in Betracht käme. Hierfür findet sich aber nirgends eine Stütze und darum sowie mit Rücksicht auf die noch übliche Anwendung des Ausdrucks dürfte die wintwer für wesentlich dieselbe Einrichtung wie die wintberge zu halten sein.

Schliesslich sei noch bemerkt, dass mit letzterer der Wind in gar keine Beziehung zu bringen ist. Entweder haben wir das Wort zu lineberga, halsberge u. s. w. zu stellen, in welchem Falle eine Zusammensetzung mit winda (Winde) vorläge, oder es ist wie wintbrâwa u. a. gebildet, so dass es die sich windende, die gewundene berge bedeuten würde. Doch darüber einmal anderswo.

Czernowitz.

Kleine Mitteilungen.

Die drei Alten.

Nach Reinhold Köhlers Kollektaneen.

In den deutschen Sagen der Brüder Grimm steht als No. 363 eine Erzählung von einem Greise, der von seinem Vater geschlagen wurde, weil er den Grossvater hatte fallen lassen. Sie wird dort nach einer Mitteilung W. Schmidts[1]) auf einen Schleswiger Pastor des 18. Jahrhunderts zurückgeführt, der bei einem Ritt durch seinen Kirchsprengel an einen einsamen Bauernhof kam und dort jenen geschlagenen und weinenden Greis vor der Thür sitzen sah. Aber die Geschichte ist weit älter.

Schon 1585 erzählt Noel du Fail, Herr von La Hérissaye, in seinen Contes et discours d'Eutrapel[2]) von einem ihm persönlich bekannten Parlamentsrate De la

1) Im Freimütigen 1809, No. 1. — Danach auch Müllenhoff, Sagen, Märchen und Lieder aus Schleswig-Holstein 1845, S. 98, No. 116.

2) Oeuvres facétieuses ed. J. Assézat 2, 286 (1874). — Vgl. Mélanges tirés d'une grande bibliothèque 20, 21 (1781).

Porte zu Rennes fast genau dasselbe. Dieser Gewährsmann ritt in der Bretagne durch den Wald von Catalun und traf vor einer Hütte einen etwa achtzigjährigen Greis, der bitterlich weinte und, als er um die Ursache seiner Thränen gefragt wurde, erzählte, sein Vater habe ihn geschlagen. Der Rat stieg vom Pferde, trat in die Hütte und fand dort einen mehr als hundert Jahre alten, übrigens rüstigen Mann, der ihm jene Angabe bestätigte: „Ce gars illec faict le long et ne se veut haster aller querir de l'eau à mon pere, que voici au lit malade."

Ebenso berichtet 1623 der Jesuit François Garasse in seiner „Doctrine curieuse des beaux esprits de ce temps"[1]), nur nennt er als den Reisenden den späteren Kardinal D'Armagnac, der als Bischof von Limoges ein Dorf seines Sprengels besuchte; die Anzahl der Jahre der drei Greise wird genauer auf 65, 85 und 117 angegeben, und die Antwort des ersten lautet: „Pour avoir par mégarde passé devant mon grand-père sans le saluer".

Gleichzeitig mit Noel du Fail taucht aber die Geschichte auch bei einem deutschen Autor, dem bekannten Ilfelder Rektor Michael Neander[2]) auf, und zwar als Beweis für die ausserordentliche Heilkraft des Fliedermuses. Ein Fürst, dessen Name nicht überliefert ist, reitet durch den Wald, sieht die Hütte und den weinenden Alten, der den Grossvater hat hinfallen lassen (quod avum suum patris patrem incautius sublatum, dum in aliud scamnum transferre et collocare voluit, invitus in terram e manibus suis delabi siverit minimeque placide in solo collocarit). Der erstaunte Fürst fragt, auf welche Weise sie ein so hohes Alter erreicht hätten, und erfährt, ihre Nahrung bestehe nur aus Brot, Salz, Milch, Käse und zu bestimmter Zeit aus Mus von Hollunderbeeren.

Mit einer ähnlichen Empfehlung vernünftiger Lebensweise endet eine aus unbekannter Quelle geschöpfte gereimte Legende Karl Simrocks: „Drei, Sechs, Neun"[3]). Auch hier erkundigt sich der Reisende, der sein Erlebnis in erster Person berichtet, bei dem zweiten Greise, wie sie zu so hohen Jahren gelangt seien, und erhält zur Antwort, alles liege an Drei, Sechs, Neun, nämlich:

Drei — wir essen nicht des frischen
Brots, das aus dem Ofen tanzt;
Lag die dritte Nacht dazwischen,
Wird es auf den Tisch gepflanzt.

Sechs — wir trinken von der Kelter
Nicht den kaum gegohrnen Wein,
Warten, bis er firnt; je älter,
Je gesünder wird er sein.

Neun — an jedem neunten Tage
Eilen wir zum Tisch des Herrn;
Übermut und eitle Klage
Hält uns lautre Beichte fern.

Hebels[4]) 1809 im Schatzkästlein des rheinischen Hausfreunds veröffentlichte Anekdote „Hohes Alter" stimmt im Gegensatz zu den zuletzt erwähnten Versionen fast ganz mit der Fassung des Lübeckers Schmidt überein, versetzt aber den

1) Nach E. Boursault, Lettres nouvelles 2, 103 (1738).

2) Physice, sive potius Syllogae physicae rerum eruditarum 1, 248 (1585) = 1, 240 ed. 1591: „Historia recitatur de fructibus sive baccis sambuci et ipsarum admirandis viribus" etc. — Auf Neander beruht Aengel (Der verständige Gärtner, deutsch von G. Gräflinger. 5. Aufl., 1667, S. 106), sowie der von Birlinger (Alemannia 4, 265. 1877) excerpierte Isidorus Autophilus (Wohlbewährtes Garten-Buch, aus dem Französich übersetzt, Luzern und Strassburg 1758) und die Neue vermehrte Acerra philologica 1743, S. 93, deren Vorwort 1687 von Johan Adam Plener in Alten-Stettin datiert ist.

3) Simrock, Legenden, Bonn 1855, S. 60.

4) Werke 1, 296 (Berlin 1869) = 2, 145 No. 87 ed. Behaghel (Kürschners deutsche Nationallitteratur 142). Die Lebensjahre der Greise belaufen sich hier auf 62, 96 und 130.

Vorfall nach Schottland und benennt den Reisenden nicht. Und in der That existiert auch in England die gleiche Überlieferung.

Von einem nur mit den Initialen H. Y. J. T. bezeichneten Dichter rührt die Ballade von den drei alten Männern zu Painswick[1]) her, die vor 200 Jahren von einem Wandrer auf dieselbe Weise aufgefunden und befragt wurden. Die Anfangsstrophe schreibt das hohe Alter, ähnlich wie in der talmudischen Sage von der Stadt Luz[2]), dem wunderbar stärkenden Klima der Stadt Painswick zu:

> Oh, Painswick is a healthful town,
> It hath a bracing breeze,
> Where men by nature's rules might live
> As long as e'er they please.

In einem anderen Berichte[3]) weist der alte Henry Jenkins, ein 1670 verstorbener Bürger von Ellerton in Yorkshire, einen Besucher an seinen Vater im Hause, und dieser wiederum an den im Garten befindlichen Grossvater. Diese Erzählung wird überboten durch ein 1851 in Norwegen aufgezeichnetes Volksmärchen[4]), das nicht drei Generationen, sondern sieben neben einander im selben Gebäude hausen lässt und die Verwunderung des Reisenden ob solcher Zählebigkeit natürlich ins Ungemessene steigert. Von der Züchtigung des jüngsten Greises ist nicht mehr die Rede; der Wandrer fragt den im Hofe stehenden Alten, ob er ihm ein Nachtquartier geben wolle, und erhält zur Antwort, er solle seinen Vater in der Küche fragen; dieser weist ihn an seinen Vater in der Stube, und so fort, bis der Reisende von dem in einer Wiege liegenden Urahn der Familie die erbetene Erlaubnis erhält.

Nur eine entfernte Ähnlichkeit mit unserer Geschichte hat endlich das in Volksmärchen[5]) öfter erscheinende Motiv der Verweisung eines Fragers an den älteren und ältesten Bruder. Ein ossetisches und ein russisches Märchen[6]) zeichnen dieses noch durch den Zusatz aus, dass der älteste der Brüder am frischesten und jüngsten aussieht, weil er eine gute Frau hat. J. Bolte.

Der Schneider im Himmel.

(Grimm, Kinder- und Hausmärchen, 35.)

Linnig rechnet diesen zuerst in H. Bebels Facetien (Opuscula 1514) vorkommenden Schwank zu den sogenannten Mythen-Märchen. Er fügt demselben auf S. 11 seines Schriftchens „Die deutschen Mythenmärchen“ folgende Erläuterung bei: Auch hier bricht die Vorstellung von dem Hochsitze Wotans deutlich durch; dazwischen spielt die Erinnerung an die Richtersitze auf dem Idafelde“. —

So sicher, wie Linnig auf J. Grimms Vermutung hin annimmt, ist die Sache

1) Notes and Queries 4. Ser. 10, 162 (1872): „A longevity ballad“.

2) In Luz stirbt niemand; wenn die Greise des Lebens überdrüssig werden, bringt man sie vor das Thor (Traktat Sota S. 46 nach Geibhaus. Stoffe altdeutscher Poesie 1886, S. 25).

3) Clarkson, History and antiquities of Richmond p. 396 (nach W. J. Thoms, Human longevity 1873, p. 81).

4) Asbjörnsen, Norske folke-eventyr, ny samling 1876, No. 5 „Den syvende fa'r i huset“.

5) Clouston, Popular tales and fictions 2, 96. Gonzenbach, Sicilianische Märchen 1, 23, No. 5. Tuti-Nameh, übersetzt von Rosen 2, 281 (1858).

6) Kirpičnikow, Ausländische Elemente in den russischen Volksmärchen. Archiv für slav. Philol. 3, 717.

durchaus nicht. Auch nach christlicher Vorstellung sitzt Gott auf einem Stuhl, von welchem aus er die Welt überblickt. Matth. 5, 55 ist von seiner Füsse Schemel die Rede. Also selbst dieses Ausdrucks entbehrt die Bibel nicht. Die goldenen Stühle lassen sich als die Sitze der Apostel deuten.

Mehr aber als der Ort, dürfte die hier erzählte Begebenheit einer Beachtung wert sein: Einem Schneider ist es geglückt, in den Himmel zu kommen, wohinein er wegen der von ihm begangenen Diebstähle von Rechts wegen nicht gehört. Von dort aus bemerkt er, dass eine arme Wäscherin zwei Schleier bei Seite thut. Der Schneider erzürnt sich bei diesem Anblick so sehr, dass er den goldenen Fussschemel Gottes ergreift und auf die Erde hinab nach der alten Diebin wirft. —

Ich finde in der hier mitgeteilten Begebenheit eine Bestätigung des Ausspruchs Christi, dass der Mensch gar zu geneigt ist, den Splitter in des Nächsten Auge zu bemerken, während er des Balkens im eigenen Auge nicht gewahr wird. Über die Verbreitung des Schwanks hat ausser W. Grimm (K. u. H. Märchen 3, 64 f.) J. Bolte in seiner Ausgabe von Jacob Freys Gartengesellschaft S. 256 (Tübingen 1896) reichliche Nachweisungen gegeben. Meiner Auffassung entspricht der Schluss, den J. Wickram in seinem Rollwagenbüchlein No. 110 seiner hübschen Erzählung gab: Es ist zu besorgen, man finde deren noch viel jetz zu unseren Zeiten, so einen, der in einem Laster kaum eines Strohhalms tief steckt, rechtfertigen und strafen wöllen, und aber sie gar darin ersoffen sind.

Hans Sachs spricht am Schluss seines Schwanks „Der Schneider mit dem Panier (Götze No. 334):

> Erlicher wer, das er allain
> Vorzueg den palcken aus sein awgen,
> Den wůrd es im auch passer tawgen,
> Das er auch zueg dem nechsten sein
> Aus seinem aug das pechtle klein.

Meiderich. C. Dirksen.

Harzer Köhlerlied.

Mitgeteilt von **R. Andree.**

Die Köhlerei ist im Harze so gut wie untergegangen und nur selten noch sieht man einen Meiler rauchen, das alte Geschlecht der Köhler stirbt aus und nur noch wenige Greise vermögen heute Auskunft zu geben über die alten Sitten und Gebräuche. Aufgeschrieben ist nur wenig, am besten unterrichtet noch J. G. Kohl in „Deutsche Volksbilder und Naturansichten aus dem Harze“, Hannover 1866, S. 154 ff., wo mancherlei Volkskundliches aus dem Köhlerleben mitgeteilt ist. Über das alte Signalinstrument der Harzer Köhler, die „Hillebille“, habe ich in dieser Zeitschrift 1895, S. 103 berichtet und die kleine Mitteilung hat seitdem eine ganze Litteratur hervorgerufen, aus welcher hervorgeht, wie weit dieses Gerät verbreitet war und noch ist. Seitdem sind fast zwei Jahr verflossen und erst ganz vor kurzem ist es mir nach vieler Mühe gelungen, noch eine Hillebille von dem alten Köhler Christian Klingebiel zu erhalten, der jetzt als Privatforstaufseher in dem braunschweigischen Dorfe Wolfshagen bei Goslar lebt. Ich erwähne dieses, um zu zeigen, wie man nicht säumen darf, um noch einzuheimsen und in die Museen zu retten, was noch übrig oder niederzuschreiben, was man noch erkunden kann.

Von Klingebiel stammt auch das nachstehende, echt volkstümliche Harzer Köhlerlied, der es aus der Erinnerung niederschrieb, halb hoch-, halb niederdeutsch.

So, sagte er, sei es auch gesungen worden, heute aber kennt es ausser ganz alten Köhlern niemand mehr.

Kommt der liebe Frühling an
Geht das Kohlen auch bald an.
In der lieben Sommerzeit
Ist das Kohlen meine Freud.

Einer kann es nicht allein,
Lieber lasst das Kohlen sein,
Knecht, Schlittler, Junge muss auch dabei,
Nur so kann das Kohlen sein.

Junge, ga mal in de tâler
Hâl mek mal 'n pâr kwandelpâle.
Hîr legge ek de splittern hen
Hîr legge ek de stâkkluft[1]) hen.

Junge ga du da mal her,
Sei mal tau wo geit dat pärd,
Bring et her un scharr et an
Dat de slitten gâen kann.

Junge fahre fleissig her
Sein die Klötze auch noch so schwer
Krieg ich sie in meine Händ
Stell ich sie alle auf einen End.

Ist der Meiler ganz profekt (perfekt),
Morgen wird er angesteckt.
Junge, ga du da mal rum,
Höre mal tau wo de mîler brummt.

Kimmt de leiwe sinnabend ran,
Dat wei könnt entgegen gân,
Frûe! sette dek an'n brink hen,
Wi willt erst mal brennewîn drinken.

Das Ganze schildert also den Aufbau des Meilers, das Heranschleppen des Holzes auf pferdebespanntem Schlitten, das Anzünden des Meilers, das Zusammentreffen des Köhlers am Sonnabend mit seiner Frau, mit der er sich auf einem Brink (Hügel) niedersetzt und erst einmal Branntewein trinkt.

Ostfriesischer Schneckenspruch.

Ph. Wegener hat in seinen Volkstümlichen Liedern aus Norddeutschland I (Leipzig 1879) nach H. Pröhles Mitteilungen unter No. 254 einen ostfriesischen Schneckenreim drucken lassen:

Tikeltakel, Holdran hakel!
Stek dien veer Paar Horens uut.
Wullt du se nit utstekn,
Will'k dien Hüüske brekn.

Ich kenne ihn aus dem südlichen Ostfriesland so:

Tikeltakel Holdfandewakel
Stêk dîn twe Pâr Hôrntjes ût!
Lîk ût — lank ût!
Wult du se nêt ûtsteken,
Dan wil'k dîn Hûske terbreken.

Simrock giebt im Deutschen Kinderbuch, No. 535, ohne Angabe woher, einen niederdeutschen Schneckenreim: Täkeltuet, Kruep uet din Hues. Din Hues dat brennt, die Kinder flennt, die Fru die ligt in Wäken, Kannk di nich mal spräken? Täkeltuet u. s. w.

Tikeltakel nennt man im südl. Ostfriesland jede mit einem Häuschen versehene Schnecke. J. ten Doornkaat Koolman, Wörterb. d. ostfries. Sprache 3, 410 giebt Tiketake als Benennung der Tellerschnecke, und deutet es richtig von dem Hin- und Herstossen (ticken) der Hörner.

Meiderich. C. Dirksen.

1) Ein technischer Ausdruck.

Liedeln aus dem Wippthal in Tirol.

Blau Fenster, grüne Gatta —
Solche Dirndln liebn die Jaga.
Schöne Dirndeln müessens sein,
Dann kehrn die Jagersbuben lieber ein. —

Bist a Jaga, tust gern schiess'n,
Lass dichs meintwegn net verdriessn;
Triffst mei Herzerl, sakrisch guet,
Kriegst du Busserln mehr als gnueg.

Bist a Jaga, tuest gern naschen,
Hast a Pulver in der Taschen,
Hast an Gamsbart auf dem Huet;
Meiner Seel! Das steht dir guet.

Bist a Jaga, tuest gern schiessen,
Lass dirs meinetwegn net verdriessen:
Wanns net auf mei Herzl zielst,
Wanns mir ka Busserl stiehlst —
Kriegst â koans!

Rote Rosen, blaue Neigelein,
Solche Dirndeln, solche Äugelein!
Herzigs Dirndel, grüss di Gott!
Gib mir a Busserl und werd nit rot.

Und a Gams hab ich gschossen,
An zotlanen Bock;
Da krieg i a paar Hosen
Und mei Mensch — halt an Rock.

Da drunten im Tal
Gehts Bacherl so trüeb;
Und i kann dir net helfen,
I hab di so lieb!

Wenns Dirndl sauber is
Und is no jung:
Muss der Bua fleissi sein,
Sonst kimmt er drum.

Abgelauscht zwei Dirndln, die diese Strophe sangen auf einem Hof am Eingang ins Obernberger Thal. Aufgezeichnet von Oberstlieutenant a. D. Förster in München.

Zum Schäfergruss.

(oben S. 97.)

Dass der Scherzdialog über das vom Wolfe geraubte Schaf schon während des 16. Jahrhunderts im Volke verbreitet war, beweist eine gereimte Fassung, die 1601 in Johann Hänischs, Stadtschreibers und Schulrektors zu Heiligenbeil, mehrstimmigen Liedern[1]) mit einem fünfstimmigen Satze begegnet:

Es fragt ein Bawer seinen Sohn,
Wo er das Fülle hab hingethon:
„Hans, wo hastu das Fülle gelassen?“
— „Vater, der Wolff hat es gefressen.“ —
„Hat ers denn gebissen sehr?“
— „Es blieb nichts dan der Zagel mehr.
Das ist ein leiden grosse Wundt,
Glaub nit, dass man sie heilen kundt.“ —

„Was thatstu dan, sahstu es nicht?“
— „Ich sah es wol, wie der Bösewicht
Das arme Fülle so grewlich frass,
Ich schrie ihm zu ohn Unterlass,
Füllenfresser ich immer rief.
Er schambt sich als ein Hundt
Und nach dem Wald einher lieff.“

J. Bolte.

Patenscheine.

Es ist hier und da noch heute unter dem deutschen Volke in Österreich Sitte, dass die „Patenleut“ ihrem Täuflinge Geldstücke (Mariatheresienthaler, Zweiguldenstücke, Engelgroschen, seltener Dukaten) in die Wiege legen. Dieses Patengeld heisst man allgemein Eingebinde, weil es gewöhnlich in seidenen, nicht selten schön gestickten Säckchen, früher auch in zierlich gefalteten Zetteln (Patenscheinen)

1) Neue Preussische Provinzial-Blätter 6, 319 (1848). — Vgl. ebenda 3, 584, No. 6 (1847) und Andre Folge 7, 379 (1855). — Hänischs Text kehrt wieder bei Nic. Zangius, Newe Lieder mit 5 vnd 6 Stimmen (Berlin 1620) No. 26 und im Musicalischen Zeitvertreiber (Nürnberg 1609) No. 20 = Hoffmann v. F., Gesellschaftslieder 2, 4, No. 267 (1860).

in das Taufkleid eingebunden zu werden pflegte. Nach dem Volksglauben liegt auf diesem „Taufpfennig“ ein ausserordentlicher Segen des Himmels, weshalb die Eltern denselben nicht angreifen und der Täufling dieses Geld in seinem späteren Leben nicht ausgeben, sondern vielmehr als Glücksgroschen aufbewahren soll.

Die Patenscheine[1]) wurden bei uns durchwegs aus starkem, dauerhaftem Papier hergestellt und sind meist quadratisch (L = 10—12 *cm*), seltener kreisrund (D = 15 *cm*) geschnitten; sie enthalten neben gedruckten biblischen und profanen Weisheitssprüchen häufig kirchliche Symbole, biblische Darstellungen oder Einzelfiguren und bezeugen damit die sakramente Stellung der Paten zum Täufling, für dessen christliche Erziehung sie die Verpflichtung übernehmen.

Im folgenden mögen zwei alte Patenscheine mitgeteilt werden:

I. Form: Kreisrund (D = 15 *cm*). Ausgestellt von Michael Johann Widl, bürgerl. Sattlermeister zu Haugsdorf (N. Ö. V. u. M.) im Jahre des Heils 1793 am 18. Mayj. Gedruckt in Znaim. (Name des Druckers unleserlich). Der Schein ist stark abgegriffen. Er befindet sich gegenwärtig im Besitze der Frau Sambeck in Graz.

Innenseite: Sprüche. In der Mitte:

Ach schaff mir Beystand, HErr, wen Noth herein will dringen,
Weil doch der Menschen Hülff mir wenig Nutz kan bringen.
Durch GOttes Wunder Krafft wird unser Nutz erregt,
Der Unser Feynde Macht mit Grim zu boden schlegt.

(Geschrieben: Also giebet seyn Teufling zur heilsam Lebenslehr . . . .)

Über dem Spruche ruht auf einem liegenden Kreuze der Jesusknabe umschwebt von Engeln. Er weist auf das Sprüchlein.

Den äusseren Kreisring füllen biblische Scenen und Symbole aus. (Mariens Opferung, der zwölfjährige Christusknabe im Tempel, Jesu Taufe u. s. w.) Mitten hinein sind folgende Sprüche gestreut: Wer da glaubt und taufft wird, der wird seelig werden (Marc. 16, 16). — Herr zey mir Deine Wege und lehr mich Deine Steig (Psalm 25, 4). — Verleugne dich selb nehme dein Kreutz auff dich und folg mir nach (Matth. 16, 24). Die Aussenseite des Scheines ist leer.

II. Form: Quadratisch (L = 11,5 *cm*). Ausgestellt von Franz Hoffmann (Ort nicht genannt) den 10. Jänner 1808. Am unteren Rande die Note: Verkauff bey Herr Mich. Langer, Kupferstecher in Troppau. Innenseite: Sprüche. In der Mitte

Einem neugebornen kinde
Ist das beste eingebinde,
Ja das schönste pathegeld
Wen es Jesu glauben helt.

Dieses wünschet von grund des hertzens (geschrieben: Dein Treuer Path . . . .).

Über diesem Spruche schwebt in Wolken der apokalyptische Cherub, das aufgeschlagene Buch mit den sieben (fünf) Siegeln haltend. Drinnen steht geschrieben: Freuet euch aber, dass eure Namen im himmel geschrieben sind (Luc. 10, 20).

1) Über die Patenscheine Ersch und Gruber, Encyklopädie, Sekt. III, T. 13, S. 302. — [Aus Amarantes (Corvinus) nutzbares, galantes und kurioses Frauenzimmer-Lexikon, Leipzig 1715, S. 1447 sei angeführt: „Pathenzettel heissen diejenigen in Kupfer gestochenen oder abgedruckten Blätter, auf Knäblein oder Mägdlein eingerichtet und mit allerhand glückwünschenden Reimlein gezieret, worin die Gevattern das Geschenke oder Pathengeld mit Unterschreibung ihres Nahmens einzuwickeln und zu versiegeln pflegen.“ — Über (ein Geschenk) binden, anbinden, über die poetischen Bindebriefe des 17. Jahrhunderts vergl. Jac. Grimm, Über Schenken und Geben. 134 f. Kleine Schriften 2, 191 ff.]

In den Quadratecken lesen wir: Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht, denn solcher ist das reich Gottes (Marc. 10, cap. [14]). — Ich erfreue mich im Herrn und meïne seele ist fröhlich in meinē Gott. Isaia 62 (61) ca v. 10. — Es sey denn dass jemand gebohrē werde aus wasser und geist so kan er nicht ins reich Gottes kommen. Joh. 8 (13) cap. (v. 5).

In den vier Ecken des Zettels: Opffere Gott danck und bezahle dem Höchsten dein geliebte. Psalm 50, v. 14. — Und ruffe mich an in der noth so will ich dich erretten so solst du mich preisen. Psalm 50, v. 15. – Bleibe fromm und halte dich recht denn solchen wirt es zuletzt wol gehen. Psalm 37, v. 37. — und Auff Gott hoffe ich und fürchte mich nicht was kennen mir die menschen thun. Psa. 56, v. 12 (5). Auf der Aussenseite: Die Taufe Christi, rundherum die drei göttlichen Personen und Maria. Engelköpfe. Die vier Evangelisten mit ihren Symbolen.

Graz. Dr. Schukowitz.

Weiteres zu der Heilkraft gewisser Familien.

Die alten Herren von Osterreich sein von denen von Habszburg her kumen, die haben ein Gnad von got gehebt, das sie die menschen haben gesunt gemacht von den kröpffen, oder einer sunst ein vngeschickten hals hat, vnd wan der selbigen herren einer einem semlichen zůtrinken gab, vsz seiner Hand, so vergieng im der kropff, vnd gewan ein kleinen hals vnd mocht in biegen an welches ort er wollte. Das ist offt vnd dick bewert worden in einem thal, das heiszt Albrechtsthal, gelegen in dem obern Elsesz, da vil kröpffechter lüt sein, vnd wan der herren einer daryn kam, so fürt man semliche lüt für in, vnd wan sie von seiner hand getruncken, so waren sie gleich gesunt. Wa fint man ietz semliche herren, solten ietz semliche grosen herren einem krancken menschen vsz einer hand zutrinken geben, sie meinten ire hend würden inen abfallen.

Schimpf und Ernst von Johannes Pauli, No. 516 der ersten Ausgabe, Strassburg 1522. Österley in seiner Ausgabe S. 533 verweist bei dieser Geschichte auf F. Hemmerlin de nobilitate et rusticitate, c. 26. K. W.

Von verwandten Vereinen.

Herr Prof. Dr. Ad. Hauffen von der deutschen Universität in Prag hat im Jänner d. J. den dritten Bericht über den Fortgang seiner im Auftrage der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Litteratur in Böhmen eröffneten Sammlung der volkstümlichen Überlieferungen in Deutsch-Böhmen erstattet (11 S., 8°), aus dem sich die rege Teilnahme der deutschen Böhmen an den Bestrebungen der Gesellschaft erfreulich ergiebt. Gleichzeitig hat Professor Dr. Hans Lambel im Auftrage des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen seine Forschungen über die deutschböhmischen Mundarten wieder aufgenommen. Zwischen beiden Unternehmungen ist Gegenseitigkeit verabredet. Über die von Prof. Hauffen geleiteten Beiträge zur deutsch-böhmischen Volkskunde berichteten wir oben S. 107.

Für die Egerländer Volkskunde hat sich ein besonderer Verein unter Leitung des Schriftstellers Herrn Alois John in Eger gebildet. Der Verein sieht seine Gründung gerechtfertigt in der selbständigen historischen Stellung der egerländischen nordgauischen Bevölkerung und in dem ausgeprägten Sonderbewusstsein derselben dem eigentlichen Böhmen gegenüber. Der Verein will ein eigenes Organ

herausgegeben, von dem zwei Nummern unter dem Titel „Unser Egerland. Blätter für Egerländer Volkskunde“ bereits erschienen sind. Die zweite enthält u. a. das Bild des durch seinen Verkehr mit Goethe bekannten Rat J. S. Grüner, der als Begründer der Egerländer Volkskunde bezeichnet wird. Volkstümliche Abendversammlungen, Monographien, Sammlungen volkstümlicher Gegenstände sind in Aussicht genommen. Am 14. April ist die erste Hauptversammlung, mit Wahl des Vorstands und Vorträgen über die Kreuzsteine (Steinkreuze), über die Pestsäulen und Marterln des Egerlandes gehalten worden.

Bücheranzeigen.

Mecklenburgische Volksüberlieferungen. Im Auftrage des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde gesammelt und herausgegeben von Richard Wossidlo. Erster Band: Rätsel. Wismar, Hinstorffsche Hofbuchhandlung, 1897. SS. XXIV. 372. 8°.

Das hier angezeigte Buch müssen wir mit besonderer Freude begrüssen, denn es ist die erste Frucht der jahrelangen Durchforschung Mecklenburgs nach Volksüberlieferungen, welche mit Staatsunterstützung und unter Teilnahme weiter Kreise der Oberlehrer am Warener Gymnasium, Hr. Richard Wossidlo, ausgeführt hat. Wir haben auf das grosse Unternehmen wiederholt in dieser Zeitschrift aufmerksam gemacht. Manche Schwierigkeiten stellten sich entgegen. Nun hat Hr. R. W. die Freude, den ersten Band, die Rätselsammlung, in die Öffentlichkeit ausgehen zu lassen.

Es ist die grösste volkstümliche Rätselsammlung, die bisher in Deutschland erschienen ist: mit Einrechnung der verschiedenen selbständigen Fassungen desselben Stückes ergeben sich 2141 Nummern. Darunter begegnen natürlich überwiegend solche, die auch anderswo, in und ausser Deutschland vorkommen: aber doch auch viel alte und echte Rätsel, die hier zuerst auftreten. Hr. W. hat nicht verfehlt, litterarische Nachweisungen zu jedem Stücke beizufügen.

Die Anordnung hat Hr. W. abweichend von anderen Sammlungen nach dem äusseren und inneren Bau des Rätsels und der Art, wie der Gegenstand des Rätsels angeschaut ist, versucht. Er gliedert zunächst: Sachenrätsel oder Vollrätsel, zweitens: Rätselfragen, Aufgabenrätsel, Wortspiel und Namenrätsel, drittens: Halslösungsrätsel und Rätselmärchen. Die Sachenrätsel sind in 13 Gruppen zerlegt: die dreizehnte sind volkstümliche Rätsel betitelt, es sind Kunstprodukte jüngerer Zeit, die aber unter dem Volke sich verbreitet haben, gleich den sogenannten volkstümlichen Liedern.

Unter den Rätseln sind die zweideutigen sehr zahlreich, die in der Auflösung gewöhnlich harmlosen, aber in der Einkleidung unanständigen oder schamlosen. Hr. W. hat natürlich mit grossem Bedenken vor ihnen gestanden, sich aber doch entschlossen, sie nicht auszuschliessen. Denn sie sind echt und zum grossen Teil alt, sie sind keineswegs Erfindungen einzelner unsauberer Gesellen, sondern sind weit verbreitet und ein europäisches Gemeingut, das in grosser Übereinstimmung sich überall in Deutschland und anderen germanischen Ländern, in Frankreich und Italien, bei den Slaven und sonst findet. In einem Rätselbuche, das den ganzen Vorrat zu bringen hatte, durften diese Sachen nicht fehlen.

Wir wünschen der Sammlung, die von dem ungemein ergiebigen Boden Mecklenburgs und von dem unermüdlichen Eifer Herrn Wossidlos gleichmässig zeugt, die ihr gebührende gute Aufnahme in und ausser ihrer Heimat. Mögen die beiden anderen Bände der Mecklenburgischen Volksüberlieferungen bald nachfolgen.

K. Weinhold.

Blätter für Pommersche Volkskunde. Monatsschrift für Sage und Märchen, Sitte und Brauch, Schwank und Streich, Lied, Rätsel und Sprachliches in Pommern. Herausgegeben von O. Knoop und Dr. A. Haas. Labes in Pommern, A. Straube. Monatlich ein Heft von 16 S. 8°.

Mit dem 1. Oktober 1896 hat diese Monatschrift für Pommersche Volkskunde ihren fünften Jahrgang angetreten. Der Umfang dessen, was sie sammelt, ist in dem Titel angegeben. Sie hat auch bereits ein sehr reiches Material für Pommern zusammengetragen und erfreut sich der kundigen Leitung des durch seine hinterpommersche Sagensammlung wohl bekannten Oberlehrer O. Knoop in Rogasen und des Stettiner Oberlehrer Dr. Haas, der sich litterarisch einen nicht minder guten Namen seit langer Zeit erworben hat.

Aus dem laufenden 5. Jahrgang will ich die Polnische Bicht S. 28—30 hervorheben, eine ausführliche Gestalt des Zwiegesprächs zwischen Pater und Nonne im Beichtstuhl, zu dem unsere Zeitschrift IV, 199, 332—34. 437—41 Stoff gesammelt hat. Die Sage von dem nächtlichen Totengottesdienst haben die vorliegenden Hefte zweimal: S. 4 und 37. Zwei andere Varianten dieser in Pommern vieler Orten erzählten Sage bei U. Jahn, Volkssagen aus Pommern und Rügen No. 525. Meine Nachweisungen in unserer Zeitschrift VI, 442 können hierdurch und durch die Sage No. 42 bei Engelien und Lahn, Der Volksmund in der Mark Brandenburg, vermehrt werden.

K. Weinhold.

Siegerländische Kinderliedchen. Aus Volksmund gesammelt und erläutert von Dr. Gustav Eskuche. Siegen, Hermann Montanus (1897). S. 128. 8°.

Der Herausgeber dieses Büchleins hat im Jahre 1891 hessische Kinderliedchen, die er mit J. Lewalter in Kassel sammelte, herausgegeben, und wer dieses Heft kennt, weiss, was er von der neuen Schrift, den Siegerländischen Kinderliedchen, erwarten darf: treue Sammlung der Überlieferung, grosse Liebe zur Sache, aber Erklärungen und Auslassungen über Sinn und uralte Herkunft der Reime, welche den Mangel wirklicher Kenntnisse und methodischer Schulung überall verraten. Mit der Begeisterung allein ist es nicht gethan, und schlechte Handbücher der Mythologie verlocken wie Irrlichter in den Sumpf. Zum Glück ist in dem vorliegenden Buche die Einleitung von den Texten selbst abgetrennt. In den Anmerkungen, die für sich gegeben werden, steckt hier und da Brauchbares. Die Sammler der Kinderreime sollten aber endlich daran denken, die geographische Verbreitung der zusammengescharrten Sprüche und Liedchen nachzuweisen; das würde fruchtbarer sein, als ihre unzuverlässigen Lesefrüchte und unsicheren Erfindungen zur alten Poesie und Mythologie.

K. Weinhold.

Blason populaire de Franche-Comté, Sobriquets-Dictons-Contes relatifs aux Villages du Doubs, du Jura et de la Haute-Saone, par Charles Beauquier. 1. vol. in 8. 1897. Paris — Emile Lechevalier libraire. 39, Quai des Grands-Augustins.

„La moitié du genre humain se moque de l'autre“ nous dit l'auteur dans son introduction. „Ce besoin inné de caricaturer, de *Blasonner* son prochain, on le rencontre partout à toutes les époques, à tous les âges de la vie. La plupart des noms propres, des noms de famille, n'ont d'autre origine que cette inclination à décorer le voisin d'épithètes plus ou moins grotesques: *Lesourd*, *Leborgne*, *Lehérissé*, *Lebègue*, *Molassis*, *Lecoq*, *Leboeuf*, *Renard* etc.“

Les variantes localisées du conte de *Jean Bête* abondent surtout dans ce livre, et le folkloriste y trouvera matière à mainte comparaison avec les différentes versions de cette malicieuse histoire populaire répandue dans le monde entier. (Consulter sur ce point Emmanuel Cosquin, Contes populaires de la Lorraine, II, p. 178.)

Les dictons et les couplets moqueurs, reproduits textuellement, intéresseront aussi les néophilologues, qui dans cette étude pourront se servir d'un autre ouvrage de M. Beauquier: Vocabulaire étymologique des Provincialismes usités dans le département du Doubs, 1. vol. in 8, Paris, Honoré Champion, éditeur.

Ch. Marelle.

P. Arfert, Das Motiv von der unterschobenen (!) Braut in der internationalen Erzählungslitteratur, mit einem Anhang: Über den Ursprung und die Entwicklung der Bertasage. Rostocker Diss Schwerin, Bärensprung 1897. 74 S. 8°.

Ein Schüler Golthers liefert in der vorliegenden Arbeit einen nützlichen Beitrag zur vergleichenden Litteraturgeschichte, indem er die grosse Schar von europäischen und orientalischen Erzählungen beleuchtet, in denen ein Mann bei der Hochzeit nicht die ihm bestimmte, sondern eine durch List oder Verbrechen substituierte Braut erhält. Im Volksmärchen von der Gänsemagd (Grimm No. 89), aber auch schon in den deutschen Versionen der Bertasage zwingt eine verbrecherische Dienerin die zu ihrem Verlobten fahrende Königstochter, mit ihr die Kleider zu tauschen: in anderen Märchen (Grimm 135 und anderwärts) stösst die Magd ihre Herrin ins Wasser, oder es wird die wahre Frau im Wochenbette von einer Nebenbuhlerin beseitigt (Grimm 11 und 13). In einer Reihe von Dichtungen findet sich das Brangänemotiv, wonach die Braut selber, weil sie ihre Reinheit durch List, Gewalt oder eigene Schuld verloren hat, ihrer Dienerin gebietet, während der Brautnacht ihre Stelle einzunehmen. Die Magd fügt sich entweder, wie Brangäne im Tristanroman, gänzlich in den Willen ihrer Gebieterin, oder sie weigert sich, wie in einem französischen Conte dévot, nachher ihren Platz im Brautbett zu verlassen und wird mit Gewalt aus dem Wege geräumt, oder sie erweist sich drittens, wie Jungfrau Maleen bei Grimm No. 198, als die frühere Verlobte des Bräutigams, oder endlich die Lösung erfolgt durch die Entdeckung, dass der Ritter, der einst der Braut ihre Ehre geraubt hat, eben der Bräutigam ist (so in der skandinavischen Ballade von „Riddar Olle“ oder „Brud ikke mö“). Während es sich in all diesen Fällen um eine eheliche Verbindung handelt, prellt in verschiedenen Novellen eine Frau einen lüsternen Liebhaber, indem sie ihm bei der verabredeten

Zusammenkunft eine hässliche Alte unterschiebt, während in einem aus Indien nach Europa gedrungenen Schwanke eine treulose Gattin, als sie sich durchschaut sieht, ihre Freundin unterschiebt, die der Mann in seiner Wut statt ihrer verstümmelt (Fabliau des tresses).

Arfert hat das weitschichtige Material mit anerkennenswertem Fleisse durchgearbeitet und übersichtlich nach den Litteraturgattungen angeordnet, wenn man auch vielleicht eine andere Disposition noch passender finden möchte. In der Untersuchung der Abhängigkeitsverhältnisse übt er besonnene Zurückhaltung und hebt die Verquickung des Hauptmotivs mit fremden Stoffen wie Aschenbrödel, Hänsel und Gretel, den drei Citronen, Imogen, Ödipus klar hervor. Als ein kleines Versehen notiere ich, dass S. 57 Hans Sachsens Schwank vom Bauer mit dem Zopf (No. 169 ed. Goetze; vgl. Stiefel in der Festschrift Hans Sachs-forschungen 1894, S. 124) eine Dramatisierung genannt wird, und dass Afanasjews Narodnija russkija skazki, Luzels Veillées bretonnes und Asbjörnsens Norske Folke-eventyr durchweg in falscher Schreibung erscheinen.

Berlin. J. Bolte.

Schumann, Hugo, Die Kultur Pommerns in vorgeschichtlicher Zeit. Mit 5 Tafeln von A. Stubenrauch. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1897. S. 106. 8°. (Aus den Baltischen Studien.)

Die vorliegende Schrift ist ursprünglich als Erläuterung zu den von dem Konservator A. Stubenrauch gezeichneten Unterrichtstafeln für pommersche Prähistorie verfasst worden und hat ihren Wert in der Beschreibung der vorgeschichtlichen, in Pommern gefundenen Altertümer. Zu einer Kulturgeschichte der ältesten Zeit seiner Heimat fehlen dem Verfasser, der Arzt ist, die hinreichenden Kenntnisse in Geschichte und Altertumskunde. Es genügt auf S. 81 zu verweisen.

K. W.

Wandbilder der Völker Österreich-Ungarns. Verlag von A. Pichlers Witwe und Sohn in Wien. 1897. 5 Blätter. (Das aufgezogene Blatt Fl. 1,80.)

Die für pädagogische Litteratur thätige Buchhandlung von A. Pichlers Witwe und Sohn in Wien hat es unternommen, zur Unterstützung und Belebung des Unterrichts in der Heimatkunde künstlerisch ausgeführte Bilder der hauptsächlichen Volkstypen des völkerreichen österreichisch-ungarischen Staates herzustellen. Dieselben sind als Wandbilder entworfen im Papierformat von 69 : 86 *cm* und im Bildformat von 60 : 77 *cm*. Sie sind nach an Ort und Stelle aufgenommenen grossen Photographien von dem Historienmaler Aug. Trentin gemalt und durch sehr guten Farbendruck vervielfältigt. Beabsichtigt ist nicht bloss die Festtracht der betreffenden Bevölkerung abzubilden, sondern auch ihren ganzen Typus in Körpergestalt und Gesichtsbildung, sowie in charakteristischer Umgebung. Es liegen uns fünf Blätter vor: Siebenbürger Sachsen, Rumänen, Egerländer, Kroaten, Polen. Ich möchte besonders das dritte Blatt hervorheben, das in einer charakteristischen Landschaft des Egerlandes die festen Bauersleute bajuvarischen Stammes trefflich zur Anschauung bringt und den inneren Unterschied der Deutschen von den Typen der Polen und Kroaten, sowie der Rumänen sofort zur Anschauung bringt. Diese Wandbilder werden in den Mittelschulen (Gymnasien und Realschulen), sowie in

den Lehrerseminarien sehr anregend wirken können, sind aber auch von allgemeinem grossem Interesse. Wir wollen hier den Wunsch nicht unterdrücken, dass im Deutschen Reiche Ähnliches versucht werde. Wenn hier auch nicht so scharfe Unterschiede als in Österreich bestehen und mit dem Schwinden der Volkstrachten die Mittel für die äussere Darstellung beschränkter geworden sind, so besteht doch zur Zeit noch viel Charakteristisches, namentlich wenn der Maler es verstünde, die innere Natur der landsässigen Bevölkerung wiederzugeben. Möchte dieser Gedanke auf empfänglichen Boden fallen. K. W.

Schweizer Trachten vom XVII—XIX. Jahrhundert nach Originalen. Dargestellt unter Leitung von Fr. Jul. Heierli und auf photomechanischem Wege in Farben ausgeführt. Serie I. 1. Zürich (Wehntal). 2. Bern (Simmenthal). 3. Luzern-Zug-Aargau (Freiamt). 4. Appenzell (Innerrhoden). 5. Uri (Schächenthal). 6. Schaffhausen (Klettgau). Druck und Verlag von Brunner und Hauser, photogr. Kunstanstalt Zürich (1897). gr. fol.

Die erste Lieferung eines wahren Prachtwerkes über die Schweizer Trachten liegt vor. In grossem Folio bringt es sechs Tafeln, deren Bilder den feinsten Aquarellen gleichen und einen entzückenden Eindruck machen müssen. Die Menschen, die in diesen Gewändern stecken, sind Prachtgestalten, die „Jungfrauen“ Schönheiten. Die Leitung des Werkes liegt in der Hand einer bekannten Trachtensammlerin, der Frau Julie Heierli, die zu jeder Tafel einen kurzen erläuternden Text gegeben hat. Einigen dieser Texte (2. 3. 5) sind kleine Trachtenbilder in Photogravüre angefügt. Wir machen auf das schöne Werk dringend aufmerksam. Es ist eine Freude, diese ausgezeichnet photomechanisch vervielfältigten Bilder zu betrachten und zu studieren. K. W.

Katalog der Freiherrlich von Lipperheideschen Sammlung für Kostümwissenschaft mit Abbildungen. Dritte Abteilung Büchersammlung. I. Band. 1. Hälfte. Berlin 1897. Verlag von Franz Lipperheide. S. XVI. 288. gr. 8°.

Die erste Lieferung dieses gross angelegten Katalogs einer in Deutschland einzig dastehenden Sammlung für Trachtenkunde haben wir in unsrer Zeitschr. VI, S. 343 angezeigt. Der 1. Lieferung sind fünf weitere gefolgt, die nun in einem Halbbande vereinigt ausgegeben wurden. Die 1. Lieferung verzeichnete die Werke zur allgemeinen Trachtenkunde; gefolgt sind nun die Abteilungen: Tracht im Altertum, und Die Tracht im Mittelalter und in der Neuzeit bis zum Anfang des Abschnitts Die Tracht in Deutschland seit dem 16. Jahrhundert.

Der Text ist durch 154 Wiedergaben aus den verzeichneten Werken illustriert: Trachtenbilder, Büchertitel, Buchdrucksignete; alle vortrefflich durch Angerer und Göschl in Wien ausgeführt, sowie der Druck selbst, der in dem getreuen Katalogsatz achtzehn verschiedene Schriften verwendet, als ausgezeichnete Leistung der Drugulinschen Anstalt in Leipzig zu rühmen ist. Die bibliographische Aufnahme der Werke ist tadellos. Der Reichtum der v. Lipperheideschen Bibliothek an

Kostbarkeiten und Seltenheiten ersten Grades ist bedeutend. Aus dem vorliegenden Halbbande wollen wir namentlich auf S. 170—234 verweisen, wo die Werke zur Trachtenkunde des 15. Jahrh. verzeichnet sind. K. W.

Lutsch, Hans, Neuere Veröffentlichungen über das Bauernhaus in Deutschland, Österreich-Ungarn und in der Schweiz. Berlin, W. Ernst und Sohn, 1897. S. 58. 8°. (S.-A. a. d. Zeitschr. f. Bauwesen, 1897.)

Der Verfasser dieser Orientierung über die neuere, das Bauernhaus betreffende Litteratur, ist durch sein vierbändiges Verzeichnis der Kunstdenkmäler der Provinz Schlesien (Breslau 1886—1894), durch seine Mittelalterlichen Backsteinbauten Mittel-Pommerns (1890) und seine Wanderungen durch Ostdeutschland zur Erforschung volkstümlicher Bauweise (1888) den Architekten, seinen Fachgenossen, sowie den Kunsthistorikern und den Pflegern der Volkskunde vorteilhaft bekannt. Hr. L. gehört auch dem Ausschuss des Verbandes der Architektenvereine an, der sich die Entwicklungsgeschichte des deutschen Bauernhauses zur löblichen Aufgabe gestellt hat (vgl. unsere Zeitschrift V, 456) und hat im Interesse der Arbeiten des Verbandes diese litterarische Übersicht, die wir hier anzeigen, entworfen. Nach einer allgemeinen Einleitung über die zu lösenden Aufgaben und nach kritischen Bemerkungen über die bisherigen Lösungsversuche, wobei die Grundbedingungen für das ganze Wirtschaftsleben wohl erwogen sind, durchwandert Herr L. die einschlagende Litteratur über Friesland, Niedersachen, die jütische Halbinsel einschliesslich Skandinaviens, Ostelbien (wohl keine glückliche Bildung), Mitteldeutschland, Mittelrhein und Süddeutschland, die Schweiz und Österreich-Ungarn. In Anmerkungen werden die genauen Nachweise angefügt So weit ich nachprüfen konnte, habe ich mit Ausnahme des nur flüchtig gestreiften Skandinaviens nichts vermisst, war im Gegenteil über die Vollständigkeit z. B. bei Salzburg, erstaunt. Berichtigen möchte ich, dass Gossensass, über dessen Volksleben unsere Zeitschrift die ausgezeichneten Schilderungen von Frl. Marie Rehsener gebracht hat und hoffentlich weiter bringen wird, nicht im Etschthal (S. 33), sondern im oberen Eisakthale liegt. K. Weinhold.

Kaindl, Raim. Friedr., Haus und Hof bei den Huzulen. Mit 228 Text-Abbildungen (S.-A. aus Bd. XXVI der Mitteil. d. Anthropolog. Gesellsch. in Wien. 1896, zu beziehen durch H. Pardini in Czernowitz). 4°.

Der für die Kunde der Ruthenen in Ostgalizien und der Bukowina unermüdlich thätige Verfasser hat in der vorliegenden reich illustrierten Abhandlung Haus und Hof der Gebirgsruthenen oder Huzulen behandelt. Er verbindet mit der Beschreibung des Baues und der Einrichtung der geringen Wohnräume die abergläubischen Gebräuche, die sich an den Hausbau und an einzelne Stellen (Herd, Thürschwelle, Grundbalken, Ecken) von Alters knüpfen. Kleidung, Ornamentierung der Holzsachen, Bemalung der Eier, welches alles die Huzulen mit eigentümlicher und geschmackvoller Fertigkeit ausführen, werden durch Wort und Bild vorgeführt. Das huzulische Haus ist in der Regel ein roher Blockbau, meist ohne Steinunterlage, mit Thür und Fenster in der nach S. oder SO. gekehrten Langseite. Das Haus des Ärmeren hat neben dem Vorraum, in dem man durch die Hausthür tritt, rechts die Wohnstube mit dem Ofen, links eine kleinere Kammer. Im Hause des Reicheren ist die Kammer durch einen Ofen zur zweiten Stube gemacht. Schuppen, Stallungen,

Kammern sind nach Bedürfnis angebaut. Durch einen Zaun (über dessen verschiedene Arten Mitteilungen nicht fehlen) wird ein Vorhof gebildet. Die an der Vorderseite sich hinziehende stufenartige Erhöhung (ganok, czerdak) scheint keine huzulische Anlage, sondern, wie die Namen schon andeuten, teils von den Deutschen, teils von den Rumänen entlehnt.

Als eine Ergänzung ist der Aufsatz desselben Verfassers

Haus und Hof bei den Rusnaken

im 71. Bande des von R. Andree geleiteten, im Westermannschen Verlage zu Braunschweig erscheinenden Globus zu betrachten. Die Rusnaken, über deren Namen Hr. Kaindl in der Einleitung handelt, sind die Bewohner des ruthenischen Flachlandes. Die Anlage der kleinen Arbeit ist dieselbe wie in der über die Huzulen. Gedrängt wird über die Wahl des Baugrundes, über die mystischen Gebräuche zur Segnung des Hauses und Abwehr des Unheils, dann über das Haus selbst, das wie bei den Huzulen ein kleines Blockhaus ist, endlich über die Nebengebäude und die Umzäunung gehandelt. Unter den Gartenpflanzen sind Liebstöckel (levisticum off.) und Basilienkraut (ocymum basil.) durch ihre geheimnisvollen Kräfte, namentlich beim Liebeszauber, bedeutend. Die Zäune spielen im Heiratsorakel auch bei den Rusnaken eine Rolle. Mehrere Abbildungen dienen zur zierenden Erläuterung des Textes, darunter auch vier Trachtenbilder. Schönheit und Stattlichkeit scheint dieser Bevölkerung nicht verliehen zu sein. K. W.

Die Erde und ihre Völker. Ein geographisches Hausbuch von Friedrich von Hellwald. 4. Auflage. Bearbeitet von Dr. W. Ule. Stuttgart, Berlin, Leipzig, Union. Liefer. 12—19. 8°.

Von der Fortsetzung des in unserer Zeitschrift VI, 343. 462 angezeigten, gut illustrierten Werkes liegen uns acht neue Lieferungen (12—19) vor, von denen zwei Afrika (Abessinien, Südafrika, Ost- und Innerafrika, Madagaskar und andere Inseln) abschliessen, die übrigen zu Europa übergehen, wovon die pyrenäische Halbinsel, Italien, Frankreich, Britannien, die Schweiz, Deutschland und die Niederlande, Österreich-Ungarn sehr gedrängt hier abgehandelt werden. Störend ist, dass die in den Text eingedruckten Abbildungen oft nicht an der ihnen entsprechenden Stelle sich befinden. Nachbesserungen in Einzelheiten, auch im Stil, wären für eine fünfte Auflage sehr zu empfehlen. Das Ganze ist, besonders durch die sauberen kleinen Karten und die zahlreichen bildlichen Darstellungen, ein ansprechendes, auf weite Kreise berechnetes Werk.

Aus den

Sitzungs-Protokollen des Vereins für Volkskunde.

Freitag, den 22. Januar 1897. Herr Professor Dr. E. Siecke handelte über die Urreligion der Indogermanen.[1]) Die vergleichende Mythologie ist in Miskredit gekommen. Allein man muss nur die überlieferten Mythen nüchtern betrachten,

1) Der Vortrag ist inzwischen im Druck erschienen.

ihren Inhalt möglichst wörtlich nehmen, jede Allegorie verwerfen und die sichtbaren Attribute der mythischen Wesen streng festhalten, mithin z. B. an Farbenbezeichnungen nicht rütteln. Mit diesem Verfahren kann man zwar nicht alle Mythen erklären, aber doch die Naturmythen, und das sind die hauptsächlichsten. Denn die Grundlage der idg. Urreligion ist ein Dienst der Naturkräfte, und zwar derselben bei allen idg. Völkern: der Sonne und des Mondes. Ihr Dienst ist auch bei ihnen nichtverwandten Völkern weit verbreitet. Von den Germanen sagt Cäsar ausdrücklich, dass sie nur die Götter verehrten, die sie sehen könnten: Sonne, Mond, Feuer. Die Mondverehrung bei den Indern und Germanen zuzugeben, sträubt man sich: eher gesteht man sie den Griechen und Römern zu. Indes eine Menge von Mythen lassen sich nur als Mondmythen verstehen. Urzeitlich ist das Schwanken des Geschlechts bei Sonne und Mond. Sie bildeten ein Ehepaar, von dem man sich abhängig fühlte, das dann verehrt und zum Hauptgötterpaar erhoben wurde. Unter den Eigenschaften der beiden tritt namentlich die goldene Farbe und ihre Schönheit hervor. Goldnes oder blondes Haar in Sagen und Märchen geht auf Sonne und Mond zurück. Aber auch als Tiere oder leblose Gegenstände (z. B. als Rad) dachte man sie sich. Uralt und weitverbreitet ist z. B. der Eber als Bild des Mondes und der Sonne. Verwandlungen und Symbole der Götter erklären sich aus solcher Auffassung, auch die mythischen Eberjagden und Drachenkämpfe. Die beiden einander folgenden Gestirne werden bald als liebende Geschwister und zugleich Gatten, bald als einander feindliche Wesen gefasst. Zur Zeit des Neumondes vereinen sie sich, aber die Mondgöttin stirbt in der Konjunktion. Sie wird jedoch aus dem gestorbenen Mondkörper wiedergeboren und der Vater vermählt sich nun mit der Tochter. Gilt der Mond als männlich, so heiratet der Sohn die Mutter Sonne. Hieraus die Sagen von den blutschänderischen Verbindungen, zu denen ein unentrinnbares Verhängnis führt. Aus dem feindlichen Verhältnis gehen die Sagen von den Zweikämpfen, Jagden, Drachenkämpfen hervor. Erst später mag bei einigen eine Umdeutung auf den Gewitterkampf stattgefunden haben, weil der Sonnengott sich zum Gewittergott entwickelt hat, ebenso der Mondgott. Ab- und Zunahme des Mondes sah man als eine Zerstückelung und Wiederbelebung an; daher u. a. die Mythen von den Böcken des Thor, von Pelops, das Märchen vom Machandelbom. Wohlthätigen Einfluss auf die Natur schrieb man nicht nur der Sonne, sondern auch dem Monde zu. Er lässt Pflanzen und Tiere wachsen, ist kräuter- und medizinkundig, aber auch zauberisch. Die Mondgöttin ist auch von Einfluss auf die menschliche Geburt. Sie gilt auch als Spinnerin, weil der Mond sich in 14 Tagen neu webt, dann wieder aufgetrennt wird. Der Vollmond ist der mit dem goldnen Flachs umsponnene Rocken, er ist die Spindel, die in den Brunnen fällt. Bei den Griechen war die Mondgöttin ursprünglich die einzige grosse Göttin, was allerdings nicht ohne weiteres auf die Urzeit übertragen werden darf. Dagegen war der Mond damals schon der Zeitenmesser, nicht die Sonne, weshalb die Monatsmythen älter als die Jahresmythen sind. — Nachdem sie untergegangen, befinden sich Sonne und Mond in der Unterwelt, wo sie herrschen, namentlich der Mond. Er ist der erste Gestorbene, ihm folgten die anderen Seelen. In beschränktem Umfang wird in der Urzeit schon ein Unsterblichkeitsglaube bestanden haben. Sonne und Mond werden auch für die ersten Geschöpfe gehalten, von ihnen stammen die Menschen ab. Der indische Manus, vielleicht auch Minos, der Richter in der Unterwelt, stellen den Mond dar. Die Eltern von Sonne und Mond sind Himmel und Erde. Mit dem Himmelsgott ist der Sonnengott verschmolzen worden, wodurch er eine bedeutendere Rolle spielt, als die ganz zurücktretende Erde. Denn die gesamten germanischen Göttinnen sind nicht Erd-, sondern

Mondgöttinnen. Auch der Feuergott ist im allgemeinen zurückgetreten. Loki dürfte, wie Heimdall und Baldr, eher ein Mondgott sein. Vielleicht verehrten die Indogermanen auch die Morgenröte, den Wind aber schwerlich. Auch an niedere Dämonen, Riesen und Zwerge glaubte man und kannte mithin einen gewissen Ahnenkultus. Aber die grossen Götter sind aus diesen niederen Wesen nicht hervorgegangen. — Eine an sich erwünschte Diskussion konnte aus Zeitmangel nicht stattfinden. Es legte daher sogleich Herr Professor Eugen Bracht volkstümliche Trachten- und Schmuckstücke aus dem Hümmling vor, einem Höhengebiet im Kreise Meppen, das eine Insel im Moor bildet und abseits der Eisenbahn liegt. Viele Hünengräber sind dort zu finden. Das Hauptdorf ist Börger. Die Frauen daselbst tragen zum Staat hohe Hauben mit Federn, Spitzen und Band, das bei den Mädchen grün, bei den Verheirateten schwarz ist. Doch wechselt die Mode und steht unter dem Einfluss der städtischen, allgemeinen. Vor vierzig Jahren waren die Hauben niedriger und einfacher; noch früher trug man sogar Nebelkappen und eine sehr altertümliche Haube mit ganz rundem Kopf, die an den Tschacko aus der Zeit der Befreiungskriege erinnert. Sie kam den Vermählten zu. Auch jetzt noch setzen die Frauen am Werktag eine einfache Haube auf, die Mädchen dagegen einen Strohhut ohne Deckel, an dessen Stelle ein Netz tritt. Obligatorisch ist ein Schmuck, der Bengel, der aus den verschiedensten Metallen, sogar aus Blei hergestellt wird. Er besteht aus einem Bruststück und einer Agraffe im Rücken, das Ganze hängt an einem Seidenband. Dazu gehören Ohrringe. Von einer besonderen Männertracht findet sich nichts mehr, kaum noch der weisse Mantel des Schäfers, der Heiken, den man aus Schafwolle webt und der wasserdicht ist. Die Schafzucht ist übrigens seit der Separation sehr zurückgegangen. — Aus dem Jahresbericht des Herrn Geheimrats Weinhold sei erwähnt, dass die Zahl der Mitglieder des Vereins auf 201 stehen geblieben ist. Zuwachs wäre um so erwünschter, als nur mit Hilfe einer dankbar hervorzuhebenden Unterstützung des königl. preussischen Unterrichtsministeriums ein befriedigender Kassenabschluss erzielt werden konnte. In den Ausschuss für 1897 wurden gewählt Fräulein Lemke und die Herren Bartels, Bolte, Friedel, Lübke, Er. Schmidt, Walden, Mielke, Voss, Bastian, Moebius und Petsch, der an Stelle des ausgeschiedenen Herrn Goerke die Verwaltung der Bibliothek übernommen hat.

Freitag, den 26. Februar 1897. Herr Geheimrat Prof. Dr. Schwartz sprach über die Naturreligionen in ihren Hauptphasen. Die Quelle aller Religion ist das Gefühl der Abhängigkeit von etwas Unerklärlichem. Ihre roheste Form ist der Fetischismus, d. h. die Verehrung unbelebter Dinge, mit denen ungewöhnliche Vorgänge in Zusammenhang gebracht werden. Und zwar wird das Gute ohne weiteres hingenommen, während das Widrige beobachtet und seinen Ursachen nachgeforscht wird. Reste des Fetischismus findet man sogar bei gebildeten Völkern, nur denkt man sich bei ihnen die wirksamen Klötze (portugiesisch feitiço), Bäume, Steine u. s. w. als Sitze eines handelnden Geistes. Spuren hiervon treten schon bei sonst reinen Fetischverehrern auf, z. B. wenn ein Neger den Umstand, dass die dem Fetisch vorgesetzten Speisen nicht abnehmen, daraus erklärt, dass der Geist des Fetisch eben auch nur das Geistige davon geniesse. Der Fetischismus erzeugt sich bei Gebildeteren sogar neu, obwohl man ihn mitunter humoristisch auffasst. Man denke an vierblättrige Kleeblätter, den Angang von Personen und Tieren, an Familientalismane, wie sie z. B. die Alvensleben, die Fürsten von Dessau besitzen. Derartiges erwächst aus der begreiflichen Wertschätzung eines Gegenstandes, wie etwa des Trauringes, ist mitunter auch das Ergebnis einer Erfahrung, einer Anstands- oder Sittenregel. Wir gelangen da auf das Gebiet des

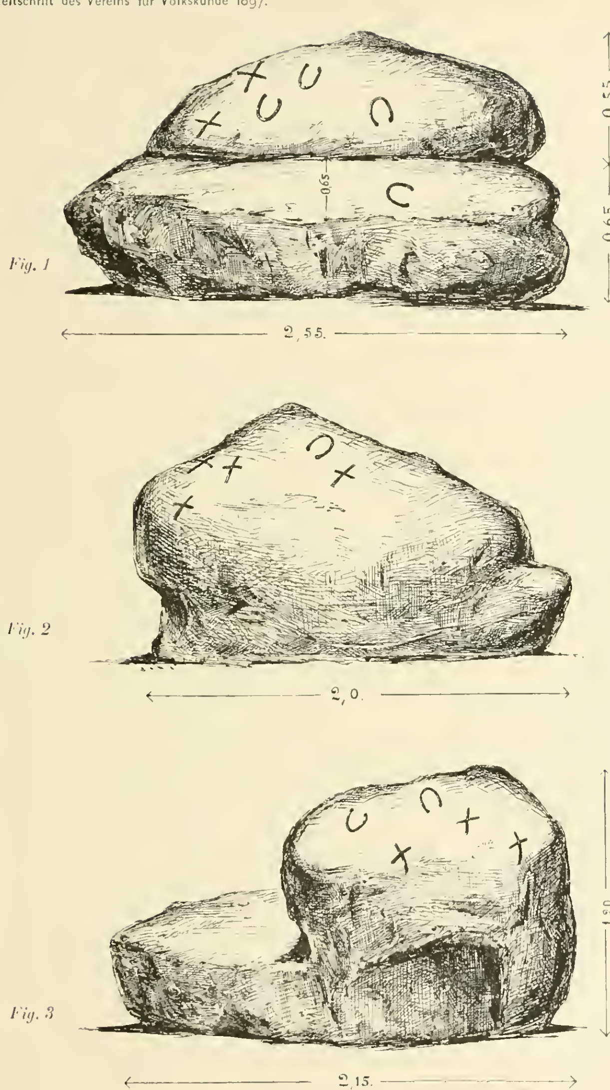
allgemein menschlichen Aberglaubens. Auf der zweiten Entwickelungsstufe dünkt der Mensch sich von Geistern umgeben. Ihre Annahme setzt die Scheidung zwischen Leib und Seele voraus und ist vielfach mit dem Seelenglauben oder Animismus verbunden, dem Glauben an das Fortleben und Fortwirken der aus dem toten Körper gewichenen Seele, der Annahme einer selbständigen Thätigkeit der Seele des Schlafenden, die die Träume lehren. Die Seele aber stellt man sich, an den Atem anknüpfend, als Hauch und Wind vor und vermutet weiter in dem die Natur durchwehenden Winde Seelen oder Geister. Das beim Sturm hereinbrechende Dunkel, die einherjagenden Wolken, die unheimlichen Töne befördern diesen Glauben. Auch er beschränkt sich auf die Abwehr des Übels, das die Windgeister anrichten, einem anblasen können. Die Priester der sibirischen Völker, die Schamanen, haben dies zur Aufgabe, und nach ihnen nennt man diese Religionsphase Schamanismus. Das Spuken, die Annahme plötzlicher Lähmungen durch Hexenschuss sind hier unterzubringen. Auf der dritten Stufe wird der Himmel mit seinen Erscheinungen in die Beobachtung gezogen. Man erblickt im und am Himmel eine zweite irdische Welt, in der persönlich gedachte Wesen walten, deutet ihre Handlungen nach denen der Menschen und die weitere Natur nach seiner näheren Umgebung. Die bildlichen Ausdrücke der Sprache entstehen damit. Es handelt sich hierbei nicht um Phantasien, sondern um gläubig hingenommene Realitäten. Schon eine Analogie genügt, um die Vorstellung zu fassen. Zunächst bildet man sich himmlische Wesen, die so roh sind, wie die Naturmenschen selbst, nach und nach heben sich Menschen und Götter mit einander. Menschliche Gestalt bekommen die göttlichen Wesen erst, nachdem die Periode der Riesen und Zwerge vorüber ist. Allmählich wird aus einer Vielheit eine Auswahl getroffen. Man trennt Licht und Dunkel, Sommer und Winter, merkt aber namentlich auf das Ungewöhnliche, vor allem das Gewitter. Erst bei Sesshaftmachung werden die Himmelskörper beobachtet. Wachsende Kultur gebiert veränderte Anschauungen: die Götter weben nun gleichfalls, fahren auf Wagen u. s. w. Mit dem Gewinn ethischer Grundsätze wird der Polytheismus zu wirklicher Religion. Die Götter wachsen sich zu ewigen, allmächtigen Wesen aus, denen die Kunst einen idealen Körper verleiht. Die griechischen Tragiker vertiefen den Polytheismus. Die Philosophen brechen seine Kraft, aber erst das Christentum vermag das Gemüt zu befriedigen. — Herr Geheimrat Friedel knüpfte seinen Vortrag über Feuer und Licht an Vorlagen aus dem Märkischen Provinzial-Museum. Licht, Wärme, Feuer wäre die natürliche Reihenfolge dieser zusammenhangenden Erscheinungen. Licht entwickeln einzelne Tiere, die Wärme benutzen sie, z. B. um sich das Brüten zu erleichtern; nicht aber bedienen sie sich des in der Natur vorhandenen Feuers, noch können sie Feuer entzünden. Der Mensch vermochte das wohl von Anbeginn: bis in die mittlere Steinzeit lassen sich die Spuren der Feuererzeugung und Benutzung verfolgen. Leicht war es, Mulm, der sich selbst entzündet hatte, in einem Rohrstabe mit sich zu führen. Aber auch das Feuerschlagen aus dem Stein ist alt und einfach, vielleicht ebenso alt wie das Hervorlocken durch Reiben. Feuerstein und Schwefelkies giebt es freilich nicht überall, doch scheinen sie durch Wanderungen und Handel früh verbreitet worden zu sein. Der Vortragende zeigte und erläuterte zunächst Schlagfeuerzeuge mit ihrem Zubehör von Feuerstein, Mulm, Zunder. Manigfach sind die Formen der Zunderbüchsen und Feuerladen, eigentümlich die dem 18. Jahrhundert angehörenden Feuerzeuge in Form von Schusswaffen und nach dem Prinzip der Steinschlossgewehre hergestellt. Bei den Reibefeuerzeugen werden zwei Hölzer durch Aneinanderreiben so weit erhitzt, dass sie trocknes Laub oder dergl. entzünden können. Von dem einfachen Reiben zweier

Stäbe oder Holzstücke gelangt man zur Bewegung eines Stockes in einer Rinne, zum Feuerquirl (dessen eine Form der unseres Centrumbohrers entsprach), zum Riemen- oder Schnurbohrer, zum Fiedelbohrer und Pumpenbohrer, deren Konstruktion aus ihrem Namen erhellt In Deutschland werden noch heute Feuersteine zum Feuerschlagen angefertigt, die ganz wie prähistorische aussehen. Auch das Feuerreiben kommt noch vor, wenn das reinigende Notfeuer erzeugt werden soll. Einen eigenartigen Apparat dazu, der die Form eines Recks mit drehbarer Stange hat und aus der Gegend von Ziesar stammt, besitzt das Märkische Provinzial-Museum. Brennspiegel erwähnt schon Aristophanes in den Wolken, mit Wasser gefüllte Hohlkugeln zur Entzündung von Feuer Plinius. Von den chemischen Feuerzeugen sind die Stippfeuerzeuge verschwunden. Bei ihnen kam ein Schwefelholz mit Kopf von chlorsaurem Kali in Brand durch Eintauchen in Asbest, der mit Schwefelsäure angefeuchtet war. Herr Bankrepräsentant Walden erinnerte an die Schwefelsticken, d. h. lange Hölzchen mit Schwefel an beiden Enden, der an glühenden Holzkohlen entzündet wurde

Freitag, den 26. März 1897. Herr Privatdocent Dr. Rich. M. Meyer belegte die Fortdauer altgermanischer Sitten durch neuere Zeugnisse. Mit dem trägen torpor der Gefolgsleute in Friedenszeiten, von dem Tacitus in der Germania, Kap. 15 erzählt und der seltsam gegen ihre Rührigkeit im Krieg absticht, vergleicht Theodor v. Bernhardi die Ruhe- und Schlafsucht der vornehmen englischen Fuchsjäger, wenn die Jagdzeit vorüber ist. An die Raserei der nordischen Berserker erinnern die bajuvarischen Robler und Raufer, bei denen gleichfalls übermässige Kraft ihre Entladung sucht und sich sogar in krankhaften Anfällen äussert. Das wahllose Niederstechen harmloser Personen gehört ebenfalls in diese Kategorie. Ein deutlicher Zweck verband sich damit, wenn vor der Zeit der allgemeinen Wehrpflicht zur Verzweiflung getriebene Soldaten den ersten besten niederstachen, um durch den Henker von den Qualen des Dienstes befreit zu werden. Namentlich Kinder waren dadurch gefährdet und der bekannte Berliner Schulmann v. Klöden hätte in zartem Alter beinahe auf diese Weise das Leben verloren. Die Lähmung Wielands mittels Durchschneidens der Fusssehnen stellt man gern mit der Lähmung des Hephaistos zusammen, die doch in ganz anderer Weise vor sich ging. Aber wir haben mittelalterliche Belege aus Italien, wonach Gefangene in dieser Weise gefesselt wurden. „Den Daumen aufs Auge drücken" gebrauchen wir in bildlicher Rede: rohe Gesellen im England des 17. Jahrhunderts brachten so die Leute um ihr Augenlicht. Das uralte Steinwerfen wird noch in der Schweiz geübt. Einen Beleg für Wettkämpfe im Rätselraten, die mehrere eddische Lieder uns vorführen, giebt Auerbach im Barfüssle. Stufen der Heiligkeit und Verlässlichkeit des Eides werden bis auf den heutigen Tag unterschieden, wie schon in der Liederedda. Jünger ist der Gebrauch der Flohfallen, dass nämlich die Frauen ein Stück Flanell oder Fell am Halse tragen. Der Vortragende kennt Belege vom 17. Jahrhundert an. Herr Bankrepräsentant Walden bemerkte u. a., dass das Augendrücken noch in den Alpenländern vorkomme und dass ein Hinauspressen des Auges nicht zu seiner Zerstörung zu führen brauche. Den torpor der germanischen Krieger führt er z. T. auf ein Nachholen des eingebüssten Schlafes zurück. Herr Syndikus Dr. Minden wies auf den Unterschied zwischen Eid und Versicherung an Eidesstatt im preussischen Landrecht hin. — Herr Privatdocent Dr. Max Friedländer besprach ältere deutsche Volkslieder und führte ihre Melodien im Gesange vor, sie vergleichend mit den Kompositionen älterer und moderner, mit Namen bekannter Tonsetzer, während die Komponisten der volksmässigen Weisen so unbekannt sind wie die Dichter der Texte. Ein Zusammenhang freilich zwischen Volks- und

Kunstmusik besteht zu allen Zeiten. Wir würden von den alten Volksmelodien noch viel weniger wissen als jetzt, wenn wir nicht die Quodlibete besässen und in geistlichen Messen profane Weisen als Tenore erhalten wären, um die die kunstvolle Ausführung sich rankt. Denn die höfische Dichtung hatte das alte, einfache Volkslied zurückgedrängt; im 14. Jahrhundert trat es zwar wieder hervor, aber zu Ende des 16. wich es bei erneuter Trennung der Stände abermals ins niedere Volk zurück. Erst im 16. Jahrhundert zeichnete man die Melodien auf, weil der kunstvolle mehrstimmige Gesang dazu nötigte. Dennoch wusste das ganze Volk sie zu singen, weil Gesang die Hauptunterhaltung war und auch der Bedarf der Kirche ihn förderte. Wie sehr sind wir in dieser Hinsicht jetzt herabgekommen und wie wenige Gesänge selbst der grossen Meister leben heut im Volke! Im 17. Jahrhundert herrschen in den Kompositionen der Kunstpoesie unerfreuliche Melodien und vom Volkslied wissen die Gebildeten nichts mehr. Nur die Kirchenlieder bewahren noch kernhafte Weisen. Selbst Heinrich Albert, von dem wahrscheinlich die erste Komposition von Dachs „Anke van Tharaw" herrührt, der auch Dachs „Die Lust hat mich gezwungen" mit einer volksmässigen Melodie ausgestattet hat, steht doch meistens unter dem Einfluss der Franzosen und Italiener. Die Wiederausgrabung des Volksliedes im 18. Jahrhundert, Nicolais Spott darüber sind bekannte Dinge. In Nicolais Almanach stehen nicht nur wirkliche Volksmelodien, sondern auch viele Reichardtsche und einige von Nicolai selbst. Die parodistische zu der Ballade „Es reit ein Herr und auch sein Knecht" hat Brahms sich verleiten lassen, in seine Volksliedersammlung aufzunehmen. Namentlich Kompositionen dieses hervorragenden Meisters verglich der Vortragende mit alten Volksweisen, um den Unterschied der Auffassung klar zu machen. Herr Professor Erich Schmidt verteidigte die Tappertsche Bearbeitung des Textes „Es steht ein Lind in diesem Thal — Ach Gott, was thut sie da?" Wir besitzen dazu eine Brahmssche Melodie, zu den ursprünglichen Worten eine des 16. Jahrhunderts.

Max Roediger.



Der Bickelstein von O., W., NW.



Der Schimmelreiter und die weisse Frau.
Ein Stück deutscher Mythologie.

Von Wilhelm Schwartz.

Die Mythologien sind nicht, wie man noch vielfach meint, aus einer spekulativen Naturbetrachtung Einzelner hervorgegangen, die sich für die grosse Menge in eine gewisse Symbolik oder Bildersprache kleidete. Sie sind vielmehr das natürliche Produkt eines eng an die Natur sich anschliessenden Volksglaubens, der sich überall in einer gewissen Parallele zu analogen, auch in der Sprachbildung zur Geltung kommenden Naturanschauungen und Metaphern entfaltete, und in dem die ersten Keime einer Art von Weltanschauung und eines an dieselbe sich allmählich anschliessenden, religiösen Empfindens ihren Ausdruck fanden und sich weiter zu entwickeln begannen.

Indem nämlich der Naturmensch alle wunderbaren, ephemeren Erscheinungen und Vorgänge, die in den gewöhnlichen Gang der Natur oder seines eigenen Lebens plötzlich und geheimnisvoll in einer ihm unbegreiflichen Weise eingreifen, noch nicht mit dem kritischen Auge einer kulturellen Zeit, sondern noch in voller und gläubiger Unmittelbarkeit der Anschauung unter dem Bilde, welches ihm entgegentritt, phantasievoll auffasst und sich zurecht legt, keimt in ihm der Glaube an eine ihm überall entgegentretende Zauberwelt und an die verschiedensten, sich in ihr geheimnisvoll bewegenden Wesen, die gelegentlich sich ihm bald unmittelbarer, bald in allerhand Symptomen und Wirkungen bemerkbar zu machen scheinen, und von denen er unter Umständen sich beeinflusst wähnt.

Wenn schon das Traumleben in dieser Hinsicht dem Naturmenschen eigenartige Perspektiven eröffnete und u. a. in ihm einen gewissen Geister- und Gespensterglauben anregte, so war es doch vor allem das in den weiten Himmelsräumen in den Wolkenschichten so geheimnisvoll wie wunderbar sich abspielende Treiben von Wind und Wolken, — das namentlich im Gewitter, in Regen und Sturm, in Blitz und Donner, wenn fast alles in Wasser und Feuer unterzugehen schien, seinen Höhepunkt

erreichte, — welches immer wieder seine Aufmerksamkeit fesselte und in ihm den Glauben an geheimnisvolle, dort oben zauberhaft waltende Wesen weckte, zumal sie unter Umständen auch direkt in die ihn umgebenden Verhältnisse, ja in sein eigenes Leben eingriffen. Sah er doch mit leibhaftigen Augen, wie ein plötzlich losbrechender Sturm mit geheimnisvoller Gewalt alles vor sich niederwarf oder mit sich fortriss; wie, wenn das Unwetter weiter sich entwickelte, am Horizont von allen Seiten geheimnisvoll „in Wolken gehüllte“ Wesen aufstiegen, die mit dem Sturm dann bald in wilder Jagd dahin zu rasen und mit dämonischen Ungeheuern zu kämpfen, bald unter grellem, die Gewitternacht erleuchtenden Fackellicht geheimnisvolle „Umzüge“ zu halten schienen, und meinte ebenso, denselben nicht näher treten zu dürfen, wenn er nicht, von dem Anhauch eines der umfahrenden Geister oder von seinem (im Blitz) niederfahrenden Geschoss getroffen, an seinem Leibe Schaden leiden oder gar das Leben verlieren solle.

An alle derartige, in der Natur angeblich auftretende Vorgänge knüpften sich nun die mannigfachsten mythischen Bilder[1]), indem die Formen der Erscheinungen schon an sich variierten, auch nach den lokalen Verhältnissen sich verschieden entwickelten, — je nachdem sie z. B. an einem weiten Horizont oder an einem von Bergen begrenzten auftraten, — dann auch die Auffassung von seiten der Menschen danach wechselte, ob diese bei Deutung derselben von ihren speciellen Lebensverhältnissen und danach sich richtenden Anschauungen oder von einem allgemeinen Standpunkt ausgingen.

So lange das Leben eines Volkes sich mehr in einzelnen landschaftlichen Kreisen in primitiveren Formen vollzog, waren auch die sich entwickelnden mythischen Vorstellungen primitiver und beschränkter. Je mehr es aber schon kultureller und geistiger angehaucht sich zu gestalten anfing, desto umfangreicher und gehobener wurden auch diese, während andrerseits unter dem Reflex eines allmählich rationeller werdenden Denkens auch schon eine Art Zusammenhang und Ordnung in die mythischen Gestaltungen kam, indem die Naturbilder sich in der Tradition schon immer mehr um einzelne, angeblich besonders hervortretende Wesen gruppierten und die letzteren so mit der Zeit einen immer bestimmteren Typus und eine eigenartigere Beziehung auch unter einander erhielten.

Namentlich gilt dies von den Wandlungen, die in der Gestaltung der „Gewittermythen“ und der in ihnen auftretenden Wesen vor sich gingen, wenn z. B. unter dem Einfluss eines allgemeiner werdenden Ackerbaues der Mensch nicht bloss als Jäger, Hirt oder Fischer die Natur beobachtete, sondern auch auf den Wechsel der Jahreszeiten und die denselben angeblich beeinflussenden Himmelserscheinungen mehr zu achten begann, bei dem

1) s. W. Schwartz, Die poetischen Naturanschauungen der Griechen, Römer und Deutschen in ihrer Beziehung zur Mythologie. Berlin bei Hertz 1864 und 1879. I. Bd. Sonne, Mond und Sterne. II. Bd. Wolken und Wind, Blitz und Donner.

besonders in den gemässigten Zonen gerade die Gewitter im Frühling und Herbst eine besondere Rolle spielten. Erhielten von diesem Standpunkt aus, wie die griechische Mythologie neben der deutschen am anschaulichsten zeigt, die den Sommer einleitenden Frühlingswetter eine besondere Bedeutung, indem in ihnen die Natur aus ihrer winterlichen Erstarrung erlöst und neu belebt zu werden schien, so wird es erklärlich, dass u. a. auch die Frühlings- und Sommersonne, die gleichzeitig verjüngt am Himmel wieder erschien, in einer anthropomorphischen Auffassung in die Scenerie hineingezogen wurde und die Gewitterwesen so allmählich zu Sommerwesen wurden und sich damit der Kreis ihrer Einwirkung auf die Natur weitete.[1])

Rückt so oder in ähnlicher Weise überall die Mythenbildung dem Leben eines Volkes im gewissen Sinn gleichsam nach, so entsteht eine ganz neue eigenartige Phase der Entwicklung auf dem mythologischen Gebiet, wenn ein nationales Band die einzelnen Volkskreise zu vereinen beginnt und sich allmählich aus den in diesen entstandenen mythischen Vorstellungeu und Traditionen, die sich meist eng an die Natur anschlossen, unter dem Einfluss einer immer gemeinsamer werdenden Kultur- und Geistesentwicklung eine gemeinsame nationale Mythologie herausbildet, in der die Mythen möglichst poetisch vergeistigt und die alten Naturwesen nicht bloss immer anthropomorphischer und idealer gefasste, ethische Gestalten werden, sondern auch unter dem Relief einer an den verschiedenen Kultusstätten oder im Gebrauch ihnen von einem Geschlecht zum anderen gezollten Verehrung einen Charakter erhalten, der sie als frei waltende überirdische Mächte erscheinen lässt und sie allmählich so zu dem Rang von Göttern erhebt.[2])

Bei der Entwicklung der Mythologie eines Volkes erwächst hiernach der Forschung die Aufgabe, bei den lokalen mythischen Traditionen, so weit sie noch den alten prähistorischen Volksglauben abspiegeln, als der Grundlage der entsprechenden nationalen Mythologie, nach Möglichkeit einzusetzen und von ihnen aus die Wandlung der mythischen Vorstellungen durch die historischen Zeiten zu verfolgen. In jenen volkstümlichen, sich noch meist, wie erwähnt, eng an die Natur anschliessenden mythischen Bildern liegen auch die Verhältnisse im ganzen einfacher und fasslicher und ermöglichen so leichter eine sichere Grundlage für die weiteren Unter-

1) W. Schwartz, Von den Hauptphasen in der Entwicklung der altgriechischen Naturreligion. Berlin 1896 bei Dietrich Reimer (Ernst Vohsen), S. 13 ff. Gelegentlich findet auch in den Mythologien eine umgekehrte Wandlung statt.

2) Am klarsten tritt auch dies in der griechischen Mythologie hervor (s. W. Schwartz, Nachklänge prähistorischen Volksglaubens im Homer. Berlin 1894 bei Seehagen, S. 4), wo man auch noch deutlich verfolgen kann, wie sich in der immer nationaler werdenden Mythologie an angeblichen Beziehungen der Götter zu einander Vorstellungen von einem geschwisterlichen, bezw. ähnlichen Verhältnis derselben knüpft und zuletzt an einem Gegensatz von älteren und jüngeren Gottheiten sich sogar eine Art Genealogie entwickelt.

suchungen zu gewinnen. Hauptbedingung bei der Darstellung ist dabei nur, dass sich die einzelnen Bilder in ihrem Anschluss an die Natur klar abheben und so der Glaube an die in ihnen angeblich auftretenden Wesen sich als etwas für jene mythenschaffende Zeit Natürliches ergiebt.

Als ich im obigen Sinne im Winter 1849/50 in meiner Schrift „Der heutige Volksglaube und das alte Heidentum mit Bezug namentlich auf Norddeutschland" als ein Resultat der jahrelang in diesem mit Kuhn fortgesetzten Wanderungen[1]) zuerst die Behauptung aufstellte, „dass der im deutschen Landvolk noch zum Teil fortlebende Volksglaube nicht ein entarteter Niederschlag eines alten Götterglaubens sei, wie J. Grimm in seiner deutschen Mythologie vom Jahre 1837 und 1843 ihn zunächst behandelt hatte[2]), sondern dass er, bei der an ihm noch charakteristisch hervortretenden Anlehnung an die Natur, in der Hauptsache gerade umgekehrt die alte elementare oder volkstümlich niedere Mythologie, wie ich sie nannte, enthalte und dass auch die in ihr auftretenden Wesen noch nicht als Götter, sondern nur als eine Art Naturwesen anzusehen seien, die so gefasst wurden, wie sie sich zu geben schienen": habe ich diese Prinzipien zuvörderst an den Sagen von der sogenannten wilden Jagd dargelegt.[3]) Die Sagen vom Umzug des Wod, des wilden Jägers, des Nachtjägers, des Hackelberg oder eines ihm entsprechenden weiblichen Wesens, der Frau Gode, Frick, Harke, Frau Holle u. s. w. ergaben sich nämlich deutlich als im Gewitter geglaubte Umzüge des Sturmes, bezw. der Windsbraut unter Heranziehung von allerhand in Blitz und Donner

---

1) s. neben den Märkischen Sagen von Kuhn vom Jahre 1843, Berlin bei Reimer, und meiner Volksausgabe von denselben (III. Aufl., 1895, bei Hertz): „Die Norddeutschen Sagen und Gebräuche aus Mecklenburg, Pommern, der Mark, Sachsen, Thüringen, Braunschweig, Hannover, Oldenburg und Westfalen. Aus dem Munde des Volkes gesammelt von A. Kuhn und W. Schwartz, Leipzig bei Brockhaus 1848, sowie meinen im Jahre 1894 im Berliner Verein für Volkskunde gehaltenen und im Archiv der Brandenburgia, I. Bd., S. 143—157 abgedruckten Vortrag: Vom Sagensammeln. Erinnerungen aus meinen Wanderungen in den Jahren 1837—1849."

2) In einer in der Berliner Akademie im Jahre 1855 von J. Grimm gelesenen Abhandlung Über den Namen des Donners hat derselbe zwar dann auch von Naturgottheiten gesprochen und damit auf eine genetische Entwicklung des Gottesbegriff in der Mythologie hingewiesen, was ich um so mehr mich verpflichtet fühle anzuführen, als ich bei Skizzierung seines Standpunktes in dieser Hinsicht in meinem Indogerm. Volksglauben, Berlin 1885 (bei Seehagen) es nicht erwähnt habe. Aber es steht diese Äusserung von ihm isoliert da und in der Wissenschaft sind die Ausführungen seiner deutschen Mythologie immer doch meist massgebend geblieben, so dass man stets an diese wieder anzuknüpfen und zu ihnen Stellung zu nehmen genötigt ist.

3) s. neben der oben erwähnten Schrift „Vom heutigen Volksglauben", welche zuerst im Jahre 1850 als Programm des Friedr. Werderschen Gymnasiums zu Berlin dann als Separatabzug (sowie 1862 in II. erweiterter Auflage) bei Hertz erschien, die Einleitung zu der Progr.-Abh. derselben Anstalt im Jahre 1858 „Vom heidnischen Volksglauben in seiner Anlehnung an die Natur." (Beides wieder abgedruckt in meinen Prähistorisch-anthropolog. Studien. Mythologisches und Kulturhistorisches. Berlin bei Hertz 1884).

sich dabei angeblich bekundenden und die Scenerie ausführenden Naturbildern.

Wenn ich jetzt, nachdem ich ähnliche Grundsätze in immer weiteren Kreisen, auch auf dem Gebiet des klassischen Altertums verfolgt habe, hier noch einmal zu den erwähnten Gestalten des deutschen Volksglaubens zurückkehre und sie mit anderen, durch das ganze Deutschland sich hinziehenden ähnlichen mythischen Gebilden riesenhaft gespenstischer Art unter dem Kollektivnamen „Der Schimmelreiter und die weisse Frau“ zu behandeln gedenke, so bin ich durch besondere Umstände veranlasst worden, mich wieder mit ihnen zu beschäftigen, da neuerdings gerade ein Teil des hierher schlagenden Sagenmaterials von einem begrenzten und einseitig litterarischen Standpunkt aus in eigentümlicher Weise verkannt und verzerrt, ja schliesslich zum Teil sogar bemängelt worden ist.

Indem man nämlich vor allem an die betreffenden Gestalten irrtümlich nicht den Massstab von Naturwesen, sondern von Göttern, zumal in der überspanntesten Weise, anlegte, und die Sagen zu denselben zum Teil nicht zu passen schienen, kam man zu einer ganz schiefen Auffassung der Verhältnisse, welche sich schliesslich sogar zum Teil dahin zuspitzte, dass man in den betreffenden Traditionen weniger volkstümlich-heidnische Reminiscenzen, als vielmehr mittelalterliche Sagenbildungen der wunderlichsten Art erblicken wollte.[1])

Als ich darauf aufmerksam wurde, dass die erwähnten Erörterungen die Bedeutung, ja sogar den mühsam mit der Zeit gesammelten Bestand des deutschen Volksglaubens stellenweise zu gefährden anfingen, (besonders da über die Art des Fortlebens von Sage und Gebrauch im Volke nicht überall klare Vorstellungen herrschten), beabsichtigte ich zuerst, wie ich es auch anderweitig schon ausgesprochen habe[2]), die Punkte zu erörtern, an denen man irrtümlich Anstoss genommen hat und weiter dann zu allerhand Behauptungen eigentümlicher Art gekommen ist. Ich habe dies zwar nicht aufgegeben, halte es jedoch im Interesse der Wissenschaft für angethan, da sich mir hier eine geeignete Gelegenheit dazu bietet, überhaupt erst noch einmal in eingehender Weise die mythischen Gestalten, um die es sich handelt, in ihrer Beziehung zur Natur und in dem hieraus sich ergebenden primitiven Charakter derselben klar zu legen, ehe ich die vorgebrachten einzelnen Ausstellungen erörtere, da diese dann sich um so leichter und teilweise von selbst erledigen dürften.

---

1) Ich habe besonders dabei im Auge die Erörterungen Knoops in der Zeitschr. von Veckenstedt und in der Monatsschrift „Am Urquell“ in seinen Artikeln „Die neuentdeckten Göttergestalten und Götternamen“, wo derselbe unter jener Überschrift in buntem Vielerlei sekundärer Erörterungen gegen die mythische Bedeutung der betreffenden Gestalten schliesslich zum Teil überhaupt polemisiert.

2) Berliner Zeitschrift für Ethnologie vom Jahre 1896, S. 152, Anm. Zeitschrift des (Berliner) Vereins für Volkskunde vom Jahre 1897, S. 4, Anm.

Das inzwischen (in einem Zeitraum von mehr als vierzig Jahren nach meiner erwähnten Publikation vom Jahre 1850) nicht nur auf dem Gebiete des deutschen Volksglaubens, sondern auch auf dem der gesamten Mythologie überhaupt reich gemehrte Material ermöglicht zumal, wie ich mich überzeugt habe, nicht allein eine noch umfassendere Begründung des Sachverhalts, sondern bietet auch in demselben Sinne noch weiter die interessantesten neuen Perspektiven. Es dürfte sich nämlich ergeben, dass gerade in jenen Sagenkreisen sich noch andere Beziehungen der bedeutsamsten Art herausstellen. Denn abgesehen davon, dass nach den umfassenderen neuen Forschungen nicht bloss eine oder die andere, sondern noch eine ganze Schicht eigenartiger, aus dem alten deutschen Heidentum nachklingender Vorstellungen in den vorliegenden Sagen hindurchvibriert; es knüpfen sich auch einerseits die jetzt immer voller sich ergebenden Gestalten noch weiter an analoge indogermanische Gebilde direkt an und weisen so auf uralte, gemeinsame Bezüge zurück, während andererseits das so gewonnene Bild namentlich des Wode oder wilden Jägers auch noch auf das schlagendste in seiner Parallele zu dem schon nationaler auftretenden Wodan, bezw. zu dem nordischen Odhin, den von mir behaupteten Unterschied zwischen niederer und nationaler Mythologie noch immer voller erhärtet, so dass auf das Verhältnis der verschiedenen erwähnten mythischen Entwicklungsphasen zu einander so ein neues, charakteristisches Licht geworfen wird. Ich behandle zunächst

den sogenannten Schimmelreiter,

der im gesamten Deutschland noch in der Tradition in Sage und Gebrauch hindurchblickt[1]), in den verschiedenen Landstrichen Norddeutschlands aber daneben unter dem Namen des Wod, Nachtjägers, wilden Jägers, Hackelberend u. s. w. mehr in den Vordergrund tritt, wie ihm auch in Schwaben u. a. der Berthold an der Spitze des sogenannten wütenden Heeres, welches nur eine landschaftliche Modifikation der wilden Jagd ist, entspricht.

Auf die geographisch sich gliedernde Verbreitung dieser Namen weiter einzugehen, habe ich hier keine Veranlassung, zumal ich dieselbe schon verschiedentlich anderweitig verfolgt habe, wo es mir darauf ankam, an ihnen, sowie an ähnlichen Traditionen gerade zum Teil für die Gegenden zwischen Elbe und Oder, wo ich seinerzeit zuerst mit Kuhn gesammelt hatte, die Annahme eines in denselben noch in grösseren oder kleineren Gruppen nachklingenden, eigenartigen, aber doch in der Hauptsache dem übrigen Deutschland homogenen Volkstums zu begründen.[2]) Hier habe

---

1) Kuhn in Haupts Zeitschrift für deutsches Altertum vom Jahre 1845, S. 473 f. — Wutke, Deutscher Volksaberglaube, Berlin 1869, S. 19. — El. Hugo Meyer, Germ. Myth. 1891, S. 237 ff., sowie Mogk in Pauls Grundriss der germ. Philol., Strassburg 1891, I, S. 1071.

2) Siehe meinen Aufsatz über die Stammbevölkerungsfrage der Mark Brandenburg (Mecklenburgs und Pommerns) im XX. Bande der Märkischen Forschungen, Berlin 1887, S. 104 ff. und 131.

ich es nur bei den rein mythologischen Untersuchungen mit dem Charakter des Wilden Jägers, — welche Bezeichnung ich der Kürze halber im Durchschnitt verwenden werde, — als des in den mannigfachsten Variationen der Scenerien sich bekundenden Gewittersturmes zu thun.

Im allgemeinen ergiebt sich der wilde Jäger, die wilde Jagd oder das wütende Heer als ein nächtliches Schattenbild, worauf auch neben der erwähnten Bezeichnung Nachtjäger für den Führer des Zuges, — wie sie verschiedentlich, namentlich in Norddeutschland strichweise auftritt, aber auch in Schweden üblich ist und damit sich als urgermanisch erweist[1]) — die in Süddeutschland gebräuchliche Bezeichnung Nachtjagd, Nachtgjaid ein Zeugnis ablegt[2]).

Auch ein weibliches Wesen spielt stellenweise in die Scenerie hinein oder erscheint direkt im Mittelpunkt der Sage, wie ich schon auch auf die Windsbraut als ein Korrelat des alten Sturmesjägers hingewiesen habe und bei der weissen Frau noch eingehender erörtern werde. Ich erwähne hier nur, da ich gelegentlich doch darauf Bezug nehme, einfach die Fakta, dass z. B. in Thüringen und Hessen auch Frau Holle in hexenartiger Ausstattung mit fliegenden Haaren als ein gespensterhaftes Wesen mit dem wütenden Heere zieht, in Mittelfranken geradezu dann als die wilde Jägerin, wie die norddeutsche olle Frick oder Frau Gode auftritt, und dass sie in einem Zeugnis des vorigen Jahrhunderts, — wenn es von ihr heisst, sie durchstreife das Land mit einem wilden oder wütenden Heere, bei welchem man Hunde bellen, Jagdhörner, Jägergeschrei und dergl. mehr höre, aber meistenteils nur blosse Schatten sehe, — vom gelehrten Standpunkt des Berichterstatters aus, der römischen Diana gleichgestellt wird.[3])

Dass aber der nächtliche Hintergrund der erwähnten Schattenbilder ursprünglich nicht auf die gewöhnliche Nacht, sondern auf die Gewitternacht geht, bezeugen allerhand namentlich bei der wilden Jagd in den altüberlieferten Sagen noch unter den mannigfachsten Variationen hervortretende Momente, welche überall Gewittererscheinungen in die Anschauungen hineinziehen, indem — abgesehen zunächst von dem Ross des wilden Jägers, von dem ich nachher besonders handeln muss, — das Heulen des Sturmes, die züngelnden und sprühenden Blitze, sowie der Donner und

1) Kuhn. „Der Schuss des wilden Jägers auf den Sonnenhirsch" in der Zeitschrift für deutsche Philologie von Höpfner und Zacher, I, 93.

2) Grimm, M.[4], 766.

3) Wolf, Deutsche Sagen und Märchen, Leipzig 1845, S. 578 f. — Dass Frau Holle übrigens in ihrem Dualismus zwischen hexenartigem und lichtem Charakter ursprünglich ganz in die Reihe der erwähnten Gewitterwesen gehört, denke ich nachher bei der weissen Frau voll nachzuweisen. J. Grimm fasst sie im ganzen viel zu ideal göttlich, indem er hauptsächlich ihre lichte Seite betont und in ihrem Namen (Holda = Holde) eine Bestätigung dafür findet, während dieser wohl richtiger mit der analogen nordischen Hulla, Huldra in Beziehung gebracht und gedeutet wird, worauf auch Mogk, Germ. Myth., S. 1106, hinweist, cf. Elard Hugo Meyer, Germ. Myth., Berlin 1891, S. 273.

der niederkrachende Wetterstrahl in den verschiedensten Auffassungen die mythischen Bilder beleben und auch der beim Einschlagen des Blitzes sich bemerkbar machende Schwefelgeruch noch als mythisch gedeutetes Accidenz dabei die behauptete Scenerie bestätigt.

Ich hebe zunächst im Anschluss an meine früheren Darlegungen die am typischsten und charakteristischsten sich an die wilde Jagd anschliessenden Bilder der Art hervor, indem ich den mythischen Kern aus der übrigen Staffage der Sage gleichsam herausschäle und dabei im oben angedeuteten Sinne auf die Gewittermomente hinweise, welche vom gläubig volkstümlichen Sinn einst als Realitäten gefasst in den betreffenden Sagen ihren Niederschlag fanden.

Die Hauptbilder, wie sie sich namentlich im nordöstlichen Deutschland am prägnantesten und in einfachsten Formen erhalten haben, sind aber folgende[1]):

I. Der wilde Jäger jagt zu Ross, meist auf einem Schimmel, aus dessen Nüstern Feuer sprüht, von im Sturm heulenden Hunden umgeben, deren feurige Zungen in den Blitzen züngeln, unter seinem im Donner laut tönenden Jagdruf dahin. — Wie in der vorher erwähnten Sage von der Frau Holle in dem Lärm des Zuges auch Jagdhörner gehört werden, so wird in Mecklenburg ausdrücklich auch der wilde Jäger auf seinem Schimmel mit einem Waldhorn ausgestattet gedacht[2]), und was dies Moment noch bedeutsamer macht, in Schwaben zieht der Schimmelreiter mit einem solchen wie ein treuer Eckart dem wütenden Heere voraus und bläst beständig auf demselben, damit jeder, der dem Zuge begegnet, sich vorsehe und nicht zu Schaden komme[3]), ähnlich wie auch in Norddeutschland noch geraten wird, wenn die wilde Jagd über einem fortziehe, mitten im Wege zu bleiben oder sich platt nieder zu werfen. — In Niedersachsen hat sich noch ein Naturbezug eigener Art in einer Sage erhalten, in dem es von den heulenden Wolkenhunden Hackelbergs heisst, wenn sie sich schütteln, triefe von ihnen Regen, ähnlich wie nach nordischer Vorstellung, wenn die Rosse der Valkyrien sich schüttelten, nach der Edda Tau und Hagel herabtroff.[4])

II. Furchtbar wird der wilde Jäger, wenn er zürnt. Im geschlenderten Blitz wirft er angeblich auf einen Spötter, der in seinen Jagdruf mit einstimmt, z. B. eine Keule, die einen unerträglichen Gestank verbreitet oder lähmt den Frevler. Ist er gnädig, so verwandelt sich seine Spende in Gold oder Silber. — Geht der mephitische Geruch, wie ich schon angedeutet

---

1) Die Ausführungen und Belege dazu finden sich, wo nicht ein besonderes Citat beigebracht ist, im Heutigen Volksglauben, Urspr. der Mythol., Poet. Naturausch. u. s. w. meist auch in Elard Hugo Meyers und Mogks deutscher Mythologie vom Jahre 1891.

2) Niendorf, Mecklenb. Sagen, Leipzig 1858, II, 244.

3) Birlinger, Sagen aus Schwaben. Freiburg im Breisgau 1861. I, S. 33.

4) Schambach und Müller, Niedersächische Sagen. Göttingen 1855. S. 73.

habe, auf den Schwefelgeruch, welcher den Blitz, wenn er einschlägt, begleitet, so knüpft nach anderen Analogien das Gold, bezw. Silber an den Glanz desselben an.

III. Vom theriomorphischen Standpunkt aus gilt die Gewitterjagd einem Eber, indem man in dem die Wolken durchwühlenden Wirbelwird und in den dieselben schräg durchfurchenden Blitzen das Treiben eines solchen Tieres und seines leuchtenden Hauers wahrzunehmen wähnte[1]), oder einem Hirsch, indem man aus den mehrzackigen Blitzen auf ein Geweih und so auf ein Tier der letzteren Art schloss.[2])

IV. Vom anthropomorphischen Standpunkt aus tritt dem wilden Jäger ein weibliches Wesen zur Seite, nämlich die den Sturm begleitende sogen. Windsbraut und zwar in zwei Modifikationen, je nachdem dieselbe mit ihm vereint dahinjagend oder, weil sie oft dem Sturm vorangeht, als von ihm verfolgt gedacht wurde. Ersteres gilt u. a. besonders von der schon erwähnten Frau Holle in Thüringen, Hessen und Franken, wo sie in den Sagen mit dem wütenden Heer am Himmel dahinzieht und man in dem leuchtenden Blitzgeringel die fliegenden und verwirrten Haare des Sturmeswesens, den sogen. Hollenzopf, zu erblicken wähnte. Letzteres tritt mehr in den niederdeutschen sowie dänischen und schwedischen Traditionen hervor, indem in denselben die Windsbraut noch einfach als ein gespensterhaftes Wesen erscheint, — dem aber die charakteristischen Haarsträhnen schliesslich auch nicht fehlen, — welches gemäss der zweiten angedeuteten Scenerie vor dem verfolgenden Sturm sich flüchtet, indem es sogar gelegentlich die Gestalt wandelt, z. B. in einer Sage, die ich im Havelland einst hörte, als ein „witt klût“ vor dem wilden Jäger dahin wirbelt, was in Parallele zu anderen ähnlichen Bildern in besonderer Weise auch wieder an gewisse Gestaltungen des Blitzes anknüpft; s. meine Poetischen Naturanschauungen u. s. w., I, 256 (über den Hollenzopf daselbst II, S. 103).[3]).

V. Im Anschluss an den rollenden Donner erscheint in dem Gewitterzuge auch ein Wagen, auf dem das betreffende männliche, bezw. weibliche Wesen einherfährt. Er ist das Prototyp des Donnerwagens, der in der

1) Gelegentlich erscheint der Eber in charakteristischer Weise einäugig: Prähist. Studien, S. 377. Wenn ich damals (im Jahre 1877) an das Sonnenauge dabei dachte, möchte ich doch die Einäugigkeit auch in diesem Falle — wie beim Odhin — jetzt mehr gleichfalls im Gewitterbilde wieder finden und zwar in dem schräg aus den Wolken zuckenden Blitz, als einem Augenstrahl; s. in meinem indogerm. Volksglauben v. Jahre 1885 (Berlin bei Seehagen) das Kapitel von den einäugigen Gewitterriesen.

2) Poet. Naturansch. u. s. w. I, 75. II, 95. 158. Prähist. Studien, S. 509, Anm.

3) In einer der obigen ähnlichen englischen Sage, welche Mannhardt in seinem Baumkultus, S. 122, Anm. beibringt, tritt an Stelle des „witt klût“ „ein weisses Kaninchen“. Es schliessen sich beide Vorstellungen der Anschauung an, dass der Blitz z. B. auch als eine rollende Kugel oder Knäuel erscheint, wie ich im Urspr. der Myth. gelegentlich ausgeführt habe, — ein Naturbild, welches Wilibald v. Schulenburg aus eigener Erfahrung dann in der Berl. Zeitschr. f. Ethnol. v. J. 1882, S. (39) bestätigte.

deutschen, wie überhaupt indogermanischen Mythologie so mannigfach auftritt (dann aber in Erweiterung der Vorstellung vom Vorhandensein eines himmlischen Wagens gelegentlich auch als Sonnenwagen galt).[1]

Die angedeuteten, typisch wiederkehrenden Naturbilder entwickeln sich aber stellenweise noch in einzelnen Nüancierungen weiter. So kommt in den beiden letzten Scenerien z. B. noch eine angebliche Stockung des Gewitterzuges zum Ausdruck, wenn nämlich das Gewitter nicht weiter zu rücken, sondern wie fest gebannt im Zenith stehen zu bleiben schien. In der Sage von der Verfolgung eines Weibes wird dabei das Bild sich kreuzender Blitze — die man in der Oberpfalz noch Kreuzlichter nennt, — als ein verhängnisvoller Kreuzweg dort oben[2]) wie oft in die Scenerie hineingezogen, an welchem das Weib sowie der Jäger aufgehalten zu werden schien und erst von jemandem, wie es in der Form der Sage heisst, hinüber gebracht werden musste. — Am rollenden Gewitterwagen aber erweitert sich das Bild dahin, dass das angebliche Anhalten des Gewitters davon herrühre, dass in einem niederkrachenden Wetterstrahl etwas an dem himmlischen Wagen gebrochen sei und alles nun erst wieder in den nachfolgenden sprühenden Blitzen zurecht gehämmert werde, ehe es weiter

---

1) Daneben erscheint die im Gewitter in den himmlischen Wassern dahinziehende Wetterwolke auch als ein Schiff, in welchem das betreffende himmlische Wesen dahinfährt oder, wie die Lokalsage sich gewöhnlich ausdrückt, sich übersetzen lässt: Frau Harke z. B. über die Elbe, die ihr entsprechende Perchta über die Orla. Grimm, M.[4], S. 228. — Beides — Wagen und Schiff — wird im obigen Sinne übrigens für die Erklärung verschiedener altheidnischer, prozessionsartiger Gebräuche noch wichtig, die im Anschluss an den Umzug mit dem heiligen Wagen der sogenannten Nerthus, welcher nach Tacitus verhüllt die Gottheit barg, J. Grimm, M.[4] 214 ff. des ausführlicheren behandelt hat. Es sind aber die von J. Grimm erörterten, feierlichen, unter Jubel eingeholten prozessionsartigen Aufzüge mit einem verhüllten Wagen oder einem (auf Räder gesetzten) Schiff, nach den oben entwickelten Anschauungen, ursprünglich nichts Anderes als eine einfache *μίμησις* eines in den ersten Frühlingswettern angeblich mit einem solchen geheimnisvollen Wolken-Gefährt am Himmel stattfindenden Einzugs einer neuen oder zurückkehrenden sommerlichen Gottheit. Und es reihen sich derartige Umzüge ähnlichen Frühlingsgebräuchen an, wie ich sie u. a. in diesem Bande der Zeitschrift, S. 2 ff. entwickelt habe, in denen das nach langer Winternacht in den ersten Gewittern wieder sichtbar werdende, neue himmlische Feuer mit den es begleitenden Erscheinungen in allerhand analogen Feuerkulten, z. B. durch Anzünden grosser Feuerfanale auf den Höhen, jubelnd nachgeahmt wird. — Bestätigt wird diese meine Deutung noch dadurch, dass statt des verhüllten Wagens oder eines Schiffes gleichfalls gelegentlich auch noch ein mit einem Feuer ausgestatteter Pflug, ein sogenannter feuriger Pflug tritt, und der Umzug mit einem solchen auch ein ähnliches mythisches Korrelat findet, indem nach altindogermanischer Naturanschauung speciell in einem am Himmel „herumziehenden" Gewitter, wenn die Blitze unter rollendem Donner in horizontalen Streifen die Wolken wie mit Rädern durchfurchten, ein wunderbares Pflügen dort oben vor sich zu gehen schien, eine Vorstellung, welche vielfach in alten mythischen Bildern sowie Gebräuchen auch bei Römern und Griechen, zum Teil gleichfalls bei den Finnen zum Ausdruck kommt, s. Poet. Naturansch., II, 106.

2) Über den himmlischen Kreuzweg im obigen Sinne s. Poet. Naturansch., II, 105, sowie meine Schrift „Der Blitz als geometrisches Gebilde nach prähistorischer Auffassung" in der Festschrift des Posener naturwissenschaftlichen Vereins vom Jahre 1887, S. 228 ff.

geben könne.[1]) — Auch die allgemein unter entsprechenden Umständen übliche Redewendung, das Gewitter kehre zurück, wenn es nämlich schon vollständig abgezogen schien, plötzlich aber wieder da ist, findet ihren natürlichen Ausdruck in dem öfter auftretenden Zug der ersteren Sage, dass der wilde Jäger von der Jagd zurückkehrt und das Weib vor sich quer auf dem Rosse mit ihren langen, kreuzweis zusammengebundenen Haaren liegen habe, indem die immer noch angeschwollene Wetterwolke mit den gelegentlich sie noch umflatternden Blitzsträhnen das verfolgte und erjagte Weib (mit seinem Hollenzopf) zu bergen scheint.[2])

Habe ich alle diese Züge seinerzeit im Heutigen Volksglauben und bei anderer Gelegenheit eingehend in den betreffenden Sagen weiter ausgeführt und belegt, so bietet schliesslich das Ross, welches der wilde Jäger reitet, noch besondere neue Perspektiven, denen ich jetzt nachgehen will. Nachdem ich nämlich in meiner Schrift vom Urspr. d. Myth., Berlin 1860 speciell die tierartigen mythischen Gebilde bei Germanen, Römern und Griechen behandelt und in dem Kapitel von den sogenannten Pferdegottheiten den Ursprung der Vorstellung himmlischer Rosse überhaupt — der tonantes equi des Horaz, — an der Anschauung vom hallenden Donner als dem Donnergaloppschlag ihrer Hufe, wie Bürger sagt, in reicher Fülle nachgewiesen habe, bedarf es wohl weiter keiner Auseinandersetzung, dass auch das Ross, welches der wilde Jäger im Gewitter reitet, das Donnerross sei, ähnlich wie in griechischen Sagen Zeus ein solches im Pegasus hat, das in der niederen griechischen Mythologie noch drastisch als solches auch hervortritt, wenn Bellerophon auf ihm aus der Höhe den Kampf mit dem bösen Gewitterdrachen, der Chimaera, bestanden haben sollte.[3])

Ein Moment tritt aber noch bei dem Ross des wilden Jägers bedeutsam hervor, dass nämlich fast durchgehend dasselbe, wie schon gesagt, als ein Schimmel erscheint und der wilde Jäger in Sage und Gebrauch auch fast durch ganz Deutschland dementsprechend den Namen Schimmelreiter führt.

1) Heutiger Volksglaube vom Jahre 1850. S. 20.

2) Über das Bild, s. u. a. Heutiger Volksglaube, II. Aufl. v. J. 1862, S. 46 f. Ein Pendant zu demselben bietet teilweise W. Rabe, Der Regenbogen. Stuttgart und Leipzig, II, S. 183, wo der Verfasser den „Kurator" vom Teufel — aber auf einem schwarzen Gaul in Bezug auf die dunkle Gewitterwolke — geholt werden lässt und es heisst: „Vom Drei-Kronenfort aus hatte man den Bösen auf einem schwarzen Gaul hoch in der Luft gesehen, und den Herrn Kurator hatte er wie einen Sack vor sich über den Sattelknopf geworfen und bis nach Schonen hinüber konnte man den feurigen Hufschlag in den Wolken verfolgen."

3) Zeus wurde eben in gehobener nationaler Auffassung nicht mehr reitend, sondern auf dem Donnerwagen gedacht; das Donnerross blieb aber in der Tradition an ihm haften unter der angeblichen Form, dass es ihm Donner und Blitz zutrüge, was doch den Eindruck einer nachträglichen Motivierung macht.

An diesem Punkt möchte ich weiter einsetzen, zumal er noch nicht voll klar gelegt ist. Denn wenn manche sich damit obenhin abfinden, den Schimmel beim Wod, Hackelberend u. s. w. als des Gottes weisses Sonnenross zu fassen, so müsste doch diese Vorstellung erst als eine selbständige und vor allem frühere erwiesen werden, und der springende Punkt der ganzen Sache wäre und bliebe doch der, wieso der wilde Jäger stehend in der Gewitternacht auf einem Schimmel reitend gedacht werden konnte, was doch immer wieder darauf zurückführen würde, dass dies in dem betreffenden Naturbilde sich mindestens auch so noch besonders bekundet haben müsse. Stimmen doch auch andere Parallelen, wie z. B. der slavische Swantewit dazu, so dass die Frage sich immer wieder dahin zuspitzt, warum das Donnerross unter den himmlischen Rossen gerade als weiss erschien. Mannhardt hat schon an verschiedenen Stellen seiner Germanischen Mythen von Blitzrossen gesprochen, ohne der ganzen Vorstellung weiter in ihrem Ursprung und in ihrer Beziehung auf den vorliegenden Fall nachzugehen. Er hat aber mit seiner Bezeichnung das Richtige getroffen, insofern der Blitzglanz dem mit ihm auftretenden Donnerrosse einheitlich verbunden demselben die weisse Farbe gegeben hat, so dass es gerade in der Gewitternacht charakteristisch so erschien und demselben eigentümlich erachtet wurde.

Ich muss, um jeden Zweifel zu bannen, auf die behauptete weisse Farbe des Blitzes etwas näher eingehen. Wenn nämlich in den mythischen Vorstellungen gerade bei den Deutschen sonst meist von roten oder blauen Blitzen die Rede ist, so sind dies Nüancierungen, die erst wohl bei der verschiedenen Art derselben mit der Zeit, namentlich in Bezug auf die sich schlängelnden Blitze, so gefasst worden sind. Das allgemeine und wohl primitivere Moment für die Auffassung bot wohl die weisslich hell in der Dunkelheit der Gewitternacht aufflammende „Lüchtung“, wie sie auch in den sogenannten Flächenblitzen sich am gewöhnlichsten bekundet, die alles, was unter ihrem Reflex aufzutreten schien, in derselben lichten Farbe ausgestattet erscheinen liess. Denn nicht bloss das Ross des wilden Jägers, sondern auch seine ganze Umgebung, ja er selbst erscheint in der Sage gelegentlich als weiss. So jagt der sogenannte lutherische Jäger im Luxemburgischen des Nachts mit drei weissen Hunden und der schwäbische Berchthold, von dem Grimm eine Schilderung schon aus dem 16. Jahrhundert giebt, die um so altertümlicher klingt, als sie ähnlich, wie wir sehen werden, beim Odhin wiederkehrt, erscheint ganz in weissem Lichte. Man dachte den Berchthold nicht bloss auf weissem Pferde sitzend und weisse Hunde am Strick führend, sondern selbst weiss gekleidet, übrigens auch ein Jagdhorn, wie der früher erwähnte Schimmelreiter, am Halse tragend.[1])

---

1) Grimm, M.[4], 777. Die daselbst aus der Historie Peter Leuens vom Jahre 1560 abgedruckte Stelle ist in anderer Hinsicht noch höchst interessant. Peter Leu spielt,

Die behauptete Beziehung der weissen Farbe zum lichten Blitz steht aber auch sonst nicht isoliert da. Wir werden sie in derselben Bedeutung auch bei der Gestalt der weissen Frau wiederfinden. Vor allem aber wird sie auch im Alten und Neuen Testament durch die Ausstattung der Boten Jehovah-Elohims bezw. der Engel erhärtet. Wo es erwähnt wird, ist beider Gewand stets weiss (von Linnen), und wie die Boten Jehovahs in der lohenden Flamme des Opfers, das bei ihrem Erscheinen entzündet wird, wieder auffahren, so wird z. B. Matth. 28, 3 der Engel in seiner Erscheinung in seinem schönen, weissen Gewande direkt dem Blitz verglichen: *ἦν δὲ ἡ ἰδία αὐτοῦ ὡς ἀστραπὴ, καὶ τὸ ἔνδυμα αὐτοῦ λευκὸν ὡς χιών.*

Wie aber eine derartige, durch die ganze Bibel sich hinziehende Kontinuität dieser Vorstellung schon auf einen entsprechenden israelitischen Volksglauben hinweist, so wird derselbe durch spätere Traditionen, die gelegentlich auftauchen, noch in konkreter Weise erhärtet und geweitet.

Auf eine Anfrage nämlich in dieser Hinsicht schreibt mir mein alter Posener Freund und Berater schon in mancher derartigen Sache, Herr Dr. Bloch[1]), dass „I. in der nachtalmudischen Litteratur in einem biblischen Auslegungswerk und in Gebetstücken (Piputim genannt) die Engel öfters mit Beràkìm, d. h. Blitze bezeichnet werden (Zunz, Litteraturgeschichte der synagogalen Poesie, S. 30) und II. in den Schrifttrümmern einer von ihm selbst entdeckten und charakterisierten mystischen Sekte unter den Juden, welche durch Autohypnose sich in ein ekstatisches Träumen versetzte, „der Jorde mernabah", man kaum unterscheiden könne, ob die Blitze als Engel oder göttliches Gefolge hypostasiert sind oder ob die Engel, bei ihren Umzügen der Erde zuweilen nahe kommend, als Blitze wahrgenomen wurden. Das letztere dürfte wohl das Ursprünglichere, Volkstümlichere gewesen sein."

Doch kehren wir nach obiger Abschweifung zu unserm in der Gewitternacht auftretenden deutschen Schimmelreiter zurück, so hat er in seiner Erscheinung und zum Teil auch in der daran sich schliessenden Bedeutung in dem slavischen Swantewit, wie schon angedeutet, ein charakteristisches Pendant, welches um so bedeutsamer wird, als das zu Grunde liegende Naturbild bei demselben sich innerhalb einer nationalen und gehobenen Verehrung, welche ihn schon zu einer Art von Gottheit stempelt, erhalten hat und sogar noch im Gebrauch einen konkreten Anhalt findet.

---

heisst es da, Bauerleuten einen Betrug, indem er sich in Berchthold verkleidet. Das beweist für die damalige Zeit bekannte typische Verkleidungen der Art, wie die noch jetzt üblichen des Schimmelreiters, der Frau Holle, der Hulken u. s. w.

1) Ich weise nur auf die höchst interessante talmudische Vorstellung hin vom Aufgehen der Morgenröte als einer aufsteigenden Sonnensäule unter dem Bilde einer Palme, eine Anschauung, die noch nicht genug verwertet ist, s. meine Abhandl. über den (roten) Sonnenphallos in der Berliner Zeitschr. f. Ethnol. v. J. 1874, wiederabgedruckt Prähist. Studien, S. 293.

Nach Saxo Grammaticus besass nämlich Swantewit zu Arkona neben vielen Rossen, welche ihm als Kriegsgott für die daselbst in seinem Dienst stehenden Krieger gehalten wurden, ein ihm besonders eigentümliches Ross von weisser Farbe, aus dessen Mähne und Schweif Haare zu zupfen ein Frevel war, wie es auch nur der Priester des Gottes füttern und besteigen durfte, damit das göttliche Tier nicht entweiht wurde. Die Bewohner Rügens, sagt speciell Saxo, hatten nun die Meinung, Swantewit führe auf diesem Rosse Krieg gegen die Feinde seiner Religion (adversum sacrorum suorum hostes). Als Hauptbeweis gelte ihnen dafür, dass dasselbe (nocturno tempore stabulo insistens) oft des Morgens mit Schweiss und Staub bedeckt erscheine, als hätte es in der Nacht weite Touren gemacht. — Das Motiv des Auszuges gehört der Tempelsage an und stimmt zu Swantewits kriegerischem Carakter. Die seiner Gestaltung aber zu Grunde liegende Anschauung stempelt ihn auch zu einer Art Schimmelreiter in der Gewitter-, dann überhaupt in jeder Nacht gleich dem Wod, Hackelberend u. s. w. in der norddeutschen Volkssage, noch mehr freilich gleich dem nationalen und auch als Kriegsgott gedachten nordischen Odhin, von dessen nächtlichen Ritten auch die schwedische Tradition erzählt, wenn er z. B. zu einem nächtlichen Ritt über Land und Meer einst zu Pislir sich bei einem Schmied sein Donnerross sollte haben beschlagen lassen[1]), eine mythische Vorstellung, die sich auch sonst an das Gewitter knüpft[2]) und uns speciell an das sprühende Hämmern in Blitz- und Donnerschlägen erinnert, wenn in norddeutschen Sagen etwas, das am Gewitterwagen gebrochen, repariert zu werden schien.

Im Kultus des Swantewit klingt es auch noch charakteristisch an analoge germanische Verhältnisse aus der Zeit an, von der uns Tacitus über die damals auch schon sich nationaler gestaltende Mythologie des deutschen Festlandes berichtet, welche aber dann in der Völkerwanderung und bei der Einführung des Christentums successive in allen Teilen des Landes dem Untergang entgegen ging. Bekanntlich diente nämlich Swantewits weisses, heiliges Ross auch prophetischen Zwecken bei allen Unternehmungen, namentlich kriegerischer Art. Je nachdem, wenn es über gekreuzt in den Boden eingelegte Speere geführt wurde, es mit dem rechten oder linken Fuss zuerst vorschritt, galt das Zeichen als glücklich oder unglücklich. Ähnlich berichtet nun auch Tacitus (Germ. 9. 10) aus Deutschland von einem, dem sogenannten Nerthus-Umzug ähnlichen Aufzuge, wo vor dem heiligen Wagen nicht wie bei jenem Kühe, sondern weisse Rosse gespannt waren, deren Augurium man beachtete (quos

1) Petersen, Hufeisen und Rosstrappen. Kiel 1865, S. 81. Mogk, Deutsche Myth. im I. Bde. von Paul, Grundriss der germ. Mythol, S. 1072.

2) z. B. bei den Neugriechen, wenn sie beim Gewitter sagen: *ὁ θεὸς καλιγών' τ' ἄλογό του* Gott beschlägt sein Ross. Bernh. Schmidt, Das Volksleben der Neugriechen. Leipzig 1871, S. 32.

equos, sagt Tacitus, pressos sacro curru sacerdos ac rex vel princeps civitatis comitantur, hinnitusque ac fremitus observant), wobei besonders das Wiehern und Schnauben der Rosse als ein eigentümliches Wahrzeichen für ein von den Tieren ausgehendes Augurium charakteristisch ist, indem es in besonderer Weise sich dem betreffenden Naturkreis anlehnt, aus dem das Bild stammt, welches man in dem erwähnten Aufzuge nachahmte. Denn wenn die Vorstellung eines himmlischen Wagens von einem im rollenden Donner sich angeblich bemerkbar machenden Gewitterwagen entlehnt ist, wie wir gesehen haben, und die Bespannung mit den weiss leuchtenden Blitzrossen sich dem Bilde ganz natürlich nach unserer Untersuchung anschliesst, so ist es nur eine weitere Ausführung desselben, wenn man im Sturm- und Donnerhall, wie namentlich indischer Glaube uns bestätigen wird, das Schnauben und Wiehern der Sturm- und Donnerrosse zu vernehmen wähnte und diesem, wie allen himmlischen Stimmen, eine prophetische Bedeutung beilegte.[1]) Galt doch auch noch lange in Deutschland dem kriegerisch gestimmten Volke Rossgewieher als ein sieg- und heilbringendes Zeichen.

Die Bedeutsamkeit des weissen Rosses bei Deutschen und Slaven im Volkstum bestätigt sich auch darin, dass dasselbe in den Sagen und Vorstellungen des Mittelalters noch mannigfach fortspukt. Wie der heilige Martin, der heilige Georg im Anklang an alte mythische Bilder auf einem Schimmel reitet, auch das Pferd Karls des Grossen, welches durch seinen Hufschlag — als ein zweiter Pegasus — die Quelle Glisborn geweckt haben sollte, als ein schneeweisser Schimmel bezeichnet wird[2]), treten ähnliche Bezüge auch bei den Slaven auf. Nachdem Grohmann in seinem Buch vom Aberglauben und Gebräuchen in Böhmen und Mähren, Leipzig 1864, 1, S. 53 erwähnt hat, dass weisse Pferde oft glückbringend, dann aber auch als Vorboten des Todes erscheinen — was übrigens auch in deutschem Aberglauben hervortritt[3]) — fährt er fort: „Das weisse Pferd spielt überhaupt bei den Czechen eine bedeutsame Rolle. Wie Swantewits Pferd in Arkona, so war das Pferd der Herzogin Libussa weiss, ebenso das des Ritters Horimir und des Königs Wenzel im Blanik, der auch auf den Heiligenbildern stets auf weissem Rosse sitzend dargestellt wird."

Wird gleich — um das mythische Bild weiter auf indogermanischem Boden zu verfolgen, — bei Griechen, Römern und Persern nicht direkt von einem Schimmelreiter berichtet, so treten doch weisse Pferde auch

1) Den Japanern heisst z. B. der Donner Kaminari, göttliche Stimme, den Mongolen Oktargojin dagon, Himmelsstimme (s. Grimm, Über die Namen des Donners, Berlin 1855, S. 22) und dem entsprechend wird auch bei den Indogermanen namentlich der in der Ferne grummelnde, murmelnde Donner als ein Ruf aus der Höhe und eine prophetische, himmlische Stimme gefasst.

2) J. Grimm, Myth.[4], 784.

3) s. z. B. Kuhn, Westf. Sagen, Leipzig 1859, S. 57.

hier verschiedentlich in analoger Weise in den Gebräuchen und Mythen auf und weisen auf eine entsprechende Naturanschauung zurück. So zogen z. B. in Rom bei einem Triumphzug den Wagen, welcher die Quadriga des Donnerers nachahmte, vier Schimmel.[1]) Die griechischen Dioskuren, von deren ursprünglicher Beziehung auf die himmlischen, in Blitz und Donner auftretenden Reiter ich schon in der Berl. Zeitschr. f. Ethnologie vom Jahre 1888, S. 227 gehandelt habe, erscheinen auf weissen Pferden. Mit eben solchen fährt die Kore zum Olymp zurück, ebenso wie auch bei dem auch ihr geltenden Erntefest solche in dem Umzuge erscheinen.[2]) Bei den Persern ist das weisse Ross mit dem Mithras mehr in Beziehung zur Sonne getreten; dass aber auch dort das heilige Ross ursprünglich dem uns bekannten Donnerross entlehnt war, darauf deutet u. a. schon der Umstand hin, dass in der Sage von der Königswahl des Darius nach Herodot III, 83 das Pferdegewieher auch als ein Augurium gilt, wie wir es bei den Germanen kennen gelernt haben. Denn wenngleich Herodot eine rationalistische Deutung über die Entwickelung der Sache giebt, weshalb des Darius Hengst bei der Konkurrenz der Bewerber zuerst gewiehert habe, so macht doch das Faktum an sich, dass man eben nicht Anstand nahm, jenem Wahrzeichen die Entscheidung selbst in einem so bedeutsamen Falle beizulegen, es wahrscheinlich, dass dieser Entschluss an einen analogen Volksglauben über die prophetische Bedeutung des Rossegewiehers überhaupt sich anschloss. Und wenn weiter dann die Sage das betreffende Wahrzeichen von Blitz und Donner bei heiterem Himmel begleitet werden lässt, (*ἅμα δὲ τῷ ἵππῳ τοῦτο ποιήσαντι* (sc. *χρεμετίσαντι*) *ἀστραπὴ ἐξ αἰθρίης καὶ βροντὴ ἐγένετο*), so erscheint dies nicht bloss als eine himmlische Bestätigung des Auguriums, sondern greift gleichsam noch in einer Vermischung der Scenerie auf die Naturanschauung zurück, aus der jener Glaube, wie oben schon angedeutet, entsprossen war.

Bei den Indern aber hat sich der Schimmelreiter noch in einer alten Gestaltung des Indra selbst erhalten, die ganz zu dem slavischen und deutschen stimmt, ja noch voller sich an das entwickelte Naturbild anschliesst und in der Kolossalheit der Auffassung noch mehr den primitiven Charakter desselben abspiegelt, als er beim Wode und Swantewit hervortritt, deren Gestalt zwar auch noch phantastisch sich abhebt, aber doch zum Teil schon anthropomorphischer gewandelt ist.

Wenn nämlich Indra auf dem Elefanten Airâvaṇa erscheint, in dessen Namen Kuhn auch schon Beziehung zum Blitzglanz nachweist (Herabkunft des Feuers u. s. w.[2]) S. 221), so ist dies ein specifisch indisches Bild. Reitet er aber, wie Kuhn (ebendaselbst) erwähnt, das weisse Ross Uccaiḥçravas,

1) Preller, Röm. Myth. 1858, S. 205. Voss, Georg. Altona 1800. S. 547.

2) Pindar, A. VI, 166. cf. Preller, Griech. Myth. unter Leukippos. Callimachus ed. Ernesti. Leiden 1761, II, 736. 742.

so ist dies das alte indogermanische Naturbild, welches noch dadurch bestätigt wird, dass das Wiehern jenes Rosses als gewaltig hervorgehoben und dem Donnerhall verglichen wird, so dass auch Kuhn schon dasselbe dem Pegasos, dem Blitz- und Donnerross des Zeus[1]), sowie dem Schimmel des Odhin und des wilden Jägers verglich. Wenn Indra ferner sonst mit einer Keule ausgestattet erscheint, so führt er doch auch noch Bogen und Pfeil sowie einen Speer[2]), die alten Waffen des Gewitterjägers, bezw. Kriegsgottes, welche auch beim Swantewit, Wodan und Odhin in den Sagen noch gelegentlich anklingen, wenn sie gleich mit der Zeit bei den veränderten Kulturverhältnissen, zu denen sie nicht mehr passten, im allgemeinen abgestreift sind. Wenn ich weiter dann in den deutschen Traditionen den Donner als den Jagdruf des wilden Jägers nachgewiesen habe, so galt der Donner auch u. a. als Indras Stimme, und zu dem Jagdhorn des Schimmelreiters, auf dem dieser blasend namentlich dem wilden Heer voranzieht, stellt sich speciell auch Indras weithin schallendes Heerhorn, welches dann in mehr indischer Fassung als die Muschel Dêvadatta erscheint, die im Mahabhârata, wie Mannhardt zu derselben bemerkt, „dem Arjuna, einem Sohne Indras, in die Hand gegeben wird, damit er mit derselben die Dânavas besiege, wie der grossgeistige Indra die Welt mit derselben bezwungen habe“[3]), was an die Wirkung der Posaunen im A. T. erinnert. Und wenn endlich Indra auch ein mit Falben bespanntes Gefährt hat, das sich deutlich, wie Mannhardt, Germ. Mythen, S. 120 ausführt, als der Donnerwagen ergiebt, so tritt auch dieser in Parallele zu dem Gewitterwagen, den wir oben bei der wilden Jagd auftreten sahen.

Ehe ich nun zur weissen Frau übergehe und sie aus denselben Naturkreisen wie den Schimmelreiter teils als selbständiges mythisches Gebilde, teils in Beziehung zu jenem nachweise, mache ich nach den gewonnenen Resultaten noch ein paar Bemerkungen über das Verhältnis des Wode zum Wodan, bezw. Odhin, in welcher Stufenleiter sich die Phasen der niederendeutschen sowie einer beginnenden nationaldeutschen und endlich der noch voller im Laufe der Zeit entwickelten nordischen Mythologie abspiegelt.[4])

Der Wode als Schimmelreiter ist in der deutschen Sage noch ein altes dämonisches Naturwesen, wie wir ihn auch noch in Beziehung

1) Dass auch der Pegasos ursprünglich weiss gedacht wurde, wird dadurch wahrscheinlich, dass er auch stellenweise als Sonnenross, als Ross der lichten Eros, auftritt.

2) Mannhardt, Germ. Mythen. Berlin 1858, S. 107. 111.

3) Ebenda S. 114.

4) Ähnlich fasst es auch Golther in seiner Germ. Mythologie, Leipzig 1895, wenn er S. 294, Z. 1 sagt: „Wode ist ein Gespenst, Wodan ein Gott“ und dann Zeile 7 den Schluss zieht, „Wodan ist der vergötterte Wode“ und schliesslich den Odhin jenen gegenüber besonders entwickelt.

zur weissen Frau werden auftreten sehen. Den Menschen gegenüber bekundet er sich als der gespensterhafte Jäger des Gewitters, der gefährlich wird, wenn man ihm unvorsichtig nähertritt oder gar ihn übermütig höhnt und nicht ruhig auf dem Wege bleibt[1]), oder, wenn er unmittelbar über einem fortzieht, sich nicht platt auf die Erde wirft. — Spricht sich hierin schon eine gewisse demütigende Scheu vor ihm als einem übermächtigen Wesen aus, so deutet der im Gebrauch noch hervortretende Zug, ihm für sein Ross etwas von der Frucht des Feldes stehen zu lassen, schon auf eine Art Verehrung hin, die freilich in betreff ihres Ursprungs eine doppelte Deutung zulässt. Wenn man nämlich an die Verheerung denkt, die zu Zeiten ein Gewitter auf den Fruchtfeldern anrichtet, wo alles oft wie zertreten und zerstampft aussieht, so kann man in jenem Gebrauch eine Art Abfindung ansehen, damit der Wode, an den man dabei dachte, die Frucht verschone und sie nicht von seinem Ross zertreten lasse. Denkt man aber an die Fruchtbarkeit eines Gewitters für die ganze Vegetation, so gewinnt die Sache die Gestalt eines Opfers, und von diesem Standpunkt erscheint der Wode dann schon in einer gewissen göttlichen Potenz in Parallele zu dem slavischen Schimmelreiter Swantewit, der alljährlich um den Fruchtsegen des Ackers angefleht wurde. Das letztere wird um so wahrscheinlicher, als der Gebrauch auch auf nordgermanischem Gebiet auftritt, indem wir die höchst interessante Notiz haben, dass ebenso wie in Mecklenburg der wilde Jäger noch unter dem Namen Wode fortlebt und noch lange jenen Tribut auch in christlichen Zeiten empfangen hat, so auch auf der gegenüberliegenden Küste Schwedens in Schonen und Blekingen, wo auch noch „Odens jagt" nachklingt, es lange Sitte blieb, dass die Ernter auf dem Acker eine Gabe für Odens Pferde zurückliessen (Grimm, M.[4], 766 und 128). Sicherlich haben nach dem gezeichneten Charakter des Wode auch in alter Zeit analoge, primitive, opferartige Gewohnheiten auch in Beziehung auf Jagd und Sieg stattgefunden[2]), die nur bei den zugleich mit der Einführung des Christentums veränderten socialen Verhältnissen bald in Wegfall gekommen sind.[3]) Lebt doch auch in Bezug auf die Jagd mancher heidnische Aberglauben noch fort, z. B. in Betreff der Erwerbung eines sogenannten Treffschusses[4]), während andererseits als siegverleihende Götter — wie Swantewit — Wodan und Odhin, die nationalen Gegenbilder des Wode, eine bedeutsame

---

1) Die Aufforderung heisst stets „auf dem Middelweg" zu bleiben und ist nur eine mythische Einkleidung des Rates, der noch heut beim Gewitter gegeben wird, nämlich aus dem Bereich von Bäumen zu treten.

2) Jagd- und Sieggötter entwickelten sich meist zuerst, s. meine Abhandlung über die Hauptphasen der griech. Naturreligion, Berlin 1896, S. 11.

3) Über derartige Veränderungen s. Heutigen Volksglauben 1850, S. 4, Abs. 2.

4) Quitzmann über die heidn. Rel. der Baiwaren, Leipzig 1860, der u. a. auch eine österreichische Sage anführt, nach welcher der Schimmelreiter den Treffschuss verleiht.

Rolle spielen und so in dieser Hinsicht einen gewissen Reflex auch auf ihn werfen.

Wodan ist auf nationalem Boden nicht bloss ein Gott, sondern genoss nach Tacitus' Bericht, der ihn unter dem Namen Mercurius einführt, die hauptsächlichste Verehrung unter allen Göttern, was zu dem für ihn gezeichneten Hintergrund als den mächtigen Gewittersturm auch vorzüglich passt. Der oben erwähnte Umzug mit einem von weissen Rossen gezogenen heiligen Wagen, deren Wiehern als Augurium erschien, galt auch ihm wahrscheinlich als dem alten Schimmelreiter, und der heilige Wagen barg sicherlich ein *ἀπόῤῥητον* der Gottheit, ebenso wie bei dem Umzug der sogenannten Nerthus und bei ähnlichen Umzügen in Griechenland, wo auch der verhüllte Wagen den in Wolken gehüllten Donnerwagen repräsentiert.[1]) Wenn ferner Tacitus vom Wodan berichtet, dass ihm zu Zeiten Menschenopfer gebracht wurden, so charakterisiert ihn dies als Siegesgott, wie auch die bekannte longobardische Stammsage ihn als solchen ausdrücklich einführt, während er im übrigen, ebenso wie seine Gemahlin Frea, in derselben schon vollständig als allwaltender Himmelsgott ohne jeden speciellen natürlichen Hintergrund weiter, ebenso wie der Wodan bei Tacitus, auftritt. Die niedersächsische Stammsage feiert ihn schliesslich als Ahnherrn ihrer Könige, ebenso wie die weisse Frau, welche, wie wir sehen werden, ihm nahe steht, auch auf dem deutschen Festlande noch als eine Art Ahnmutter mancher edlen Geschlechter in der Sage fortlebt.[2])

Ebenso ist Odhin auch vor allem Siegesgott, und wenn wir vom Wodan ausser dem Erwähnten nicht viel mehr wissen, so treten an jenem bei dem reichen vorliegenden Material noch die bedeutsamsten Analogien zu den entwickelten primitiven Gestaltungen des Wode hervor, die sich dadurch als urgermanische volkstümliche Vorstellungen bekunden. Gemeinsam ist nicht bloss das Bild des auf dem leuchtenden Donnerross dahinjagenden Sturmes, sondern dieser erscheint auch daneben bei Nord- und Südgermanen als der ewige Wanderer, der im Gewitterzuge auch zu Fuss dahinschreitet, den Wolkenhut tief in die Stirn gedrückt, aus der im zuckenden Blitzstrahl sein finsteres Auge leuchtet (s. meinen Indogerm. Volksglauben vom Jahre 1884, S. 169 ff. das Kapitel von dem einäugigen Gewitterwesen und dem bösen Blick).

Das bedeutsamste Zeugnis für die Kontinuität in der Entwickelung der erwähnten und der anderen hierher schlagenden Gestalten bleibt aber immer der Schimmelreiter auf dem lichten Donnerross. Wie aber an ihm sich der indogermanische Hintergrund des ihm zu Grunde liegenden Naturbildes erwies, so tritt auch an ihm noch eine Sonderstellung der Germanen

1) s. meinen Artikel über Mythol. Bezüge zwischen Semiten und Indogermanen in der Berl. Zeitschr. f. Ethnologie v. J. 1892 (S. 173), den ich gerade in Betreff des oben berührten Punktes für einen bevorstehenden Wiederabdruck eingehender umgearbeitet habe.

2) Heutiger Volksglaube v. J. 1862, S. 8. 105 f.

charakteristisch hervor, indem bei diesen speciell der Reiter noch selbst weiss ausgestattet erscheint. Fällt gleich in dieser Hinsicht der Wodan bei der schon erwähnten Dürftigkeit der Zeugnisse von ihm überhaupt aus, — wenn man nicht meine Auffassung des taciteischen Umzugs mit den Schimmeln zugiebt, — so ergiebt sich doch die behauptete Thatsache daraus, dass bei den Deutschen, also den Südgermanen des Festlandes, in der niederen Mythologie und bei den Nordgermanen in ihrer nationalen sie in gleicher Weise hervortritt. Denn es berührt sich und zeigt das betreffende Wesen selbst noch als ein weisses Gespenst, bezw. einen weissen Gott, wenn, wie wir gesehen, der Berchtold, das schwäbische Substitut des Wode, nicht bloss auf einem Schimmel und von weissen Hunden umgeben, sondern selbst in weisser Gewandung erscheint (Grimm, M.[4], 777) und auch Odhin bei Saxo Grammaticus auf seinem Sleipnir ausdrücklich albo clypeo tectus auftritt, woran sich wieder reiht, wenn Siegfried, der Drachentöter, welcher den dem Sleipnir entsprossenen Grani reitet, auch im Nibelungenlied in schneeblankem Gewande geschildert wird. Führt doch auch Heimdallr, in dem auch schon Mannhardt Beziehungen zum Gewitter erkannt hat, der himmlische Wächter der nordischen Sage, der das Pferd Gulltoppr (Goldzopf) reitet und dessen Trompete, das Giallarhorn, man in allen Welten hört, welches so in Parallele zu dem erwähnten Heerhorn des Indra tritt, in der Edda charakteristisch nach analoger Anschauung den Beinamen der weisse Gott.

(Fortsetzung folgt.)

Hexenwesen und Aberglauben in Steiermark. Ehedem und jetzt.

Von **Franz Ilwof.**

(Schluss.)

Ähnliche Hexenprozesse wie 1673 in Feldbach wurden 1689 und 1690 in dem benachbarten Gleichenberg abgehandelt. Auch da wirkte der Böse in Person mit; er erschien in einem schwarzen bürgerlichen Kleide, hatte einen breiten schwarzen Hut auf dem Kopfe und redete schnofelnd[1]); auch in Gestalt eines Hundes zeigte er sich, und die Hexen fliegen als Habichte, der Böse als Rabe[2]) in der Luft umher. Die Dreifaltigkeit

1) Vgl. dazu die Beschreibung des Teufels in den Volksüberlieferungen aus Eisenerz in Obersteiermark, Bd. I dieser Zeitschrift, S. 215 f.

2) Geier (hier so viel wie Habicht) als Hexenvogel: Grimm, Mythologie, 2. A., 949.

wurde verleugnet, die Seele dem Teufel verschrieben, in einem Kobelwagen[1]), den zwei rotbraune Rosse zogen, durch die Luft gefahren, auf dem Gleichenberger Kogel aus silbernen Bechern getrunken, gegessen, musiziert, getanzt; aus einer Eiche oder Buche floss der Wein, einer der Teilnehmer machte den Kellner, drei Weibspersonen kochten und wuschen ab; dann fuhren sie in einem Hagelwetter vom Kogel ab. Einmal habe sich der silberne Becher, als das Gelage zu Ende war, in einen Pferdehuf[2]) verwandelt. Daheim kochen die angeklagten Weiber in einem Topf Wasser, geben kleine Steine und Hexensalbe, die sie vom Teufel erhalten dazu, füllen die Steine in einen Sack, den sie zu den Zusammenkünften mitnehmen, dort werden die Steine in einen Bottich geworfen, die heilige Hostie dazu gegeben, darauf gespuckt und gepisst, Kröten und Eidechsen[3]) werden hineingeworfen, dann wird tüchtig umgerührt und der Hagel ist fertig, der wieder in Säcke gefüllt und beim Fliegen durch die Luft ausgeschüttet wird. Die Speisen bei den Gelagen sind nicht gesalzen, schmecken nicht gut und so viel man auch isst, man wird nicht satt; auch der Wein kommt ihnen nicht als ein „rechter Wein“ vor. Der Böse zeigt sich als schmeichelnde schwarze Katze, als Bock, als Ross, auf diesen wird durch die Luft gefahren; als Bettler, als Bauernjunge erscheint er, auch verführt er seine Opfer durch schlaue Reden, verwandelt sich dann in einen schönen Herrn, der aber doch noch Krallen an den Fingern hat, wie ein Hund oder ein Sperber, und sagt er sei Gott oder der heilige Petrus, ist aber immer ganz kalt anzufühlen. Einem angeklagten Bauersmanne stellte er sich als junge schöne Dirne vor, er habe mit ihr Buhlschaft getrieben, aber es habe ihm nicht so wohl gefallen, wie bei seinem Weibe, denn die Dirne sei ganz kalt gewesen. Der Teufel beschenkt die Hexen mit Geld, Eiern und Schmalz, die sich aber nach Hause gebracht, in Pferde- und Kuhmist verwandeln. Seine Namen sind: „Herr Lienhardt“, „Hiesl“ (Diminutiv von Mathias), „Mörägebits“, „Hans“.

In die Jahre zwischen den Feldbacher und Gleichenberger Prozessen fallen ähnliche Vorgänge (1681, 1686 und 1688) in der Umgebung von Graz, in Rein und in Wildon.[4]) Hier sind der Schöckel (Berg, der die Grazer Ebene im Norden abschliesst) und der Wildoner Berg (der südlich diese Ebene begrenzt) die Orte der Hexenzusammenkünfte. Aus den Berichten hierüber heben wir nur heraus, dass der Böse auch als Eichhörnchen erschien, Lucas und Hansel hiess; wenn die Hexen durch die Luft fuhren, durften sie niemand grüssen, der Teufel verbot es ihnen, „ne

1) Der Teufel fährt in einem stattlichen Wagen. Grimm, Mythologie, 958.

2) Bei den Hexensammlungen wird aus Kuhklauen und Pferdehufen getrunken: Grimm, Mythologie, 1003 und 1024.

3) „Die eidechse scheint ein zaubertier zu sein und kommt wirklich in hexenprozessen vor.“ Grimm, Mythologie, 993.

4) Gräff a. a. O. 187 ff.

forsan nominetur Deus“ (grüss dich Gott!). Eine der Angeklagten bekannte, ihr Mann habe nie gewusst, dass sie vom Hause fort sei, denn der Böse habe eine andere an ihrer statt bestellt; auch in das Gefängnis sei der Böse zu ihr durch das Fenster geschloffen und habe mit ihr gebuhlt.

In dem Gebiete von Rein[1]) ist der Hexenberg der Pleschkogel, der Böse erscheint in Gestalt eines wilden, grossen Mannes, an den Händen schwarz mit blauen Streifen und heisst Bartl; er begehrt von denen, die sich ihm hingeben, dass sie allem Heiligen entsagen und nur ihn allein lieben, dann werde er ihnen alles geben, was sie verlangen. Vom Pleschkogel fliegen sie als Raben und Böcke in schwarzem Nebel über Graz auf den Wildonerberg, wo sie ihre Gelage halten.

In einem Prozesse, der 1701 zu Dreifaltigkeit bei Liechtenegg nächst Pettau abgehandelt wurde[2]), bekennt die Angeklagte, dass der Böse in Gestalt einer Schlange[3]) erschienen sei, sich aber in Menschengestalt verwandelt, „Schimek“ geheissen und ihr ein Stück Poganzen (Vochenze, Kuchen) zum essen gegeben habe; er habe sie gelehrt, Kranke durch verzauberte Kräuter zu heilen und aus Krystallen wahrzusagen.

Es ist ein uralter Wahn, dass der Mensch durch Zauberkraft vermöge, sich in ein Tier zu verwandeln. Zu den zahlreichen Belegen, welche Jakob Grimm[4]) davon giebt, füge ich nur zwei hinzu. In der dem Lucian von Samosata zugeschriebenen Erzählung: „Lucius oder der magische Esel“ reibt sich Lucius mit einer Salbe ein und wird ein Esel; hätte er sich nicht vergriffen und ein anderes Büchschen genommen, so wäre er ein Nachtrabe geworden.[5]) — Bischof Liudprand von Cremona, der Gesandte Kaiser Ottos I. nach Konstantinopel und Geschichtschreiber des 10. Jahrhunderts berichtet, der Fürst von Bulgarien, Simeon, habe zwei Söhne gehabt, den Petrus, der jetzt noch dort herrsche, und Baianus, der der Zauberei so mächtig gewesen sei, dass er sich sogleich in einen Wolf oder in ein anderes wildes Tier habe verwandeln können.[6])

Der Wahn der „Wolfsbannerei“ lebte auch im Glauben des Volkes in Steiermark und zwar in zwei Formen, entweder der Böse stellt dem von ihm Verführten Wölfe in den Dienst oder er lehrt die Menschen sich in Wölfe zu verwandeln.

---

1) Zahn a. a. O. S. 165—167.

2) Zahn a. a. O. S. 201—216.

3) Der Teufel als Schlange: Grimm, Mythologie, 949.

4) Grimm, Mythologie, 1047—1053.

5) Vgl. dazu Weinhold, über das Märchen vom Eselmenschen. (Sitzungsberichte der Königl. preussischen Akademie der Wissenschaften, 15. Juni 1893.)

6) Qui (Simeon princeps Bulgariae) duos filios habuit, unum nomine Baianum, alterum, qui nunc usque superest potenterque Bulgariis principatur, nomine Petrum. Baianum autem adeo foere magicam didicisse, ut ex homine subito fieri lupum quamvecumque cerneres feram. Liudprandi Antopodosis III, 29. Mon. hist. Germ. SS., III, 309.

Im Jahre 1651 wurde ein Landmann aus Lassing vor dem Landgericht zu Wolkenstein im Ennsthal von seinen Nachbarn angeklagt, dass er im Bunde mit den höllischen Mächten im stande sei, durch Zaubersprüche wilde Tiere zu bannen und selbst deren Gestalt und Wesen anzunehmen. Gefoltert war er dieser Missethaten geständig. Er sagte, der Spruch, mittels dessen er die Tiere banne, dass sie ihm dienen oder ihn nicht schädigen, laute: „St. Peter mit dem heyligen Himmelsschliessl versperr dem Holzhundt (Wolf) und dem wilden Braitschedl (Bär), Zant (Zähne) und Trampen (Füsse) und dem Lux Zant und Schlund.“ — Der Angeklagte sagte weiter aus, einer seiner Feinde habe ihm einst vier Bären an den Hals gehetzt, doch dieser Spruch habe sie vertrieben. Er wisse auch einen Segen wider das Feuer. Er habe seit fünf Jahre drei Wölfe zu Diensten, könne ihnen aber befehlen, ausser Landes zu ziehen.[1])

Vor dem Landgerichte zu Grosslobming in Obersteiermark (1676) wurde ein Viehhirte von seinem Nachbarn angeklagt[2]), dass sie, wenn sie ihm nicht gefällig seien, Gefahr liefen, dass er ihrem Viehe schade und es durch wilde Tiere und gebannte Wölfe zerreissen und auffressen lasse. Vor Gericht geführt und gefoltert bekannte er: Ein österreichischer Förster sei zu ihm gekommen und habe ihn angeredet, er wolle ihm eine Kunst kennen lernen, wofür er ihm aber einen halben Gulden zahlen müsse. Nachdem dies geschehen, habe ihm der Förster gesagt, er werde ihm am Abend oder in der Nacht ein schwarzes „Mandl“ schicken, dieses werde ihm ein Stück schwarzes Brot geben, er solle es nehmen und essen; es geschah und das Mandl fragte ihn dann, ob er ihm dienen wolle. Nachdem der Hirt dies bejaht hatte, sagte ihm das Mandl, er müsse ihm Blut aus seiner rechten Seite und ein Haar aus dem Schopf geben; mit dem Blut müsse er verschreiben, dass er ganz sein eigen wäre und er müsse auch Gott, unsere liebe Frau und alle Heiligen verleugnen, ihnen absagen und nur ihm allein dienen. Nachdem der Hirt dies alles gethan, sei eines Abends wieder der Förster gekommen und habe ihm versprochen, er werde ihm zwei Wölfe schicken, die er zur Hut des Viehes brauchen könne; wenn er etwas anderes zu thun habe, so würden die Wölfe auf das Vieh acht haben, dass ihm nichts geschehe. Einige Tage später sei der Förster des Nachts mit den zwei Wölfen gekommen, auf diese seien sie aufgesessen, des Hirten Wolf habe „Pegl“ geheissen. Von Grosslobming seien sie auf den Wölfen auf die Stubalpe so schnell durch die Luft geritten, dass es ihm vorkam, der Wind habe vor ihnen die Wipfel der Bäume gebrochen. Auf der Stubalpe kamen sie in ein schönes Wirtshaus, es war hell erleuchtet und viele Leute, geistliche und weltliche waren da, er erkannte aber niemand; sie assen dort Brot und tranken Wein, seien aber nicht

1) Mitteilungen des historischen Vereins für Steiermark, 42. Heft, Graz 1894, S. 211.
2) Grazer Tagespost 1869, No. 266.

lange geblieben und bald wieder heim gefahren. Auf weitere peinliche Frage gestand der Angeklagte, er habe schon durch sieben Jahre zur Osterzeit bei der Kommunion die Hostie aus dem Munde genommen, sie sodann mit Brot vermischt und dieses dem Viehe, damit es recht gedeihe, in kleinen Bissen zum Fressen gegeben. Auch habe er zugelassen, dass seine zwei Wölfe das Vieh anderer zerrissen und gefressen hätten.

In Admontbichel bei Judenburg bekannte 1695 ein Angeklagter, dass ihm der Böse erschienen sei, ihn auf dem Kopfe gekratzt und mit dem aus der Wunde geflossenen Blut seinen Namen auf ein Stück Papier geschrieben habe; dann habe er ihm zwei Wölfe, Namens Ramb und Pez, übergeben und diese hätten des Angeklagten Vieh wohl gehütet und das der ihm feindlichen Nachbarn geschädigt und zerrissen.

Durch fast zwei Jahrhunderte währte die Periode der Hexenprozesse in Steiermark, zahlreiche Todesurteile werden gefällt und vollzogen, wenn auch nicht so viele, wie in manchen anderen deutschen Gebieten.[1]) All die edlen und mutigen Bestrebungen der Vorkämpfer gegen die Hexenprozesse, der Johann Weyer (1563), Johann Ewich (1584), Augustin Lerchheimer von Steinfelden (Hermann Wilcken, genannt Witekind, 1585), Johann Georg Gödelmann (1592), Cornelius Callidius Loos (1592), Anton Prätorius (1602), Friedrich von Spee (1631), Balthasar Bekker (1691—1693), Christian Thomasius (1701), welche, in Gefahr, selbst verfolgt zu werden, mit der ganzen Kraft ihres Geistes und ihrer Beredsamkeit in Wort und Schrift für die als Hexen angeklagten Unglücklichen eintraten, halfen durch anderthalb Jahrhunderte wenig oder gar nichts; erst um die Scheide des 17. und 18. Jahrhunderts wurden der Prozesse und Hinrichtungen weniger, hörten aber noch lange nicht auf und traten, wenn auch schon mehr vereinzelt doch noch in manchen argen Fällen auf.

Wie fast auf dem ganzen grossen Felde der Politik und der Kultur, so waren es auch auf dem kleineren Gebiete der Verfolgung der Hexen und Zauberer erst die erleuchteten Herrscher des achtzehnten Jahrhunderts, welche den Geist und den Mut besassen, hiermit in den Gesetzen und sonach auch im Gerichtswesen gründlich aufzuräumen. In Österreich begann damit Maria Theresia. So mächtig diese Fürstin auch war, so war doch der Kampf ihrer Regierung gegen Vorurteile und Aberglauben ein sehr schwieriger.[2]) Die Anordnung, dass auch Selbstmörder im Friedhofe eine geweihte Ruhestätte finden sollten, führte in manchen Orten zu Volks-

---

1) Mell (a. a. O. S. 318—319) giebt als beiläufige Zahl der als Hexen und Zauberer in Steiermark nachweisbar Gerichteten etwa 100 an, doch meint er mit Recht, dass es deren mehr gewesen sein mögen, von denen noch keine Kunde vorliegt.

2) A. v. Arneth, Geschichte Maria Theresias, IV, 110—111.

aufläufen und Ruhestörungen, da man glaubte, dass zur Strafe für eine solche Entheiligung einer geweihten Stätte die Feldfrüchte durch Hagelschlag würden zu Grunde gerichtet werden. Der Glaube an Hexen und Gespenster war damals allgemein, nicht minder der an angeblich vom Teufel besessene Personen. Belehruug blieb fruchtlos und wie in manch anderer Beziehung, so hatte auch in dieser die Regierung Ursache, über einen Teil der Geistlichkeit zu klagen, welcher das Volk in seinem Wahne bestärkte, statt ihm entgegen zu wirken. So kam 1755 in Mähren vor, dass die Geistlichkeit Leichen, von denen man glaubte, dass sie nachts dem Grabe entsteigen, lebenden Menschen Blut aussaugen und dann wieder in ihre Ruhestätten zurückkehren, ausgraben und verbrennen liess. Darum wurde die Anordnung getroffen, in allen Rechtsfällen, in denen Gespenster und Hexen, Wahrsager und Schatzgräber im Spiele waren, genaueste Untersuchung zu pflegen, das Urteil der Kaiserin selbst zur Bestätigung oder Zurückweisung vorzulegen, bei der Entdeckung eines Betruges aber denselben unnachsichtlich zu strafen. All dies nützte aber so wenig, dass noch im Jahre 1766 ein ausführliches Patent zur Abstellung des Unwesens mit Hexen und Zauberern erlassen werden musste, und da noch entblödete sich ein Geistlicher, Pater Angelus März, nicht, als Verteidiger des Hexenwesens und der Zauberei öffentlich aufzutreten.

Hexenprozesse kamen im achtzehnten Jahrhundert allerdings noch in Steiermark vor, aber Todesurteile wurden nicht mehr gefällt, ja es erfolgten meist Freisprechungen.

Noch im Jahre 1744 traten der Rat und die Richter — also eine öffentliche Behörde — von Wernsee bei Luttenberg in Unter-Steiermark gegen eine Bürgersfrau dieses Marktes bei dem Landgerichte zu Radkersburg klagbar auf[1]: sie sei des Nachts mehreren Männern erschienen, habe sich ihnen als Alp auf die Brust gelegt, sie an Händen und Füssen gebunden, sie schwer gedrückt und geschlagen und sie hätten sich ihrer und der mit ihr erschienenen Unholde und Unholdinnen kaum erwehren können und gleichzeitig sei eine fremde scheckichte Katze auf der Thürschwelle gesessen. — Ihre Tochter wurde beschuldigt, Erde unter ihrem Herde ausgegraben zu haben, um Zauberei damit zu treiben. — Der Landrichter von Radkersburg war klüger als Rat und Richter zu Wernsee. Die Angeklagte und ihre Tochter wurden nach abgeführter Untersuchung frei gesprochen und ihrer Haft entlassen; als die Wernseer dagegen Rekurs ergriffen, wurde nach nochmals gepflogener Untersuchung von der inner-österreichischem Landesregierung das freisprechende Urteil bestätigt.

Die letzte Verhandlung — Prozess kann man diese lustig verlaufende Geschichte kaum nennen —, in welcher der Angeklagte der Zauberei mächtig zu sein glaubt, fand in Steiermark im Jahre 1773 statt.[2] In der

1) Grazer Tagespost 1884, No. 23, 24, 28, 31, 36.

2) Grazer Tagespost 1878, No. 63.

Christnacht dieses Jahres erschien bei der Mette in der Pfarrkirche zu Leoben ein Mann in langer weisser Kutte mit Kapuze und Schuhen von ungebleichter Leinwand. Dies erregte Aufsehen, nach dem Gottesdienste wurde er festgenommen und wegen dieses seltsamen Anzugs befragt. Er sagte, von einem alten Sensenschmied habe er gehört, dass, wenn man in einem solchen Gewande — die Nähte müssten aber auswendig angebracht sein — in der Christnacht zur Mette in die Kirche gehe, so könne man den Teufel sehen; er zeige sich in Gestalt eines Jägers, die Kappe auf dem Kopfe nach vorwärts gesetzt unter dem Hochaltar knieend, und da während des Hochamtes alle Kirchenbesucher zum Opfer gingen, so könnte man die, welche Hexen seien, kennen lernen; andere Leute aber sähen sie nicht. Sodann müsse man auf den Teufel acht haben, denn sobald zum Sanktus geläutet wird, nehme er die Kappe vom Kopfe und da werde man sehen, dass er ein „Hörndl“ auf demselben habe. Sobald er die Kappe neben sich gelegt, müsse man sie zu erwischen und vor der Wandlung aus der Kirche zu kommen trachten, weil der Teufel vor Schluss der Wandlung sie nicht verlassen könne. Alsdann aber werde der Teufel nachkommen und dem Inhaber der Kappe entdecken, wozu man sie gebrauchen könne. Auf die Frage, was er mit der Kappe habe machen wollen, erwiderte er, der alte Sensenschmied habe ihm gesagt, wenn man des Teufels Kappe habe und auf den Kopf setze, so könne man sich hinwünschen, wohin man wolle und man könne auch überall Geld nehmen, so viel man wolle, denn der Teufel müsste an demselben Ort, wo man es genommen, allzeit wieder ebenso viel anderes hinlegen. Der Häftling wurde nach Artikel 58, § 25 der Theresianischen Kriminal-Konstitution „seines gehabten dummen Leicht- und Aberglaubens, dann seiner hierunter verdeckt gehabten schändlichen Absichten wegen durch 3 Täg in Arrest angehalten, an dem Zwischentag mit Wasser und Brot abgespeist“ und sollte sodann durch den Vicar eines besseren belehrt werden.

Vor Gericht erscheint Hexenwesen und Zauberei in Österreich nicht mehr seit dem Erlass des Josephinischen Strafgesetzbuches vom Jahre 1787, da in demselben dieser als Verbrechen keine Erwähnung mehr geschieht.[1])

Im Glauben des Volkes aber haben sie sich bis heute erhalten und vieles von dem, wovon die Hexenprozesse der vergangenen Jahrhunderte berichten, tritt heute noch in Worten, Sprüchen und Gebräuchen der Landleute in den meisten Teilen der Steiermark hervor.[2])

Wetterschiessen und Wetterläuten ist jetzt noch vielfach verbreitet, trotzdem es schon durch Kaiser Joseph II. (Hofdekret vom 26. November 1783 und Kurrende vom 5. Juli 1786) strengstens untersagt wurde: durch die Schüsse aus den Böllern sollen die Hexen aus der Luft herunter-

1) Gräff a. a. O. S. 179.

2) Das Folgende grösstenteils nach Mitteilungen durch die Lehrerstochter Pepi Walch aus Trahütten.

geschossen und durch das Läuten mit den geweihten Kirchenglocken unschädlich gemacht und vertrieben werden.[1])

Wenn Gewitter heranziehen, steckt man Heu- und Mistgabeln in die Erde, mit den Spitzen aufwärts, dass die hagelbringenden Hexen sich darin verfangen und weiter kein Unheil anrichten können.

Hexen fliegen also noch immer durch die Luft und machen Unwetter. Aber auch den Haustieren, namentlich den Kühen bringen sie Schaden und üben Milchzauber. So ist es noch jetzt an vielen Orten Gebrauch, dass am Pfingstsonntag vor Aufgang der Sonne die Kühe im Stalle von der Bäuerin selbst (nicht etwa von der Magd) der Reihe nach mit einer frisch geschnittenen Birkenrute auf dem Rücken gestrichen werden und ein Spruch dabei gesprochen wird, um die Tiere für das ganze Jahr vor Zauber und Verhexung zu schützen: gleichzeitig muss auf die Stallthüre und auf die Schwelle der Trudenfuss ✡ gezeichnet werden, anderwärts sind in der Christnacht bei dem Landvolke Räucherungen in den Pferde- und Kuhställen gebräuchlich, um Hexerei und Seuchen abzuwenden. Noch vor etwa dreissig Jahren lebte in Trahütten (an der Koralpe, Gebirgszug zwischen Steiermark und Kärnten) ein altes Weib, welches nur eine Keusche (kleines Haus) und eine Kuh besass. Da sie diese sehr rein hielt und sorgsam fütterte, so gab sie immer gute und viel Milch. Deshalb und weil sie stets an Sonn- und Feiertagen in Feld und Wald Kräuter sammelte[2]), hielt man sie für eine Hexe und beschuldigte sie, dass sie durch Zauberei die Milch der Kühe ihrer Nachbarn in ihren Milchzuber versetzen könne. Sie und ihre Tochter fanden infolge dessen auch schwer Dienste bei anderen Leuten.

In dem Prozesse aus dem oberen Murthale (1602) werden Sauborsten als ein Ingrediens der Hexensalbe genannt; Sauborsten werden jetzt noch hier und da Kranken als Arznei gegeben; aus dem Zaubermittel wurde im Laufe der Zeit ein angebliches Heilmittel.

Noch heute kommt es in Obersteiermark vor, dass man Mehl in die Luft streut, damit Wind und Wetter Haus und Hof verschonen.[3]) Auch das Gründonnerstagsei[4]) wird noch häufig verwendet. Ein Ei, welches von der Henne am Gründonnerstag um 9 Uhr vormittags (d. i. die Stunde, wenn die Glocken nach katholischem Ritus zum letztenmale vor der Auferstehung am Ostersonntage geläutet werden, oder wie das Volk sagt, nach Rom fliegen) gelegt und am Ostersonntag in der Kirche geweiht wird,

1) Glockenklang hassen Zwerge, Riesen, Teufel und Hexen und weichen vor ihm aus dem Land. Grimm, Mythol. 973 und 1039.

2) In dem Hexenprozesse von Gutenhag 1673 (s. o.) werden Kräuter und Wurzeln, die man in den Truhen der angeklagten Weiber fand, als Verdachtsgründe bezeichnet.

3) Reichel a. a. O. S. 133.

4) Vgl. Grimm, Mythologie, 1032—1033, und Zeitschrift für österreichische Volkskunde, 1, 13.

vergräbt man auf dem Felde und dann können die Hexen durch Hagel nicht Schaden bringen.[1])

Der Glauben an die Werwölfe, in Wolfsgestalt verwandelte Menschen, und an die Teufelskappe, von der oben aus dem Jahre 1773 erzählt wurde, besteht noch.[2])

Unsichtbar kann man sich machen, wenn man sich eines Fingers eines ungeborenen Kindes, das aus dem Leibe der verstorbenen Mutter genommen wurde, bemächtigt, diesen trocknet und anzündet; so lange er brennt, wird der Träger desselben nicht gesehen. Wenn dein bester Freund stirbt, so entnimm dem Leichnam ein Stück Kopfhaut, legst du es dir auf den Scheitel, so bist du unsichtbar.

Giebt es jetzt noch Erkennungszeichen der Hexen?[3]) Ja! man suche sich auf dem Friedhofe ein Brett von einem ausgegrabenen Sarge zu verschaffen, hat es ein Astloch, so sehe man durch dasselbe, und man kann die Hexen erkennen. Auch Weiber mit weissem Gaumen sind der Zauberkunst und Hexerei verdächtig; Hochzeitbittern, welche auf Brautschau und Werbung ausgehen, wird aufgetragen, wenn möglich zu ermitteln, ob die, um welche geworben wird, nicht etwa einen weissen Gaumen hat.[4])

So wie es in den Hexenprozessen vorkommt, dass man durch Verkeilen eines Kopfhaares eines Menschen in einen Baum jenem eine Krankheit anzaubern kann, so meint man jetzt noch, durch den gleichen Vorgang einen Erkrankten heilen zu können.

Aber auch den Tod, selbst eines Abwesenden weit Entfernten, kann man durch Zauberkunst bewirken. Man mache eine Puppe aus Wachs[5]), bespreche sie mit geheimnisvollen Worten und durchsteche sie mit einer Nadel an der Stelle des Herzens. Der, den die Puppe vorstellt, ist entweder sogleich tot oder wird krank und siecht dahin. Plötzlich auftretender heftiger Schmerz im Rücken heisst Hexenstich oder Hexenschuss.

Wenn drei Lichter im Zimmer brennen, kann keine Hexe herein.

Als Hexenberge[6]) in Steiermark, auf welchen die Zusammenkünfte stattfinden, bezeichnet man jetzt noch folgende: in Obersteiermark das Gumpeneck, den Zeiritzkampel, das Kraubateck, die Stolzalpe, die Stubalpe, über welche ein römischer Saumweg, jetzt noch zu erkennen, führte,

---

1) Über das Fortleben des Hexenglaubens vgl. auch Reiterer, Hexen- und Wildererglauben in Steiermark, in dieser Zeitschrift, V, 407—413.

2) Zeitschrift für österreichische Volkskunde, I, 245 und 248.

3) Grimm, Mythol., 1032—1034.

4) In den Feldhacher Hexenprozessen wird ein kleiner Auswuchs unter der Zunge als Teufelszeichen genannt.

5) Grimm, Mythol., 1045.

6) Zahlreiche Hexenberge bei Grimm, Mythologie, 1004; dazu der Jaberg und der Fuchsberg bei Hilden am Rhein, an welche sich jetzt noch der Hexenglaube heftet. (Schell, Der Bergische Blocksberg, in dieser Zeitschrift, IV, 213.)

in Mittelsteiermark den Pleschkogel, den Schöckel[1]), den Wildonerberg, den Hühnerstütz im Koralpenzug (ebenfalls mit einem römischen Saumwege), die Gleichenberge, den Stradnerkogel und in Untersteiermark den Donatiberg bei Rohitsch.

Weit verbreitet ist der Glaube an den (oder das) Schratel[2]); er erscheint als ganz kleines Männchen, manchmal auch als Katze oder Eichhörnchen. Er ist nicht so böse, wie der Teufel, manchmal sogar gutmütig, richtet aber doch allerlei Unheil an. Über die Haustiere, in der Milchkammer und überhaupt in der ganzen Hauswirtschaft hat er grosse Macht. Hat man etwas verloren und kann man es trotz langen Suchens nicht finden, so heisst es, der Schratel hält den Schweif darauf; betet man zum heiligen Antonius, so muss der Schratel weichen und man findet das Verlorene. Neusonntagskinder sehen den Schratel; wenn es ihnen gelingt, ihn zu fangen, verwahren sie ihn in einem Glase und er muss ihnen dienstbar sein (sowie die Hexen von Marburg 1586 [oben S. 189] den Bösen in einem Glase bei sich hatten).

Nicht so gefährlich und verderblich, aber immerhin bedenklich sind die Weiber mit der weissen Leber. Das sind Frauen, die mehrmals verheiratet waren und deren Männer bald, nachdem sie sich mit jenen Frauen vermählt, abzehren und rasch dahin sterben.[3]) Die berühmteste unter diesen Frauen mit der weissen Leber in Steiermark und für das Land in der That eine historisch bemerkenswerte Persönlichkeit war Anna Neumann von Wasserleonburg; diese merkwürdige Frau entstammte einer bürgerlichen Familie aus Villach in Kärnten, welche sich durch Handel und Bergbau zu grossem Reichtum emporgearbeitet hatte. Sie war sechsmal und zwar stets mit Männern aus dem höchsten Adel vermählt, mit Johann Jakob von Thanhausen (1557), mit Christoph von Liechtenstein-Murau (1565), mit Ludwig Freiherrn von Ungnad-Sonnegg (1581), mit Karl Freiherrn von Teuffenbach (1587), mit Ferdinand Salamanca, Grafen zu Ortenburg (1611) und mit Georg Ludwig Grafen von Schwarzenberg, der 1617, einunddreissig Jahre alt, die zweiundachtzig Jahre zählende Dame ehelichte. Sie überlebte sonach fünf Männer. Von ihrem zweiten Gemahl, dem Liechtensteiner, einem Nachkommen des Minnesingers Ulrich von Liechtenstein, erbte sie einen Sechstelanteil der Herrschaft Murau und die übrigen fünf Anteile kaufte sie aus ihrem eigenen Vermögen ihren Schwägern ab. Durch Energie und Tüchtigkeit,

1) Schöckelsagen: Hans von der Sann, Sagen von der grünen Mark, Graz 1890, S. 113 und derselbe, Andritz und Umgebung, Graz 1892, S. 106—110, Gasparitz, Semriach mit Schöckel und Lurloch, Graz 1894, S. 10—20 und Krainz, Mythen und Sagen aus dem steirischen Hochlande, Bruck 1880, S. 408 ff.

2) Schratelsagen: Krainz, Mythen und Sagen aus dem steirischen Hochlande, S. 313 bis 325.

3) Grimm, Mythol., 1035.

durch ausgezeichnete Bewirtschaftung ihrer Güter stieg ihr Reichtum zusehends und im Laufe der Jahre erweiterte sie ihren Grundbesitz rund um ihrem Schlosse Murau in ausserordentlicher Weise. Sie starb am 18. Dezember 1623 im 89. Jahre ihres Lebens. Da sie von Jugend auf der evangelischen Lehre treu geblieben war, inzwischen aber in Steiermark die Restauration des Katholicismus sich vollzogen hatte, so ergaben sich Schwierigkeiten in Betreff ihrer Bestattung. Erst nach längeren Verhandlungen gestattete der Erzbischof von Salzburg, dass ihr Leichnam in der Spittelkirche zu Murau beigesetzt werden durfte. Anders berichtet hierüber die Tradition an Ort und Stelle: der Witwer, Georg Ludwig Graf von Schwarzenberg, habe einen eigenen Boten nach Wien zum Kaiser gesendet, mit der Bitte, dass die Verstorbene, obwohl Protestantin, in der katholischen Kirche bestattet werden dürfe; Kaiser Ferdinand II. habe dahin entschieden, dass sie weder in der Kirche noch auf dem Friedhofe die letzte Ruhestätte finden dürfe, da beide katholisch geweiht seien, aber in die Kirchenmauer, die zwischen beiden liege, dürfe man den Sarg mit den irdischen Resten der Greisin einmauern. — Da sie ohne Nachkommen verstorben war, fiel ihr grosser Güterbesitz ihrem letzten Manne, dem Grafen Georg Ludwig von Schwarzenberg zu, womit der Beginn zu den riesigen Grunderwerbungen dieses Hauses in Österreich gemacht wurde.

Noch vor wenigen Decennien wurde in Murau und Umgebung viel von der Anna Neumann als der Frau mit der weissen Leber gesprochen und erzählt und hier und da flüsterte man sich geheimnisvoll zu, dass sie des Nachts von einzelnen als weisse Frau auf den Gängen ihres Schlosses Ober-Murau gesehen worden sei.

Graz.

Zum altdeutschen Bauwesen.

Von Dr. Oswald Zingerle von Summersberg.

2. Der Söller. Der Ausdruck Söller hat bekanntlich landschaftlich verschiedene Bedeutung. Es heisst so der Kornboden oder Speicher, ferner der Vorplatz (Flur) im oberen Stockwerk, in manchen Gegenden wird Decke und Boden der Stube oder des Obergeschosses, in andern wieder der offene Gang, die Gallerie am Obergeschosse und sogar ein kleiner viereckiger und auf dem Fussboden etwas erhöhter bretterner Platz vor den Fenstern, wo einige Personen mit einem Tisch sitzen können (Bremisch-Niedersächs. Wörterb. IV, 915), damit bezeichnet.

Die Germanen haben das Wort hier früher, dort später von den Römern, bezw. Romanen übernommen[1]), welche u. a. die der Sonne ausgesetzte Terrasse auf dem flachen Hausdache solarium nannten.

Sehen wir uns in den mittelalterlichen Quellen um, so zeigt sich eine ähnlich manigfache Verwendung wie in den heutigen Dialekten. Im allgemeinen ergiebt sich, dass jeder erhöhte Boden im Innern eines Baues, bezw. der darüber liegende Raum solarium-solari-sölre genannt werden konnte, daher auch das Deck eines Schiffes (Milst. Genes. 28, 15 er hiez in in der arche dri **solaer** wrchen, in dem nidiristen gadem waren die uogele, in der arche obene was mit sinem gesinde Noe), die Plattform und Zwischenböden eines Belagerungsturmes (Chron. Salernit. c. 113, MGS. III, 530 Agareni plus plane erga christianos fremebant in tantum, ut machinam, quam nos petraria nuncupamus, construerent mirae magnitudinis, et valde turrem unam, quae nunc dicitur **Solarata**[3]), attererent, wozu auch an die 50 solre im Hohlraume des trojanischen Pferdes (Veldekes Eneide 971) erinnert sei, und die Empore einer Kirche (s. J. v. Schlosser, Die abendländischen Klosteranlagen, S. 296 und 59, Anm. 1).

Beim Hause verstand man darunter zunächst den Boden über dem Erdgeschosse[4]), dann das, bezw. ein Obergeschoss ohne Rücksicht auf die innere Raumeinteilung und Verwendung, oder in Ermangelung eines solchen den Dachbodenraum. So bestimmt das longobardische Memoratorium

1) Kluge, Etymol. Wörterb.[5], S. 351 bemerkt „Die Entlehnung im Germ. fand vor der ahd. Zeit statt (gleichzeitig mit Kammer, Keller, Mauer, Speicher) und zwar wohl am Mittel- und Niederrhein. Am Oberrhein fehlt das Wort jetzt (schon Ad. Petris Bibelglossar 1523 übersetzt Luthers Söller als unverständlich mit Saal, Summerlaub).“ Kl. meint wohl nur, dass im bezeichneten Gebiete die Entlehnung zuerst erfolgte. Mit sumerlaube wird solarium ebenfalls in einem Vocabular v. 1482 übersetzt. In einem tirol. Inventare v. 1495 erscheint unter den verzeichneten Lokalen eine sumerläbn nebst einer labn vor der stuben. Dafür begegnet auch die Verdeutschung sumerhûs (s. Mhd. Wb. I, 759 und Lexer, Mhd. Handwörterb. II, 1298). Im Inventar des Schlosses Runkelstein v. 1493 wird die mit den Tristanbildern etc. geschmückte Front sumerhaws genannt (s. Schönherr, Das Schloss Runkelstein, S. 52).

2) Du Cange, Gloss. med. et inf. latin.[3] VII, 511, wo die Erklärung Domus contignatio vel cubiculum majus ac superius (tabulatum) gegeben wird. Besseren Aufschluss giebt Lexer im mhd. Handwörterb. II, 1054 (Söller, Boden über einem Gemache oder Hause, Vorplatz, Flur im ersten Stockwerke, Laube, Saal). Die im mhd. Wörterb von Benecke-Müller-Zarncke II[2], 467 u. a. vermeinte Bedeutung „Erker“ lässt sich nicht nachweisen.

3) Solaratus mit Söllern versehen.

4) Solarium ein wonne st. bonne = büne Dieffenbach, Mittellat.-hochd.-böhm. Wb., S. 251, wo auf Frisch, Wörterb., 1, 154 büne verwiesen ist. Ältere Zeugnisse für büne in der Bedeutung erhöhter Boden, Decke eines Gemaches bieten die mhd. Wörterbücher; ich verweise noch auf Ritter von Staufenberg, V. 1057. Wir finden diesen Ausdruck übrigens auch für das Obergeschoss, für den Dach-, Korn- oder Futterboden, den Kirchenchor und Söller um die Scheune, worauf die Garben zum Trocknen gelegt werden, gebraucht.

de mercedibus Comacinorum (s. darüber Ilg in den Mitteil. d. k. k. Centralkommiss. f. Kunst u. hist. D. XVI, 63 ff.) Si sala fecerit, repulet tegulas in solido uno numero sexcenti, si in **solario**, tegulas quadringenti in solidum unum vestitum, welch letzterer Ansatz auf das Mauerwerk des Obergeschosses sich bezieht.

Sofern die Höhe der Geschosse nicht erheblich divergierte, konnte der Ausdruck dann auch als Höhenmass — man denke an gadem — dienen, wie es z. B. in einer Charta in tabulis St. Victoris massil. v. Jahre 1455 der Fall ist: unam domum de uno solario et medio et tegulas coopertam.

Wo über das betreffende Bauwerk Genaueres mitgeteilt ist, erscheint das solarium denn auch stets in der Höhe gelegen, nicht selten aber neben anderen Gemächern. Auf dem St. Galler Grundriss v. J. 820 enthält das Wohnhaus des Abtes ein Obergeschoss nebst etlichen Kammern ein solarium, während ebenerdig Wohn- und Schlafzimmer untergebracht sind.

In der Geschichte der Äbte von St. Wandrille bei Rouen (s. MGS. II, 270) lesen wir c. 17, wo von den Bauten des Abtes Ansigis (822—833) die Rede ist, von einem Dormitorium fratrum, das nicht nur von stattlicher Grösse (208 Fuss lang, 27 breit und 64 hoch), sondern auch sehr solid gebaut und luxuriös ausgestattet war: Habet quoque solarium in medio sui, pavimento optimo decoratum, cui desuper est laquear nobilissime picturis ornatum. Über die Existenz anderer Gemächer erfahren wir hier nichts, dagegen begegnen uns solche wieder in dem einen Klosterhospitz der zwischen 1039—48 verfassten Disciplina Farfensis, welche folgende Anweisung hierfür giebt: ibi constituantur stabula equorum[1]) per mansiunculas partitas et desuper sit **solarium**, ubi famuli edant et dormiant et mensas habeant ibi ordinatas long. 80 p., lat. vero 4 p.; et quotquot ex adventantibus non possunt reficere ad illam mansionem, quam superius diximus, reficiant ad istam; et in capite ipsius mansionis sit locus aptitatus, ubi conveniant omnes illi homines, qui absque equitibus deveniunt, et caritatem ex cibo et potum in quantum convenientia fuerit, ibi recipiant ab elemosinario fratre. Unter dem solarium scheint hier speciell der der Dienerschaft zugewiesene Raum, dessen Grösse durch die angegebene Länge der Tische annähernd bestimmt wird, gemeint zu sein. In den betrachteten Klosterbaulichkeiten repräsentiert sich das solarium durchwegs als grosses Gemach, als Saal, der als Herberge für Fremde, als dormitorium und coenaculum dient und dementsprechend

1) Nach dem Berichte des Abtes Hermann von Altaich über seine Thätigkeit wurde 1264 in A. ein cenaculum in curia super quatuor stabula equorum erbaut und einige Jahre früher domus lapidea in curia abbatis, habens sex cameras subtus et supra ad receptaculum hospitum, est constructa (MGS. XVII, 380).

finden wir bei Otfrid IV, 9, 6 diversorium (= gastvvissida Ahd. Gloss. II. 730, 3, gasthûs III, 127, 32. 210, 23. 415, 34) mit solâri und cenaculum grande im Tatian 157, 4 mit mihilan s., im Heliand 4544 mit hòhan s. übersetzt, wozu ich noch anführe Solarium ł cenaculum solare (Ahd. Gloss. III, 631, 7), lauben vel soler coenaculum (Schmeller, Bair. Wb. I, 1405 aus einem Vokabular vom Jahre 1429) und solarium ł coenaculum sal ł vfhuse ł solre (Ahd. Gloss. III, 411, 5). Dass coenaculum im klassischen Latein auch das Obergeschoss eines Hauses bezeichnete, ist für unsere Frage nebensächlich, wichtiger hingegen die Zusammenstellung von sal, vfhuse und solre, denn hierdurch wird nicht nur die Verwendung von solarium für sal bestätigt, sondern wir lernen ausserdem einen anderen Ausdruck kennen, nämlich vfhuse, in älterer Form ûfhûsi (Domata ... meniana sal uel ufhusi Ahd. Gloss. III, 210, 17, s. auch 127, 49), worunter man zunächst das Stockwerk über dem Erdgeschoss, dann auch einen Saal verstand (vgl. Aufüber im Bair. Wb. I, 43).

In den mittelalterlichen Geschichtsquellen wird oft von dem Einsturze eines solarium gemeldet. So erzählt Regino v. Prüm z. J. 870 (MGS. I, 582), dass Ludwig der Deutsche auf der Reise nach Mersen in einem königlichen Hofe Namens Flameresheim herbergte: cumque **solarium** domus conscendisset stipatus obsequentium multitudine repente ipsum solarium, quod nimia vetustate erat putredine resolutum, trabibus fractis corruit et inter ruinas eius rex graviter attritus est (siehe Chron. austr. z. J. 869). Das gleiche Unglück begegnete Heinrich III. im J. 1045 auf dem Zuge nach Ungarn. Hermann v. Reichenau (MGS. V, 123) erwähnt nur In quo itinere rex quoddam vetus **solarium** ascendens cum multis aliis aedificio cadente corruit ipsoque deo protegente inlaeso Brun Wireburgensis episcopus laetaliter cum aliis collapsus post unam ebdomadam 7 Kal. Junii obiit. Einen ausführlicheren Bericht bieten die grösseren Jahrbücher von Altaich (MGS. XX, 801 f.). Darnach war der König auf Einladung der Witwe des Grafen Adalpero (von Ebersberg) nach Persenbeug (an der Donau in Niederösterr.) gekommen, wo er mit anderen geladenen Gästen an einem Mahle teilnahm: Caesar sedit in colloquio in eminentiori quodam **vestibulo**. Igitur fractis angulis vestibulum concidit et omnes pariter considentes obruit[1]. Ungleich schlimmer als in diesen beiden Fällen waren die

1) Von einem derartigen Einsturz während eines Mahles erzählt auch Gregor v. Tours VIII, 42 (Script. rer. Meroving I. 354): Accedens (Beppolenus dux) autem ad urbem, dum epularetur cum diversis in tristico (D tristega), subito effractum pulpitum domus, vix semivivus evasit, multis debilitatis. Tristega, tristigium = aedificium constans tribus tabulatis, cubiculum superius etc. Du Cange VIII, 188. Germ. 18, 67 cocles wendilstein alte et rotunde turres vel tristega. Ahd. Gloss. II. 739, 8 tristigium **solari**.

Folgen eines solchen Balkenbruches beim Fürstentage zu Erfurt 1183, wovon viele Chroniken, im Detail mehr oder weniger abweichend, berichten In den Annal. Stadens. (MGS. XVI, 217) heisst es: Imperatore habente curiam Erfordiae in palatio, sub quo erat cloaca, fractis trabibus submersi sunt in cloaca octo principes et multi nobiles et plus quam 100 milites nullo episcopo vel clerico quicquam passo. Imperator fenestram rapiens vix evasit.[1]) Das Gebäude, bezw. den Raum, wo die Versammlung stattfand, bezeichnen die Annal. Marbacens. (MGS. XVII, 162) als inferior pars domus palacii, die Annal. Pegav. (MGS. XVI, 265) als magna domus und die Annal. Colon. max. (MGS. XVII, 79) als **solarium** cuiusdam domus. Es wird niemand bezweifeln, dass es sich hier nur um einen Saal im palatium handeln kann; in einem solchen fand sicher auch die Gasterei zu Persenbeug statt und das solarium in Flameresheim wird nichts anders gewesen sein. Der Saal des Herrenhauses war bekanntlich der Ort für das gesellige Leben, wo man tafelte und spielte, aber auch der Ort, wo man zu ernstem Thun, zu Rat, Gericht u. a. sich versammelte.

Wie der Saal zur Bezeichnung solarium, Söller kam, ist leicht abzusehen, wenn man berücksichtigt, dass er gewöhnlich im Obergeschosse lag[2]) und nicht selten über das ganze sich erstreckte. Unschwer ist auch eine andere Anwendung zu erklären. Wir haben gesehen, dass solarium den Boden über dem Erdgeschoss, bezw. den darüber befindlichen Raum bezeichnete. Sobald da an einer oder mehreren Seiten Gemächer angelegt wurden, verblieb die Benennung nur dem übrigen Raume, der, wenn mit dem Haupteingange versehen, entweder als Hausgang, Flur diente oder in Herrenhäusern, auf Burgen auch als Saal eingerichtet war, in welchem Falle der Verfasser der Altaicher Annalen hierfür den Ausdruck vestibulum gebrauchen konnte.

Mit den bisher konstatierten Bedeutungen langen wir aber nicht überall aus. Die Angabe einer Lorscher Urkunde v. J. 836 mansus indominicatus cum **solario** lapideo et casa lignea zwingt uns, dies solarium für ein besonderes Gebäude zu halten. Dass ein steinernes Obergeschoss auf einem hölzernen Unterbau nicht anzunehmen ist, hat schon Krieg von Hochfelden (Militärarchitektur S. 214) ausgesprochen; doch seine, von Nordhoff (Holz- und Steinbau S. 309 ff.) im weiteren Umfang vertretene Ansicht, es sei ein neben dem hölzernen Wohnhause stehender steinerner

1) Nach dem Canonicus von Wyssehrad (Contin. Cosmae MGS. IX, 137 f.) ereignete sich Ähnliches auch 1132 bei den Fürstentagen zu Bamberg, in castro Plysn und zu Goslar. Als Versammlungsort giebt er stets das palatium an. Daraus ist zu schliessen, wie selten im 12. Jahrh. ebenerdige Lokale gewölbt waren.

2) Daher auch super sol. z. B. Codex Wangianus (Font. rer. Austr. Bd. V) S. 390 Tridenti super solarium castri Boni consilii (dagegen S. 165 in Tridento in camera domini episcopi, quae est in solario palatii episcopatus) wie ûf dem, den sal oder palas.

Turm gemeint, wurde von Piper, der übrigens selbst nicht ins klare gekommen ist, mit Recht bekämpft[1]) (Burgenkunde S. 145 ff). Der oben citierten Stelle lässt sich der Bericht Thietmars von Merseburg über die Ermordung des Markgrafen Ekkihart (MGS. III, 792) an die Seite stellen. Er beginnt: Pervenit autem comes ad locum predestinatum, qui Palithi dicitur, et facto vespere comedit et in lignea caminata cum paucis dormitum ivit. Caeteri vero quam plurimi in proximo quiescebant **solario**. Nach der ganzen Darstellung lag das solarium nicht über der caminata, in welchem Falle Thietmar wohl auch in oder desuper in s. oder in superiori s. geschrieben hätte, sondern beide sind wie in der Lorscher Urkunde selbständige Bauwerke und zwar ist das solarium viel grösser, es ist nichts anders als ein Saalbau, in dem das Gros des Gefolges untergebracht wurde, wie in den Nibelungen die Recken der burgundischen Könige, und dasselbe gilt von dem solarium der genannten Urkunde, für dessen Stattlichkeit das benützte Baumaterial spricht. Dazu stimmt, dass Otfried auch praetorium (= phalanza Ahd. Gloss. II, 427, 3) mit solâri wiedergiebt.

Als selbständiges Gebäude erscheint das solarium, ferner Ahd. Gloss. III, 288, 32 (sol. altum aedificium i. solare) und auch anderwärts, wie in den Beneficiorum fiscorumque regalium describendorum formulae (MGS. III, 175 ff.), wo u. a. in Treola fisco dominico mansiones virorum ex ligno factas 3. **solarium** cum pisile 1, alia tecta ex maceria 3 verzeichnet werden. In diesen unter Karl d. Gr. abgefassten inventarmässigen Berichten über die königlichen Güter begegnen uns auch Hofthore mit Söllern (S. 178 Curtem tunimo strenue munitam cum porta lapidea et desuper **solarium** ad dispensandum — S. 179 Curtem sepe munitam cum portis ligneis 2 et desuper **solaria** u. ö.) und ein ringsum von Söllern umgebenes Haus (S. 179 Invenimus in Asnapio fisco dominico salam regalem ex lapide factam optime, cameras 2, **solariis** totam casam circumdatam cum pisilibus 11; infra cellarium, porticus 2 u. s. w.). Jene dürften wir uns als Thorhäuser mit Obergeschoss vorzustellen haben[2]), bei diesem ist man geneigt, an eine den hölzernen Umgängen oberdeutscher Bauernhäuser entsprechende Aussengallerie zu denken, doch haben wir es mit Arkadengängen im Obergeschosse zu thun.[3]) Wir treffen sie im Süden häufig in Verbindung

1) Die in den Miracula St. Benedicti (von Aniasse, gest. 821) erzählte Geschichte vom Sturze des Legninus ergiebt nichts, als dass der hölzerne Turm (turris lignea) ein von S. und seiner Familie bewohntes Obergeschoss (solarium) und darunter den Keller (cellarium) hatte.

2) Vgl. Caesarius v. Heisterbach Dial. VI, 5 De fenestra solarii portae clericorum respiciens, vidit plures pauperes illum sequentes.

3) Auch Ruodlieb XIII, 5 cum dominis domina pedat ad solaria celsa hat der Dichter wahrscheinlich solche Lauben, in denen die höfische Gesellschaft gern weilte, im Sinne. Piper a. a. O. S. 438 meint zwar, auch wenn die Minnesänger gern von solcher

mit ebenerdigen Portiken[1], welche Anlage ebenso bei den nach italisch-byzantinischen Mustern gebauten karolingischen Pfalzen vorgekommen sein mag[2] (s. Fr. v. Reber, Der karolingische Palastbau, II, 486, J. v. Schlosser in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie phil.-hist. Cl. Bd. 123, 53). Von diesen inneren Bogengängen wird der Name auf äussere Gallerien übergegangen sein wie bei „Laube". Es scheint diese Übertragung ziemlich spät erfolgt zu sein, wenigstens vermag ich für das frühere Mittelalter keinen Beleg beizubringen. Cohausen (Bergfride S. 34) hat behauptet, Söller bezeichne auch den Wehrgang hinter den Zinnen, aber aus alten Quellen ist es nicht nachgewiesen. Ich bemerke dazu, dass im Zillerthale (Tirol) der Söller des Hauses auch Wöhr, Wöhrl, d. i. Wehre, Wehrgang heisst, und zwar soll letztere Bezeichnung üblicher sein, was für die Entstehungs- und Benennungsfrage nicht ohne Bedeutung ist.

Laube berichten, so wird kaum eine Stelle nachweislich sein, in welcher das vieldeutige Wort gerade einen solchen Korridor bezeichnen müsste, doch verhält es sich keineswegs so. Von besonderem Interesse ist die Schilderung im Wigalois 14, 5 ff. Darnach lag der „Saal" der Königin nächst der Porte (16, 19). Ihre Unterredung mit dem Ritter findet von den liewen aus ſtatt (14, 5), die so hoch gelegen waren, dass dieser mit dem Speere den Gürtel hinaufreichen konnte. Aus den weiteren Angaben 11, 7 ff., besonders 15 ff. (aller hande seitespil, die die juncfrouwen kunden: daz hôrte man zallen stunden in den gewelben schellen, die kleinen hunde bellen ... in den liewen überal) ergiebt sich ungezwungen, dass gewelbe und liewe identisch sind. Nach allem ist daz hûs daz was sinewel, beliewet umbe und umbe wohl so aufzufassen, dass der Palas im Obergeschosse ringsum mit einer gewölbten Laube umgeben war, d. i. also domus undique solariis circumdata.

1) Von einem solchen Bau ist u. a. in der Vita Gregors IV. die Rede, wo es ähnlich wie oben heisst: in curte, quae cognominatur Draconis domum satis dignum undique porticibus ac solariis circumdatam a solo noviter fieri statuit.

2) Ob aber der Bericht des Monachus Sangall. I, 30 Apud Aquisgrani mansiones omnium cuiusquam dignitatis hominum, quae ita circum palatium peritissimi Karoli eius dispositione constructae sunt, ut ipse per cancellos solarii sui cuncta nosset videre etc. so auszulegen ist, bezweifle ich. Ebenso glaube ich nicht, dass mit deambulatorium scilicet solarium cum cancellis ereis in den V. pontif. Rom. p. 502 eine Terrasse mit Gittern gemeint ist, wie Schlosser a. a. O. vermutet. Unter cancelli verstand man Gitter, speciell Fenstergitter und vergitterte Fenster. In den mittelalterlichen Quellen ist der Ausdruck ganz gewöhnlich in letzterem Sinne gebraucht. So schreibt auch der Verfasser der Annal. Pegav. im Berichte über das Erfurter Unglück quicumque in cancellis non consederant, miserabili ruina sunt involuti, während es in den Annal. Stad. heisst Imperator fenestram rapiens vix evasit und in den Annal. Marbac. solo rege Heinrico in una fenestra eiusdem domus adherente etc.

Czernowitz.

Wer hat die Facetien des Piovano Arlotto kompiliert?

Von Gaetano Amalfi.

Die Lebensverhältnisse des Arlotto Mainardi, des Sohnes des Johanns M., werden zwar ziemlich eingehend erzählt; jedoch ergiebt sich aus Urkunden über ihn recht wenig.

Das Datum seiner Geburt wie das seines Todes ist unsicher.

Einzig aus der Tradition ist die Behauptung entlehnt, dass er am 25. Dezember 1396 zu Florenz geboren sei. Dort ist er auch gestorben, wie es heisst; aber über das Datum seines Todes sind die Gelehrten verschiedener Ansicht. Einer in den Facetien mitgeteilten Inschrift zufolge, die sich einst in der Kirche de' Petroni befand, hätte er am 26. Dezember 1483 sein Leben beschlossen. Aus unbekannten Gründen ist jene später aber durch eine andere Tafel ersetzt worden und nach dieser fiele sein Todestag auf den 27. Februar 1484. Beiden Daten widersprechen jedoch die Urkunden.

Aus einer Ricordanza des Capitolo di San Lorenzo geht hervor, dass er am 26. Dezember 1484 verstorben, und aus einem Buche der Congrega maggiore dei preti, in der Via S. Gallo, dass er am 14. Februar 1483 noch am Leben gewesen, während man am 13. Januar des folgenden Jahres Almosen zum Heile seiner Seele ausgeteilt habe. Man beachte übrigens, dass für die Florentiner damals und noch bis zum Jahre 1750 das Jahr mit dem 25. März, dem Tage der Inkarnation, begann.

In dem Pfarrbuch von S. Cresci a Maccinoli findet sich unter dem Jahre 1454 die nicht ganz unzuverlässige Aufzeichnung: „Arlotto di Gio. di ser Matteo Mainardi. Era anche circa il 1442. Morì nel 1483 di anni 87.“[1]) Bestätigt wird dieses Alter durch ein Taufregister der Kirche S. Andrea a Cercina.

An Autographen von ihm kennt man wohl nur einen einzigen, und zwar eine Schuldverschreibung vom 8. März 1460, die im Königlichen Staatsarchiv zu Florenz aufbewahrt wird. Man schreibt ihm zwar noch einige andere Schriftstücke zu, doch scheint man nur noch von einem einzigen, das jetzt aber verschollen oder ganz verloren ist, etwas näheres zu wissen, dem Libro degli Errori, das König Alphons und etwa ein Jahrhundert später der bekannte Spassmacher Doni, der in burlesker Weise darauf anspielt, als Manuskript gesehen haben.[2])

Die Quelle fast aller übrigen biographischen Notizen sind die Facetien. Keiner Beachtung wert ist das, was mehr oder minder sorgfältige Epigonen

1) Baccini, Le facezie del Piovano Arlotto, Firenze, Salani, 1884, S. 3 h und passim. Vgl. für den biographischen Teil: Manni, Veglie piacevoli.

2) Seconda Libraria, Vinegia 1555, S. 26.

erzählen. Ich verweile demnach bei den Facetien, deren Glaubwürdigkeit von einer weiteren Untersuchung, nämlich über den Verfasser derselben, abhängt.

Die erste Ausgabe wurde in Florenz von Bernardo Zucchetta, und zwar auf Betreiben des Bernardo di ser Piero (Pacini) aus Pescia, gedruckt. Sie trägt keine Jahreszahl, ist aber sicher um das Jahr 1500 erschienen, obwohl im Katalog Floncel s. No. 4171 das Jahr 1483 genannt wird; man hat hier aber das Druckjahr mit dem Todesjahr des Piovano verwechselt. Der Katalog Libri vom Jahre 1847 giebt den Preis auf 18,50 Franks an. Vorangeschickt ist eine kurze Biographie, die aus den Facetien selbst geschöpft ist. Welchem Codex oder Manuskript man gefolgt sei, darüber verlautet nichts. Dieser Druck hat dann den späteren Ausgaben, die man bei Passano und bei Papanti beschrieben finden kann, mehr oder weniger als Basis gedient.

Vollständiger und, wie es scheint, geradezu abschliessend ist jene zweite Redaktion, die der Ausgabe meines Freundes Baccini, die wir bereits oben citiert haben, zu Grunde liegt. Sie entstammt einem unedierten Codex der Laurenziana[1]), in dem nur drei etwas derbe Facetien, die jedoch in der florentiner Ausgabe nicht fehlen, getilgt sind.

Die Hand ist diejenige des Padre Stradino, d. h. des Johannes Mazzuoli aus Strada in Chianti, der auch die Namen Cronaca Scorretto, Consagrato, Bacheca, Crocchia, Pagamorta, Pandragone, Balestraccio, Colombella u. s. w. führt. Er hatte sich anfangs dem Kaufmannsstande gewidmet, entsagte diesem aber später und begann in der Hoffnung irgend eine Anstellung zu finden Dichtungen und Codices besonders aus der Zeit Lorenzos de' Medici abzuschreiben, wozu ihn auch die Tochter des letzteren, Lucrezia, anspornte. Er war auch Soldat und schrieb auch Verse und Prosasachen. Lasca (Grazzni) lässt ihn in einem Kapitel bei seinem Tode sagen: Da poi ch'io e poeta e soldato ....[2]) Er war ferner Mitbegründer der später Accademia fiorentina genannten Akademie.

Seine Leidenschaft sozusagen war jedoch das Abschreiben und Sammeln von Schriftwerken und zumal antiken; und obschon kein Mann von tiefer Gelehrsamkeit hat er doch als ewig lüsterner Sammler von Ritterromanen, Codices und Konzepten, wenn er auch die Dinge etwas zu verwirren pflegte, seine Bedeutung. Vorn auf die Bücher pflegte er Bemerkungen, Glossen und dergleichen zu kritzeln, zuweilen gab er hier auch Nachrichten über sich selbst. Es heisst er sei, besonders in den Klubs und Gesellschaften, ein gefälliger, geistvoller Erzähler gewesen. Er starb am 5. Juni 1549 im Alter von 69 Jahren und dann wurden seine Sachen, die in einem Schrank

1) Im Katalog Bandini ist er bezeichnet: Pluteo XLVII, Cod. 27. Vgl. Baccini a. a. O. S. 42.

2) Rime, Firenze, Moücke, 1741—42, Bd. II, S. 17 und passim.

bunt durcheinander lagen, seine Bücher, kurz alles, was er besass, geteilt und zersplittert.[1])

Dass Piovano die Facetien nicht selbst zu Papier gebracht, unterliegt keinem Zweifel. Es ergiebt sich dies aus dem Texte selbst, da der Erzählende eine andere Person ist; hierin stimmen auch alle Biographen überein, Baccini mit eingerechnet, der wiederholt die Anonymität des Kompilators der Facetien hervorhebt. Völlig scheidet er nur den Mazzuoli aus; denn wider diesen zeugten einige Facetien, in denen der Anonymus Begebenheiten erzähle, denen er selbst beigewohnt zu haben versichere, während der Padre Stradino erst wenige Jahre vor dem Tode Arlottos geboren sei. Er greift zu der Hypothese, dass ihm das Original, von dem er seine Abschrift genommen, abhanden gekommen sei; während Mazzuoli nämlich, so bemerkt er, in anderen Codices bis zum Überdruss hinkritzele, aus welcher Vorlage er geschöpft habe, beobachte er hier in dieser Hinsicht völliges und zwar ein geradezu ärgerliches Stillschweigen. Diese Ausnahme hat man sich gleichfalls zu vergegenwärtigen.

Bereits Ristelhuber hatte in seiner Einleitung zu der französischen Version unserer Facetien[2]) angemerkt, dass Arlotto diese nicht abgefasst habe, sondern dass sie erst nach seinem Tode veröffentlicht worden seien und die Person des Redaktors nicht feststehe. Allerdings ist er ziemlich stark zu der Annahme geneigt, dass es jener Bernardo Pacini sein möge, auf dessen Betreiben der erste Druck besorgt wurde; wer immer es aber sei, schliesst er, nehmen wir das Buch so hin, wie es nun einmal ist, und halten wir von dem Helden so viel als er verdient.

Man gewahrt, wenn wir das Material betrachten, das die Sammlung ausmacht, sicher mit Leichtigkeit, dass für den Kompilator recht wenig zu thun übrig blieb und dass dem Piovano zahlreiche Handlungen, die ihm zwar beigelegt werden und an ihm verwirklicht erscheinen, dennoch schwerlich angehören oder er sie einfach nacherzählt. Um uns hiervon zu überzeugen, bedarf es nicht einmal weitschweifiger Nachforschungen, sondern genügt schon ein kurzer Blick auf die Quellen, da es sich um Stoffe rein traditionellen Charakters handelt.

Wir haben uns nicht eine Person zu denken, die dem Piovano immer auf den Fersen nachgefolgt wäre, um jede Neuigkeit, jede Anekdote aufzuzeichnen. Man wird sich deren viele erzählt haben und irgend jemand hat sie dann wohl geschickt zu Papier gebracht und manchmal zur Erhöhung ihres Reizes vielleicht noch hinzugefügt, dass er sie selbst erlebt habe; dieses Kunstgriffes bedienen sich ja, wie wir beobachten können, noch heutzutage die Novellenschreiber, um die Glaubwürdigkeit des Erzählten zu steigern. Man wird auf den Helden, der eine Art Typus

1) Del Lungo, Dino Compagni e la sua cronica, Firenze. Successori Le Monnier 1879—80, Bd. I, S. 729—50, und passim.

2) Les Contes et Facéties d'Arlotto etc., Paris, Lemerre, 1873, S. 8 und passim.

geworden, viele Spässe geschoben haben, die er nicht einmal geträumt; und allmählich hat sich dann das ganze Material etwa in der Weise zusammengefügt, wie sich ein bergabrollender und nun immer grösser werdender kleiner Schneeklumpen zu einer Lawine ausbildet. Das Material selbst besteht seit Jahrhunderten und hier nimmt es nun eine bestimmte Form an, ja aufrichtig gesprochen hält es mit seiner Entwickelung noch gar nicht inne, sondern fährt mit derselben noch fort und so finden wir eine grosse Anzahl jener kleinen Geschichten, mutatis mutandis, noch bei jüngeren Novellisten wieder.

Bei dieser genaueren Fassung der Dinge verschwände der kleine chronologische Widerspruch in Bezug auf Mazzuoli und es stände, da auch er ein Spassvogel ist und einen behenden, munteren Geist besitzt, der Annahme, dass er die Geschichten ausgeputzt und geordnet habe, um so weniger etwas im Wege, als er im Gegensatz zu seinem sonstigen Verfahren seine Quelle nicht citiert; und zwar hätte er entweder selbst auf irgend eine Weise gesammelt oder das benutzt, was die Tradition bereits gesammelt darbot. Jedenfalls aber leidet es, ob nun er oder jemand anders dies gethan habe, keinen Zweifel, dass Piovano nicht der Verfasser der Facetien gewesen ist und dass es sich um ein traditionelles Material handelt, das sich nachher noch weiter entwickelt hat.

Da ich jedoch nichts behaupten möchte ohne es zu beweisen, will ich nunmehr, statt mich in unnütze Worte zu verlieren, einen faktischen Beweis geben und für eine Anzahl von Facetien einige Varianten anmerken, wie sie mir leicht in die Feder gekommen sind, ohne dass ich mühsam nach ihnen geforscht hätte; denn schon eine schlichte Darlegung und wenige Beispiele reichen aus, um ihre Zugehörigkeit zu dem gewaltigen Reiche der Volkssagen und -geschichten zu erweisen und eine genaue Vorstellung von ihrer Bedeutung beizubringen. Auch mache ich mir das zu nutze, was schon von anderen, besonders von Ristelhuber geleistet worden ist; ich citiere stets die Ausgabe von Baccini, da sie die zugänglichste und vollständigste ist. Der Kürze halber schreibe ich nicht die einzelnen Stücke ab, sondern verweise einfach, doch werde ich als Probe und zugleich um den Leser nicht zu zwingen mir bloss aufs Wort zu glauben und sich die Mühe des Vergleiches zu machen, zwei bereits von anderen wahrgenommene nicht zu bestreitende Versionen eines und desselben Stückes neben einander abdrucken, die sozusagen einen mathematischen Beweis bilden. Nicht oder doch nur sehr selten citiere ich Namen solcher, die diese oder jene Facetien nur abgeschrieben oder versificiert haben, wie z. B., Gabrielli in seiner Insalata mescolanza.

Hinter den Facetien stehen einige „Fragen und Antworten", sowie „moralische Sprüche": doch für diese gebe ich keine Varianten, denn sie stammen, wie Baccini bemerkt, nicht aus dem Geiste des Piovano, sondern sind wohl der Inbegriff oder besser das Ergebnis jener Erfahrung oder

jener Lebensübung, welche die antike Weisheit ab immemorabili auf uns vererbt hat. Den grössten Teil der Antworten und moralischen Sprüche, die dem Piovano beigelegt werden, findet man in verschiedenen Büchern des 15. und 16. Jahrhunderts wiederholt. Baccini teilt uns auch mit, dass Giovanni Papanti seit lange eifrigst an dem Material zu einer erläuternden Arbeit über die Facetien gesammelt habe, einer Arbeit, die indessen, so viel ich weiss, niemals erschienen ist. Ja nicht einmal Spuren von derselben scheinen sich nach der Auskunft, die ich von dessen Erben auf meine Nachfrage erhalten habe, unter seinen nachgelassenen Schriften vorgefunden zu haben.

Nunmehr wollen wir jedoch zu unseren kurzen Angaben übergehen:

No. 1. In biographischer Hinsicht von Bedeutung, da sie einige Notizen über den Vater des Piovano giebt: er hat sich vielerlei Irrungen zu schulden kommen lassen und ist arm in der Stinche, dem Florentiner Gefängnis, gestorben.

No. 3. Steht auch in der Cicalata sulle fave von Carlo Dati.

No. 4. Steht in Poggios Facetiae, herausg. von Sommaruga 1884, No. 144, S. 147: „Di un prete fiorentino che andò in Ungheria."

No. 5. Wird auch von G. B. Fagginoli und dem Abate Galiani erzählt: es verlohnt sich der Mühe sie in der letzteren Version mitzuteilen. Galiani hatte ein Notizbuch, in das er alle Tagesereignisse eintrug. Einst lieh der König Ferdinand IV. von Neapel jemandem, der nach Arabien ging, um Pferde anzukaufen, dreissigtausend Dukaten oder eine ähnliche Summe (so sagt man — wer weiss es?). Darauf schrieb der Abate hin, der König sei ein — Tropf, denn der Händler werde nicht wiederkommen. Das Papier entfiel aber seinen Händen und der König las es. Er zog den Abate zur Rechenschaft und fragte ihn, warum er so etwas geschrieben habe. — „O, hier ist nur specificiert worden." — Wenn er aber nun doch zurückkehrt? — „Dann werde ich Euch das Prädikat Tropf nehmen und ihm geben!" — Mit geringfügigen Variationen bildet diese Geschichte die No. 190 der Facezie e Motti dei sec. XV e XVI cod. ined. magliabechiano, Bologna, Romagnoli 1874, Heft 138 der von Papanti besorgten Curiosità, der in einer anderen Schrift (G. B. Passano e i suoi novellieri italiani in prosa etc., Livorno, Vigo 1878, S. 50—51) anmerkt, dass die dem Piovano zugeschriebenen Facetien doch nicht sämtlich Kinder seines Geistes seien und der vorliegende Schwank der ersten der drei Erzählungen entspreche, die in der 74. Novelle der Cento Novelle antiche (Text Borghini) enthalten seien und die uns auch der Spanier Don Juan Manuel (gestorben 1347) in seinem Conde Lucanor (Stuttgart, Imle und Liesching, 1839, 8°, Kap. VIII: De lo que conteció a un rey con un hombre que le decia sabia facer alquimia) erzählte. Der König, von dem in diesem Schwank die Rede ist, ist Alphons I. von Aragonien der Grossherzige, nach Antonio Panormita, Dicta et facta Alphonsi.

No. 6. Wird auch Faginoli zugeschrieben, und die folgende Nummer enthält eine noch immer im Volke lebendige Schnurre.

No. 8. Steht bei Poggio als No. 37, S. 46. Etwas ähnliches wird von einem Prediger erzählt, den man zwei Jahre hinter einander eingeladen, eine Lobrede auf den heiligen Joseph zu halten.

No. 10. Bédier, Fabliaux, Paris 1893, S. 408 merkt an, dass sich diese Facetie fast ganz so in den Nouv. contes à rire ou recréations françoises (Amsterdam 1741, S. 348): D'un qui déroba une pièce de toile, wiederfinde.

No. 17. Steht bei Papanti in den Facezie etc., No. 167, S. 100.

No. 18. Eine ähnliche Geschichte wird von dem Astronomen Plana erzählt, der einen lästigen Zuhörer zurechtwies (Imbriani, Appunti critici, Napoli, Morano 1878, S. 64—65).

No. 21. Steht in den Facezie von Carbone (Cod. ined. der Biblioteca Comunale von Perugia No. 21), No. 6 und 95, die nächstens von meinem Freunde, St. Prato, mit einer Einleitung veröffentlicht werden: „El Marchese de Mantoa cercava un capellano che dicesse messa da cavalchare. Dui se gli offersero: de li quali l'uno diceva che non si trovaria homo che la dicesse più presto di lui. L'altro rispose: Come la potresti dire più presto di me che non ne dico mai la metade?"

No. 28. Vgl. Croce, Primi contatti fra Spagna e Italia, Neapel, S. 22.

No. 31. Steht bei Bidpai, Fables, übersetzt von Galland und Cardonne (Paris 1788, 3 Bde., 12°) I, 77, und in dem Livre des Lumières von David Sahid, 1644, Kap. I, fol. 26.

No. 40. Es handelt sich hier um ein einfaches volkstümliches Sprichwort. Verwandter Art ist eines, das man in den zehn Tafeln venetianischer Sprichwörter liest.

No. 41. Steht bei d'Ouville, Les Contes: „Jugement subtil du duc d'Ossonne contre deux marchands."

No. 42. Steht in den Aventures de Til Ulespiègle, Übersetzung von Pierre Jannet nach dem Text von 1529, Paris, Picard 1866, Kap. LX: „Comment Ulespiègle escamota un rôti aux bouchers d'Erfurt."

No. 44. Bei Molière, Le Médecin malgré lui, Akt I, Sc. 6 ruft Sganerelle, der mit einer Flasche in der Hand auf die Bühne tritt, aus: „La, la, la . . . Ma foi, c'est assez travaillé pour boire un coup. Prenons un peu d'haleine. (Nachdem er getrunken.) Voilà du bois qui est salé comme tous les diables."

No. 48. D'Ouville, „Comparaison que fit un paisan."

No. 63. Die Beschwörung: „Nebbia, nebbia mattutina, | Che vien sempre la mattina, | Una tazza di malvagia, | Contra a te è vera medicina" ist, wie Rua gelegentlich bemerkt (Intorno alle P. N. dello Straparola, Torino, Loescher, 1890, S. 72), auch bei Ortenzio Lando, Commentario

de le più notabili e mostruose cose d'Italia, Venezia 1550, Bl. 8 zu finden.

No. 64. Ähnelt jener Novelle von Sacchetti, in der auf den Leichnam eines reichen Landmannes mit Namen Giovanni, den der Mönch spöttischerweise in Janni dello Barbagianni verwandelt, eine burleske Lobrede gehalten wird.

No. 65. D'Ouville: „D'un tailleur."

No. 66. Als Pendant kann folgendes Stück dienen: „Le petit père André avait prêché pendant tout le carême dans une ville où personne ne l'avait invité à dîner. Il dit dans son adieu: J'ai prêché contre tous les vices, excepté contre la bonne chère, car je ne sais pas comment l'on traite en ce pays-ci." Sermons facétieux ou ridicules, Paris, Delarue, 1835. 8°.

No. 68. Lorenz Magalotti erzählt die gleiche Novelle mit geringen Abweichungen in seinen Lettere Familiari, herausg. v. Cambriagi, 1769, S. 57. Auch ist sie von Joseph Valeriano Vannetti in seinen Rime burlesche, Roveredo 1757, und dem Bologneser Cesare Cavara unter dem Titel „I Gatti di Ansaldo, novella in ottava rima, Bologna 1866" (auch in der Zeitung Il segretario comunale. No. 13 desselben Jahres) in Verse gebracht worden. Sie steht ferner in den K. H. Märchen der Brüder Grimm unter No. 70: „Die drei Glückskinder." Auf englischem Boden sind einige Beziehungen zu der vaterländischen Geschichte von Wittington wahrzunehmen, der zur Zeit Eduards III., Heinrichs V. und der Schlacht bei Azincourt im Jahre 1415 infolge grosser Reichtümer, die er sich mit Hilfe der Katzen erworben, zum Ritter und Lordmayor von London ernannt wurde. Er war daher bis zum Jahre 1780 in grosser Uniform und mit einem Kater im Arme über dem Thor von Newgate dargestellt zu sehen. — Morrier behauptet, das Urbild der Erzählung in Indien gefunden zu haben. Vgl. Résie, Histoire et traité des sciences occultes, S. 43.

Einige leichte Berührungspunkte liessen sich auch feststellen mit der bekannten Novelle von der Frau, die in die Behausung der Katzen geht und dafür, dass sie ihnen Freundlichkeiten erweist, reich von ihnen belohnt wird, während ihre Schwester, die sich in der gleichen Erwartung zu ihnen begiebt, sie aber misshandelt, vollständig zerkratzt zurückkommt, vgl. De Gubernatis, Zoological Mythology, London 1862, II, S. 62; vgl. auch Tuscan Fairy Tales S. 218. In der Novellaja fiorentina von Imbriani, Livorno, Vigo 1877 trägt sie den Titel: La bella Caterina (XV, S. 202) und Nerucci, der sie mündlich aufgegriffen hatte, druckte sie in seinen Sessanta Novelle Montellesi (Firenze, Le Monnier 1880) V, S. 37 ab; Varianten werden jedoch nicht augemerkt. Vgl. in der erwähnten Novellaja auch die Nummern XIII und XIV. Die gleichen Ideen begegnen jedoch in der von Cosquin in seinen Contes populaires de Lorraine, Bd. II, 118 ff. unter No. 48 veröffentlichten Erzählung: La salade blanche et la noire, der anmerkungsweise zahlreiche vergleichende Angaben beigegeben werden. Zu diesen will ich einige unbedeutende Zusätze machen:

Perrault, Contes: Les fées; Basile, Pentamerone III, 10 u. IV, 7; Grimm, Kinder- und Hausmärchen, No. 24: Frau Holle und No. 13: Die drei Männlein im Walde; Proehle, Märchen für die Jugend, Halle 1854, No. 5; Chodzko, Contes des paysans et des pâtres slaves, Paris 1864, S. 315; Coelho, Contos populares portuguezes, Lisboa 1879, No. 36; Zingerle, Tiroler Kinder- und Hausmärchen, I, 1; II, 39; Kuhn und Schwartz, Norddeutsche Sagen, Märchen und Gebräuche, Leipzig 1848, No. 9: Das Mädchen im Paradies, S. 335; E. Meier, Deutsche Volksmärchen in Schwaben, Stuttgart 1852, No. 77; J. W. Wolf, Deutsche Märchen und Sagen, No. 38; Brueyre, Contes populaires de la Grande-Bretagne, Paris, Hachette, 1875, No. 6: Les trois têtes du puits (Hallivell's Nursery Tales, Angleterre) und Histoire abrégée du vieux livre des trois rois de Colchester; aus den Anmerkungen vgl. den Hinweis auf die schottische Version aus Tife, die den Titel: Le piuts du bout de monde hat und von Chambers entdeckt wurde. Zu vergleichen sind auch die zahlreichen Verweisungen auf fremdländische Novellen, die Brueyre im Anschluss an die obige Nummer liefert. Siehe ferner auch Kennedy, The Fireside Stories of Ireland, Dublin 1875, S. 33. In einer Ansiedlung zwischen dem Kaspischen und dem Schwarzen Meere hat man eine Geschichte ähnlichen Charakters aufgefunden, die in den Mémoires de l'Académie de Saint-Pétersbourg, Sér. VII. Bd. XVII, 1872, No. 8, S. 59 gedruckt steht. Eine weitere Version mit freilich ziemlich veränderten Zügen, die Mason im Journal of the Asiatic Society of Bengal, Bd. XXXIV, 1865, Teil II, S. 228 analysiert hat, hat man im fernen Osten bei den Kariaines in Birma angetroffen, eine fernere auch in japanischen Kinderbüchern, die A. B. Mitford, Tales of Old Japan, S. 249 übersetzt hat. Sodann hat man in Bengalen eine Erzählung ermittelt, die sich trotz ihrer Abweichungen augenscheinlich auf das vorliegende Sujet bezieht. Vgl. Lal Behari, Day No. 22. Es fallen jemandem, so oft er lacht, Rosen von den Lippen: Tuti-Nameh, Bd. II, S. 72. Vgl. auch Benfey, Einleitung zum Pantsch., S. 379—80 und Bd. I, S. 219. Zu vergleichen sind auch: Manuel Milà y Fontanals, Observaciones sobre la poesia popular, Barcellona 1853, S. 177; Maspos y Labrós, Lo Rondallayre, I, 97: La fillastra; II. Serie. S. 101: Las germanastras; Madlle. Lhéritiers, Contes des fées: Enchantement de l'éloquence; Mme. Le Prince de Beaumont, Contes des fées: La veuve et ses deux filles; C. Deulin, Les contes du roi Cambrinus: Méquennes de Marie aublé; Asbjörnsen et Moe, Popular Tales from the Norse, ins Engl. übersetzt v. Dasent. S. 103: The Two Step-Sisters und Bushy Bride; Hahn, Gr. u. Alb. M. No. 28; Cavallius und Stephens, Svenska Folk-Sagor och Aefventyr, ins Englische übersetzt von Thorpe, — vgl. die Märchen: die Prinzessin, die dem Wasser entsteigt, Lilla Rosa und Long Leda; die junge Svanhvita

und die junge Räfrumpa; der goldene Ring und der Frosch; die schöne Hirtin und der Blumenkranz; — Brueyre, Les trois oeufs, conte pop. creole, in d. Mélusine I. No. 2. Über eine kaffrische Erzählung, in der das Thema ein wenig verändert entgegentritt, s. Folk-Lore Journal (herausg. vom Ausschuss der Gesellschaft für südafrikanische Volkskunde und begründet von dem verstorbenen Dr. Bleek) Heft I und vgl. hierzu De Gubernatis, Mitol. comp., Milano, Hoepli, 1880, Anhang: Miti ario-africani, S. 129—131; Bladé, Contes populaires recueillis en Agénais etc., Paris, Joseph Baer, No. 3: Les deux filles, nebst den vergleichenden Anmerkungen von R. Köhler S. 149; Deulin, Les Contes de Ma Mère l'Oye avant Perrault, Paris, E. Dentu, 1879, S. 229: Les fées v. Perrault und die der Erzählung folgenden vergleichenden Anmerkungen; Hyacinthe Husson: La chaine traditionelle, Contes et légendes au point de vue mythique, Paris, A. Franck 1874. Bd. IV, S. 11—14 (mit mythologischen Beobachtungen über das obige Märchen von Perrault und einigen Hinweisen auf fremdländische Varianten); Thomas Frederic Crane, Italian popular Tales, London, Macmillan and Company 1885, Notes, Fairy Tales Cap. II, (Fairy Tales continued), S. 346, No. 2; Schneller, Märchen und Sagen aus Wälschtirol, No. 7 u. 8; Pitrè, Fiabe, racconti, novelle, No. 62—63; Finamore, Tradiz. pop. abruzzesi, No. 48; De Nino, Fiabe abruz. No. 18; T. Gradi, Vigilia di Pasqua di Ceppo, S. 20; F. Corazzini, Componimenti minori della lett. pop. ital., S. 409; Pitrè, Novelle toscane, Firenze, Barbera 1885. No. 8. Eine livorneser Variante mit dem Titel „Mamma don-don, la coda dell'asino pendolon", befindet sich unter der noch unedierten Sammlung meines Freundes Prato, dessen seltener Liebenswürdigkeit ich eine Anzahl dieser Notizen verdanke. Auch steht sie bei De Gubernatis, Le novelline di Santo Stefano di Calcinaja, No. 1; s. auch Bernoni, Fiabe e novelle pop. veneziane, No. 19. Zu einer piemonteser Version vgl. A. Wesselofsky, Introduzione alla Novella della figlia del re di Dacia, Pisa 1866, S. 29 — u. s. w.

No. 71. Steht in den schon citierten Facezie e Motti von Papanti, No. 173 und No. 267.

No. 77. Weidner, Teutscher Nation Apophtegmata IV, 263 spricht von einem Spassmacher des Königs Alphons, dessen Namen er nicht nennt; die Schnurre aber, die er ihm beilegt, ist die fünfte vorliegender Sammlung.

No. 83. Findet sich bei B. Waldis, Esopus IV, 98: Wie ein Dorfpfaff die Bauern straft. Kurz bemerkte dazu: „vermutlich nach mündlicher Überlieferung."

No. 89. Steht mit geringen Abweichungen bei Vottiero, Lo specchio de la Cevertá etc., Napoli 1789, No. 9; übertragen und neu bearbeitet hat diese Facetie Somma, Cento racconti etc., Napoli De Feo 1882, No. 121. (Vgl. meine Schrift: Un fonte dei „Cento racconti" etc., Nap. Priore, 1892).

No. 91. Begegnet unter den Erzählungen des Barfüsser Johann Pauli, Schimpf und Ernst und bei Fregoso, Riso di Democrito e pianto di Heraclito, Mailand 1500, 4° (ins Französische metrisch übersetzt v. Michel d'Ambroise, Paris 1547): Farò come colui che la piscina etc. Auch Gozzi hat diesen Schwank erzählt.

No. 93. Zum Ursprung vgl. Ysopet I, 62 bei Robert, Fables inédites 1825, I, 100; Anon. vet. ined. (Hs. 7616 der Bibl. nat.) 62 bei Robert, I, 99; Fabeln aus den Zeiten der Minnesinger, Zürich 1757, 8°, 70; Nicola Pergamino, Dialogus Creaturarum, Goudae 1480, folio, 80; Abstemius 195. — Nachahmungen: Faerno 1564, 63; Verdizotti, Cento favole, Venetia, Zileti 1570, 4°, No. 32; Pavesio, Il Targa che contien 150 favole, Venezia 1576, 16°, I; J. Regnerius 1663, Teil I, No. 1; Benferade, Fables d'Ésope en quatrains, Paris 1678, 12°, 103; Pitrè, Fiabe e Leggende, vol. unico, Palermo 1888, No. 118, S. 391. Auch metrische Umarbeitungen erfuhr diese Facetie, und zwar von Seiten Fagiuolis, Pignottis (in Terzinen) und Venerando Gangis (im sicilianischen Dialekt).

(Schluss folgt.)

Glockensagen und Glockenaberglaube.

Von **Paul Sartori**.

(Fortsetzung.)

4. Die Ursachen des Versinkens der Glocken.

Die rückwärts dichtende Phantasie hat natürlich nach Gründen gesucht, aus denen die Glocken ins Wasser oder in die Erde geraten sind. Es wird sich herausstellen, dass auch diese Erzählungen in manchen Fällen ihren Ursprung in meteorischen Erscheinungen haben.

Oft versinken die Glocken, wenn sie von einem Ort zum andern gebracht werden sollen: Knoop, Sagen a. d. östl. Hinterpommern, 40. 107 f. Birlinger, Volkst. a. Schw., I, 144. Müllenhoff, Schl.-H. Sag., 118. Pfister, Sag. etc. a. Hessen u. Nassau, 87 f. Afzelius, Schwed. Volkssag., III, 210. Revue des tradit. pop. VIII, 220 f. Sébillot, Légendes etc. de la mer, I, 205 f. II, 271 f.

Als der Grund solcher Ortsveränderung wird häufig Entführung durch Feinde oder Räuber angegeben. Es ist selbstverständlich nicht im geringsten zweifelhaft, dass im Mittelalter die Kirchenglocken vielfach wirklich ein Opfer der Raubgier plündernder Soldaten gewesen

sind.[1]) Aber aus manchen Zügen der folgenden Sagen scheint doch mit hinlänglicher Deutlichkeit hervorzugehen, dass sie in vielen Fällen wenigstens in meteorischen, auf einen irdischen Schauplatz versetzten und an Ereignisse der Wirklichkeit angelehnten Vorgängen ihre letzte Wurzel haben.[2])

Die Schaalbyer stehlen eine Glocke von Haddebye. Als aber das Boot in die Borgwedeler Breite kam, versank es samt dem Raube: Müllenhoff, Schl.-H. S., 118. Seeräuber stehlen am Ostermorgen die Glocke von Neukirchen. Da nun der dortige Kapellan das Fest nicht mehr einläuten konnte, so betete er es ein und zwar so inbrünstig, dass die Glocke den Händen der Räuber entfiel und in das Siel versank: Ebda. Ähnliches wird vom holländischen Nijkerk erzählt: Heims, Seespuk, 69. Geraubte Glocke versinkt im Eise: Müllenhoff a. a. O., 119. U. Jahn, Pommersche Sag., 243.[3]) Anderes: Panzer, Beitr., I, 127. Schönwerth, A. d. Oberpfalz, II, 122 f. Strackerjan, Abergl. a. Oldenburg, II. 170. 231. 245. Sébillot, Légendes etc. de la mer, II, 273 f. 298. Die Glocke von Port-Blanc stürzte sich selbst ins Meer, um nicht englischen Freibeutern, die sie geraubt hatten, zu gehören: Sébillot a. a. O., I. 205 f. Ebenso „springt“ eine von Schweden geraubte Glocke in den Main: Herrlein, Sag. d. Spessart, 18. Ein Dieb stahl die Glocke zu Gramm. Als er aber damit über eine Au fuhr, zerbrach der Wagen[4]) und die Glocke versank so tief, dass sie nicht wiederzufinden war: Müllenhoff, Schl.-Holst. Sag., 118. Die Neuenbroker entführen die Glocke zu Oldenbrok nachts auf einem Wagen mit sechs Pferden. Da brachen ihnen mehrere Stränge, und die Verfolger waren ihnen auf den Fersen. In der Not rissen sie den Pferden die Haare aus den Schwänzen, banden damit die Stränge an einander[5]) und kamen

1) Siehe darüber Otte, Glockenkunde, 51. Gaidoz in der Mélusine, III, col. 67. Eisel, Sagbch. d. Voigtlandes, 304. In Moscherosch' Gesichten Philanders von Sittewald, II, 6 (in der Ausgabe von Boxberger, S. 271) nennt ein Mönch die Soldaten seiner Zeit u. a. in campanis auferendis expeditissimi. Vgl. Ebda. II, 3 (Boxberger 234).

2) Als ich in der Zeitschr. d. Vereins f. Volkskde., V, 426. 433 f. in den interessanten Sammlungen von Wossidlo las, wie das mecklenburgische Volk Naturvorgänge an bestimmte Ortschaften anknüpft, wurde ich lebhaft an diese Glockensagen erinnert. Wenn es z. B. ebenda 323 vom Gewitter heisst: „De Röbelschen sünd de Kegelkugel weglopen“, so kann und wird man wohl auch einmal gesagt haben: ihnen sind die Glocken gestohlen.

3) Das Eis in diesen Sagen kann den unter ihm erklingenden, für Glockenton gehaltenen Geräuschen, von denen schon früher die Rede war, sein Dasein verdanken, es kann aber auch ein Symbol für Luft und Wolken sein: Ztschr. d. Ver. f. Volkskunde, IV, 284. 330, Anm. 1.

4) Gewittervorgänge als Zerbrechen des Wagens gefasst: Schwartz, Urspr. d. Myth., 6. 245. E. H. Meyer, German. Mythol., 281. Wie hier der Wagen mit der Glocke, so erscheint anderswo ein Wagen mit Kesseln als Symbol der Gewitterwolke: Meyer a. a. O., 205. 239; vgl. 89.

5) In der ursprünglichen Gestalt dieser Sage werden die Pferdehaare wohl eine ähnliche Verwendung gefunden haben wie in der folgenden: Die Einwohner von Hoyer wollten einst die Glocken von Keitum stehlen. Deswegen banden die Keitumer Kirchenvorsteher einen Zwirnsfaden oder, wie andere sagen, ein Pferdehaar um den Klöpfel, so

glücklich weg: Strackerjan a. a. O., II, 241. Die Glocke von St. Wendel will man auf einem mit einem starken Hagen (Stier) bespannten Wagen nach St. Georg führen. Unterwegs bricht etwas, und der Wagen mit der Glocke rollt den Berg herunter und versinkt mit dem Hagen und dem Fuhrmann in einen Teich. Alle Jahre um Winterfrohnfasten hört man diesen Hagen bei Nacht aus dem Abgrund brummen: Birlinger, Volkst. a. Schw., I, 143 f. Am deutlichsten ist die Gewitterscenerie noch in der folgenden Erzählung erkennbar: Die Sachsenburger wollen die Wurchower Glocken stehlen. Die Wurchower jagen nach und treffen die Räuber auf dem Virchowsee. Es entstand ein grosser Streit.[1]) Darüber wurde keiner gewahr, dass ein schweres Wetter heranfzog, und wie da nun um der Glocken willen Blut floss, fuhr der Blitz zwischen ihnen nieder, dass sie alle samt den Glocken versanken. Die Glocken hört man noch jetzt in der Johannisnacht: Knoop, Sagen a. d. östl. Hinterpommern, 140. Vgl. Jahn, Volkssagen aus Pommern, 246.

Mitunter versenken oder vergraben auch Feinde oder Räuber die Glocken absichtlich: Birlinger, Volkst a. Schw., I, 145. Seyberth, Progr. d. Gymn. zu Wiesbaden, 1872, 11. Wolf, Niederl. Sag., 624. Strackerjan, Abergl. etc. a. Oldenburg, II. 231.

Oder man versenkt die Glocken, um sie vor Feinden zu sichern. Die Dobbertiner Glocken werden in den See versenkt, um sie vor den Heiden zu sichern. Später kann man sie nicht wiederfinden. Doch sah man sie noch öfters mittags auf der Oberfläche schwimmen: Bartsch, Meckl. Sag., I, 376.[2] Ähnlich: Russwurm, Sag. a. Hapsal etc., 41; vgl. 66.

Sehr oft ist es der Teufel, der die Glocke ins Wasser oder in die Erde geworfen hat. Namentlich ungetaufte Glocken trifft oft dieses Schicksal. Vgl. Wolf, Niederl. Sagen, 561. 562 f. Dtsche Märch. u. Sag., No. 321. Kuhn, Westf. Sagen, I, 343; vgl. 251. Grimm, Dtsche Sagen, I, No. 202. Strackerjan, Abergl. etc. aus Oldenburg, I, 246. Montanus, Vorzeit d. Länder Cleve-Mark, I, 173. Ztschr. d. Aachener Geschichtsver., XIV, 79 f. Auch in diesen Sagen tritt die Sturm- und Gewitterscenerie noch öfters zu Tage. Während eines schrecklichen Unwetters entführt der Teufel die Meldener Glocken und wirft sie in die Schelde. Wolf, Niederl.

dass die Hoyringer glaubten, die Glocke sei gesprungen, und sich nicht länger Mühe darum gaben: Müllenhoff, Schl.-H. Sag., S. 117. Vgl. auch Ztschr. f. d. dtsche Myth., II. 227 f. Otte, Glockenkunde, 171, Anm. 1. Der die Glocke umschliessende Faden, der im irdischen Rechtsgebrauche Besitzergreifung ausdrückt, scheint hier den Blitz zu bedeuten. Vgl. auch den früheren Abschnitt über die gebannten Glocken.

1) Über die mythische Auffassung des Gewitters als Kampf und Streit s. Ztschr. d. Vereins f. Volkskde, IV, 288.

2) Andere Sagen von Gegenständen, die in Kriegszeiten versenkt sind und später nicht wiedergefunden werden: Bartsch, M. S., I, 106 (Kanonen), 250 (silberne Abendmahlskanne, die am Johannistag wieder emporsteigt). Panzer, Beitr., I, 25 (Goldader). Vgl. auch Gaidoz in der Mélusine, III, col. 67 f.

Sag., 666. Ebda. 562 fährt der Teufel selbst, der das Tönen einer Glocke bis dahin verhindert hat, in Gestalt eines grossen, schwarzen Klumpens aus dem Turm und in die Erde hinein. — In Laer kommt während einer Kirmes plötzlich ein schweres Gewitter heraufgezogen. Da sah man hoch oben am Turme helle Feuerflammen, und am Schalloch stand mitten im Sturmesbrausen der Böse, schwang die Glocke mit mächtiger Gewalt hin und her und schleuderte sie dann in den Mühlenteich; Grässe, Sagenbuch d. preuss. Staates, II, 853 f. Die Glocken von Damme reisst der Teufel aus dem Turm dat se schüddeden, flog damit durch die Luft dat et brusde und schmiss sie in die deipen pöhle: Kuhn, Westf. Sag., I, 23. Vgl. Grässe a. a. O., II, 858. Einen Fuhrmann, der eine Glocke über einen Berg fahren will, schleudert der Teufel samt Wagen und Glocke über den Berg in den See: Bartsch, Meckl. Sag., I, 378. Ein Bauer lässt für eine von ihm gestiftete Kapelle vom Teufel eine Glocke holen. Der Teufel kam mit der Glocke über den Bodensee, als ihm St. Petrus in der Luft begegnete, sie ihm entriss und in des Sees Grund warf. Der Teufel fing an zu suchen, es entstand dadurch ein furchtbarer Sturm auf dem Wasser. Er muss aber eine neue holen: Birlinger, Volkst. a. Schw., I, 272; vgl. Meier, Schwäb. Sagen, I, 157. Aus einem Gewittervorgange erklärt diese Sage schon H. Meyer, Germ. Mythol., 148.

Am häufigsten sind wohl die Sagen, in denen die Glocke samt dem Ort, der Kirche oder dem Kloster, dem sie gehörte, versunken ist. Es ist längst erkannt, dass diese Sagengruppe eine der vielen Gestaltungen bildet, in denen die Volksphantasie einen Gewittervorgang verkörpert hat und die nach ihrer irdischen Lokalisation durch Nebelerfahrungen lebendig gehalten werden. Vgl. W. Schwartz, Urspr. d. Myth., 262 ff. D. poet Naturansch., II, 163, Anm. Laistner, Nebelsagen, 119. 173. 255. 283. 306.[1]) Der Streizigsee überschwemmt das Kloster Marienthron. Das Wasser steigt immer höher, während die beiden Glocken die Lüfte mit feierlichen Tönen erfüllen: Knoop, Sagen a. d. östl. Hinterpommern, 136. Vgl. noch Meier, Schwäb. Sagen, 296. Bartsch, Mecklenb. Sagen, I, 292. 368. 373. Jahn, Pommersch. Volkssag., 147. 152. 180. 188. 194. 201. 204. 211. 229. 257. Kuhn, Westf. Sag., I, 28. 166. Märk. Sag., 81. 108 f. 141. Am Ur-Quell, III, 318. Grohmann, Sagen a. Böhmen, 91. Pröhle, D. Sag., 98. Grässe, Sagbch. d. preuss. Staat., I, 680. II, 55. Pfister, Sag. a. Hessen u. Nassau, 88. Müllenhoff, Schl.-H. Sag., 543. Tettau u. Temme, Volkssag. Ostpreuss.,

---

1) Eine Umfrage über versunkene Städte etc. beginnt Revue des tradit. popul. V, 483. Vgl. auch Globus, 68. 221. Ein schönes Beispiel giebt Kuhn, W. S., I, 169 f. Einer Stadt auf dem Berge Almerich bei Müsen ist der Untergang prophezeit. Am Abend rötet sich der Himmel. Die Kühe kamen von der Trift. Die „Einschelle" (d. i. die grösste Schelle) sauste fürchterlich. Je näher, je stärker warf sie der vor der Herde tosende Wolf, dat et suste. Vgl. dazu die Deutung von Laistner, Nebelsag., 24 f. und Montanus, Vorzeit d. Länder Cleve-Mark etc., I, 218 f.

186. 228 f. 241. Revue des tradit. pop., VI, 293. 582. 747. VII, 211. 273. 559 f. 754. Das von Heiden angezündete Kloster bei Schönlanke versinkt unter furchtbarem Gewitter in den See: Tettau u. Temme a. a. O., 240. So hat sich die ursprüngliche Gewitterscenerie auch sonst noch gelegentlich in den Sagen erhalten. Vgl. z. B. Alpenburg, Dtsche Alpensagen, 141. Wolf, Niederl. Sag., 384. Müllenhoff, Schl.-H. Sag., 166. Als die Kapelle auf dem Revekohl abgebrochen wurde, rollte die Glocke den Berg hinunter in die Lupow: Knoop a. a. O., 70 f.[1])

Öfters hat eine Glocke aus irgend einem Grunde von selbst ihren Ort verlassen und ist durch die Luft in irgend ein Gewässer oder in die Erde „geflogen". Vgl Grässe, Sagenbuch d. preuss. Staates, I, 222. Kuhn, Westfäl. Sagen, I, 121. 275. Jahn, Pommersche Volkssag., 255 f. Reusch, Sagen d. preuss. Samlandes, 24. Seifart, Sag. a. Hildesheim, II, 79 f. Strackerjan, Abergl. etc. a. Oldenburg, II, 212. Baader, Neuges. Volkssag. aus dem Lande Baden, 7. Grohmann, Sagen aus Böhmen, 268. Veckenstedt, Myth. d. Zamaiten, II, 184 f. Namentlich ungetaufte Glocken: Weddigen u. Hartmann, Sagenschatz Westfalens, 27. Kuhn, Westf. Sagen, I, 16. 216. Kuhn u. Schwartz, Nordd. Sag., No. 355. Schambach-Müller, Niedersächs. Sagen, 56 ff. (S. 57 weht die Glocke zu Grone in der Nacht bei einem furchtbaren Sturmwind in die Erde). Jahn, Pommersche Sag., 256. Reusch a. a. O., 84 f. Curtze, Volksüberlief. aus Waldeck, 233 f. Oder auch eben getaufte: Schulenburg, Wendische Volkssag., 34 f. Reusch a. a. O., 84. Der Schlägel einer Turmglocke fällt herunter, bohrt sich tief in die Erde und sinkt auch jetzt noch immer tiefer hinein: Grohmann, Sag. a. Böhmen, 270. Beim Brande von Alt-Rhoden flogen die Glocken durch die Luft in eine Wiese: Curtze a. a. O., 234. Ähnliche Sagen vom Brande einer Kirche: Jahn, Pommersche Sagen, S. 247. Knoop a. a. O, 20. 102.[2])

Merkwürdig ist eine selbst in Einzelheiten den mancherlei deutschen Sagen auffallend ähnliche japanische Erzählung bei Brauns, Japan. Märch. u. Sag., 288.

---

1) Glocken stürzen von der Höhe eines Berges in die Dordogne: Revue des tradit. pop., VI, 582. Wagen mit Stier und Glocke rollt den Berg hinunter: Birlinger, Volkst. a. Schw., I, 143 f. Vom Schatzberg bei Wertingen sah man oft ein Fass ins Wasser rollen. Auch glänzend weisse Tücher sah man dort: Panzer, Beitr., II, 144. Das können Nebelsymbole sein, aber der Berg, den die Glocken hinabrollen, ist doch wohl ursprünglich der Gewitterberg. Vgl. Laistner, Nebelsagen, 246 f. und Register 355.

2) Verbreitet ist der Glaube, dass die Kirchenglocken am Gründonnerstag durch die Luft nach Rom fliegen, um dort Ostereier zu holen. Am Samstag vor Ostern kehren sie zurück und werfen die Eier beim Vorüberfliegen zum Turm in das Gras, wo die Kinder sie suchen: Zeitschr. f. d. dtsche Myth., I, 175 (Brabant). Ebda. III, 31 (Lesachthal in Kärnthen). Birlinger, Volkstüml. aus Schw., I, 151. Sébillot, Cont. popul. de la Haute-Bretagne, 235. 236. Revue des tradit. pop., VII, 206. Otte, Glockenkunde, 178 f. In Böhmen werden die Glocken der katholischen Kirchen von Mittwoch bis Samstag der Karwoche nicht geläutet. Sie gehen dann nach Rom, um vom Papst geweiht zu werden. Die Schulknaben vertreten sie dann mit Hämmerchen, Knarren und anderen Lärmwerkzeugen: Reinsberg-Düringsfeld, Festkalender a. Böhmen, 118.

Zum Schluss dieses Abschnitts seien noch einige leicht vermehrbare Beispiele von anderen versunkenen Dingen angeführt, die die Gewitternatur der hier behandelten Sagen weiter zu bestätigen geeignet sind. Für die mit ihrem Schlosse versunkenen und gelegentlich emporsteigenden Jungfrauen seien hier nur erwähnt: Panzer, Beitr., I, 34. 36. 43. 46 f. 49. 52. 75. 77. II, 138. 139 f. 148. Schambach-Müller, Niedersächs. Sag., 76. Unter ähnlichen Umständen wie die Glocken versinkt eine goldene Wiege im Tressower See: Bartsch, Meckl. Sagen, I, 264 ff.[1]) Über versunkene Wagen s. Schambach-Müller a. a. O., 61.[2]) In dem im Hügel Sandau bei Landsberg versunkenen Schloss liegt ein goldner Pflug: Panzer, Beitr., I, 53.[3]) Nach dem Plöner Schloss wirft der Teufel mit einem Hammer, der auf einer Koppel so tief in die Erde dringt, dass er eine Wasserkuhle bildet, die noch heute die Hammerkuhl heisst: Müllenhoff, Schl.-Holst. Sagen, 268.[4])

5. Die Sagen von den durch Schweine ausgewühlten Glocken.

Von Glocken, die durch Schweine zufällig aus der Erde gewühlt sind, berichten z. B. Kuhn, Westfäl. Sagen, I, 166 f. 335. Kuhn u. Schwartz, Nordd. Sagen, No. 266. Tettau u. Temme, Volkssagen Ostpreuss., 227. Schambach-Müller, Niedersächs. Sagen, 55. Wolf, Beitr. z. d. Myth., II, 294. Eisel, Sagbch. d. Voigtlandes, 302 f. Bartsch, Meckl. Sagen, I, 374. Jahn, Volkssagen a. Pommern, 209 f. 223. Schulenburg, Wendische Volkssagen, 290 f. Wend. Volkstum, 7. Waldmann, Progr. d. Gymn. Heiligenstadt, 1864, 22 f.[5])

Häufig werden die Glocken aus einem Berge[6]) ausgewühlt: Pröhle, Unterharz. Sagen, No. 289. 440. Panzer, Beitr., I, 314. II, 183. Kuhn, Westfäl. Sag., I, 166 f. Märk. Sag., 12. 108. Grässe, Sagbch. d. preuss. Staates. I, 457. Witzschel, Sag. etc. a. Thüringen, II, 59. Oder auch aus

1) Über die goldenen Wiegen überhaupt siehe namentlich Bartsch, I, 261 ff. Kuhn, Westf. Sag., I, 300 f. Über ihre Gewitternatur: Schwartz, Urspr. d. Myth, 235 ff. Meyer, Germ. Myth., 90. In einem versunkenen Schloss bei Einbeck ist eine goldene Wiege. Zu Zeiten tönt auch das Geläute der Glocken aus der Tiefe hell herauf: Ztschr. f. d. dtsche Mythol., II, 109.

2) Wagen als Symbol der Gewitterwolke: Meyer, German. Mythol., 90. Bei Schambach-Müller a. a. O., 61 rollen die Wagen ebenso wie gelegentlich die Glocken vom Berge herab in die Tiefe.

3) Über die Pflugschar als Blitz: Meyer, Germ. Myth., 90. 137. 290.

4) Über den Hammer als Blitzsymbol s. Meyer a. a. O., Reg. 321.

5) Eine der ältesten Glocken, die einst der Cäcilienkirche zu Köln angehörte, hat nach einer solchen Sage im Volksmunde den Namen „Saufang“: Otte, Glockenkunde, 69. Vgl. Wolf, Dtsche Märch. u. Sag., No. 451. Die Glocke des oberbairischen Dorfes Dressling heisst „Sauglocke“: Panzer, Beitr., II, 548; vgl. Meier, Schwäb. Sagen, I, 290. Sonst bedeutet die Redensart „die Sauglocke läuten“ so viel wie: unziemliche Reden führen. Vgl. z. B. Seb. Brants Narrenschiff, Kap. 72.

6) Über Schweine im Berge siehe Kuhn, Westf. Sagen, I, 327 ff. Im Wasser: Jahn, Volkssag. a. Pommern, No. 182. 195. Goldene Sau im Brunnen: Panzer, Beitr., I, 19.

einem Sumpf oder Teich: Wolf, Dtsche Märchen u. Sagen, No. 440. Panzer a. a. O., II, 183. Montanus, Vorzeit d. Länder Cleve-Mark etc., I, 173. Haupt, Sagbch. d. Lausitz, II, 146.

Es ist ja längst erkannt, dass wir in allen diesen Sagen die Darstellung eines Gewittervorganges haben. „Die Sau ist „das im Wirbelwind und leuchtenden Blitz wühlende und seine Hauer leuchten lassende Gewitterschwein, welches die Donnerglocke aufwühlt“: Schwartz, Urspr. d. Myth., 264. Meyer, German. Myth., 102 f. Laistner, Nebelsagen, 279 f.

Die meisten der folgenden Einzelheiten werden die Richtigkeit dieser Erklärung noch deutlicher erweisen.

Nicht selten wird betont, dass die Glocke an der Stelle einer untergegangenen Burg oder Ortschaft gefunden sei, deren Gewitternatur oben erörtert ist. Vgl. Wolf, Hess. Sagen, 127 f. Grässe, Sagenbuch d. preuss. Staates, I, 457. Witzschel, Sagen a. Thüringen, II, 59. Eisel, Sagbch. d. Voigtlandes, 276.

Mitunter entsteht ein Streit um die gefundene Glocke: Wolf, D. M. u. S., No. 450. Wolf, Hess. Sag., 127. Lynker, Hess. Sag., 145. Firmenich, Germaniens Völkerstimmen, II, 148 f. (Bibra im Hennebergischen). Pröhle, Unterharz. Sagen, No. 364. In der zuletzt angeführten Sage wird hinzugefügt, dass an der Stelle, wo die Glocke ausgewühlt wurde, eine Quelle entsprungen sei. Wir dürfen wohl auch in jenem Streit die Darstellung eines Gewittervorganges sehen. Vgl. den früheren Abschnitt von den gestohlenen Glocken und Zeitschr. d. Ver. f. Volkskunde, IV, 288 f. In der emporsprudelnden Quelle würden wir dann den Gewitterregen zu sehen haben. Und das ist auch wohl der letzte Ursprung der Sagen von den durch Schweine eröffneten oder aufgefundenen Quellen überhaupt. Vgl. Kuhn u. Schwartz, Nordd. Sagen, 223. Rochholz, Aargausagen, I, 17 f. Knoop, Volkssagen a. d. östl. Hinterpommern, No. 185. Müllenhoff, Schl.-Holst. Sag., 105 f.[1])

Gelegentlich wird der kräftige Klang der ausgewühlten Glocke hervorgehoben. Die von Wildebern am Ufer des Eberbaches ausgewühlte Glocke von Haueneberstein hörte man zwölf Stunden weit: Wolf, Beitr., II, 294. Auf die von einem Schweine locker gewühlte Glocke von Harle stösst ein Hirt mit seinem Stock und vernimmt einen hellen Klang wie von Metall: Lynker, Hess. Sag., 145.[2])

1) Der hier erwähnte Flensburger Brunnen, der einst von einem Schwein aufgewühlt werden wird, ist zugleich Kinderbrunnen. Es sei bei dieser Gelegenheit daran erinnert, dass auch die Glocke zuweilen mit dem Kinderbrunnen in Verbindung gebracht wird. Aus dem Glockenborn zu Twiste holt der Storch die kleinen Kinder: Curtze, Volksüberl. a. Waldeck, 197. Vgl. Lynker, Hess. Sag., 17. 74. 75.

2) Der Stock des Hirten ist wohl der Blitz. Übrigens glaubte man aus dem Klange der Glocken oft zu hören, dass sie an ihre Ausgrabung durch Schweine erinnern. Vgl. Panzer, Beitr., II, 183. 419. Schulenburg, Wend. Volkssag., 290 f. Kuhn, Märk. Sag., 12. 108. Waldmann, Progr. d. Gymnas. zu Heiligenstadt, 1864, 22 f. Grässe, Sagenbuch d.

Die eben erwähnte, weithin klingende Glocke von Haueneberstein wollten die Strassburger haben. Da schlugen die Dörfler einen Nagel hinein, und dadurch verlor die Glocke viel von ihrem Klange: Wolf, D. Märch. u. Sagen, No. 450.[1])

Im Nunnenthal am Wolsberg wühlte ein Eber eine grosse Glocke aus, die mit „Hafer“ angefüllt war: Panzer, Beitr., II, 182. Wir dürfen wohl in diesem Hafer den Hagel der Gewitterwolke erkennen.[2])

Ein Schweinehirt in der Gegend von Stendal fand eine Sau seiner Herde in einem tiefen Kessel liegen, in welchem sie Junge geworfen hatte. Als er sie herausnahm, erkannte er, dass es eine schöne Glocke sei: Kuhn, Märk. Sagen, S. 11. Vgl. die von einer Sau mit zehn Ferkeln ausgewühlte Glocke bei Pröhle, Harzsagen, 195.[3])

Auch in dieser Sagengruppe finden wir häufig den bei der Besprechung der gebannten Glocken erwähnten Zug, dass die ausgewühlte Glocke durch Draufwerfen oder Festbinden dem Finder gesichert wird. Auf die von einem Schwein aus dem Adlersberg gewühlte Glocke wirft der Hirt etwas und gräbt sie dann erst vollends aus: Grässe, Sagenbuch d. preuss. Staates, I, 457. Oder ein Mädchen bindet die Glocke mit ihren Haaren: Waldmann, Progr. v. Heiligenstadt 1864, 22 f. Oder mit ihrem Haarband: Pröhle, Harzsag., 195. Schambach-Müller, Niedersächs. Sag., 55 f. (damit sie nicht wegfliege). Panzer, Beitr., II, 418 f.

Nicht ohne Bedeutung sind auch wohl die Bemerkungen, die gelegentlich über die Heimführung der Glocken gemacht werden. Die auf dem Kindelberg bei Krombach ausgewühlte Glocke (Kuhn, Westf. Sag., I, 166 f.) führt der Hirt „auf Weidenbüschen“ heim: Firmenich, Germaniens Völkerstimmen, I, 519.[4]) Im übrigen wird manchmal berichtet, dass ein blinder Gaul die Glocke heimzieht (Firmenich a. a. O., II, 148 f. Lynker, Hess.

preuss. Staat., I, 457. Firmenich, Germaniens Völkerstimmen, II, 148 f. Tettau u. Temme, Volkssag. Ostpreuss., 227. Pröhle, Harzsagen, 195. Witzschel, Sag. a. Thüringen, II, 59. Schambach-Müller, Niedersächs. Volkssagen, 55.

1) Der Gewittervorgang wird öfters dargestellt, als werde etwas verkeilt: Schwartz, Poet. Naturansch., I, 84 f. Meyer, German. Mythol, 137. 208 f.

2) Graupen-Hagel: Laistner, Nebelsagen, 323. 332; vgl. 325. Bei Schambach-Müller a. a. O., 115 f. kommt ein Hirte in einen Berg und sieht hier vielen Hafer liegen, um den eine Menge Schweine herumstanden und frassen. Er nimmt einen Stein mit, der zu Gold wird. Vgl Lynker, Hess. Sag., 8. Roggen, Weizen, Gerste, Flachsknotten in Schatzsagen: Panzer, Beitr., I, 183. Pröhle, Harzsag., 5. Lynker a. a. O, 79. 92 f. 80. Schmitz, Eifelsagen, 9. Meier, Schwäb Sagen, 51.

3) Ein aufsteigendes Sturmgewölk heisst eine „Moore“ (Muttersau) mit 7 Jungen: Meyer, German. Myth., 102. Schwein mit Ferkeln noch: Pröhle, Unterharz. Sag., No. 222. Birlinger, Volkst. a Schw., I, 113 f. Henne-Am Rhyn, D. dtsche Volkssage, 301. Kuhn, Märk. Sag., 56. Witzschel, Sagen a. Thüringen, II, 109.

4) Ist zu diesen Weidenbüschen die Untersuchung von Laistner, Nebelsagen, 331—333 heranzuziehen? Danach wäre wîda – wîhida = Wirbelwind. Vgl. aber auch Mannhardt, German. Myth., 524 ff.

Sagen, 145. Eisel, Sagenbuch d. Voigtlandes, 302 f.) oder auch zwei blinde weisse Pferde: Wolf, Hess. Sagen, 127 f.

Endlich sei nicht übergangen, dass auch von anderen (Gewitter-)Tieren Glocken ausgewühlt werden, von einer Geiss (Henne-Am Rhyn, D. dtsche Volkssage, 68 f.), von Stieren (Wolf, Beitr., II, 294. Alpenburg, Dtsche Alpensagen, 354).

Andererseits wühlt die Sau eine goldene Wiege aus: Kuhn, Westfäl. Sagen, I, 302. Oder einen Schatz: Bartsch, Meckl. Sagen, I, 360.

6. Die Sagen vom erschlagenen Lehrjungen.

Auch die mannigfachen Sagen von dem von seinem Meister, dem Glockengiesser, erschlagenen Lehrjungen möchte ich auf einen meteorischen Ursprung zurückführen.

Die Sage wird meist so erzählt, dass der Junge auf eigene Hand oder gegen das Verbot das Metall in die Form laufen lässt und von dem jähzornigen oder neidischen Meister ums Leben gebracht wird, dass aber dann die schön geratene Glocke einen besonders herrlichen Ton von sich giebt oder das Schicksal des Lehrlings mit ihrer Stimme beklagt. Vgl. Bartsch, Meckl. Sag., I, 372. 373 f. 376. 379. Jahn, Pommersche Sag., 180 f. 242. Kuhn, Westfäl. Sagen, I, 356. 303. Seifart, Sagen a. Hildesheim, I, 69 f. Kuhn, Märk. Sag., 12 f. Grässe, Sagbch. d. preuss. Staat, I, 149. II, 163 f. 832 f. Am Urds-Brunnen, VI, 46 (Zarpen in Holstein). Schulenburg, Wend. Volkstum, 4.

Vereinzelt werden noch andere Gründe für den Mord angeführt: Der Junge hat zu viel Silber hinzugethan (Müllenhoff, Schl.-H. Sag., 119), oder für den Guss bestimmtes Silber unterschlagen (Jahrbb. f. d. Landeskunde d. Herzogt. Schl.-Holst. etc., IV, 147) oder eine vom Meister unterschlagene silberne Gans mit zur Glockenspeise hinzugefügt: Kuhn, Westf. Sag., I, 164 (Attendorn). Grimm, Dtsche Sagen, I, No. 126.[1]) Jedenfalls scheint mir auch in dieser Sagengruppe, wie so häufig, in dem Streit und Mord ein Gewittervorgang, in dem Klang der neu gegossenen Glocke der verhallende Donnerton zur Darstellung gebracht zu sein.

Einige wenige Einzelheiten tragen vielleicht etwas zur Bestätigung dieser Deutung bei. So ist es wohl nicht ohne Bedeutung, dass mitunter der Meister den Leichnam des erschlagenen Lehrlings im Schweinestall begräbt: Jahn, Pommersche Sagen, 180 f. (vgl. Kuhn, Westf. Sag., I, 356),

1) Was hat diese silberne Gans zu bedeuten? Gänsedreck = Silber bei Pröhle, Unterharzer Sagen, No. 395. Gans mit Schätzen gefüllt ebda. No. 400. Etwas anders steht übrigens die Attendorner Sage bei Weddigen u. Hartmann, Sagenschatz Westfalens, 191 f. Hier unterschlägt der Meister eine schwarz angestrichene, goldene Platte, die der Lehrling zum Guss verwendet. Ähnlich wird aus Versehen edles Metall in die Glockenspeise gegossen: Wolf, Dtsche Märch. u. Sag., 581.

242. Der Bezug des Schweines zu derartigen Gewittersagen ist im vorigen Abschnitt zur Sprache gekommen.

Eine eigentümliche Variante steht bei Bartsch, Meckl. Sagen, I, 372. Hier sticht der Meister dem vorwitzigen Lehrjungen ein Auge aus. Das wurde ihm aber gleich wieder leid, und er schnitt mit seinem Messer in die noch warme Glockenform ein Auge, das noch zu sehen ist. Hat dies Auge auch etwas mit dem Gewittervorgange zu thun? Vgl. Laistner, Nebelsagen, 193. 271 f. 344 f.[1])

7. Die Sagen von den Glockensignalen der Räuber.

In einer Reihe von Sagen wird erzählt, wie Räuber über einen Weg oder eine Brücke eine Schnur oder einen Draht ziehen, der mit einer Glocke in ihrem Schlupfwinkel in Verbindung steht, deren Klang bei der leisesten Berührung das Nahen von Reisenden anzeigt. Vgl. Kuhn, Westf. Sagen, I, 22. 167. Rochholz, Aargausag., I, 218. Bartsch, Meckl. Sag., I, 301. 341. Knoop, Sag. a. d. östl. Hinterpommern, 144. Kuhn, Märk. Sag., 65. 158. Schambach-Müller, Niedersächs. Volkssagen, 2. Herrlein, Sagen d. Spessart, 25. Mone, Gesch. d. Heidentums i. nördl. Europa, I, 130 f. Fürst Wladimir und dessen Tafelrunde, 119. Mitunter wird bemerkt, dass die Räuber in einer Höhle oder im Berge wohnten: Bartsch, I, 440 f. 445 ff. 265. Schambach-Müller, 44. 48. Kuhn u. Schwartz, Nordd. Sagen, 159 f. Müllenhoff, Schl.-Holst. Sagen, 205.

Laistner (Nebelsag. 207; vgl. 102) möchte diesen Draht auf Nebelduft deuten. Was soll dann aber die Glocke? Sehr wahrscheinlich haben wir in dieser auch hier den Donner, und der Draht wäre dann vielmehr der Blitz. Übrigens hat schon Schwartz, Poet. Naturansch., II, 195 so erklärt; vgl. Urspr. d. Myth. 275.

In einer pommerschen Version kommt die Gewitterscenerie noch etwas deutlicher zum Vorschein. Der Raubritter Vichov liess, wenn ein Fremder nahte, den Wächter mit einem silbernen Glöckchen ein Zeichen geben. Einst, als das Glöckchen läutete, versank unter Donnern und Krachen die Burg, und an ihre Stelle trat ein trüber Sumpf. Die Glocke läutet noch am Johannistag: Jahn, Pommersche Sagen, 219.

8. Glocke und Schatz.

Es ist in den bisherigen Betrachtungen schon mehrfach darauf aufmerksam gemacht, dass die Glockensagen mancherlei Berührungen mit den

---

1) Übrigens werden auch in anderen Sagen dem Lehrling oder dem Meister eines besonders schönen Werkes selbst die Augen ausgestochen: Deecke, Lüb. Sag., No. 93, Anm. Kuhn u. Schwartz, Nordd. Sagen, No. 81. 166. Wolf, Niederl. Sagen, No. 372. — In der Rodenkircher Betglocke ist der Abdruck einer Menschenhand sichtbar, worüber eine Sage bei Strackerjan, Abergl. etc. a. Oldenburg, II, 244. Drei Mauersteine in der Glocke: Schulenburg, Wend. Volkstum, 4.

Schatzsagen zeigen. Besonders deutlich trat das bei den aus dem Wasser gestiegenen und (wie die Schätze) sich sonnenden Glocken, die durch Darauflegen eines Gegenstandes gebannt werden, hervor. Im folgenden soll noch einiges Hierhergehörige nachgetragen werden.[1])

Wie die Schätze häufig von einem Hunde bewacht werden, so steht die Glocke im bessoischen Meerpfuhl auf einem steinernen Tisch und darunter liegt ein gewaltiger Hund: Kuhn, Westf. Sag., I, 343 (vgl. I, 11 f.). Schambach-Müller, Niedersächs. Volkssagen, 56. 57. 340. (56 f. wird die Glocke von zwei weissen Jungfrauen bewacht). Mitunter liegt der Schatz unter einer Glocke versteckt: Grohmann, Sag. a. Böhmen, 270. Strackerjan, Abergl. etc. aus Oldenburg, II, 228 f. Überhaupt werden Glocken- und Schatzsagen öfters von ein und derselben Örtlichkeit erzählt: Strackerjan a. a. O. Pröhle, Unterharz. Sag, 144. Eisel, Sagbch. d. Voigtlandes, 173. Ein Eber wühlt, wie so häufig eine Glocke, einen Schatz aus bei Bartsch, Meckl. Sagen, I, 360. Die versunkene Glocke steigt wie der Schatz der Oberfläche immer näher: Seyberth, Progr. d. Gymnas. z. Wiesbaden, 1872, 11. Simrock, D. Myth., 257. 469 f. Der Schatzberg öffnet sich beim Glockenläuten: Vernaleken, Mythen etc. in Österreich, 132 ff.; vgl. 135. Ein Schatz kann nur dann gehoben werden, wenn während der Arbeit die Betglocke gestossen wird: Bartsch, Meckl. Sagen, I, 239. Als man in der Höhle der Erdmännchen im Jura bei Kaisten nachgrub, liess sich ein so heftiges Klingeln vernehmen, dass die Leute nicht weiter arbeiten wollten: Rochholz, Naturmythen, 110. Besonders häufig ist die Wendung, dass die Ausgrabung oder Hebung einer versunkenen Glocke vereitelt wird, weil dabei, wie in so vielen Schatzsagen, zur Unzeit geredet wird: Pröhle, Unterharzer Sagen, 153. Knoop, Sagen a. d. östl. Hinterpommern, 136. Afzelius, Schwed. Volkssagen, III, 210. Schwartz, Urspr. d. Myth., 264. Revue des trad. pop., VII, 273. Deutlich verraten ihren meteorischen Ursprung noch die folgenden beiden Sagen. Ein Mann will um Mitternacht in einer Kirche der Wetterau einen Schatz ausgraben. Da sieht er über sich die grosse Glocke ohne Klöpfel, wie sie sich langsam aus der Höhe niedersenkt, als wolle sie ihn bedecken[2]): Zeitschr f.. d. dtsche Mythol., I, 249. Wolf, Hess. Sag., 117 f. Schon Laistner, Nebelsag., 234 sieht in dieser Glocke ein Bild der Wolke, die den Donnerschall birgt. Im Teufelspütz zu Aerseele liegt eine verwünschte Glocke; oft hört man sie läuten, und das brummt, als käme es aus der tiefsten Tiefe der Hölle. Einst wollte man sie herausgraben und spannte über hundert Pferde an. Schon lag sie auf dem Rande des Pützes, da schlägt es zwölf, und sie versinkt tiefer als je. Die Pferde aber lagen alle auf dem Rücken wie vom Blitz getroffen: Wolf, Dtsche Märchen u. Sagen, No. 49.

1) Über die Gewitternatur der Schätze s. Ztschr. d. Ver. f. Volkskde., IV, 420.

2) Im Siegfriedmärchen wird dem Helden im Brunnen ein Mühlstein oder eine Glocke auf den Kopf geworfen: E. H. Meyer, Indog. Myth., II, 586.

9. Glocke und Elementargeister.

Es ist nun eine Anzahl von Sagen zu betrachten, in denen die Glocke oder Schelle als Attribut von geisterhaften Wesen vorkommt oder ihr Ton auf solche zurückgeführt wird.

Namentlich die wilde Jagd und die ihrem Kreise angehörigen Sagengestalten werden häufig mit diesem Glockenklingen ausgestattet. Es kann wohl kein Zweifel darüber sein, dass es hier wie die anderen dabei in Frage kommenden Geräusche (Hörnerblasen, Peitschenknallen, Musik, Kettenrasseln, Gelächter, Hammerklopfen, Trommeln) das Wehen des Windes vom fliegenden Sturm bis zum sanften Säuseln bezeichnen soll.

Das Wuotesheer zeigte sich im Jahre 1550 „mit aim wunderbarlichen Gedöss, lauten Geschrai, Clingln und aim grossen Luft“: Birlinger, Aus Schwaben, I, 89; vgl. 91. 93. Ähnlich: Schulenburg, Wend. Volkssagen, 132. Im Wurzacherried hörte mal ein Hirtenbube das Muetisheer hoch in den Lüften kommen, wie wenn hundert Glocken läuteten, wie sie seine Kühe anhatten: Birlinger, Volkst. a. Schwaben, I, 34. Der bei Gmünd in den Adventsnächten umfahrende Spatzentann-Jäger schellte jedesmal am Thore; wenn dann aber jemand aufmachte, war er bereits um die Stadt herumgefahren und zog an dem anderen Thore: Meier, Schwäb. Sag., 120. Im Gutis-Ee, einem langen Geisterzug, befindet sich u. a. eine Unzahl kleiner Kindergeister, die man wegen ihres Geschreies und Gerölles „Schelleli-Buebe“ nennt: Rochholz, Naturmythen, 101. Oft werden die Glocken den Hunden des Jägers zugeschrieben: Haupt, Sagbch. d. Lausitz, I, 130. Pröhle, Unterharz. Sag., 206. Kuhn, Märk. Sagen, 234 f. Rochholz, Aargausagen, I, 109. 178. Der Bornhund läuft mit seinem wilden Jäger und auch allein auf dem Bornberge und um Aarburg herum; er trägt ein Schellenhalsband und klingelt laut, wenn das Wetter wechseln will: Rochholz a. a. O., II, 37. Vgl. auch I, 37 f. 297. Im Dorfe Lewenhagen geht der Klimperhund. Man hört erst die Glocke, die er am Halse trägt, aus der Ferne, dann kommt der Hund näher, läuft vorbei und verschwindet in einem Hügel: Schambach-Müller, Niedersächs. Sagen, 194 f. Ähnlich der Klingehund bei Polle: Kuhn u. Schwartz, Nordd. Sag., No. 272; vgl. No. 287 und die Anm. dazu. Eigentümlich ist folgende Sage: Die Herrn von Rappoltstein hatten der evangelischen Kirche zu Rappoltsweiler ein silbernes Glöckchen geschenkt von feinem, höchst durchdringendem Tone. Jedesmal wenn dasselbe angezogen wurde, fingen sämtliche Hunde auf den drei Schlössern an zu bellen und zu heulen. Und noch in späteren Zeiten, als die Schlösser schon längst in Trümmern lagen, hörte man, sobald das Glöckchen im Thale geläutet wurde, das Bellen und Heulen der Hunde, die dadurch selbst unter der Erde aufgestört wurden: Stöber, Sagen d. Elsasses, No. 100. Das erinnert an die im ersten Abschnitt behandelten Wasserglocken, die sich hören lassen, wenn andere auf der

Oberwelt geläutet werden. Vgl. das Hundegebell im versunkenen Schlosse bei Tettau u. Temme, Volkssag. Ostpreuss., 252, und vom Schlosse herab bei Jahn, Pommersche Sagen, 226.

Ein Riese im schwedischen Kirchspiel Åmimskog trieb nachts sein Vieh auf die Weide. Man hörte dann helle und dumpfe Glocken und das Bellen der Hirtenhunde: Ztschr. f. dtsche Philol., I, 104. Von Zeit zu Zeit hört man Frau Hulda durch Wald und Gebirge ziehen, oft als Anführerin des wilden Heeres. Sie reitet einen prächtigen Schimmel, dessen Satteldecke und Gezäume mit silbernen Röllchen und Glöckchen besetzt sind, die ein wunderbar schönes harmonisches Geläut geben. Der Schimmel schwebt einige Fuss über dem Waldboden. Die Leute sagen dann: „Horch, der Rollegaul zieht um“: Zeitschr. f. d. dtsche Mythol., I, 28 f., wo das Geläute noch eingehender beschrieben wird. Vgl. Mannhardt, Germ. Myth., 262 und den Schellensack der Lamia, deren Ross die Wolken trinkt, bei Hahn, Griech. u. albanes. Märch., I, 77. II, 182. 184 f. Schlitten mit zwei Riesenhirschen bespannt und mit silbernen, lieblich klingelnden Schellen behangen in der Christnacht: Alpenburg, Dtsche Alpensag., 154. Die unsichtbare Säumerei (Sattlerfranz und Grimselfuchs genannt), ein Geschelle von Rossen und Maultieren, ein Pfeifen, Rufen und Peitschenknallen: Rochholz, Aargausag., I, 317 f. Im südwestlichen Teile Niederösterreichs geht der heilige Niglo (Nikolaus) mit einem Glöcklein um: Vernaleken, Mythen etc. in Österreich, 288 f.; vgl. Ztschr. d. Ver. f. Volkskde., IV, 52; ebenso in Böhmen: Reinsberg-Düringsfeld, Festkalender a. Böhmen, 527, 529. Der Klinggeest zu Weihnachten in Hamburg und Holstein: Handelmann, Weihnachten in Schl.-H., 19 f.; vgl. 15 und 22. Will der Rotwein zu Hassloch besonders geraten, so lässt sich der „Weinbergsmann“ hören. Er knallt mit der Fuhrmannspeitsche und die Glöcklein der Pferde klingeln aus der Erde hell herauf: Rochholz, Aargausag., II, 393. Das Geräusch heisst Schellengäule. Schellenmännlein heisst es im Elsass, und der helle Schall seines Silberglöckleins verheisst dem Rebgelände von Ettendorf guten Wein: Rochholz a. a. O., I, 371.[1]) Das Heckenmännlein mit einer Glocke in der Hand: Birlinger, Volkstüml. a. Schw., I, 67. Klingelndes „Kasermandl“: Alpenburg, Dtsche Alpensagen, 71. Wenn der letzte Senn die Alpe Hochlizum verlässt, geht ein wunderbares Läuten und Klingen durch die Ställe und über die ganze Hochlizum hin, und man sagt und glaubt, dass ein unsichtbares, dort hinaufgebanntes Kasermandl die Ursache dieses Läutens sei: Alpenburg, Mythen etc. Tirols, 167. Die Glocke ist überhaupt neben Mütze und Schuh das wichtigste Attribut der Zwerge: Jahn, Volkssagen a. Pommern, 57 f. Grässe, Sagbch. d. preuss. Staat., I,

1) Auch der wilde Jäger verkündet ein fruchtbares Jahr: Meyer, German. Mythol., S. 238.

106. Cavallius-Stephens, Schwed. Volkssag., herausg. v. Oberleitner, 124 f. Im übrigen verweise ich für alle diese Dinge auf die reichen Nachweise bei Rochholz, Aargausagen, I, 370 ff.

Die elementare Natur dieses Läutens und Klingelns giebt sich vielfach auch darin kund, dass es Wetterwechsel prophezeit. Vgl. auch hier namentlich Rochholz a. a. O., I, 370 ff.[1]) Am Hallwiler See hört man, wenn andere Witterung eintreten will, das wehmütige Rufen eines untergegangenen Brautpaares, oder es durchklingeln kleine Glöckchen wie am Halse flüchtiger Hunde oder wie von vielen Schlittengäulen die Gegend. Dies Geräusch nennt man Schellenpeter: Rochholz a. a. O., I, 37 f. 297 f. So oft man im Ruederthale anhaltendes Regenwetter zu erwarten hat, hört man den Neuliger, einen gespenstischen Jäger, mit dem Geschelle seiner Hunde heranlärmen: Rochholz a. a. O., I, 178. Vgl. noch I, 109. II, 37 und den „Hauskobold im Rosskummet", I. 295 f.

Mitunter wird auch der weissen Frau die läutende Glocke oder Schelle als Attribut gegeben. Um einem Berg auf dem Hanstorfer Felde wandelt um Neujahrsmitternacht eine Frau mit einer Glocke in der Hand: Bartsch, Meckl. Sag., I, 380. Vgl. Birlinger, Volkst. a. Schwaben, I, 80. Hündchen einer weissen Jungfrau mit Schelle am Halse: Witzschel, Sag. a. Thüringen, 149 f. Zauberglocke der Frau Holle: Grässe, Sagbch. d. preuss. Staat., I, 757 f. Weisse Frau zu Reichenbach i. Schl. läutet am Thor wie oben der Spatzentann-Jäger: Zeitschr. d. Ver. f. Volkskde., IV, 453 f. Eine weisse Jungfrau heisst die „Klingelmarie": Schwartz, Sag. etc. d. Mark Brandenburg, 124.

Es sei hier auch hingewiesen auf den so häufig vorkommenden Ruf der verschwindenden Mahr, Walriderske u. s. w.: „Wie läuten die Glocken in Engelland!" u. ä. Vgl. z. B. Kuhn, Westf. Sag., I, 287. II, 21. Kuhn u. Schwartz, Nordd. Sag., No. 388 und Anm. Strackerjan, Abergl. etc. a. Oldenburg, I, 387 f. Auch hier haben wir doch wohl eine Hindeutung auf die Windnatur der Mahren.[2])

1) Auch sonst zeigt allerlei Geräusch Änderung der Witterung an: Getöse in der Luft: Laistner, Nebelsag., 342. Brausen in einem Sumpfe: Panzer, Beitr., I, 188. Gesang der weissen Jungfrau: Rochholz, Naturmythen, 12. Krachen, Donnern, Kanonenschiessen: ebda. 13 f. Knattern und Knallen: ebda 15. Gewimmer von Kinderstimmen: Kuhn, Westf. Sagen, I, 239 f. Laistner, Nebelsagen, 256. Namentlich aber auch bellende oder wandernde Hunde: Henne-Am Rhyn, D. dtsche Volkssag., 62. Rochholz, Naturmyth., 90. Sébillot, Légendes etc. de la mer, II, 271. Im Sommer 1895 beschäftigten sich süddeutsche Blätter mit dem „Seeschiessen" des Bodensees, einem kanonenschuss- oder donnerartigen Getöse, das namentlich bei Barometeränderung häufig ist und auf Gase, die sich in der Tiefe sammeln und an die Oberfläche gelangen, zurückgeführt wird.

2) Siehe über diese: Zeitschrift des Vereins für Volkskunde, IV, 304. Bei Kuhn u. Schwartz, Nordd. Sag., 14 hört die Mahrt ihre Mutter in Engelland die Schweine locken. Ebenda 262 ruft ein im Sieb fahrendes Frauenzimmer: „Wie weinen meine Kinder in Engelland!"

10. Glocke durch andere Sagengestalten ersetzt.

Es ist schon mehrfach zur Sprache gekommen, dass die Glocke gewiss in vielen Sagen die weisse Frau ersetzt hat, dass aber ein solcher Ersatz durchaus nicht in jeder hier in Betracht kommenden Sage vorliegen muss, vielmehr beide Anschauungen auch völlig selbständig entstanden sein können. Es wird unnötig sein die betreffenden Angaben hier noch einmal zu wiederholen. Nur ein Sagenzug, für den bisher noch keine Stätte sich fand, sei hier nachgetragen, die in Kinderliedern öfters vorkommenden Jungfrauen, die aus einem Glockenhause heraussehen und von denen die dritte den Himmel aufschliesst und die Sonne herauslässt. Vgl. z. B. Mannhardt, Germ. Myth., 524 ff. Wolf, Beiträge z. d. Myth., II, 298. Stöber, Elsäss. Volksbüchlein, No. 99—102 (dazu S. 129) und No. 259.

'S geht e Frau ins Glockehüs
Losst di heilig Sunn 'erüs

heisst es z. B. in dem letztcitierten Kinderliede (aus Dambach bei Schlettstadt), und es kann nur zweifelhaft sein, ob unter dem „Glockenhause“ die Wolke oder der Himmel überhaupt verstanden ist. Ist letzteres der Fall, so möchte ich damit den gelegentlich vorkommenden Ausdruck „bei glockhellem Mittag“ (Birlinger, Volkst. a. Schw., I, 24 f.; vgl. Mannhardt, Germ. Myth., 258. Ztschr. f. dtsche Mythol., I, 23) vergleichen.

Im übrigen mögen hier noch ein paar vereinzelte Sagen Platz finden, in denen die Glocke als Ersatz für Wassergeister eingetreten ist: Zwei Schiffer aus Schwerin finden am entgegengesetzten Ufer des Sees zwei fremdartig gekleidete Knaben, welche baten sie mitzunehmen. Als sie auf der Mitte des Sees sind, sind die Knaben plötzlich verschwunden und statt ihrer stehen zwei grosse Kisten im Kahn. In der einen ist lauter blinkendes Gold, in der anderen eine grüne Glocke: Bartsch, Meckl. Sag., I, 375.[1]) Ein Schuhmacher sieht nachts am Wege nach Daber drei schwarze Pferde weiden. Er setzt sich auf eines. Es fliegt mit ihm in die Höhe, wirft ihn am Ufer des Schlosssees nieder und verschwindet in der Tiefe des Sees. Gleich nachher hörte der Schuhmacher unten im Wasser ein helles Glockengeläute und vernahm deutlich die Worte:

„Anne Susanne,
Wist dû mit tô lanne?“

„O nê, mî Grête,
Man immer dêpe!“

Jahn, Volkssagen aus Pommern, 152 f.[2])

1) Wassermann als grüner Knabe: Vernaleken, Mythen etc. in Österreich, 190 f.

2) Pferd als Wassergeist: Kuhn, Westf. Sag., I, 344 f. Simrock, D. M., 469. Jahn, Pommersche Sagen, No. 175. 179. 187. 196. Vernaleken, Mythen etc. in Österreich, 185 ff. 191. E. H. Meyer, German. Mythol., 105 f.

In seinem Buche „Das Rätsel der Sphinx". II, 86 meint Laistner, es würde sich zeigen lassen, dass manche Glockensage eine ältere Rüdensage voraussetze. Ich glaube allerdings, dass es nicht viele Sagen geben wird, in denen von einem direkten Ersatz geredet werden kann. Was die meisten Sagen von Glocken erzählen, erzählt zuweilen eine Variante von Hunden, auch stehen beide mitunter irgendwie in Beziehungen zu einander, doch glaube ich, dass wir in solchen Gestaltungen eben nur parallele und nicht unbedingt ältere und jüngere Formen sehen müssen. Schon erwähnt sind die Glocken und Hunde von Rappoltsweiler: Stöber, Sag. d. Elsasses, No. 100. So Gebell von Hunden versunkener Jäger: Tettau u. Temme, Volkssagen Ostpreussens, 252. Vom Schlosse herab: Jahn, Pommersche Sagen, 226. Hund fliegt aus dem Klosterturm (wie sonst wohl Glocken): Pröhle, Unterh. Sag., 6. Hund mit einer Glockensage vermischt: Grässe, Sagbch. d. preuss. Staates, I, 222. Vgl. auch die Sagen bei Grohmann, Sagen aus Böhmen, 268 f. und die früher schon erwähnten Klimper- und Klingehunde.

Sehr häufig allerdings berichten die Sagen, dass Hexen und Zauberer die ihnen feindlichen und hinderlichen Glocken als bellende Hunde bezeichnen. Die Glocken der Bonner Hauptkirche z. B. nannten sie St. Cassiushunde: Simrock, D. Myth., 496. Vgl. Wolf, D. M. u. S., No. 343. Schmitz, Eifelsagen, II, 44. Grässe, Sagenbuch d. preuss. Staates, II, 578 (Danzig). Otte, Glockenkunde, 45, Anm. 5 (Cyriakshunde in Obergreislau bei Weissenfels). Alpenburg, Dtsche Alpensag., 91 f. Panzer, Beiträge, I, 110 f. Schönwerth, A. d. Oberpfalz, II, 127. Korrespondenzblatt d. Ver. f. niederdtsche Sprachforsch., V, 33. 43 f. Die Wetterglocke im Kloster Marbach bei Vöklinshofen wurde von den Leuten der Umgebung „der grosse Hund" genannt. Wenn sie bei Gewitter geläutet wurde, sagten die Leute:

„Hört ihr! wie es in den Lüften schellt,
Der grosse Hund von Marbach bellt.
Die bösen Geister, sie schreien alle,
Und der grosse Hund verjaget alle."

Jahrb. f. Gesch. etc. Elsass-Lothringens, VI (1890) 177.[1]) Ähnlich Heine in seinem Gedichte „Kobes I" („Letzte Gedichte"):

„Die Glocken, die eisernen Hunde der Luft,
Erheben ein Freudengebelle."

---

1) Übrigens gilt ja auch der Hund als geisterscheuchend. Ganz in dem Tone, in dem die Hexen von den Glocken reden, sagt der Alpengeist:

hättist du nit Für'li heiss,
nit Hundeli beiss
und Messerli spitz:
i wött der helfe go günne's Gitz!

Rochholz, Aargausag., I, 385 und Anm. dazu.

Aber in diesen Bezeichnungen liegt doch wohl nur ein volkstümlicher Vergleich vor[1]), und auch mit anderen Tierstimmen wird das Glockenläuten gelegentlich verglichen.

So fragt in einer norwegischen Erzählung der blinde Riese die Seefahrer, ob die alte Schellenkuh (die Glocke) bei der Kirche noch lebe: Grimm, D. M.[4], II, 798, Anmerk. 1; vgl. III, 286. Ein Zauberer nennt Glocken, die ihn am Wettermachen gehindert haben, den St. Andrestier und die zwei Gril'n auf'm Moos. (Letztere sind die Glocken auf S. Cyrillen in Brixen): Panzer, Beitr., II, 114. Vgl. Alpenburg, Mythen etc. Tirols, 300. 317. Dtsche Alpensagen, 91 f. 354 f. Zu vergleichen sind einige Rätsel aus der Revue des tradit. popul., VI, 110 f.: Der schwarze Stier ruft das ganze Dorf (Serbien). Mein Ochse rührt sich niemals, aber wenn man ihn am Schwanz zieht, dann brüllt er (Kroatien). Ein Ochs hat geschrieen, man hört ihn über 100 Berge, 100 Flüsse und 100 Schornsteine (Weiss-Russland). Hinter drei Wäldern, hinter drei Bergen hört man graue Ochsen brüllen (Medowka): Ebenda, VI, 293. Die Glocke in Alt-Gaarz, der „schwarze Boll" (Bartsch, Meckl. Sagen, I, 378 f.) verdankt ihren Namen auch wohl der niederdeutschen belle. Vgl. noch die Rätsel: Die tote Stute wiehert nicht, aber wenn jemand sie am Schwanze zieht, schreit sie so laut, dass jedermann es hört (Serbien). Der Hahn Gottes kräht, gleich läuft jedermann zu ihm (ebda.). Ein Hahn sitzt auf dem Turm, seine Füsse hängen herunter, wenn er kräht, hört man ihn etliche Kilometer (Weiss-Russland). Eine Ente hat geschrieen, man hört sie jenseits des Meeres (Klein-Russland): Revue des tradit. pop., VI, 110 f. — Eine Glocke zu Rouen hiess Rouvelle (von rouoier, dem Schnurren der Katzen): Otte, Glockenkde., 21. Bourdon (Brummer, Hummel) ist bei den Franzosen überhaupt Bezeichnung einer grossen Glocke: Ebda., 22. Ganz entsprechend nannten die „Lutchen" die Glocken brumbaki (so heissen auch Hummeln, Bremsen, Mistkäfer und andere Brummer): Schulenburg, Wend. Volkssag., 278, und Hans Sachs schildert in seinem Gedicht „Der Schwabe mit dem Rechen", wie ein Bauer in einem Gefäss eine Hummel summen hört und das für eine Sturmglocke hält.[2]) Die entwendeten silbernen und kristallenen Glöckchen eines in der Christnacht erscheinenden silbernen Häuschens werden zu Ameisen: Eisel, Sagenbuch d. Voigtlandes, 100 f.

1) Gewiss hat auch die onomatopöetische Bezeichnung Belle, bell zu diesem Ausdruck beigetragen. Vgl. Otte, Glockenkunde, 13, Anm. 1. Mittelniederl. niederd. thüring. belle ist = Schelle; engl. bell = Glocke. Bellende, billende, bollende Kirchenposaunen sagt Fischart Garg. 152 b für Glocken. Schweizerisch heisst umgekehrt der bellende Hund Ringgi (vgl. engl. ring = die Glocken läuten). Sanders, Wbch. d. dtschen Spr., I, 113 f. Übrigens haben ja die Hexen auch ihre eigene Sprache: Am Ur-Quell, V, 25.

2) So werden bei Kuhn u. Schwartz, Nordd. Sagen, 150 f. Bienen in einer Schachtel für ein Gewitter gehalten. — Hummeln etc. im Fels: Laistner, Nebelsagen, 264.

(Fortsetzung folgt.)

Volksmedizin in der Grafschaft Ruppin und Umgegend.

Von K. Ed. Haase.

(Fortsetzung von S. 172.)

XXIII. Gegen Herz- und Schulterspann.

1.

a) Herzspann, ich thu dich greifen,
Meine fünf Finger thun dich kneifen.
Im Namen Gottes u. s. w.
Neu-Ruppin. Buberow.

b) Du kneifst mit vieren, Herzspann;
Ik knip mit fiewen.
Dit werd ik di nu bald verdriewen.
Neu-Ruppin.

c) Man drückt dreimal kreuzweise mit den gekrümmten (gespreizten) Fingern der rechten Hand auf den Leib (die Herzgrube) und spricht dreimal:

Herzspann, schäme dich!
Meine Finger greifen dich.
Im Namen des Vaters u. s. w. Neu-Ruppin.

d) Herzspann plagt dich,
Frauen-(Mannes-) Hand jagt dich.
Im Namen Gottes u. s. w. (ohne Amen). Neu-Ruppin.

e) Herzspann (Schulterspann), packe (schacke) dich!
(Die) Fünf Finger fassen (jagen) dich. Im N. G. u. s. w.
Neu-Ruppin. Dorf Zechlin, Kr. Ost-Prignitz.

f) Man streicht dreimal um die Stelle und spricht dabei:

Herzspann, erweiche!
Die fünf Finger greifen. Neu-Ruppin.

g) Man nimmt einen Stahl, fährt mit diesem dreimal um den Leib und spricht:

Herzspann plagt dich;
Eisen und Stahl jag' dich.
Im N. d. Vaters u. s. w. (Dreimal pusten.) Neu-Ruppin.

h) Herzspann, ik griep dî,
Dîne Mutter krigt dî.
Im N. d. V. u. s. w. † † † Dreimal pusten.
Neu-Ruppin. Stöfflin. Walchow.

i) Herzspann, ich böte dir,
Mutters zehn Finger jagen dir.
Wulkow.

k) Herzspann, brech dir,
Mutter Wasen jöcht dir.
Im N. G. u. s. w. Walchow.

l) Herzspann, verschreck dir!
Die Mutterhand umfasst dir.
Im Namen u. s. w. Metzelthin.

m) Herzspann, Nabelspann,
Mit fünf Finger fasse ich dich,
In der Erd' begrabe ich dich.
Im Namen G. u. s. w. Rübehorst.

n) Herzspann, schabbe dich!
Herzspann, schacke dich!
Fünf Finger jagen dich. Im N. G. u. s. w.
Zechlin, Kr. Ost-Prignitz.

2. a) Herzspann, (lôt) von der Ribbe
Wie die Pêre von (an) der Kribbe.
Im Namen Gottes u. s. w. Neu-Ruppin.

b) Schulterspann, ich brech' dir deine Rippen,
Das Pferd von seiner Krippen. Frankendorf.

3. Herzspann unter den Rippen,
Unser Herr Jesus in den Krippen;
Herzspann, ich streiche dich,
Meine zehn Finger umgreifen dich. Im N. G. u. s. w.

Dabei muss man über Brust und Magen von oben nach unten streichen. Neu-Ruppin.

4. Herzspann, ich will dich befassen,
Du sollst das Kind verlassen;
Herzspann, ich will dich begreifen,
Du sollst dich von dem Kind wegschleichen;
Herzspann, ich will dich wegjagen,
Du sollst das Kind nicht mehr plagen. Buberow.

5. Wenn ein kleines Kind Herzspann hat, muss man dreimal stillschweigend vor der Herzgrube das Kreuz schlagen und die Worte sprechen:

Was ich hier finde, verschwinde! Im Namen G. u. s. w.

Dies muss dreimal wiederholt werden. Neu-Ruppin.

6. Hat man den Braten aus der Pfanne genommen und das Fett abgegossen, so wische man den in der Pfanne klebenden Rest mit dem Finger aus und streiche ihn dem Kinde über die Brust. Lichtenberg.

XXIV. Gegen Hühneraugen.

1. Wenn jemand Hester-Augen an den Füssen hat, so pflücke er im Sommer von den Stangenbohnen Blätter ab, reibe die Hester-Augen damit und krabbe dann die Blätter bei den Stangen in die Erde; sie vergehen sogleich. (S. Engelien u. Lahn a. a. O. S. 267.) Seebeck.

2. Will sich jemand die Hühneraugen vertreiben lassen, so gehe er an einem Freitage abends bei abnehmendem Mond stillschweigend zu dem, der sie ihm vertreiben soll. Dieser legt drei Knoten aus einem Roggenstrohhalm auf das Hühnerauge und zählt jedesmal still vor sich hin von 1—7. Zum Schluss spricht er leise die Worte: „Im Namen Gottes des Vaters u. s. w.“ Die Knoten steckt man in ein Mauseloch oder legt sie unter einen Stein, wo sie bald verwesen. Sobald sie verwest oder von den Mäusen verzehrt sind, vergeht das Hühnerauge. Rheinsberg.

XXV. Gegen Kinderkrankheiten.

Ach, du armes Kind,
Hatt'st wohl schwer gesündt (= gesündigt)?
Die Hand, die will ich auflegen
Und die Krankheit dir absegen (= absegnen),
Retzow, Kr. West-Havelland.

XXVI. Gegen Kolik.

1. Für Grimmen oder Kolik.

Ein alter Schurentopf,
Ein alter Leibrock,
Ein Glas voll rauten (= roten) Wein,
Bärmutter, lass dein Grimmen sein. † † † Dreimal. Lichtenberg.

2. Ich lege meinen rechten Daumen auf deinen Daumen. Der selige Christus haut die Tanne; wenn die Tanne wird Früchte bringen, wird N. N. die Kolike kriegen. Im Namen u. s. w. Falkenthal, Kr. Templin.

3. Darmweh, ich klage dir,
Weiche fort von mir,
Sonst kriegst du mich ins Grab. Im Namen u. s. w.
Fehrbellin, Kr. Ost-Havelland.

4. Das Mutter zu stillen.

Es ging eine Jungfrau über das Feld. Es begegnete ihr die Boermutter. „Wo willst du hin?“ „Ich will die N. das Herz abstechen, Boermutter.“ „Das darfst du nicht thun; denn das steht geschrieben in der heiligen Sieben.“ Im Namen u. s. w. Seveckow, Kr. Ost-Prignitz.

5. Gegen die Kolik der Frauen. — Schrape von den Beinknorren eines Wallachs drei Messerspitzen voll ab und gieb es der Frau in einem Getränk ein. Das hilft sogleich. (S. Engelien u. Lahn a. a. O., S. 265.) Seebeck.

XXVII. Gegen Kopfschmerzen.

Kopfschmerzen, weichet,
Werft euch auf eine Leiche
Und lasst die Lebenden in Ruh.
Im Namen Gottes u. s. w. Neu-Ruppin. Potsdam.

XXVIII. Gegen Knürrband.[1]

1. Hat man den Knürrband an der Hand, so muss man die Hand auf einen Block legen und mit einem Beile ein Ende davon abhauen (d. h. die Bewegung des Hauens über der kranken Stelle machen) lassen. Der Hauende sagt dabei leise: „Ich hau, ich hau.“ Darauf fragt der Kranke: „Was haust du?“ Jener antwortet: „Knürrband“ und fügt dreimal hinzu: „Im Namen Gottes“ u. s. w.
Wusterhausen a. D. Fehrbellin, Kr. Ost-Havelland.

2. Man steckt die Hand dreimal durch ein Loch, durch welches eine Katze kriechen kann (durch welches die Katzen zu kriechen pflegen: Zühlen) und spricht jedesmal:

Hier durch diesen Katzengang
Boet ik mei mîn Knürrband. Im Namen Gottes u. s. w.

Der Spruch stammt aus Kremmen; ob er auch in Zühlen gebräuchlich ist, habe ich nicht in Erfahrung bringen können. Zühlen, Kremmen, Kr. Ost-Havelland.

1) Eine Folge von Verrenkung oder Verstauchung des Handgelenks. Wenn man dasselbe bewegt, so entsteht ein Knacken oder knarrendes Geräusch.

XXIX. Gegen Krämpfe.

1. Für den Magenkrampf. — In Griechen stand ein Baum, da hängt unser Herr Jesus Christus sein Hut und Hemd dran; damit bespreche ich Fleisch, Knochen und das Blut, die Gedärm und Magen; was wehe thut, bespreche ich im Namen des Vaters u. s. w. † † † Neu-Ruppin.

2. Heut ist Karfreitag,
Das ist unseres Herrn Jesu Gerichtstag.
Ich klage dir, du stummer Ast,
Nimm mich (so!) ab meine schwere Last.
Dies wäre wahr. † † † Im N. G. (ohne Amen). Neu-Ruppin.

3. Für den Brustkrampf.

In Bethlehem ward Jesus geboren,
In Nazareth ward er erzogen,
In Jerusalem ward sein Ende,
Gott helfe dem Menschen aus diesem Elende. † † †
Im Namen Gottes u. s. w. Fehrbellin, Kr. Ost-Havelland.

4. Hat man Wadenkrampf, so muss man die Wade mit einem Schlüssel reiben oder einen Schlüssel neben die Wade legen. Neu-Ruppin.

5. Will man sich von Krämpfen befreien, so ziehe man sich das Hemde vom Leibe und gebe es der Leiche eines Erhängten mit ins Grab. Neu-Ruppin.

6. Hat ein Kind die Krämpfe, so muss die Mutter etwas von ihrem Trauringe abschaben und es demselben in etwas Wasser eingeben. Neu-Ruppin.

7. Gegen Krämpfe trage von den Wurzeln des gelben Schwertels etwas bei dir. Lichtenberg.

8. Nimm den Augenzahn eines Schweines, lass ihn im Mörser zerstossen und gieb dem Patienten das Pulver schnell in etwas Wasser ein, wenn die Krämpfe eintreten wollen; dann kommen sie nicht zum Ausbruch. Lichtenberg.

9. Gegen Magenkrampf nimm Mutterkraut, Krauseminze, Gülte, Bärenwurzel, Bärenkraut, jedes für 6 Pfennig, giesse ein Quart Kornbranntwein darüber und lass es 24 Stunden ziehen. Das hilft. Lichtenberg.

10. Krämpfe bei kleinen Kindern stillt man, indem man sie stillschweigend mit dem linken Fensterflügel des Nachbars dreimal überstreicht. ?, Ost-Prignitz.

XXX. Gegen Krätze.

1. Nimm Spiritus Nitri, Jungfernschwefel und weisses Baumöl, jedes für 6 Pfennig, mache es zu einer Salbe, schmiere es in die Hand und lass es am Feuer einziehen. Neu-Ruppin.

2. Gegen Krätze muss man sich in der Walpurgisnacht nackend in grünem Roggen wälzen. Krangen.

XXXI. Gegen Krebs.[1]

1. Lässt man einen Maulwurf in der rechten Hand sterben, so bekommt seine Haut dadurch die Kraft, die Krebsbeulen zu zerteilen, ehe sie aufbrechen, wenn man zu verschiedenen Malen darüber hinfährt. Lichtenberg.

1) Von einem Gerichte Krebse muss man die Fliegen sorgfältig abwehren. Denn wenn einen eine Fliege, die auf einem gekochten Krebse gesessen hat, sticht, so erkrankt man am Krebse. Dreetz.

2. Gieb dem Patienten von gepulvertem Totenbein täglich früh und abends so viel wie eine Haselnuss im Getränke ein und bestreue ihm auch den Schaden mit gebranntem und hernach gepulvertem Totengebein. Lichtenberg.

XXXII. Gegen Leibschmerzen.[1])

1. Diese angesetzte Winn (= versetzte Winde) sollen gehen von dies Gerippe, wie die heilige Jungfrau Maria trägt ihr Söhnlein zu der heiligen Tauf zur Reinigung. Im Namen Gottes u. s. w. Alt-Ruppin.

2. a) Umschreibe mit den Fingern die schmerzhafte Stelle auf entblösstem Leibe und sprich:

'n Stück von'n Matt,
'n Stück von'n Latt,
'n Stück von'n oll Wiew,
Damit still ich dîn Bûkwehdâg in dîn Liew.
Im Namen Gottes u. s. w. † † †. Klosterheide.

b) Stück von der alten Latt',
Stück von der alten Katt',
Stück von dem alten Weib,
Damit still ich die Wehdâge im Leib.
Retzow, Kr. West-Havelland.

3. Schabe den Schmutz von den Knieen, vermische ihn mit Wasser und nimm dasselbe ein, so hört der Schmerz sofort auf. Braunsberg.

XXXIII. Gegen Magenschmerzen.

Gegen Magenschmerzen gieb den kleinen Kindern Flottasche ein (jedenfalls mit Wasser). Neu-Ruppin.

XXXIV. Gegen das Ausbleiben der Menstruation.

1. Wenn bei einer Weibsperson die monatliche Rose ausgeblieben ist, so kaufe für 2 Groschen Spiritus malecticus (?) und gieb ihr alle Morgen einen halben Esslöffel voll mit reinem Wasser ein, so wird sich dieselbe gewiss wieder einstellen zur rechten Zeit. Neu-Ruppin.

2. Ein Stück von einem Fischernetz und einen Zipfel von einem Mannshemde zu Pulver gebrannt und eingegeben, das hilft. (S. Engelien u. Lahn a. a. O., S. 265.) Seebeck.

XXXV. Gegen Nasenbluten.

1. Mit dem von einer Sense durchschnittenen Stoppelende einer Halmfrucht (Weizen, Roggen, Gerste, Hafer) schreibe man auf die Stirne des Blutenden: uhi upuli. Klosterheide.

2. Wenn die Nase heftig blutet, soll man dreimal folgendes sprechen:

Sanguis, mane in te, sicut Christus fuit in se;
Sanguis, mane in sua (lies: tua) vena, sicut Christus in sua poena;
Sanguis mea (lies: mane) fixus, sicut Christus quando crucifixus.
Falkenthal, Kr. Templin.

---

1) Rührt man ein Getränk mit dem Messer um und geniesst es, dann bekommt man Leibschmerzen. Allgemein.

3. Wenn der rechte Nasenflügel blutet, umwickele den linken kleinen Finger fest mit Bindfaden und lass das Blut auf ein aus zwei Holzstäbchen gebildetes Kreuz tröpfeln: blutet der linke Nasenflügel, so umwickele den rechten kleinen Finger. Neu-Ruppin.

4. Man legt zwei Strohhalme kreuzweis über einander und lässt das Blut darauf tröpfeln, alsbald wird es gestillt.
Ruppin (Neu- u. Alt-). Löwenberg. Teschendorf. Kampehl.

5. Man lasse drei Tropfen Blut auf einen alten gefundenen Nagel träufeln und schlage ihn stillschweigend an einem Orte ein, den man niemals wieder betritt.
Neu-Ruppin.

XXXVI. Gegen die Pest.[1])

Als früher einmal die Pest in Lenzke war, da nahmen drei Kathrinen (d. h. drei Mädchen, die den Namen Katharina führten) jede einen Lenkhaken, ritten damit dreimal ums Dorf und gruben sie dann an dem einen Ende in die Erde. So lange als die Lenkhaken nicht vergehen, kommt die Pest nicht wieder nach Lenzke. Lenzke.

Neu-Ruppin.

Hexengeschichten aus Bayern.

Mitgeteilt von Helene Raff.

I. Geschichten aus dem Kreise Schwaben.

1. Der Hexenmeister.

Den Albert Steckle aus Krügen han d' Leut imma nur an Hexemoischter g'hoissa, weil er gar so scharf auf d' Hexa g'west isch. „D' Hexa sind von Gott verfluacht", hat er g'seit, „denn wia unser Herr am Kreuz g'hanga isch, han die Teufelsmenscher eam's woisse Tuichla (das Lendentuch) weghexa wella — drum kann koi Chrischt friedli dermit auskomma." Wo a Viech verhext war, hat mer 'n Albert g'holt. Oimaul hat's Steinbachers Kuah nur mehr Bluat statt Milli geba, da hat der Hexemoischter 's vierjährige Mädle vom Steinbacher zu'n Melka hisitze lasse und glei war d' Milli wieder da, weil vor ama unschuldige Kind d' Hexekunscht koin B'stand hat. — Wenn d' Hexa han an Zehnten vom Heu hole wella und d' Fuader scho g'floge sind, han d' Eltre, die's der Hexe-

1) Samuel Dietrich erzählt (nach einer Mitteilung des Herrn Prediger Bittkau) in seiner Theologia Eusebiana vom Magister Jonas Böttcher zu Neu-Ruppin: „Die Meinung ging, dass, wenn dieser Magister Jonas einen mit der Pest behafteten Menschen sähe und das Pestgeschwür anrühre, werde es mit dem Patienten, nachdem er die Pestbeule habe aufhauen lassen, nochmals besser."

moischter g'lernt hat, zu die Kinder g'ruafe: „Kinder schmoisset dena Hexe Dreck in d' Oahra". Nauchha han d' Kinder Sand in d' Höch g'worfe, und 's Fuader isch rühig liega bliebe. — Weil aber der Hexemoischter für a jed's Stückle von die Hexe an anderes Stückle gwisst hat, so han s' an fürchtigen Zorn auf eam g'het, und er isch deszwegen nach Aveläuta nimmer vor d' Thür ganga. Wia's grad sein will — oimaul hat er's mit'n Hoimgeha nit recht derrathe und isch noch spät draussa g'west. Da hat mer'n in da Früah auf ara Wiesa g'funda wia toadt und umadum isch's Gras ausg'rissa g'west — so hat er mit die Hexa g'rauft. Von Stund an war er wia umkehrt, ganz wirr und versponna und hat g'seit, er woiss jetz, dass er eam selm derhänga muass. Richti isch's wahr woara; im April sechs und nuinzge hat er si derhängt.

2. Die Steffele-Marie.

D' Steffele-Marie hat an Weber in Dinkelscherben zum Mâ g'het, der that sich hart mit'n Verdiena und 's isch ihna recht schlecht ganga. Da hat si d' Marie (so hoisst's) an Teufel verschrieba und von da isch alle Nacht im Keller bei's Steffele 's Licht g'west und an Webstuhl hat mer sausa höra so stark, dass d' Nachbahäusa zittert han. Nit lang isch's âg'stande, so waren 's Webers stoireich. D' Marie aba hat so a wild's G'sicht kriagt und so ausgeschämte Sprüch daherbracht, dass alle Kinder vor ihr g'loffen sind. Jetz isch's g'storba, aba nachts kann mer schon noch 's Licht im Keller sehe und an Webstuhl kreise höra; dann hoisst's: „D' Hex' geht um."

Oimaul isch an Bäck in Dinkelscherben a Sau hin woara, an der zuvor nix zum Kenna war. Jetz hat der Hexemoischter vo Krügen an Bäcken g'rathe: er soll a feschts Feuer âzünda im Backofe und's die ganze Nacht brenna lasse, wenn er wisse will, wer d' Sau hîng'macht hat. Der Bäck hat's thaun, dann hat der Hexemoischter noch g'seit, dass er die Füass, d' Oahra und 's Schwäuzle von dera Sau auf die hoisse Platt lega muass. — Um a zwölfi auf d' Nacht klopfts an's Fenschter und greint und plärrt, und wia mer aussaguckt, isch d' Steffele-Marie draussa: „Mach's Feuer aus, Bäck, i bitt di recht schean, mach doch dei Feuer aus." — Der Bäck war ganz a herzensguater Mensch: er hat's Feuer ausgeha lasse und die Abschnitzla von der Sau weggaworfe. Aba d' Marie isch den andern Tag mit dick verbundena Händ voller Brandbladern umanandganga; und hätt' mer's Feuer nit gelöscht, so hätt' sie dervo sterba müsse.

3. Die Christmette.

A Frau hat oimaul der Fürwitz plagt, sie möcht' alle Hexa vo der ganze G'moi kenne. Sie isch herganga und hat a Stiegela (Schemel) vo nuinerlei Holz g'macht, auf des sie bein Gottesdienscht i da Christnacht

hikniet isch. Da hat sie g'seha, wie alle Hexe in da Kirch' mit'n Hintre gege'm Hochaltar g'stande sind. Vor der Kommunion aber hat sie si schleune müsse, dass s' hoimkomme isch, denn wann sie bis nach'n Amt blieba wär, wuara d' Hexe alle auf ihr zuag'fahre sei, und sie war zerrissa woara.

4. Das Hexenkind.

In Gerschthofen isch a Frau gwest, die hat an oinzigs Mädle ghet, des wo noch in d' Schul ganga isch. Oimaul an Samstag nach Gebetläute seit d' Muader zu'n Mädle: „Jetzt welle mer tanze", und führt's woit weg auf a groassa Wiesa, da sind arg viel Weibsbilder bei einand g'west und han tanzt, und a geischtlinga Herr hat au dermit umtrieba. 'S kloi Mädle hat g'moint, er siecht ganz an Herrn Kaplaun von Dorf gleich; sie hat viel mit eam tanzt und war recht luschti, wia s' hoimkomma sind. Am oine (andern) Tag hat's Mädle an Herrn Pfarra troffa und hat eam glei von dera luschtinga G'sellschaft verzählt. Der Pfarra war ganz derschrocka und hat g'frogt: „Ach Kind, was waren das für Leut!?" — „Ei, lauta noble Leut, g'wiss, Herr Pfarra — isch jo da Herr Kaplaun au derbei g'west." — „Aba Kind, des ko net sei." — „Doch, Herr Pfarra: er hat ja an lange, schwarze Kittel ang'het" — „Woischt Kind", hat der Pfarra g'seit, „mir warte jetzt bis'n oine Samstag; leicht führt die d' Muader wieder tanze und nauchha guckschst an Herrn Kaplaun genau â." — Richti isch's am Samstag wieder so gange wia's erschte Maul, und wia der geischtlinga Herr 's kloi Mädle zum Tanza g'holt hat, guckt's ean recht â und siecht, dass er unterm Kittel a Paar Bocksfüss hat. Sie hat aba nix'n g'seit und des war guet, sonscht wärsch' derdruckt woara. Am Morgen aba het sie's g'schwind an Herrn Pfarra verzählt, der hat 's glei mit in d' Kircha g'nomme und soviel über ihr bet't, dass der Böse koi Macht nimma an ihr ghet hat. Dann hat der Pfarra 's Mädle zu richtiga Leute in ama andre Ort bracht, aba was aus da Muada woara isch, sell woiss koi Mensch.

5. Des Teufels grosses Buch.

Zu 'me alte Wei in Gerschthofen isch oft a junge Bauratochter komma, und jeds Mal het die Alt ihr zuag'setzt, sie soll doch a Hex wern, denn die Alt isch selber eine gwest. „Was muass i denn thaun, dass i's lern'?", hat die Junge g'frogt. — „Von jetz ab in da nuinta Nacht kimmscht zu mer", hat die Alt' g'seit, „nauchha wird scho wer da sei, der dirs lernt". Richti isch's Mädle in da nuinte Nacht komma, und da war ganz a herrisches, fein geputztes Mannsbild, das recht freundli thau hat. A groasses Buch hat er ihr zoigt, wo furchtbar viel Nama von Frauna drin-g'standen sind — da hätt sie si au oischreiben solle. 'S Mädle hat scho

g'schriebe, aba nit ihra Nam', sondern den hochheiligen Nam' der Dreifaltigkeit. Da isch der Satan ganz wüethi ausseg'fahrn und's groasse Buch hat er müsse hint'lasse, denn über alle die dring'stande sin, hat er koi Macht nimma g'het.

II. Geschichten aus der Oberpfalz.

1. Die Hexe und ihr Liebster.

In Walho (unweit Köfering) im Regensburgischen war ein junger Bursch im Verspruch mit der Tochter einer Wittfrau. Wie er einmal nach Gebetläuten zu ihr geht, findet er niemand in der Stube und schaut bei der Küchenthür hinein. Da sieht er beide, die Alte wie die Junge, splitternackt am Feuer sitzen, jede einen Besenstiel vor sich, den sie mit einer grünen Schmiere bestreichen. Der Bursch war ganz still, dass die Weiber ihn nicht merkten; sie setzten sich auf die beschmierten Besen und riefen: „Ui aus und niemal ô“, — da fuhr der Besen mit ihnen durch den Schornstein. Gleich ist der Bursch in die Küche an den Herd, wo die Schachtel mit der Salbe noch stand, hat sich einen alten Besenstiel gesucht und ihn gut eingefettet. Wie er nun darauf reiten wollte, hatte er den Spruch nicht recht behalten und sagte: „Ui aus und diemal ô“, — da stiess ihn der Besen beim Auffliegen rechts und links an den Schornstein, dass er voller Beulen herauskam. Dann ging's durch die Luft auf einen hohen Berg, wo lauter nackte Weiber tanzten, und sein Schatz mitten darunter. Sie sah ihn zuerst und wurde ganz weiss, zog ihn schnell auf die Seite und sagte: „Schau, dass du weiter kommst, eh die andern dich spannen, sonst derdrucken sie dich. Auf was willst reiten: Pferd oder Bock?“ — „Auf'm Bock bin ich noch nie geritten“, meinte er „drum möcht' ichs probieren.“ — Gleich sass er auf einem schwarzen Bock, der fuhr dreimal so schnell mit ihm durch die Luft als der Besen. Wie der Bursch von weitem seinen Ort sehen konnte, schlug es auf dem Kirchturm eben zwei Uhr, da war plötzlich der Bock verschwunden und der Bursch fiel so hoch herunter, dass er meinte, alle Knochen seien ihm zerbrochen. Es dauerte lang, bis er so weit bei einander war, um noch die dritthalb Stunden nach Haus zu hinken. Aus der Hochzeit wurde aber nichts, denn die junge Hexe starb bald darauf.

2. Die Hexe als Bauernfrau

In derselben Gegend war ein Bauernhof, da liess sich alle Nacht eine junge schöne Weibsperson sehen, die kam durch das Deichselloch in der Stadelthür hereingeschleift. Einmal passte der Bauer ihr auf und stopfte geschwind das Loch zu, wie sie drinnen war; da musste sie bleiben, denn sie durfte nirgend heraus, als wo sie hereingefahren. Dem Bauern gefiel sie, und er ihr auch, also heirateten sie und lebten recht gut mit einander

drei Jahre lang, bis einmal der Mann im Scherz sagte: „Siehst wo du einig'schloffen bist", und das Loch ein wenig aufmachte. Im Nu fuhr sie hinaus und der Bauer sah sie nie wieder.

3. Die erlöste Hexe.

Eine ähnliche Geschichte ist auch in Dalmassing vorgekommen, nur dass sie besser ablief wie die vorige. Dort nämlich war bei einem Bauern eine hübsche fleissige aber stille Magd in Dienst. Da wurden nach und nach die anderen Mägde inne, dass sie jede Nacht fortging, keiner wusste wohin. Wie es dem Bauern gesagt ward, nahm er die Dirn her und fragte: „Was heisst das mit deinem Herumstreunen bei der Nacht?" Sie that einen schweren Seufzer und antwortete: „Ach, meine Mutter hat mich als Kind dem Teufel verschrieben, nun muss ich alle Nacht als Hexe gehen." Das hat den Bauern so derbarmt, dass er sie frug, ob sie denn durch nichts erlöst werden könnte. „Ja", sagte sie, „wenn ich etwas Lebendiges zu Tode drücken darf, das mir aus gutem Herzen freiwillig geschenkt ist, dann bin ich erlöst." „Meine schönste Kuh darfst du nehmen", hat der Bauer gleich gesagt. Richtig lag darnach am Morgen die schönste Kuh tot im Stall; die Magd aber war erlöst und führte sich zum Danke so brav, dass sie dem Bauern lieb und schliesslich seine Frau wurde.

Lieder, Neckreime, Abzählverse, Spiele, Geheimsprachen und allerlei Kunterbunt aus der Kinderwelt.

In der Bukowina und in Galizien gesammelt von Prof. Dr. **Raimund Friedr. Kaindl.**

(Fortsetzung von S. 147.)

Von der Schulbank.

95. Heute ist der erste Mai,
Alle Schüler bitten frei,
(Und wir wollen fleissig lernen,
Das Versäumte schnell erlernen[1]).

96. 6 × 6 = 36,
Ist der Schüler noch so fleissig,
Ist der Lehrer aber dumm[2]),
Macht das Staberl bum, bum, bum.

97. Sisi risi,
Risi sisi,
Russi Gasse,
Plaudertasche.

(Spottverschen auf einen undeutlich sprechenden und hierbei sehr geschwätzigen Schüler, der in der Russischen Gasse zu Czernowitz wohnte.)

1) Ich erinnere mich, dass wir diese Verse in den siebziger Jahren noch auf die Tafel schrieben; bevor der Lehrer jedoch hineinkam, sie kleinmütig auslöschten.

2) Mitunter wird in der zweiten Zeile „Lehrer" und in der dritten „Schüler" gesagt.

98. Repetent — Hosen verbrennt.

99. N. N. ist ein Esel,
Kann nicht lesen,
Kann nicht schreiben,
Muss in der . . Klasse bleiben.

100. Lies nicht in dem Buch so oft,
Ist zu schwer für deinen Kopf.

101. Blätterst in dem Buch herum,
Wirst du immer nur mehr dumm,
Denn dies Buch, das merke dir,
Braucht 'nen bessern Kopf als wir.

102. Ich bin ein Schüler der Real,
Studieren will ich überall,
Studieren ist auch meine Pflicht:
Ein Blümlein heisst Vergissmeinnicht.

103. Die Gymnasialschüler (Lateiner) werden als „Lab-schweiner" verspottet (lap = fang!); die Realschüler als Nudelbrettträger, Gummifresser und Bleistiftscheisser.

104. Tua mama curva est (mit Beziehung auf die Bedeutung von kurwa im Slavischen [scortum]; mama = Mutter).

105. Inter pedes est figura,
Nigra, lata et obscura, . . .
Ex qua fluit aqua pura,
Habet barbam, sine dentes (!),
Ex qua crescunt omnes gentes.

106. Sempenes oder semel, bis, biter (!), ter (!) = 1., 2., 3., 4. Schlag beim weit verbreiteten Kiczkaspiel.

Zu diesem in meiner Jugend weit verbreiteten und daher auch oft als „gemein" (im schlechten Sinne) bezeichneten Spiele gehört ein etwa eine Spanne langes zolldickes Holz, das an beiden Enden zugespitzt ist, und ein an einem Ende zugespitzter Stab, der etwas kürzer als ein Gehstock ist: ersteres Holz heisst die „Kiczka", letzteres wird „Batell" genannt. Sodann wird auf einem offenen ebenen Platze ein längliches Loch in die Erde gerissen, so dass die quer darüber liegende Kiczka mittels des zugespitzten Endes der Batell in weitem Bogen geschleudert werden kann, um von dem oder den anderen in einiger Entfernung stehenden Spielern aufgefangen zu werden. Je nachdem die Kiczka mit beiden oder bloss der rechten oder linken Hand gefangen wird, zählt der Fang 20, 40 u. s. w. Sodann wird mittels der Kiczka nach der quer über das Loch gelegten Batell geworfen. Wird diese getroffen, so geht derjenige, welcher die Kiczka zuletzt mit der Batell geworfen hat, zu den die Kiczka Fangenden, und sein Geschäft übernimmt derjenige, welcher die Batell mit der Kiczka traf. Wurde die Batell nicht getroffen, so bleibt der erstere beim Loche und hat die Aufgabe durch vier geeignete Schläge mit der Batell auf die zugespitzten Enden der Kiczka dieselbe wenigstens 5 Batelllängen weit vom Loche zu schlagen. Je mehr er schlägt, desto besser, weil die Entfernung (5, 10, 15, 20, 25 u. s. w. Batelllängen) ihm gut geschrieben wird. Jedes Berühren der Kiczka mit der Hand oder dem Batellstock gilt als ein Schlag. Wer die Kiczka weniger als 5 Batelllängen vom Loche geschlagen hat, muss dem Gegner Platz machen. Der durch einen Schlag aufgewirbelten Kiczka in der Luft einen zweiten (ungezählten) Schlag zu geben, damit sie weiter fliege, ist gestattet; schleift aber die Kiczka über die Erde weiter hin, so wird ein solcher Schlag als „Schurga" zurückgewiesen. Wer schneller eine bestimmte Summe erreicht, hat gewonnen. Zum Werfen und Schlagen der Kiczka kann einer der Fangenden auch auf die Weise gelangen, dass er auf die ihm für die soeben gefangene Kiczka gebührenden „20" verzichtet. Interessant ist noch die Art, in welcher der erste bestimmt wird, welcher die Kiczka zu werfen und zu schlagen hat. Einer der Spieler wirft den Batellstock einem anderen so zu, dass dieser ihn auffängt und senkrecht vor sich hinhält. Über seiner den Stock umspannenden Hand greifen nun die anderen Spieler abwechselnd, bis schliesslich einer das Ende des Stockes in der Hand hält. Nun schlägt ein anderer dreimal mit der Kiczka gegen den Stock. Fällt er dem ihn Haltenden nicht heraus, so wirft und schlägt dieser die Kiczka zuerst. Wer schneller eine festgesetzte Summe erreicht, hat gewonnen.

„Ex libris.“

107. Dieses Buch hab' ich gekauft,
N. N. bin ich getauft,
N. N. bin ich geborn.
Wer es findet, ich hab's verlorn.

108. Dieses Buch ist mir lieb,
Wer es stiehlt, ist ein Dieb.
Haber bin ich genannt,
Österreich (Bukowina) ist mein Vaterland.

109. Dieses Büchlein hab' ich lieb,
Wer es stiehlt, ist ein Dieb;
Wenn ich ihn ertapp,
Reiss ich ihm die Ohren ab.[1])
Dieses Büchlein hab' ich gekauft,
Maximilian bin ich getauft[2]),
Blassy bin ich genannt,
Bukowina (Österreich) ist mein Vaterland.

(Zuschrift von anderer Hand[3]):
In der Erde lieg ich, wie bekannt.

110. Motto: Dieses Buch ist mir lieb,
Wer es stiehlt, ist ein Dieb.
Ist er aus Polen[4]),
Soll ihn der Teufel holen.
Ist er aus Preussen,
Soll ihn der Teufel zerreissen.
Ist er aus Krain,
Soll ihn fressen ein Schwein.
Ist er aus der Türkei,
Soll er werden aus Blei.

111. Dieses Büchlein ist mir lieb,
Wer es stiehlt, ist ein Dieb:
Mag sein ein Jud oder ein Pole,
Soll ihn der Teufel holen.

112. Dieses Büchlein ist mir lieb,
Wer es stiehlt, ist ein Dieb;
Mag sein Herr oder Knecht,
Der ist dem Galgen gerecht.

113. Dieses Büchlein ist mir lieb,
Wer es nimmt, der ist ein Dieb;
Wer es wiederbringt,
Ist ein gutes Kind.

114. Dieses Büchlein ist mir lieb,
Wer es stiehlt ist ein Dieb.
Das Papier ist mein Acker,
Drum schreib' ich so wacker.
Die Feder ist mein Pflug,
Drum schreib' ich so klug.
Die Tinte ist mein Samen,
Drum schreib' ich meinen Namen N.N.

115. Hic liber est meus,
Testis est deus,
N. N. sum vocatus,
N. N. nominatus.

116. Hic liber est meus,
Testis est deus,
Qui non credebat,
Nomen meum videbat[5]),
Schessan sum natus,
Valerian vocatus.

Wiegenlieder.

117. Schlaf, Kindlein schlaf,
Dein Vater ist ein Aff,
Deine Mutter ist eine Katz,
Respektenz Fratz![6])

118. 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7,
Muss ich bei der Wiege knien,
Muss ich singen, husch, husch, husch,
Kleine Bänkart, halt dein Gusch.

1) Die dritte und vierte Zeile kann auch fehlen. Oft findet man auch die ersten vier Verse ohne die folgenden.

2) Diesen Vers benutzen auch Kinder mosaischer Religion.

3) Der Vers ist vom Vorlegblatt eines Schulbuches abgeschrieben.

4) In den folgenden Versen treten oft Umstellungen und Ausfall von Reimpaaren ein.

5) Diese Verse lauten auch:

Qui non vult credere,
Meum nomen potest legere,

6) Diese Nummer wird wohl kaum als Wiegenlied benutzt, sondern ist wohl nur die Verzerrung eines solchen.

Zum Schnellsprechen.

119. Herr von Hagen, darf ich fragen, welchen Kragen sie getragen, als sie lagen krank am Magen in der Hauptstadt Kopenhagen.

120. Wiener Weiber wollten weisse Wäsche waschen, wenn sie wüssten, wo warmes Wasser wäre.

121. Konstantinopolitanischer Dudelsackpfeifenmachergeselle.

122. Die Kuh rannte, bis sie fiel.

123. Beim Bischofsberg [1]) blühen blaue Blumen; böse Buben brechen bestimmt beide.

124. Fifzig pickene fiksene pickalach.[2])

Abzählreime.

125. 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7,
Eine alte Frau kocht Rüben,
Eine alte Frau kocht Speck,
Und du gehst weg.
(oder: Und du frisst Dreck.)

126. 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13,
Fahren wir um Weizen,
Fahren wir um Korn,
Und dich soll der Teufel holn.

127. Adam ist in Garten gegangen,
Wieviel Vögel hat er gefangen?
1, 2, 3,
Du bist frei.

128. Ekete pekete cukety me
Abel fabel domine,
Ex pex pelapuff,
Raus draus, marsch hinaus.

129. Ekete pekete cukety me,
Abel fabel domine,
Ex pex pelapuff,
Marsch draus, marsch hinaus.

130. Ekete pekete cukety me,
Abel fabel domine;
Ex pres kostka[3]) gra,
A ty Janie Fabijanie
Wyrznij konia na organi
Zlotym pytym
Pod kopytym,
Raus, Maus
Komm heraus.

131. Ene besene gesir gesar
Repete pepete knull.

132. Ense, dense, sirke, sar,
Repete, pepete, knull.

133. 1, 2, 3,
Resche, resche, rej,
Resche, resche, Plaudertasche.
1, 2, 3.

134. Ich und du, Müllers Kuh,
Müllers Esel, das bist du.

135. 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11. 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20.
Fahren wir nach Danzig,
Danzig fing an zu brennen,
Die Franzosen müssen rennen,
Ohne Strümpf und ohne Schuh
Bis nach Danzig zu.

136. Schlosser will ein Schloss beschlagen,
Wie viel Nägel braucht er haben?
1, 2, 3, Magd hol Wein,
Knecht schenk ein,
Herr sauf aus,
Du bist draus.

137. In der Wand steht ein Engel,
Hat ein Apfel in der Hand,
Will ihn essen, hat kein Messer;
Bauer, Bauer, sag dem Hund,
Soll er mich nicht beissen;
Beisst er mich, straft er dich
Um ein Thaler dreissig.

---

1) Der Bischofsberg ist eine Anhöhe in Czernowitz.

2) Im durch slavische Wörter durchsetzten Judendeutsch: 50 kleine Jungen vom Fuchse.

3) Von da an sind die Wörter polnisch, jedoch zum Teil unverständlich.

138. 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, [schieben,
Lasset uns den Schiebbock
Wo denn hin? Nach Berlin,
Wo die schönen Mädchen sind.[1])

139. Unke, dunke, kwinken, kwas[2]),
Komm mit mir im Lingelas.
Lingelas ist zugeschlossen,
Mit dem Hammer aufgebrochen.
Bauer, Bauer sag dem Hund,
Soll er dich nicht beissen,
Beisst er dich, straft er dich[3]),
Um ein Thaler dreissig.

140. Ini ani o,
Kapitali o,
Citra bela, citra bela,
Trink, trank, tronk.

141. 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7,
Schöne Mädchen muss man lieben,
Liebt man schöne Mädchen nicht,
Kommt man in das Strafgericht.
Mädchen sind die Gottesengel,
Buben sind die Gassenbengel,
Mädchen gehen auf den Ball,
Buben gehn in Gänsestall.
Mädchen tragen Myrtenkränze,
Buben tragen Katzenschwänze.

142. Unu dunu rex,
Kwatra kwinkwa sex,
Unu dunu raba
Kwatra, kwinkwa, zaba.

Reiterlied auf des Vaters Knieen.

143. Tros, tros, traren,
So reiten die Husaren,
Federbusch auf dem Hut,
So reitet's sich auf Vaters Knie gut.

Zum Reigentanz.

144. Ringa, ringa, raja,
Tanzen wir alle draia,
Tanzen wir um den Rosenbusch,
Macht das Häschen husch, husch, husch.

Grünes Gras.

145. Die Kinder bilden einen Kreis, in dessen Mitte eines derselben steht; dieses (oder alle Kinder) singt das folgende Verschen und wählt sich einen Nachfolger, der seine Rolle übernimmt:

Grünes Gras
Frisst der Has
Unter meinen Füssen,
Welcher (e) wird der (die) schönste sein,
Diesen (e) werd' ich küssen.

Beim Händepatschen.

146. Tosi, tosi Handerle,
Mama kauft ein Banderle,
Tata kauft ein Schuherle,
— — — — — — — —

1) Diese und die folgenden zwei Nummern sollen aus Berlin herrühren.
2) Oder: Unika, dunika, Tintenfass.
3) Oder: straf ich dich.

Zählspiele.

147. A.: Liebst Gott? B.: eins,

A.: Liebst Gott? B.: zwei, und so weiter; wenn aber A. zum neuntenmal „Liebst Gott?“ fragt, so darf B. nicht mit „neun“ (nein) antworten, sondern muss gleich auf zehn überspringen.

148. A.: In die — B. eins,

A.: In die — B. zwei, und so weiter; wenn aber A. zum zehntenmal „In die“ sagt, so muss B. gleich auf „elf“ übergehen, um nicht bei „zehn“ einen Stoss „in die Zähne“ zu erhalten.

Florian.

149. Die Kinder bilden einen Kreis und singen:

Florian, Florian, hat gelebet[1]) sieben Jahr.
Sieben Jahr sind um, der Herr N. N. dreht sich um.

Nachdem sich der (oder die) Genannte um sich selbst gedreht hat, singen sodann wieder alle:

Herr N. N. hat sich umgedreht,
Und hat einen goldenen Kranz bestellt.
Florian, Florian hat gelebet sieben Jahr u. s. w.

Wenn sich alle Kinder einzeln gedreht haben, so wird gesungen:

Florian, Florian hat gelebet sieben Jahr,
Sieben Jahr sind um, alle drehn sich um.

Nun drehen sich alle Mitspielenden zugleich um sich selbst und hiermit hat das Spiel sein Ende erreicht.

Mauserle, Mauserle.

150. Man reibt mit dem Zeigefinger auf der linken flachen Hand des Kindes und spricht: „Mauserle, Mauserle, koch Hirsch, koch Hirsch (Hirsebrei).“ Dann zeigt man auf jeden der vier Finger und sagt: „Gieb dem, gieb dem, gieb dem, gieb dem“: auf den Daumen zeigend, sagt man hierauf: „Dem hack' den Kopf ab“; hierauf fährt man kitzelnd mit der Hand in den Ärmel und spricht: „Und dann lauf ins Häuserl.“

Geierspiel.

151. Durch Auszählen wird aus den Spielenden der Geier ausgelost; die anderen sind die Hühner. Das Gebiet des Geiers wird von jenem der Hühner durch einen Strich am Erdboden oder auf irgend eine andere Art bezeichnet. Über diese Grenze springen und laufen die Hühner in das Gebiet des Geiers, um ihn zu necken. Zumeist rufen sie hierbei:

Herr Geier, oder: Herr Geier,
Haben sie Eier? Geben sie uns Eier!

Der Geier ist bestrebt, einen der Ruhestörer zu fangen, damit er seine Rolle übernimmt. Hierbei muss er sich aber hüten, in das Gebiet der Hühner zu geraten, weil er dort von denselben zerzaust wird.

---

1) Ursprünglich: geliebet.

Vater, Mutter, leih mir die Scher'.

152. Alle Mitspielenden, mit Ausnahme eines „Ausgezählten" stellen sich an Bäume, Plankensäulen u. dgl. Der Ausgezählte tritt sodann an die einzelnen Mitspieler heran und sagt:

Vater, Mutter,
Leih mir Scher'.

Der Angeredete deutet hierauf auf einen anderen Mitspieler und während der Ausgezählte zu diesem geht und ihm seine Bitte vorträgt, wechseln die anderen ihre Plätze. Gelingt es dem Ausgezählten bei dieser Gelegenheit einen der verlassenen Plätze zu gewinnen, so übernimmt derjenige Spieler, welcher seinen Platz verloren hat, die Rolle desselben.

April- und Mainarren.

153. Der Narrende erzählt etwas Unwahres, deutet auf etwas nicht Vorhandenes hin u. dgl. Wenn der Genarrte glaubt, eine bezügliche Frage oder einen Ausruf thut, sich nach dem angeblich vorhandenen Gegenstande wendet u. dgl., so spricht dann der andere die foppenden Worte. Also z. B.:

A. Es brennt!
B. Wo?
A. Heute ist der erste April,
Schickt man den Esel, wo man will!

oder auch bloss: Primapril!

Beim Mainarren ruft man:

Heute ist der erse Mai,
Schickt man den Esel ins Heu!

Rätsel.

154. Fünf gehn ihn jagen, zwei bringen ihn getragen, sie bringen ihn nach Walkowitz, von Walkowitz nach Zwickowitz, und dort wird er erschlagen.

(Die fünf Finger — der Floh.)

155. Papa pepi papi pipi popo? (Vater Pepi [= Joseph] isst [papa, pap in der polnischen und ruthenischen Kindersprache = Speise, essen] von einer Henne [pipi, pipinka im Polnischen und Ruthenischen = Henne] den Hinterteil).[1]

156. Bitt' Professor, was ist das?
Hinter'm Ofen krappelt was,
Nicht ein Fuchs, nicht ein Has'.
Bitt' Professor, was ist das? (Die Maus.)

157. Wieviel ist dreizehn und dreizehn? (Sechs Zähn.)

Glückwünsche.

158. Ich wünsch' und wünsch',
Und weiss nicht was,
Greif in die Tasche
Und gieb mir was.

159. Ich wünsche einen gedeckten Tisch,
An jeder Ecke einen Fisch,
In der Mitte eine Flasche Wein,
Der Herr N. (oder Frau N.) soll glücklich sein.

1) Vergl. auch No. 124.

(Fortsetzung folgt.)

Alte Sitten und Bräuche im Egerland.

Von **Alois John.**

Sitten und Bräuche eines Volkes haben natürlich ihre Geschichte. Es sind Organismen, die sich in Wind und Wetter menschlicher Anschauungen verändern und erproben. Der Sturm der Zeiten zog über sie hinweg. Schwachgewurzelte Organismen vergingen, Bräuche wurden zu Missbräuchen; andere wurden von mächtigeren vernichtet, aufgesogen oder lebten ein kirchlich-germanisches Doppelleben. Manche arteten in ihrer Vollblütigkeit und Vollsaftigkeit derart aus, dass sie früh verboten wurden. Aber trotz Verbot und strenger Verfolgung erhielten sich einzelne mit unverwüstlicher Lebenskraft. Manche, die man längst vergessen hatte, schossen in anderen Zeitläuften plötzlich wieder empor und lebten in neuer Lebenskraft weiter. Entstehen, Blüte und Verfall, Verschwinden und plötzlichem Wiederaufleben der alten Bräuche nachzuforschen, ihr Wesen in verschiedenen Zeiten zu untersuchen, sie unter dem Druck der wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse, in Stadien von Artung und Entartung zu beobachten, ist von Interesse. Eine gründliche Forschung in alten Büchern, Chroniken, Stadtbüchern u. s. w. würde gewiss sehr viel für dieses Thema ergeben. Ich biete im folgenden eine Blütenlese aus den Proclama-Büchern des Egerer Rats für Gebräuche und Sitten in der Stadt Eger und im Egerlande.

Proclamas sind öffentliche Erlasse, Verordnungen, Warnungen, Verbote des Egerer Rats für die Bürgerschaft und Bauernschaft. Ihr Inhalt ist ungemein mannigfach, sie greifen ins enge Familienleben ein, ordnen, warnen, verbieten und drohen oft in väterlicher Weise, oft auch streng, immer mit Hinweis auf das göttliche Strafgericht, oft unter dem Drucke der Kriegsnöte, der Glaubenskämpfe, wirtschaftlicher Bedrängnis. Sie sind eine Fundgrube insbesondere für Bräuche und Missbräuche, Sitten und Unsitten in Stadt und Land. Diese Verbote haben die Kunde heute längst verschollener Bräuche erhalten. Sie bezeichnen auch die Ortschaften, in denen sie üblich waren. Die Häufigkeit der Verbote lässt auf einen besonders festgewurzelten Brauch schliessen. Allerdings bricht auch die Zügellosigkeit in Stadt und Land des öfteren durch. Hurerei und Unzucht, Gotteslästerung, loss Ehhalten, Gassaten gehn oder Mutwillens auf der Gasse, Fluchen, Müssiggang, Bier- und Brauntweinsauffen ist wiederholt in Proclamen verfolgt.

Die Proclamabücher von Eger liegen in einer Reihe Bände vor und reichen (mit einzelnen Lücken) von 1562 bis 1790. Sie wurden von

F. Khittl[1]) und von Gradl[2]) für bestimmte litterarische Zwecke benutzt, aber sind noch lange nicht erschöpft. Im Folgenden sollen — mit einer einzigen Ausnahme, die ich der Vollständigkeit wegen anschliesse — nur bisher unveröffentlichte Stücke zu Worte gelangen, in getreuer Schreibweise des Originals, hier und da bei weitschweifigen Perioden oder Wiederholungen etwas gekürzt, auch in der Interpunktion zur besseren Orientierung vielfach gebessert.

No. 1 bringt aus dem Ratsproclama von 1620 und 1626 Zeugnisse über den Lobtanz, der zu Weihnachten vor der Kirche von Treuniz bei Eger jährlich gehalten wurde. Der Lobtanz oder Lobetanz ist seit der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts aus Hessen, Thüringen und Meissen bekannt und war ein besonders beliebter, von vielen Paaren zu verschiedenen Zeiten des Jahres getanzter Reihen. Im Königreich Sachsen ist der Name Lobetanz für ein Tanzvergnügen örtlich noch nicht erloschen. Vgl. M. Heyne im Grimmschen Deutschen Wörterbuch VI, 1084 und Lexer, Mittelhochd. Wb., 1, 1948.

No. 2 und 3. Rockenstuben. Diese Verbote treten frühzeitig auf (1502, 1576, 1583) und richten sich zumeist gegen die Rockenstuben der Dörfer, aber auch der Vorstädte. Trotz der Häufigkeit der Verbote erhielt sich die Egerländer Rockenstube bis in die neueste Zeit. Erst das Aufkommen der Spinnmaschinen und die veränderten sozialen Verhältnisse haben das Spinnrad verdrängt und den Rockenstuben ein Ende bereitet. So steht und fällt eine Jahrhundert alte Sitte oft durch veränderte soziale Zeitläufte. (Vgl. dazu meinen Aufsatz: Eine aussterbende Kultur und Egerländer Rockenstubenlieder, Erzgebirgszeitung 1896).

No. 4. Maschkrada von 1644 berichtet von Fastnachtlustbarkeiten der Stadt Eger.

No. 5. Osterspiel mit roten Eiern. Beweis, wie lebhaft selbst in der Stadt vor einigen Jahrhunderten noch dieser deutsche Osterbrauch in der Jugend üblich war, während er heute gänzlich verschwunden oder auf die Dörfer geflüchtet ist.

No. 6 verbietet das „Bettfreyen" junger Leute, worunter die weitverbreitete Unsitte der sogenannten Probenächte, das aufn Frei gehn, schnurren, gasseln und fensterln u. s. w. zu verstehen ist. In No. 6 wird dem Bettfreyen der „zu gleichmässiger Sünd anzielende Feyerrockhen" zur Seite gestellt, gegen den sich Proclama 7 im besonderen wendet. Nach dieser Nummer kam die „mutwillige Leichtfertigkeit" „des sogen. Feuerrockhen", besonders bei Hochzeiten vor. Name und Brauch des Feier- oder Feuerrocken sind nicht recht klar. Der Spinnrocken hatte in den Hochzeitbräuchen mancherlei Verwendung (Weinhold, Deutsche Frauen, I^3, 392).

1) Kulturhistorisches aus Eger (Mitt. d. V. f. G. d. D. i. B.), Prag 1878/79.

2) Deutsche Volksaufführungen, Prag 1895 (Mitteil. V. G. D.).

No. 8 bringt eine Hochzeitordnung für die Stadt aus dem Jahre 1643. Sie ist bereits bei Khittl gedruckt, erscheint aber hier nochmals nach dem Original in korrekterer Fassung.

No. 9—11 beziehen sich auf Taufbräuche (Gevatterbitten, Gevatterbrief, Taufgeschenke, Taufgang, Erster Ausgang der Wöchnerin). Die dabei übliche Festmahlzeit wird „Croles, Crolas, Croloss, Krolosshaltung" genannt. Der Krales für einen Festschmaus ist von dem Joachimsthaler Mathesius oft gebraucht; vgl. R. Hildebrand (im Grimmschen deutschen Wörterb., V, 1979), der es vom mittelalterlichen Gral, in Bedeutung eines Festes ableitet. — Die Taufpaten heissen im Egerlande der, die Tuad (Tuadherr, Tuadfrau; Firmtuad; Tuadnring, ein ringförmiges Gebäck, das die Paten ihrem Patenkinde jährlich einmal schicken). Der, die Tuad ist das altdeutsche tote, Taufpate, vgl. Grimms Wörterb., II, 1312. Schmeller, Bayr. Wb, 1², 633.

No. 1. Der Lobtanz zur Weihnachtszeit.

Decret, dass der Danz, so jahrlich weynachtenn zu Treünz[1]) ist gehaltenn worden, hinfurth eingestellt sein soll.

Demnach E. E. Hochweisser Rath mit nicht wenigen verdrus und wiederwillen Vernomen, das bey diesen vorstehenden heylig(en) weynacht feyertag die Vnterthanen zu Treünz aus falsch geschöpftenn lossen Wahn sich gelüstenn lassenn nicht allein ihr andacht, die sie zu solchenn Feyertag billig habenn vnnd sich damit zu Gott wendenn solltenn, in einen losen leichtfertigen Danz[2]) zu kehren, sondern auch sich allerley leichtfertigkeitenn darbey zu gebrauchen Alss lesst E. E. Rath befehlen, daz sie sich dergleüchen vorthin enthaltenn, die wirtt aber ihnen dazu durch reichung getranks nicht vrsach gebenn oder in dessen vnverhofftenn entstehung aller ernstlich gefenknus vnd anderer hoherer Straf gewertig sein sollen, dornach Sie sich zu richten vnd Vor schadenn zu hüttenn.

Decretum den 18. Dezembris No. 1626.
(Proclamabücher, Band 1608, fol. 221, 222.)

No. 2. Decret mutatis mutandis. An die hernachgesetzten 8. Dorfschaften nembl. Neuen Albenreuth, Frauenreuth, Nebanitz, Mühlessen, Oberlohma, Mühlbach, Treunitz vnd Trebendorff. —

Von Eines Wohl Edlen Hoch und Wohlweysen Rats der Stadt Eger wegen wird denen Zu den Kirchspiel eingefarrten Dorfschaften, sonderlich aber denen Richtern daselbst hiemit nochmahls anzufügen, Dass demnach Ein Wohl Edler Rath sehr missfallig vernehmen müessen, dass die — zuwider denen schon öfters abgelassenen Obrigkeithl. Verbotten — bis dato noch Immer forth continuirende Rockhenstuben vnd bösse Zusambenkunftt, worbey mur ärgerliche Üppigkeith und straffbahre Laster getrieben, dadurch aber die Göttl. Majestät höchstens belaidiget wird, noch allenthalben im schwung gehn, Nicht wenigers die Mahlmüllern Zuwider dem dritten Geboth Gottes sich straffbahrr Dingen Unterstehen, an denen

1) Dorf bei Eger.

2) Schon im Proclama vom 18. Dezbr. 1620 wird „dieser mit ergernis des gemeinen Manns und zuförderst der Obrigkheit und Ihres Seelsorgers widerwillen gehaltene Lobdantz zu Treünz vor der Kirchen" gänzlich abgeschafft.

Heyl. Sonn- vnd Feyertägen mit Versäumbung dess Gottesdiensts zu mahlen | Alss werden hiemit nicht allein denen sammentlich dem würdig(en) Gotteshauss zu N N eingepfarrten Dorfschaften die Rockenstuben und bösse Zusamenkunften, sondern auch denen Mahlmüllern dass Mahlen an denen Heyl. Sonn- vnnd Feyertägen unter Ernstlicher Straff, welche hier wider handeln werden, verbothen, Wornach Sie sich zu richten und denen schon öfters abgelassenen Obrigkeithl. Warungen und Verbothen schuldtig gehorsamb zu laisten wissen werden. Conclusum in Senatu Egrae denn 14 Octobris 1691, Ad. Wagner, Stadtschr.

(Proclamabücher, Bd. 1680, fol. 53.)

No. 3. Decret. An alle Kirchspiel in hiesigen Lande wieder die Rockenstuben. (Der Anfang dieses Decretes gleichlautend mit dem vorhergehenden.) — Als hiemit allen und jeden Eingepfarrten Jungen Manns und weibs Personen, wie auch denen Hausswirthen hiemit alles Ernsts nochmahlen anbefohlen wird, Womit Sie sich obgemeldter Rockhenstuben und Schädlicher Zusambkunfften gänzlichen enthalten und die Hausswürthe solche nicht gestatten — sondern die überdretterr ohne allen Hinterhalt ohn Vorzüglichen anmelten, wiedrigen Falss aber mentionirte Hauswirthe mit 10 R., die junge Manns und weibs Person aber nach befund der sach mit vnaussbleiblicher gelt- oder Leibesstraff beleget werden sollen, Wovor Sie sich dann durch Vermaydung dieser so ärgerlichen und Gott missfälligen sach zu hüten wissen werden. Jedoch falss Eines Nachbars tochter und Mägte zu den andern Nachbarn Töchtern und mägden kommen und alldort mit arbeithen und andern Gott nicht missfälligen Verrichtung die Zeit zubringen wolten — solches unverbothen seyn, Wann nur hievon die Manns Personen und Junge Bursch aussgeschlossenn iedesmahlen verbleiben, Mithin alle ärgernuss und beleydigung Gottes unterlassen wird. Conclusum in Senatu Egrae den 18. January 1706.

(Proclamabücher, Bd. 1680, fol. 240.)

No. 4. Decret. Verhüttung der Mascherade vnd Anderer Mutwillen in der Fassnacht de datto 6. Fbr. 1644. Demnach E. E. hochw. Rath kurzlich erwogen, wie Gott der Allmächtig durch allerhandt Sindt Vnnd Laster, offentlichen muthwillen, Ubigkeiten vnnd mascheraden vnd ohnmenschliches grosses geschrey, die sonderlich Umb Fassnacht Zeit vnnd die Lezte 3 Täg im Schwang gehen vnd geübet werden, zu allerhandt Straffen angereizt vnd gezwungen wordn, wie man leider Gott erbarms solches nun mehr viel Jahr erfahren hat, zu verhutung derowegen grösseren Zorn Gottes vnnd Andern mehreren Straffen, die auss den gleichen mutwilligkeiten entspringen, lasset wol Ermelter hochweiser Rath alle dero Burger Innwohner vnnd angehorige Trewherzig vnd Vätterlich nit allein ermahnen, sonderlich die Hauss Vätter Ihre Kinder Unnd Untergebenen von dergleichen offentlichen muthwillen vnd Masscrat abhalten, sonderlich auch bey leib vnnd Lebens Straff verbiten, do sich nihemandt, so der Stadt Unterthan vnnd zugehorig worden, bey tag noch nacht verkleit vermumbt oder in masscrada Betreten solle lassen, Massen allbereith Begeben worden, auf alle dergleichen maskerierte personen gute obacht zu haben vnd solche, sonderlichen wass Ledige Hand Werkhs Porschs oder Burgers söhn sein, alssbaldt in die fünsteren Keller zu führen vnnd nit heraussznlassen, biss einer Wirdt ein Ducaten bezalt haben, dann auch andere Obrigkh. strafen gewertig sein solle.

Demnach sich Meniglich zu richten, decretum in Senatu Egrae den 6. Febr. 1644.

(Proclamabücher, Bd. 1627, fol. 218.)

(Schluss folgt.)

Heanzische Schwänke, Sagen und Märchen.

Aufgezeichnet von J. R. Bünker in Ödenburg.

Die Begriffe Heanzen und Heanzerei habe ich in meinen Arbeiten: „Typen von Bauernhäusern aus der Gegend von Ödenburg in Ungarn" in Bd. XXIV der „Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien" (s. dort S. 115 ff.) und „Das Bauernhaus in der Heanzerei (Westungarn)" in Bd. XXV ders. Zeitschr. (s. dort S. 89 ff.) klargestellt. Auch über den heanzischen Dialekt, dessen Zugehörigkeit heute noch ebenso wenig erforscht[1]) ist als die Abstammung der Heanzen, habe ich dort einzelne Bemerkungen gemacht, die Dialektforschern vielleicht Anhaltspunkte zur Feststellung der Zugehörigkeit der Heanzen bieten können. Ich verweise demnach alle, die sich für diese Sache interessieren, auf jene Arbeiten. In Bezug auf die nachfolgenden Märchen und Schwänke sei nur noch erwähnt, dass sie alle in Ödenburg und zwar aus einem Munde, aus dem des städtischen Strassenkehrers Tobias Kern, eines Mannes, der nicht lesen und schreiben kann und heute (1897) im 65. Jahre steht, von mir aufgezeichnet worden sind.[2]) Ausser den folgenden 15 Nummern erzählte mir Tobias Kern noch 32 weitere. Von diesen hörte er 13 in Theresienfeld bei W.-Neustadt erzählen; sie sind also niederösterreichischen Ursprungs. Diese dreizehn Nummern werden demnächst in der „Zeitschrift für österreichische Volkskunde" (Wien) erscheinen. Zwei der Nummern wurden Kern im Dorfe Mörbisch bei Rust am Neusiedler-See erzählt. Alle andern 32 Nummern, wozu auch die hier allmählich folgenden 15 gehören, hat er in Ödenburg selbst gehört. Diejenigen, von denen er sie hörte, waren zumeist seine Familienangehörigen: Vater, Mutter, Grossvater, Grossmutter. Diese Volkspoesien können somit wohl mit vollem Rechte als heanzische angesehen werden. Der Dialekt, in dem sie Wort für Wort, wie sie mir in die Feder diktiert wurden, niedergeschrieben worden sind, ist der in Ödenburg gesprochene. Es ist nicht die Verkehrssprache der gebildeten Klasse der städtischen Bevölkerung, auch nicht die Umgangssprache des zum grössten Teil handel- und gewerbetreibenden Mittelstandes, sondern die Mundart der unteren Schichten der Bewohner der Stadt, der Bauern (Wirtschaftsbürger), Weinbauern, Taglöhner etc. Diese Mundart ist zwar

1) Das ist nicht richtig. Eine Sammlung heanzischer Worte hat der um die deutschen Mundarten Ungarns sehr verdiente Prof. K. J. Schröer unter dem Titel: Heanzen-Mundart in Frommanns Zeitschrift „Die deutschen Mundarten", VI. Jahrgang, Nördlingen 1859, SS. 21—33, 179—185, 330—348 veröffentlicht. Daraus ergiebt sich unzweifelhaft die heanzische Mundart als eine bajuvarische und der steirischen nahe verwandt. K. W.]

2) Zeitschrift für Österreich. Volkskunde, III, 91 (1897).

die heanzische, jedoch nicht das reine Heanzisch, das man in den umliegenden Dörfern, nur noch schöner und weicher in der eigentlichen „Heanzerei“, in den deutschen Dörfern des Eisenburger Komitates hört. Die Schriftsprache der Schule und der gebildeten Welt im Vereine mit der Umgangssprache der Mittelklasse kämpfen hier eben einen hartnäckigen Kampf mit der alten Mundart, und die Erfolge dieses Kampfes lassen sich in der Mundart schon stark fühlen. Hauptsächlich ist es die an den steirisch-österreichischen Dialekt sich anlehnende Umgangssprache der mittleren Klasse, die mehr und mehr an Boden gewinnt. Dem aufmerksamen Leser, insbesondere dem, dem der steirisch-österreichische Dialekt nicht unbekannt ist, wird bald auffallen, dass Ausdrücke, wie: „fliagt, Frua, låss'n, ihn, nëb'm eam, Wua't, grouss, Hëind'l, Faija', åwa'“ etc., die neben den rein heanzischen Ausdrücken: „fluigt (fliegt), Fria (Frühe), lȧssa' (lassen), eam (ihn, acc.), nëib'm saina' (neben ihm), Wåa't (Wort), grȧss (gross), Heañd'l (Hühnchen), Fua' (Feuer), åda' (aber) häufig vorkommen, auf neuere Einbürgerung zurückzuführen sind.

In Bezug auf die Schreibung bemerke ich noch folgendes: ȧ — Mittellaut zwischen a und o; ë — Mittellaut zwischen e und ö; ñ mouilliertes n; st und sp lauten im Anlaute stets scht und schp.

I. 'Ta' Spåara' (der Sparer).

(Schwank.)

's wȧa' a sou a lustiga' Kea'l, a Paua'npua'sch, tea' hȧt hȧlt ninda'scht kåañ guit ni't 'tauñ. G'stul'n unt g'raupt hȧt a' ȧll'mal, won r ȧ nia' kinna' hȧt.

Hiatz kimmpt a' amȧl in a-r-a Stȧdt. Tȧ schaut an-ȧlti Frau pan Fëinsta' ȧwa'. Wia-r-a' tëi siacht, springt a' in åana' Tua' runtum-a-tum in Kråas unt schaut in t'Heh'.

Sȧgt tëi Frau, wȧs a' tëinn ȧll'wal sou umspringt unt schaut in t'Heh'.

„I' schau' a'f tëis Louch, wou-r-i' ȧwa'g'fȧll'n piñ van Himm'l.

Sȧgt si: „Jȧ, saiñ sëi van Himm'l ȧwa'g'fȧll'n?“

Sȧgt a': „Jȧ!“

Sȧgt si: „Wia geht's tëinn zui in Himm'l?“

„Nou“, sȧgt a', „mearari sitz'n, mearari lieg'n unt mearari staiñga'.“

„Ja“, sȧgt s', „tȧ hȧt ni't an-iada' saiñ Stual?“

Sȧgt ea': „As muiss si' an-iada' saiñ Stual les'n.“

„Këimma' s' auffa'“, sȧgt s', „za mia'. — I' håw' maiñ Mauñ kȧañ Gëlt ni't mitg'gëib'm unt tea' wia't richti' a' kȧañ Stual ni't hȧb'm. — Wȧs koust't a sou a Stual?“

„Zwölf, fumpfzëija'taus'nt Guld'n.“

„Ta hȧb'm s' zwȧañzichtaus'nt Guld'n, unt ea' sull si' an Stual kaffa', unt i' lȧss'n schaiñ griass'n.“

„Nou, guit“, sågt a', „i' hauñ nou' sunstn' wås z'taañ, unt wëinn t'Stea'n am Himm'l saiñ, geh'-r-i' wied'rum auffi.“

Eh'r a' pålt va' da' Ståadt aussi'këimma'-r-is', kimmpt a Pairin tahea'.

„Wou gaiñga' tëinn sëi hiñ?“ sagt a' zan ia'.

„I' geh' zan Spåara[1], i' håw' fumpfzëija'hunda't Guld'n.“

Sågt a': „Tea' piñ jå i'.“

Gipt eam glai' 's Gëlt unt sågt: „Tås is' g'schait, håw' i' nit' sou wait.“

Ia' Mauñ håt s' g'frågt, wia s' håam'këimma'-r-is', ouw s' schouñ tå is'.

„Ea' is' ma' pegëign't unt i' håm' eam 's inta'weig'n[2]) g'gëib'm.“

„Tu tumm's Waip“, sågt a' zan ia', „tås muiss jå aiñg'schrieb'm wea'n.“

Ea' sått'lt glai' saiñ Rouss unt rait't eam nåchi a'f 's Fëlt. Sou håt tea' åwa' g'råt saiñ Nåttua'ft af 'n Fëlt va'richt't. Unt wia-r-an Paua'n va' wait'n rait'n siacht, håt a' si' glai' tëiñkt, tea' kimmpt 'n nåch wëig'n tëiñ Gëlt. Sou nimpt a' schnëll saiñ Huit åwa' unt tëickt tëiñ Hauf'n zui.

Frågt 'n ta' Paua', wås a' unta' 'n Huit håt.

„An guldinga' Voug'l håw' i' g'fångt unt tëiñ gawat i' nit um zëija'-taus'nt Guld'n hea'.“

Ea' springt van Rouss åwa', sou sågt ta' åañ, ea' sull nia' a' fëist hålt, tass a' eand' ni't auskimmpt.

„Mia'“, sågt ta' Paua', „is nia' um tëiñ, tea' maiñ Wai' håt's Gëlt å'g'noumma'.“

„Tëiñ këiñ i' recht guit, åwa' å! wea' waass, wou tea' schouñ-is; ea' is ma' via'g'gånga'.“

„Sëitz ti' auf a'f maiñ Rouss unt rait' 'n nåchi, ta'wal wia' schouñ-i' fëist hålt'n in Huit.“

Ea' is' fua'tg'ritt'n unt is' nimma'mea' 'këimma'. Hiatz håt a' 's Gëlt g'håpt unt a Rouss a' zan Rait'n.

In Paua'n eh' 's is' Nåcht waa'n, håt 's 'n schouñ pelängt unt is a' tou' naigiari' wåa'n unt håt auñg'fångt za visantia'n. Hiatz håt a' åll'wal tëiñ Huit in t'Heh' unt håt a sou ainig'schaut. Hiatz fåa't a' hålt a'f amål recht gach mit ta' Hånt unta' 'n Huit aini. Hiatz fåa't a' hålt glai' aini in Trëick mit ta' gånz'n Hånt unt truckt glai' tëis Såcha' z'såmm' unt in Huit håt a' g'schwint wëikg'schmiss'n, hiatz håt a' g'seg'n, wås tea' Kea'l 'tau'n håt.

„Å“, sågt a' zan eam sëlwa', „tu Lump, tu pist ta' sëlwichi, tea' maiñ Waiw ia' Gëlt a' håt.“ Ea' is' håam'këimma'.

Frågt'n saiñ Wai': „Nou, håst 'n ta'wischt?“

„Jå!“

„Wou håst tëinn taiñ Rouss?“

„I' hauñ 's a' in Spåara' g'gëib'm.“

1) Die Bäuerin sollte das Geld in die Sparkasse tragen. — 2) unterwegs.

[Eine weit verbreitete Gaunergeschichte, vgl. Grimm, K. u. H. Märchen No. 104 mit den Nachweisungen Bd. 3, 184. Joh. Pauli, Schimpf und Ernst, No. 463 mit Österleys nicht ganz zuverlässigen Parallelen, in seiner Ausgabe S. 527 und namentlich J. Bolte in seiner Ausgabe von J. Freys Gartengesellschaft zu No. 61, S. 237 f. K. W.]

II. Ta' g'schaiti Hans'l.

(Schwank.)

As wåa' a Paua', tea' is' a Heañlkrämma[1]) g'wëin unt ålli trai, via' Tåch is' a ni't håam'këimma'. Ea' håt an Knecht g'håpt, tea' håt Hans'l g'håass'n. Tea' håt t'Wia'tschåft g'fia't z'Haus.

Ta' Pfåara', tea' is' ëifta' za da' Pairin këimma', unt håb'm guit g'gëissa' unt trunga' ållimål mit anånt'. Ta' Hans'l, tea' lauscht s'ållw'l a'.

Tå sågt ta' Pfåara', wia-r-a' va' da' Pairin fua'tgeht: „Måaring fåar-i' åcka'n am Houfåcka'. I' hå'w' Schimm'l'n."

„Nou", sågt s', „guit, i' wia' ta' schouñ a guit's Mittåchmål pringa'." Unt si håt a Spëiñsau[2]) zan Pëicka' glai' g'schickt[3]) unt t'Kråpfa' håt si påcha'.

Ta' Hans'l håt åwa' råti Ouks'n, hiatz stüllt a' ta' Pairin zwåa gråssi Laiñtiacha' unt schnaid't mit ta' Scha'[4]) vülli gråssi Löicha' aini, sou gråss wia' Tålla'.

Nåch Mittinåcht kimmpt ta' Hea' håam, ta' Paua'. Sou sågt a' zan Håns: „Tu måaring wea'm-ma' a'f-'n Houfåcka' fåa'n."

„In Wüllnst piñ-i' 's jå eha'", sågt ta Hans'l.

In ta' Fria zaitlich håt a' aiñg'spånnt ta' Hans'l. Ea' nimmpt tëi Laiñtiacha' unt wia'ft s'in Ouksna' iwa' 'n Pug'l unt pind't 's hint' unt unta'n Pauch unt unta' 'n Sched'l guit z'såmm'.

Sou sågt ta' Paua': „Åwa' Hans'l, wås traipst tëinn tu mit t'Ouksan?"

„Hea", sågt a', i' håw' gëista'n in Kålenta' g'schaut, as këimma' haiñt sou gråssi Prama'[5]), tåss t'Ouks'n faustgrässi Tip'l[6]) kriag'n."

„Tå håst tu an guit'n Sinn g'håpt", sågt ta' Paua'. Saiñ fua'tg'fåa'n.

Um ëlfi påckt ti Pairin aiñ unt wüll mit tëiñ Ėiss'n in Pfåara' a'f 's Fëlt nachgaiñ. Håt ni't g'wisst, tass ta' Paua' in ta' Nåcht håam 'këimma'-r-is'.

Eh' s'hiñ'këimma-r-is', wåa' ta' Pfåara' um a zwåañzich Acka' waita' unt' in Poud'n[7]) unt ia' Mauñ mit t'Ouks'n waita' hearoub'm am Rieg'l[8]). Hiatz håt si si' tëiñkt, tås saiñ schouñ t' Schimm'l, wia s' åwa' in t' Nechant kimmpt, hiatz siacht s', tåss ia' Mauñ mit t'Ouks'n is'.

---

1) Hühnerkrämer. — 2) Spannsau, Spanferkel. — 3) Die Spanferkel werden aus Bauernhäusern, in denen man noch offene Herde und daher keine Bratröhren hat, gewöhnlich zum Bäcker geschickt, der für das Braten eine kleine Entlohnung erhält. — 4) Schere. — 5) Bremen, Pferdefliegen. — 6) Beulen. — 7) Im Boden, in einer Vertiefung. — 8) Riegel, Hügel.

Ta' Hans'l schrait glai' lautmechti': „Unsa' Frau pringt uns haiñt wås z'ëiss'n."

Ea' spanñt glai' t'Ouks'n aus, unt ta' Paua' tuit ta' Pairin wëiñka', si sull nia' këimma'. Unt ti guiti Pairin kauñ schouñ mea' ni't ånda'scht, si geht hiñ unt ställt ia' Ëiss'n nieda'.

Ta' Paua' sågt: „Waiw, wås is' tëinn tia' haiñt aiñg'fåll'n, tåss tu uns a sou a guit's Mikå'mål pringst?"

„Nou, i' hauñ ma' hålt tëiñkt, walst sou sëlt'n tahåam pist, muiss i' ta' tau' amål wås Guit's fia'stöll'n, i' muiss ta' an guit'n Tåch auf."

Sou hab'm g'gëiss'n ålli zwåa. Ta' Pfåara' schaut eana' sintli[1]) zui, tea' sitzt am Pflui[2]) ent'n zwåañzich acka'pråat wëik va' sëi.

Sågt ta' Hans'l: „Hea', in Pfåara' wea'nma' ton' a' a påa' Krapf'n schieka'?"

„Nou, nimm a zëini, tråch eam s' hiñ!"

Ea' geht zëija' Schritt fua't, lasst ar-an Kråpf'n fåll'n a'f t' Ea't. Sou lässt a' nåch an-iad'n zëijat'n Schritt wied'rum åañ fåll'n, pis ålli am Åcka' lieg'n.

„Hea' Pfåara', maiñ Hea' håt g'sågt, ea' wåass schauñ, tåss sëi mit sania' Frau hålt'n, unt wëinn s' ni't van Acka' gaiñga', ea' ta'wia'ft eana' mit Ståana'."

Ea' kimmpt wied'rum za saiñ Hea'n.

„Nou, wås håt a' g'sågt, ta' Hea' Pfåara'?" frågt ta' Paua' in Hans'l.

„Sëi sull'n iwri gaiñ zan eam, ea' wüll mit eana'-r-a påa' Wåa't rëid'n."

Ta' Paua' geht iwri. Find't a nåch zëija' Schritt in ea'scht'n Krapfa'. Puckt a' si' unt hëipt 'n auf. Ea' kimmpt zau zweit'n, hëipt 'n a' auf. Unt sou kimmpt a' pis zan zëijat'n, strickt a' si' 's Fia'ta'[3]) auf unt klaupt[4]) s' ålli z'såmm'.

Ta' Pfåara' rëiñt tavouñ, lässt'n Pflui' unt t' Rouss staiñ, wal a' si' tëiñkt håt, ta' Paua' håt Ståañ aufg'nomma' in saiñ Fia'ta' unt wüll 'n ta'wea'fa'.

Ti Pairin sagt zan Hans: „Wëig'n wås reiñt tëinn tea' tavouñ?"

„Tëis 'trauñ s'ean'-r-a' nou' z'fråg'n? — Ea' wåass schouñ, tåss tëis Mittå'mål fia' 'n Pfåara' hätt' sull'n g'hea'n." (Die Frau lauft davon.)

Hiatz sågt ta' Paua', wia-r-a' z'ruckkimmpt: „Jå, Hans'l, saiñ tëi zwaa ni't narisch[5])?"

Sågt ta' Hans'l: „Na, t' Frau hat g'sågt: wauñ s' as ta'wisch'n[6]), kriag ma' nou' a pëissa's Mittå'mål måaring."

„Tëi wiar-i' tou' ta'wisch'n!" Rëiñt ia' fëist nåchi, fångt s' pan G'nack[7]) å' unt sågt: „I' hauñ ti' schouñ, Waiwal!"

„A, maiñ liawa' Mauñ, va'zaich' ma', ta' Pfåara' is' nia' an-aañzichsmål pa mia' g'wëin."

1) Verlangend. — 2) Pflug. — 3) Bindet sich sein Fürtuch (Schürze) auf. — 4) zusammenklauben = auflesen. — 5) närrisch. — 6) erhascht. — 7) Genick.

„Å, tu Peschtje, sou kimm' i' trauf!" Håt s' glai' fëist g'schmåasst.[1]) Tà Pfåara' is' åwa' va' tua't wëik'këimma' va tëiñ Tåa'f.

Zan Hans'l håt ta' Paua' g'sågt: „Wal tu sou g'schait pist, schëiñk i' ta' maini zwåa Ouks'n unt t' Laiñtiacha' a' tazui."

Håt 'n spëitta' ausg'hairat wia-r-an Paua'nsun.

Ti Pauriu is' nåcha' prav gwëin, åwa' 's Heañlkråmma'g'scheft håt ta' Paua' tou' aufg'gëib'm.

[Die Erzählung ist eine Variation des Themas von dem buhlerischen Pfaffen und der ehebrecherischen Bäuerin, die von dem schlauen Knecht entdeckt und gestraft werden. Vgl. W. Schumanns Nachtbüchlein No. 3 mit Boltes Anmerkung. K. W.]

111. Ta' tummi Håns.

(Schwank.)

As wåa' an åam's Paua'nwaip. Tås wåa' a Witfrau. Tëi håt an åanzinga Sun g'håpt, tea' håt Håns g'håass'n, tea' wåa' hålt plitztumm[2]). Naiñzëija' Jåa' wåar-a' schouñ ålt. Sou wåa' 's za Summa'szait, sou sågt saiñ Muida': „I' wia' ti' in t' Stådt schicka'." Hiatz håt s' 'n a recht's Hëif'n[3]) vull Hëinich[4]) g'gëib'm zan va'kaffa'. Hiatz håt s' g'sågt: „Muisst hålt ni't z'vüll rëid'n låss'n." Si håt g'måañt, ni't z'vüll hånd'ln[5]) låss'n.

Hiatz kimmpt a hålt in t' Stådt aini va' tëiñ Tåa'f[6]). Schrait a': „Kaft's mar-an Hëinich å'!"

Såg'n t' Lait: „Wås koust's tëinn?"

Sågt a': „Åwa', ëis håpt 's ma' schouñ z'vüll g'rëid't."

Såg'n t' Lait: „Åwa' fråg'n wia't ma' wull tea'f'n, wås 's koust't?"

„Åwa'", sagt a', „hiatz håpt's ma' schouñ gåa' z'vüll g'rëid't.

Hiatz håt a' si' z'såmmg'nomma' unt is' fua'tg'gånga' va da' Stådt. Unt aussa' da' Ståt, tå saiñ ihm t' Wëigs'n[7]) unt Fliag'n gåa' sou ståa'k auñg'gånga' unt håb'm ålliwal sou g'summpa't[8]), wia s' g'leckt hab'm. Sou sågt a': „Kaft 's ma' maiñ Hëinich å'!" Já, rëid'n håb'm tëi ni't kinna'. Håt a' 's Hëinich g'noumma unt schitt't 's aus a'f t' Ea't, wal s' nicks g'rëid't håb'm. Sagt a': „In åcht Tåg'n mëisst's mi' zåhl'n a'."

Is' z'Haus 'këimma' za saina' Muida'. Sågt: „'s Hëinich hauñi' guit va'kaft, in åcht Tåg'n kriach-i' 's Gëlt."

Sågt s': „Nou Håns, trai Sauschunga[9]) ha'm-ma' nou', trai g'sëlchti[10]), tëi wea'st hålt a' in t' Stådt trag'n zan va'kaffa'. Låss' hålt nit z'vüll rëid'n", håt s' g'sågt."

Sou kimmpt a' in t' Stådt, sou fråg'n ihn t' Lait, wås tëi Schunga' koust'n, tëi trai.

„Ëis håpt's ma' schouñ z'vüll g'rëidt."

1) geschlagen. — 2) sehr dumm. — 3) grosser Topf. — 4) Honig. — 5) handeln = feilschen. — 6) Dorf. — 7) Wespen. — 8) gesummt. — 9) Schweineschinken. — 10) geselchte = geräucherte.

„Tu tålkata'[1]) Mëiñtsch“, håb'm s' g'sågt, „fråg'n wia't ma' tou' mëiss'n, wås t' Såch' koust't“

„Hiatz håpt's ma' schouñ gåa' z'vüll g'rëid't“, håt a' g'sågt.

Geht a' wied'rum va' da' Stått fua't. Hiatz laffan-eam sëiks Hunt nåu', Jåchthunt. Hiatz schrain-as: „Hauñ, hauñ, hauñ!“ unt këltz'n[2]).

Sågt a': „Kaft 's mar-å' maini trai Sauschunga'. — I' g'siag“, sågt a', „ëis rëid't 's tou' wëinigstn's niks“ unt wia'ft eana' s' hiñ. Tëi hå'm zan Frëiss'n g'schaut.

„In åcht Tåg'n mëisst's mi' zåhl'n“, sågt a'. Unt iwa' tås is' a' z'Haus.

Sågt a': „Muida', ti trai Sauschunga' håw'-i' guit va'kaft. In åcht Tåg'n kriag-i' 's Gëlt.

Gipt s' eam traissich Ëll'n Laiñwat[3]), sågt: „Håns, va'kaf' hålt tëis a'. Muisst hålt wied'rum ni't z'vüll rëid'n låssa'“.

Wia-r-a' in t' Stått kimmpt, sou schraut a': „Kaft 's ma' maiñ Laiñwat å'!“

T' Lait schauñ tëi Laiñwat auñ unt fråg'n, wås s' koust.

„Ëis håpt's ma' schouñ z'vüll g'rëid't“, sagt a'.

„Jå, fråg'n wea't ma' tou' mëiss'n, wås s' koust't.

„Hiatz håpt 's ma' schouñ gåa' z'vüll g'rëid't.“

Hearaussa' ta' Stått kimmpt a' a klaani Kåpëll'n auñ. Tua't steht ta' Jouhanas trinna' va' Ståañ.

Sagt a': „Kaf' ma' maiñ Laiñwat å'!“

Rëid'n kañ-a' nit', sou håt a' eam t' Laiñwat ainig'wåaf'n unt is' nachtëim z'Haus g'gånga'.

„Muida'“, sågt a', „t' Laiñwat håw'-i' recht guit va'kaft. In åcht Tåg'n kriach-i' 's Gëlt.“

In a påa' Tåg'n nimmpt a' si' z'såmm unt geht wied'rum in t' Stått. Unt nimmpt si' an fëist'n Stouck, an recht'n Pess'l[4]) mit zan Spåzia'n. Wëig'n an Hëinichgëlt is' a' schauñ g'gånga'. Wia-r-a' tua't hiñ kimmpt, håb'm t' Pëind'l[5]) unt t' Fliag'n nou' g'leckt. A piss'l wås is' nou' g'wëin.

Sågt a': „I' wüll hiatz maiñ Gëlt håb'm.“ Sågt a': Ta' kiazasti Prozess, i' geh' ëiñk zan Ståtrichta' va'klå'g'n.“

Hiatz kimmpt a' zan Stadtrichta' hiñ.

Sågt ta' Ståtrichta': „Wås wüllst tëinn tu?“

Sågt a': „Maiñ Hëinich håw' i' in Fliagna' unt in Wëigsna' va'kaft unt hiatz wöll'n s' mi' ni't zåhl'n.“

Hëipt ta' Ståtrichta' zan låcha' auñ, håt schouñ g'seg'n tåss a' tumm is' unt sågt: „I' kañ ta' niks ånda's såg'n, åls woust a Fliag'n sitz'n siagst, ta' schlågst as.“

Unta'tëiss'n fliagt 'n Stadtrichta' a Fliag'n a'f t' Nås'n. Ea' haut åwa glai' — ta' Håns — a'f tëi Fliag'n na' hiñ a'f t' Nås'n.

1) einfältiger. — 2) bellen. — 3) Leinwand. — 4) Knüttel. — 5) Bienen.

Sou sågt ta' Stadtrichta': „Ui Jesas, maiñ Nås'n!"

Sågt ta' Hans: „I' håw' a'f t' Fliag'n g'haut unt ni't a'f t' Nås'n."

Tëinkt si' ta' Stådtrichta', tea' kunnt ma' t' Lait' a' nou' ta'schlåg'n, wëinn a' a Fliag'n sitz'n siacht a'f söi. Unt wea' hätt' eam's ta'labt? — Ta' Stadtrichta', haassat 's.

Sou frågt a' 'n: „Wås koust't tëinn taiñ Hëinich?"

Sågt ta' Håns: „Trai hunda't Guld'n."

Ta' Stadtrichta' schraipt eam glai' a Zëittal unt håt 'a za da' Kassa g'schickt. Wia-r a' tua't'n saiñ Gëlt kriagt håt, is' a' håam g'gånga.

Sou sågt a': „Muida', tå håw-i' tås Hëinichgëlt."

„Nou", sågt s', „schau nia', tåss t' ąs fia' t' Sauschunga' a' kriagst måaring[1])."

Sou kimmpt a' in ånda'n Tåch za tëi Hunt wiedrum hiñ.

Sou schraiñ-as: „Hauñ, hauñ, hauñ!" a't em, wal s' 'n schauñ këinnt håb'm.

Sågt a': „Ni't hauñ, hauñ! maiñ Gëlt wüll i' hiatz håb'm."

Hiatz wia'ft a' glai' mit saiñ Prig'l traiñ in sëi, wal s' 'n ni't 'zåhlt håb'm. Sou kimmpt a Gråf tahea' unt frågt 'n, wås a' tå macht.

Sågt a': Tëi Hunt hå'm-ma' maini trai Sauschunga' g'frëiss'n unt wëinn s' ma' s' hiatz ni't glai' zåhl'n, ta' schlåch-i' s' ålli söcksi."

Fragt 'n ta' Gråf, wås s' koust'n saini trai' Sauschunga'.

Sågt a': „Hunda't Guld'n!"

Sou graift a' in 's Sëickl unt zåhlt eam t' hunda't Guld'n, wal t' Hunt saiñ g'hea't håb'm.

Ta' Håns is' nacha' håamg'ganga' za saina' Muida'. Sågt a': „Muida', hunda't Guld'n håw-i' fia' tëi trai Sauschunga'."

„Nou, schau hålt", sagt s', „tåsst måaring taiñ Laiñwatgëlt a' kriagst."

In ånda'n Tåch geht a' hiñ za teara' Kåpëll'n. Wia-r-a' hiñkimmpt, håt a' g'sågt: „Tu, maiñ Gëlt wüll i' håb'm."

Jå, tea' håt niks g'reid't a'f eam, t' Laiñwat wåa' åwa' a' nimma' tua't.

Sågt a': „Unt wia'st mi' ni't zåhl'n?"

Sou nimpt a' tëiñ Prieg'l nut haut 'n trai åwa', sou pricht a' pa da' Mitt' å', ta' Jouhanas. Unt tå wåa' an Oupfa'stouck traiñ in ta Mitt', wou-r-a' å'proucha'-r-is'. Tå is' schouñ lång g'oupfa't wåa'n.

„A", sågt ta' Håns, „a, hiatz kaññst zåhl'n, tåsst t' Schlëi' hast!"

Fåsst tås Gëlt ållas aiñ unt is' håamg'gånga'.

„Nou", sagt a' „Muida', tå is' 's Gëlt fia' t' Laiñwat."

„Nou", sågt saiñ Muida', „Håns hiatz wåass i' a', tåss t' nåch maiñ Tåt wås z'lëib'm håst."

Håt tås Gëlt ållas in t' Spåa'kassa 'tråg'n fia' eam unt in Jåa' t'rauf is' s' g'stäab'm. Ea' håt a Stëick'l Haus ta'hålt'n unt söikshunda't påari

1) morgen.

Guld'n. Unt sou hàt nàchtéim ta' Hàns allàañ fua'tg'wia'tschàft pis a' å' gståab'm is'.

[Die Erzählung gehört zu der Gruppe der weit verbreiteten Geschichten von dem gescheiten Hans, dem albernen Heinzen, dem Jean Bête, im besonderen zu der Abteilung, worin die Mutter den albernen Sohn auf den Markt schickt, um etwas zu verkaufen. Der Zug, dass Hans in der Bildsäule eines Heiligen, die er zerschlägt, einen Schatz findet, ist uralt (Babrius n. 119. Äsop n. 66). In einem siebenbürgischen Märchen (Haltrich n. 63) bezahlen die Hunde den dummen Hans mit dem Schatz, der durch ihr Heraufspringen an einer lockeren Mauer zu Tage kommt. Vgl. vor allem Cosquin, Contes populaires de Lorraine I, 177—183. —
K. W.]

(Fortsetzung folgt.)

Ostpreussische Volksgebräuche.

Von **J. von Medem.**[1])

Mit den kirchlichen Festen eng verknüpft sind dem Ostpreussen seine Volksgebräuche. Sie wurden in voller Ursprünglichkeit bis vor vier Jahrzehnten ausgeübt, und bestehen in den Dörfern, die fernab des Schienenstranges liegen, auch heute noch.

Während der Weihnachtsabend ohne besondere Feier vorübergeht[2]), bringt der Neujahrsabend Scherze in Fülle. — Die Mägde des Dorfes werden durch die Knechte in Schrecken gesetzt. Mit der einfallenden Nacht zieht ein Trupp Vermummter von Haus zu Haus, durch helles Klingeln sich einläutend. Stereotype Gestalten sind: Der Neujahrsbock, dessen Hörner die Heugabel bildet; der Bär — eine mit dunklem Erbsenstroh dick umwundene Gestalt; der Schimmelreiter und der Storch. Die Peitsche ist dabei durchaus nicht nur S y m b o l des Schreckens.

Unter den übrigen Sylvestergebräuchen steht neben dem Zinngiessen besonders das „Glückgreifen“ im Ansehen. — Aus Brotteig werden neun Gegenstände geformt und gebacken, die unter verdeckten Schüsseln auf einem Tisch einzeln verborgen werden; Symbole dessen, was das neue Jahr bringen kann: Brot, Ring, Mann oder Frau (je nach dem Geschlecht des Greifenden) — Wiege, Himmelsschlüssel, Himmelsleiter, Geld, Totenkopf. Jedes Familienmitglied tritt mit verbundenen Augen an den Tisch und hebt drei der Teller auf. — Jünglinge und Jungfrauen schälen einen Apfel

1) Diese Mitteilungen sind ohne Kenntnis des trefflichen Buches von Frl. Elisabeth Lemke: Volkstümliches in Ostpreussen, Mohrungen 1884. 1887 aufgezeichnet und dienen daher als Bestätigung und teilweise Ergänzung desselben.

2) Über ostpreuss. Weihnachtgebräuche E. Lemke a. a. O. I, 28—33.

in möglichst dünnen langen Streifen; sie setzen sich mit dem Antlitz gen Mitternacht auf die flache Erde, und werfen die Schalen rücklings über ihr Haupt; der Buchstabe, den diese möglicherweise bilden könnten, ist der Namenszug des Zukünftigen. Ebenso wird dem auf der Erde Sitzenden ein Pantoffel auf den linken Fuss gezogen; er hat ihn mit diesem Fuss über den Kopf rückwärts zu werfen; ist die Spitze der Thür zugekehrt, so wird der Jüngling oder die Jungfrau aus dem Hause gehn.

Auf einer grossen Schüssel mit Wasser schwimmen zwei Nussschalen, jede mit einem Lichtlein darin. Sie bedeuten „ihn“ und „sie“ in bestimmten Persönlichkeiten. Stossen die Schalen bei sanft bewegtem Wasser zusammen, wird ein Paar daraus; legen sie sich am Rande vor Anker, ist die Hoffnung aufzugeben. In Ermangelung von Nussschalen und Licht thun es zwei Bällchen von gut zusammengedrehtem Werg; diese werden in bestimmten Abständen von zwei Personen gleichzeitig angezündet, abermals „er“ und „sie“; gehen sie zusammen in die Höhe, deutet dies auf gemeinsamen Lebensflug.

Ohne jede symbolische Bedeutung ist der Brauch des „Mehlschneidens“. Ein Häuflein Mehl wird zu einem kegelförmigen Berg geformt. In seine Spitze wird hochkantig ein Geldstück eingefügt; einer nach dem anderen hat einen Teil des Mehls herabzuschneiden; der, bei dem der Berg umfällt, muss das Geld mit dem Munde aus dem Mehl holen, wobei durch Druck auf den Hinterkopf freundlich nachgeholfen wird.

Als Muterprobung gilt das Jagen des „Rosemocks“, das ist ein aus heidnischen Zeiten stammendes Fabeltier, das sich um die Mitternacht der Jahreswende auf Rumpelkammern alter Häuser vorfindet und dort toben soll. Es gilt, ihn in Einsamkeit und Dunkelheit zu „belapfen“[1]).

An die Neujahrsgebräuche schliessen sich zunächst die zu „Heiligen drei Königen“. In den bei allen Festen unumgänglichen „Fladen“ ist eine Bohne eingebacken. Jede der anwesenden Jungfrauen schneidet sich ein Stück herunter; die die Bohne trifft, ist die erste, die da „freit“. — Von Haus zu Haus des Dorfes ziehen die „drei Könige“: Jungen mit weissen Hemden über ihrer sonstigen Kleidung, spitzen Mützen von Goldpapier und einem drehbaren Stern auf hohem Stock. Sie wirken besonders durch Plötzlichkeit im Erscheinen und Gesang. Von dem Liede sind in der Erinnerung die Verse[2]):

> Wir wünschen dem Herrn einen reichen Tisch,
> An allen vier Ecken gebratenen Fisch —,
> Wir wünschen der Frau eine gold'ne Kron',
> Und über's Jahr einen jungen Sohn —
> Wir wünschen dem Sohn einen weissen Schimmel,
> Dass er kann reiten bis in den Himmel.

1) Vgl. E. Lemke, I, 3 den Roschbock von der Lucht jagen.

2) Vollständige Lieder bei Frischbier, Preussische Volksreime u. Volksspiele 212—216.

Wir wünschen der Tochter ein gold'nes Geschnür,
Und über's Jahr einen blanken Offizier —
Wir wünschen der Köchin den Besen zur Hand,
Dass sie kann kehren die Diel' und die Wand.

Fastnacht bringt als besonders wirkungsvollen Brauch den „Bügeltanz"[1]). — Da sieht man die Burschen des Dorfes in schmucker Kleidung die Strasse entlang ziehen, voran die Fiedel und die Klarinette. Sie schwingen — immer im Tanzschritt vorgehend — einen mächtigen Reifen, mit Tannzweigen umflochten, und mit bunten Bändern bewimpelt. Sie sehen streng darauf, dass in dem Hause, in dem sie zunächst Einkehr halten, alles Weibliche thunlichst versammelt sei. Jede der Bewohnerinnen muss ihre Reihe durchtanzen, und zwar in der Art, dass der Bügel über sie gestreift, und sie mit kräftigem Schwung wieder herausgehoben wird; worauf sie mit jedem der Burschen einmal um die Runde tanzt. Nicht schützt das Greisenhaar; die Ahne muss aus dem Pfühl; nicht das Trauerkleid der Witwe, da jegliche der tanzenden Frauen ihren Tribut an „Schnaps" zu entrichten hat, bezw. an dem, was zu dem Schnaps verhilft.

Mehr oder minder steht der Obolus überall im Hintergrunde. Zu Ostern aber, in der Sitte des Schmackosterns drängt er sich geradezu in den Vordergrund. Mit dem Sonnenaufgang stehen am zweiten Osterfeiertag vor den Häusern Buben und Mädchen; wo sich eine Thür öffnet, dringen sie ein, Ruten in den Händen; und nun fegt es wacker um die Füsse von Jung und Alt. Der dazu gesprochene Vers lautet[2]):

„Grün Oster, Schmackoster,
Fief Eier, sechs Schilling,
Un 'e Betke Speck,
Denn goane wi stracks weg."

Nicht am wenigsten schwunghaft gerade in Ostpreussen ist der Brauch des Ostereis, dagegen ist der Osterhase unbekannt. Zwiebelschalen, Mennig und Blauholz geben dem Ei die Tönung. Geschickte Hände bekratzen das Ei mit allerliebsten Zeichnungen, und manch ein Dorfschullehrer, hinter entlegenem Kirchlein wohnend, macht sich die Sache auf seine Art zu nutze. Es verhilft seinem Stall zu einem Ferkelchen oder seinem Kälbchen zur Weide, wenn der Guts- oder Bauerhof „zum Schreien ähnlich" auf dem Ei getroffen ist.

Das Pfingstfest bringt, wie überall, grüne Birkenreiser ins Haus.

Hochpoetisch, aber leider immer mehr verschwindend, sind die Gebräuche am Johannistage. Wenn Tier und Menschen fest schlafen, ziehen die Jungfrauen aus, um unter tiefem Schweigen zunächst jede eine kleine Grube im Rasen auszustechen. Anderen Tages wird mit dem ersten Hahnenschrei der Inhalt der Grube untersucht; — ist sie leer, bleibt auch der Ringfinger leer; sitzt ein Käferlein darin, ist der zukünftige

1) Vgl. E. Lemke, I, 8 f. das Bügeln. — 2) Frischbier a. a. O. 226.

Gatte in Aussicht zu nehmen, je nach Gestalt und Art. Die Ameise bedeutet den Landmann; schillernde oder rote Flügeldecken deuten auf den Soldaten, — schwarze Käfer lassen Totengräber oder Küster ahnen und werden zumeist mit säuerlichem Lächeln begrüsst.

Nachdem die Gruben gegraben, zieht man weiter hinaus, um ebenfalls unter tiefem Schweigen neunerlei Kräuter auf taufeuchten Wiesen zu sammeln. Diese werden zu einem Kränzchen gewunden, das aber bei Leibe nicht über eine Thürschwelle ins Haus geschafft werden darf. Demzufolge ist schon vorher eine Schnur an dem Fensterkreuz befestigt, an deren unteres Ende der Kranz angebunden und dann von innen herauf gezogen wird. Er findet seinen Platz unterm Kopfkissen, und verhilft dem „Mir träumte in der Johannisnacht!“ zu einer schwerwiegenden Bedeutung.

Kleine Mitteilungen.

Zur Namengebung.

Vor wenigen Jahren machte ich in dieser Zeitschrift (V, S. 99—100) auf den eigentümlichen Glauben im Norden aufmerksam, dass Tote mittels einer Traumerscheinung die Beilegung ihres Namens an ein neugeborenes oder zu erwartendes Kind verlangen können (vitja nafns, gaae efter navnet), weil sie sich von dieser Übertragung ihres Namens irgend welchen Vorteil erwarten. Als ich jene kurze Mitteilung niederschrieb, war mir leider der kurz zuvor erschienene überaus lehrreiche Aufsatz von Gustav Storm über den Seelenwanderungsglauben der Germanen und deren System der Namenübertragung noch nicht zugänglich (Arkiv för nordisk Filologi IX, S. 199—222), welcher nicht nur das Fortleben jenes Volksglaubens in Norwegen bis zur neueren Zeit herab belegt, sondern ihn auch mit viel weiter und tiefer greifenden Erscheinungen des Volkslebens in Verbindung bringt. Eine neue Erörterung über die Namengebung, welche Adolf Noreen in einer schwedischen Zeitschrift (Ord och Bild) bringt, veranlasst mich auf den Gegenstand zurück zu kommen.

Mit Storm geht Noreen davon aus, dass in der ältesten Zeit bei der Namengebung das Variationsprinzip geherrscht habe, d. h. das Bestreben, innerhalb der Familie bereits vorhandene Namen durch Kombination mit anderen, ebenfalls schon vorhandenen, und allenfalls auch mit Benützung der Alliteration zu individualisieren. Zweiteilige Namen entstanden hierdurch, neben welchen nur selten nicht zusammengesetzte auftreten, welche dann ihrerseits entweder abgekürzte Kosenamen oder ursprüngliche Beinamen zu sein pflegen. Später, und wohl in der Vikingerzeit aus der Fremde eingeführt, kam im Norden, wie dies ebenfalls Storm bereits dargethan hat, der Seelenwanderungsglaube auf, und mit ihm die Sitte, dem Neugeborenen den vollen und unveränderten Namen eines verstorbenen Angehörigen, und zumal des Vaters beizulegen, wenn dieser bereits gestorben war; mit dem

Namen sollte dieser in dem Neugeborenen weiter leben, wogegen man erst seit dem Übertritte zum Christentume anfing dem Kinde allenfalls auch den Namen eines noch lebenden Angehörigen zu geben. Auf diese spätere, von Storm nicht mehr behandelte Zeit übergehend, bemerkt ferner Noreen, dass mit dem Christentume auch biblische und Heiligennamen hebräischer, griechischer und lateinischer Abkunft nach Schweden gebracht wurden. Anfangs nur ziemlich vereinzelt auftretend, gewinnen diese bald weiteste Verbreitung, wobei sich neben der ursprünglichen Form des Namens auch mancherlei zum Teil durch fremdem Einfluss bedingte Nebenformen einstellen, wie z. B. neben Johannes auch Johan, Jon, Jan, Jöns und Hans auftreten, oder neben Nikolaus auch Niklas, Nils oder Klas. Vom 14. Jahrhundert ab machte sich dann der deutsche Einfluss übermächtig geltend, und führte eine Reihe von Vornamen rein deutscher Herkunft ein: nur der Kalender leistete zu Gunsten der alten Heiligennamen ihrem Eindringen noch einigen Widerstand, indem es vielfach üblich war, den Kindern den Namen beizulegen, welcher an ihrem Geburtstag in diesem stand. Im 18. Jahrh. brachte dagegen der veränderte Geschmack französische Namen ins Land, und zwar zunächst vorwiegend Frauennamen, denen aber zumal infolge des Hereinkommens einer von Frankreich her bezogenen Dynastie im 19. Jahrh. bald auch Mannsnamen folgten. Zu Anfang des laufenden Jahrhunderts verschaffte ferner die Vorliebe der götischen Schule für die altisländische Litteratur einer Anzahl isländischer Namen Aufnahme und zwar wunderlicherweise selbst dann in isländischer Form, wenn eine entsprechende schwedische zu Gebot gestanden hätte. Das Hereinkommen dänischer und norwegischer Namen ist dagegen zwar sehr wahrscheinlich, aber der engen Sprachverwandtschaft halber schwer nachzuweisen. Etwas später macht sich, jedoch vorwiegend nur in Familien von Grosshändlern, auch wohl englischer Einfluss auf die Namengebung geltend, welcher vereinzelt allerdings auch schon in weit früherer Zeit nachweisbar gewesen war; keltische Namen sind dagegen wesentlich auf litterarischem Wege eingedrungen, zumal durch die Lieder Pseudo-Ossians und den Einfluss der Phosphoristen, welchen letzteren auch das Eindringen mancher italienischer und spanischer Namen am Anfang dieses Jahrhunderts zu verdanken ist. Auf den litterarischen Einfluss von Schriftstellern wie Turgenjeff, Tolstoi u. s. w. ist es auch zurückzuführen, wenn neuerdings selbst einzelne russische Namen in Übung kamen, wie z. B. der Name Olga, welcher übrigens nur eine Verunstaltung des altnordischen Namens Helga ist; doch kommen einzelne slavische Namen wie Iwan, Bogislaus, Svante, Valdimar, dann Dagmar, vereinzelt schon weit früher vor, infolge zufälliger geschichtlicher Beziehungen. Der Gebrauch finnischer und arabischer Namen kam erst sehr spät auf und blieb immer ganz vereinzelt. Dasselbe gilt auch von willkürlich gebildeten Namen, von denen der Verfasser eine ganze sehr ergötzliche Liste aufführt (Svea, Vega, Bresilia, Odessa, Moster, Dusina, Jasmina, Juvelia u. s. w.); die Vornamen einer jüngst verstorbenen Dame aus Göteborg, Conrikdina Heldutschia Valorejusia, welche der Verf. als unerklärbar erwähnt, möchte ich auf Familiennamen Conrik, Heldutsch, Valorejus zurückführen, wie denn auch anderwärts die Verwendung von Familiennamen als Taufnamen sich nachweisen lässt. Von besonderem Interesse sind noch die Bemerkungen Noreens über die Bildung von Kosenamen teils durch Zerlegung oder sonstige Verkürzung des ursprünglichen Namens, teils durch Verkürzung mit gleichzeitiger Verdoppelung des Schlusskonsonanten und Anhängung eines schliessenden Vokals, sowie die Angaben über das ziffermässige Vorkommen der gebräuchlichsten Vornamen. Aber auch sonst ist der Aufsatz reich an interessanten Bemerkungen, von denen ich nur die Beobachtung erwähnen will,

dass bei der Entlehnung ausländischer Namen stets die Frauennamen der Zeit nach vorangehn und der Zahl nach überwiegen.

München. K. Maurer.

Zum Schwanke von den drei lispelnden Schwestern.

Von **Johannes Bolte.**

In dieser Zeitschrift 1893, S. 58 habe ich mehrere Fassungen des zuerst in einem Meisterliede des 16. Jahrhunderts auftauchenden Schwankes von den drei lispelnden Schwestern besprochen, die unwillkürlich das von der Mutter anbefohlene Schweigen brechen und die Freier verscheuchen; ihnen habe ich seither in der Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte 7, 451*** eine schweizerische, eine schwedische und eine sardinische Aufzeichnung[1]) angereiht, die keine wesentlichen Abweichungen enthalten. Dagegen fällt eine kürzlich[2]) veröffentlichte indische Volkserzählung von vier einfältigen Betern dadurch in die Augen, dass zwar die eigentliche Handlung mit den europäischen Schwänken übereinstimmt, dass aber die Personen und die Situation völlig verschieden sind.

Vier Einfältige verrichten ihr Gebet in der Moschee. Einer von ihnen wird dabei gewahr, dass sich im Wasserbecken ein Fisch befindet, und ruft: „Wie hübsch der Fisch aussieht!“ Darauf tadelt ihn der andere: „Durch dein Sprechen hast du den Lohn deines Gebetes verloren.“ Der dritte bemerkt: „Deiner ist auch dahin.“ Und der vierte freut sich: „Gott sei Dank, meiner nicht.“ Da merken sie, dass sie allesamt ihre Andacht unterbrochen haben, und laufen davon.

So sehr die Einkleidung des indischen Schwankes von der europäischen Erzählung abweicht, glaube ich doch, dass die Gleichheit der Pointe nicht dem Zufalle zuzuschreiben ist, sondern auf innere Verwandtschaft hinweist. Und zwar scheint es, als ob die indische Geschichte die jüngere, aus einer Akkomodation an orientalische Verhältnisse entstandene Fassung darstellt. Denn wenn wir uns unter den zahlreichen indischen Märchen umsehen, die derselbe Band enthält, so gewahren wir neben manchen altorientalischen Stoffen, wie dem Gestaltentausche des Königs Vikramaditya und seines ungetreuen Veziers[3]) und allgemein verbreiteten Erzählungen, deren Ursprung nicht ohne weiteres festzustellen ist[4]), auch auffällige Abwandlungen alter Motive aus jüngster Zeit.

Eine einfache Umkehrung der Geschichte von der Jungfrau mit den goldenen Haaren liefert das Schicksal des von einer zauberischen Kuh ernährten Ahir[5]);

---

1) Sutermeister, Hausmärchen aus der Schweiz, 1873, No. 22. Nordlander, Småplock, 1889, S. 3 (Bidrag till kännedom om de svenska landsmålen 7, 8). Mango, Novelline popolari sarde 1890, No. 13. — Ferner Blätter für pommersche Volkskunde 1, 181 (1893).

2) North Indian Notes and Queries ed. by W. Crooke 5, 106 No. 270: „A tale of four fools“ (Allahabad 1895—96).

3) North Indian Notes 5, 30 no. 34 u. 139, no. 375; vgl. J. Wetzel, Die Reise der Söhne Giaffers herausg. von Fischer und Bolte 1896, S. 208. — Auch „The prince and his animal friends“ (p. 49, no. 75), „The magic boat“ (p. 46, no. 69), „The prince and the snake“ (p. 172, no. 475) gehören hierher.

4) North Indian Notes 5, 82 no. 198 „The jealous stepbrothers“ (Val. Schumann, Nachtbüchlein ed. Bolte No. 5—6). Ebda. 5, 159 no. 427 „The wit of Muhammad Fazil“ (Grimm, KHM. 98 „Doktor Allwissend“). Ebda. 5, 209 no. 618 „Shaikh Chilli and the fakir“ (Frey, Gartengesellschaft ed. Bolte, No. 61) u. a.

5) Ebda. 5, 195 no. 543 „The Ahir and the cow of plenty“. — Vgl. Golther in den Studien zur Littgesch. 1893, S. 167. Gaster, Folk-Lore 7, 232. Germania 11, 389. 12, 81.

eins seiner goldenen Haare bricht ab und schwimmt auf einem Blatte stromabwärts, bis eine badende Königstochter es erblickt und den Mann, dem es angehört, zum Gatten begehrt. Wie eine Verstümmelung des Grimmschen Märchens vom Hans im Glück klingt die Geschichte des Ahir, der eine Frau gegen einen Ochsen und diesen gegen ein paar Rettige umtauscht.[1]) Statt der verbreiteten Fabel vom Vater und Sohn, die abwechselnd auf dem Esel reiten, je nach dem Urteil der begegnenden Leute, lehrt hier Mahadeva, der auf einem Ochsen reitet, seine Frau Parvati, dass man es nicht jedermann recht machen könne[2]). Die schon von Hans Sachs und Martin Montanus berichtete Historie vom Schwaben, der das Leberlein gegessen, taucht in wunderlicher Verkappung auf[3]); statt des Schwaben oder Landsknechts, der mit dem lieben Gott oder mit Sankt Petrus umherwandert, begegnet uns ein biederer Sepoy, der sich zu einer abenteuernden Prinzessin gesellt und heimlich die Leber des von ihr erlegten Rehs verzehrt. Er leugnet hartnäckig seine That; die Prinzessin straft ihn, indem sie ihn ins Schatzhaus des Königs führt und als Dieb festnehmen lässt; da er aber sie nicht als seinen Genossen verrät, befreit sie ihn und nimmt ihn zum Manne. In der Hochzeitsnacht fragt sie ihn wiederum, wo die Leber des Rehs geblieben sei; als er ihr aber ernstlich drohend entgegnet, was er einmal gesagt habe, dabei bleibe er, erklärt sie sich durch seine Hartnäckigkeit befriedigt.

Es wiederholt sich hier eben die schon öfter, z. B. bei den Eingeborenen von Madagaskar und Angola[4]) beobachtete Thatsache, dass europäische Erzählungsstoffe durch mündliche Tradition in fremde Weltteile fortgepflanzt und dort den Anschauungen der Eingeborenen angepasst, lokalisiert und nationalisiert werden.

Geschichten aus dem Marchfelde.

Mitgeteilt von Dr. **Hans Schukowitz.**

1. Ein Bauern-Cicero.

Der „gflickte Michl“ z'Stopfenreuth war just nicht so dumm, wie er ausg'schaut hat. Sie hätten ihn sonst gewiss auch nicht unter die Gemeinderäth' g'wählt. Mit einem jeden „goldbrilligen“ Stadtherrn nähm' er's auf, hat er g'sagt, wann's just sein müasst'! Und da fügt sich's g'rad einmal, dass z'Stadtl-Enzersdorf eine grosse Wählerversammlung abg'halten wird. Dem Michl brennt die Zunge vor Disputiersucht. Eins, zwei, sitzt er auf seinem „Neutitscheiner“ und radelt mit dem „Braun“ der Stadt zu. Und da soll er g'red't hab'n. — Was, hat allerdings niemand z' Stopfenreuth erfahr'n können. Nur dem Schmied hat's der Michl einmal so im Vertrauen 'beicht. „Woasst, Moastar“, hat er g'sagt, „i bi aufigstign und hob's nöt glei aussibrocht, was i hätt sogn mögn. Sogt da Hauptmon: Thuits ma den Mon awa! Aaah, sogi, solchi theits owi, dös Enk urndli sogn kinnan! Und i bi awigstign, owa Moastar, brauchst nix weidarsogn. 's bleibt unter Uns! Hast g'hört?“

---

1) Ebd. 5, 194, no. 541 „The Ahir 's folly“ (Grimm, KHM., 83).

2) Ebd. 5, 121, no. 336 „How to please everybody“ (Österley zu Pauli, Schimpf und Ernst no. 577 „Asinus vulgi“).

3) Ebd. 5, 119, no. 331 „The princess and the sepoy“ (Grimm, KHM., 81 „Bruder Lustig“. Hans Sachs, Dichtungen ed. Goedeke 1, no. 144).

4) Ferrand, Contes populaires malgaches, Paris 1893. Chatelain, Folktales of Angola, Boston 1894.

2. Viel Köpf, viel Sinn.

Woher dieser Spruch stammt? Nun, da hat einmal ein Bauer in einem Korbe über ein Dutzend Krautköpfe bergan getragen. Plötzlich fiel ihm aus Unvorsichtigkeit der Korb vom Kopfe und die „Häupln“ kollerten lustig nach allen Richtungen in die Tiefe, so dass der Bauer phlegmatisch meinte: „Schau, jatzt woass i's, woher der weise Schulspruch stammt: Viel Köpf, viel Sinn!“

3. Praxis geht über Theorie.

War da zu Bremstetten ein ehrsamer Orgeltreter, der seinen Dienst seit dreissig Jahren zur Zufriedenheit seines Prinzipals versah. Wie nun der alte Schulmeister gestorben war und ein neuer auf seinen Posten kam, sollten nun auch die „gepaukten Ämter“ länger dauern, als es vorher der Fall gewesen war. Als es nun zum Credo kam, verstummte plötzlich die Orgel. Der Schulmeister klapperte vergeblich auf den Tasten herum. Die Sänger und Musikanten schwiegen eins nach dem andern zum Erstaunen der Gläubigen. Wo lag die Schuld? Wutschnaubend stürzte jetzt der Regens chori auf den alten Orgeltreter los und fuhr ihn an, weshalb er denn zu treten aufgehört habe. „Won i schon dreiss'g Johr mein Dienst varricht, wer i do wissen, Herr Lehrer, wieviel 's Credo Wind braucht“, entgegnete dieser mit stoischer Ruhe.

4. Ein Irrlehrer.

Ein Dorfpfarrer, der zugleich ein grosser Raucher im Herrn war, hatte beim Lernen der Predigt unbemerkt eine Kohle auf das aufgeschlagene Evangelienbuch fallen lassen und diese hatte an der Stelle: „Jesus fuhr über das Meer“ gerade das Wort Meer durchgebrannt. Als er nun Sonntags vor der Predigt das Evangelium ablesen sollte, las er also: Jesus fuhr über das — Jesus fuhr, fuhr — nun nahm er das Buch näher unter die Augen und las frisch weg: Jesus fuhr über das — Loch! Seither haben ihn seine Pfarrkinder einen Irrlehrer geheissen.

5. Der Knauser-Sepp und seine Ziege.

's giebt schon hie und da Leute, die ihrem Vieh nicht die Handvoll Futter gönnen, die es sich sauer verdient! Zu ihnen gehörte auch der Knausersepp. Der wollte seiner Ziege gar 's Fressen abgewöhnen, weil er meinte: 's is alls nur Gwohnheit. Das arme Tier bekam zuletzt täglich nur mehr fünf Fisolen. Eines Tages ging der Sepp in den Stall nachschauen, was Stossböcklein treibe. Es hockte neben seiner Krippe am Boden, was den superklugen Geizkragen zu dem triumphierenden Ausrufe veranlasste: „Richti hob i 's zsommbrocht! 's is do nur alls a Gwohnheit, a dö Fresserei!“ Am andern Tag lag die Ziege krepiert auf der Streu.

6. Vetter Leibelfink.

Rumplhöfer hat er mit seinem eigentlichen Namen geheissen. Den Spitznamen hab'n s' ihm aufgebracht, wie er einmal vom Gerichte heimgekommen ist, wo er sich beschwert hat, dass ihm irgend ein Schurke seinen vollen Beutel aus der Westentasche gestohlen hat. „Nun“, fragte der Richter etwas schalkhaft, „hat's denn der Vetter nicht g'spürt, wie der Dieb hinein'griffen hat?“ „O wohl“, lautete die Antwort, „owa i hob gmoant, 's is mein eigene Hond!“

7. Die schlimmen Buben.

Ausser Dimburg steht knapp an der March ein „einschichtigs Häuserl“. 's gehört dem Gruiber Stephan und der hat's einmal an einen Stadtherrn ver-

kaufen wollen. Wie sich aber der das Ganze so recht genau anschaut, bemerkt er, dass der Bau sehr viel dem Wasser ausgesetzt sein müsse, weil ja die Wasserhöhe knapp unter dem Dachgesimse angezeichnet stand. „Lieber Herr“, entgegnet der Verkäufer naiv, „lossen Sie dos gut sein! Wosser ise nit so schlim! Hob ich Strich so hoch hinaufgsetzt, dasse mir'n schlime Bubn nit auslöschn gönnen!“

8. Der Zigeunerhimmel.

In den Wäldern des unteren Marchthales pflegen häufig Zigeunerfamilien ihre Zelte aufzuschlagen. Die Männer schmieden Nägel, die Frauen gehen auf Bettel aus. Sie fahnden mit Vorliebe nach Schweinekadaver, die sie, obgleich halbverwest, am Spiesse braten. Einmal soll nun unser lieber Herrgott hungrig und müde an einer solchen Zigeunermahlzeit teilgenommen haben. Es schien ihm aber nicht zu munden. Da fragte ein schwarzer Geselle den Herrn: „Riecht der Braten bei Euch daheim anders?“ „O freilich!“ entgegnete der liebe Herrgott, „bei uns duftet er!“ „Na, da wöll'n wir auch nie in den Himmel kommen, wenn 's dort nicht so richt, wie unsere Braten richen!“ lautet kurzum des Zigeuners Antwort.

9. Die Galgendiebe.

Im Marchfelde berühren sich drei Nationen örtlich: Deutsche, Slowaken und Magyaren, und bei Stillfried erhebt sich ein Hügel, auf dem sie sich vor Alters den Eid der Treue gelobt haben sollen. Zur Erinnerung an die Strafe eines Eidbruches errichteten sie darauf einen hohen Galgen. Einmal sollten nun drei auf einmal, und zwar je einer aus jeder Nation, ob eines Zankes gehängt werden; da berieten sich die Ihrigen, wie sie den Unglücklichen beispringen könnten. Die Deutschen sprachen: „Wir wollen für den Unsern bitten gehen zu Gericht!“ Der Magyar aber sagte: „Schlagen wir die Richter der Reih nach tot!“ Nur der schlaue Slowake meinte! „Wir thun weder dies noch jenes, sondern stehlen ihnen in der Nacht den Galgen und werfen ihn in die March!“ Und das letztere soll wirklich geschehen sein.

10. Der Lieblingsstern.

Dass die Sterne allen Menschen gleich uneigennützig leuchten, wollten einmal zwei hitzige Marchfelder nicht gelten lassen. „Der Stern über unserm Orte scheint um ein gutes schöner“, sagte der Angerer, „als der, welcher über Euerem Dorfe steht!“ „Was dir nicht einfällt“, erwiderte der Zwerndorfer; „Euerer leuchtet wie Talglicht, unserer wie die Sonne selber!“ „Das sollst du mir nimmer sagen“, fiel der erstere ein, „Euern zündet der Teufel an, unsern die Engel!“ „Hahaha“, lachte der andere herausfordernd, „und bei der Engelslaterne trefft Ihr 's Stehl'n so gut!“ Mittlerweile waren beide handgemein geworden und hatten sich gegenseitig blutig geschlagen.

11. Ober- und Unterörtler.

In etlichen Marchfelddörfern bilden die Schulkinder des „Ober“- und jene des „Unterortes“ zwei regelrechte Parteien, die sich gegenseitig Spottreime nachrufen:

„Oberörtler — Schinderbuibn!
Fresst nur Kraut und saure Ruibn.“

„Unterörtler — Wassermäus',
Kukruzfresser — Heahnaläus'!“

Hörte da einmal ein alter fremder Mann diese Kinderneckereien, wie er just durchs Dorf ging. „Welche sind denn die Ober- und welche die Unterörtler?“ fragte er

lächelnd. „Die jenseits der Lacke sind die Ober- und die diesseits die Unterörtler“, antworteten ihm die Knaben. — Sie standen nämlich in zwei Scharen, und zwischen ihnen lag eine Pfütze. — „So“, sprach der Greis nachdenklich, „nun woll'n wir aber seh'n, welche von Euch beiden die Klügeren sind!“ Und an die Lacke tretend, sagte er zu den einen: „Wie werdet Ihr's anstellen, dass Ihr trockenen Fusses, ohne die Lacke zu umgehen, hinüber kommt?“ „Drüberspringen!“ entgegneten alle. „Also versuch's einer!“ gebot der Mann. Nun nahm ein Knirps seinen Anlauf und, plumps, lag er in der garstigen Jauche. Alle lachten. Aber der Greis fragte jetzt ernst die andere Partei: „Wie würdet Ihr es machen?“ „Auch drüberspringen!“ lautete die rasche Entscheidung. „Gut“, erwiderte der Mann, „Versuch's einer!“ Einer sprang und plumps, kollerte auch er in das Wasser. „Seht“, sprach jetzt der Greis, „wie Ihr doch alle zusammen so recht töricht seid! — Nehmt da den Balken und schiebt ihn übers Wasser, so habt Ihr die schönste Brücke, auf der Ihr ohne weiteres hinüber und herüber könnt!“ „Aaah“, lachten die kleinen Schreihälse vollauf, „das hätten wir ja auch gewusst!“ „Nun versucht es“, fuhr der Alte besänftigend fort „Zuerst die Oberörtler!“ Sie hoben und schoben, allein ihre Kräfte reichten nicht hin. „Was thun?“ fragte der Fremde weiter. „Hilfe suchen!“ lautete die Antwort. Und nun halfen beide Parteien zusammen und es ging. „Seht“, soll der kluge Alte gesagt haben, eh' er ging, „da nehmt Euch die Lehr: Ober- und Unterörtler sind gleich weise und gleich viel. Soll's Dorf zu was bringen, müssen sie recht fest zusammenhalten!“ Ob sich's die Kinder aber auch gemerkt haben?

12. Der blinde Gatte.

Der „Hiasl“ und die „Durl“ waren ein Ehepaar, das in beständigem Unfrieden lebte. Und weil nun eins den andern los werden wollte, so suchte der „Hiasl“ eines Tages die Karpatenhexe — das war nämlich eine kluge Zigeunerin — auf, und die gab ihm den Rat, er solle sich nur blind stellen. Alles andere werde sich schon von selber geben. Hiasl war dessen zufrieden und ging wieder zu seinem Drachen heim. Weil aber das Zusammensein immer unerträglicher wurde, so sagte der Gatte einmal zu seinem Weibe: „Mir passn eh nit für anonda, 's is bessa, 's geht oans vo uns zun Teufl. Und dös oan bi i. Woasst wos, Wei, stöss mi i's Wossa und aus is!“ Auf das hin jubilierte der Satan im Herzen des Weibes. Sie geleitete ihren Mann an das Ufer der March, und der sprach: „Stockblind steh i do, gib ma oan Renna!“ Die Durl nahm sich einen gehörigen Anlauf, aber der Hiasl wich rasch zur Seite und das böse Weib rannte geradeaus in die Fluten. „Hilf, Hilf!“ schrie sie nun aus Leibeskräften. „Mein liawi Durl“, klagte der Bauer schelmisch, „i bi jo blind, i siach Di nit. Helf Dr God zu oan andan Moan — i da ondarn Welt!“

13. Der falsche Blasius.

War da irgendwo im Marchfelde ein Pfarrer, der infolge seines Gichtleidens am Aschermittwoche die Einäscherung nicht vornehmen konnte. Rasch entschlossen liess er den Messner zu sich kommen und trug ihm auf, die kirchliche Ceremonie statt seiner vorzunehmen. Der war damit einverstanden und fragte den Pfarrer, was er hierbei zu sagen habe. „Gedenk, o Mensch, dass Du Staub bist und wieder zu Staub werden wirst“, antwortete der Pfarrer. Weil aber der Küster nicht zu den Geisteskindern zählte, so hatte er bald diese Worte vergessen. Eiligst rannte er wieder zu dem geistlichen Herrn, um ihn abermals zu fragen. Der rief aber unwillig: „Mensch, ein Narr bist Du und bleibst ein Narr.“ Hiermit eilte

der Küster in die Kirche und nahm die Einäscherung vor, wobei er zum Ergötzen der Gläubigen sagte: „Mensch, a Narr bist Du und bleibst a Narr!“ Unter den Pfarrkindern wurde aber dann das Gerücht laut, der heurige Blasius sei ein falscher gewesen. — Auch dem Pfarrer kam es zu Ohren.

14. „Da liegt der Hund begraben!“

Ein Dorfschulmeister, der sich in einem ungarischen Walde verirrt hatte, erkundigte sich bei einem des Weges daherkommenden Slowaken um sein Reiseziel. „Geh' er mir nach!“ entgegnete dieser höflich. Sie kamen nun zu einer hölzernen Brücke, die schon morsch und baufällig war. Da schrie der Slowake plötzlich voll Besorgnis: „Pane Schulmeister, passens da jo auf! Ise unter das Bruckn do der Hund begroben! Vawichen ise mein Gvodern sein Ox owigfoln! Dasse Ihnen nöt ah passiert!“

15. Der Lümmelwirt.

Dass es Wirte giebt, die Grobiane sind, hat wohl ein jedes schon gehört. Nicht jeder weiss aber auch, was so einem „Samaritan“ bisweilen den guten Humor verdirbt. Kehrten da einmal beim „silbern Pflug“ in Prottes zwei Abdeckergehilfen ein, die zusammen ein Seidel Wein tranken und um fünfzig Kreuzer Brote assen. „Das wärn mr dö rechtn Gäst'!“ sagte der Wirt, und wie sich die Zwei höflich empfahlen, meinte er: „Wons 's nachstmol wieder oamol Durst kriagts, so kehrts bei an Bäck ein! Hörts!“ „Er ist ein Lümmel!“ antwortete darauf einer der Burschen. „So, dos a non“, rief der Wirt erregt. „Non wissts, dass i den Schimpf a vadean, so wiar i Eng oan jadn 'n Bugl tüchti ausklopfen!“ Sprach's und liess den Worten allsogleich die That folgen.

16. Ein Maulheld.

Jedes Dorf hat so seine Maulhelden, denen sich blitzplatz die Faust in der Tasche ballt. Einen solchen hat nun auch Oberweiden gehabt. Dem hat einmal ein berüchtigter „Raufhans“ eine schallende Ohrfeige versetzt. „Is dös Ernst oder Spoass“, fragte der Maulheld. „Ernst!“ entgegnete der andere ruhig. „Dein Glück“, versetzte der Oberweidner, „denn oan solchn Spoass hätt i nöt vastonden!“

17. Der Matzner lobt sich selber.

Dass der Matzner Wein überall, wo er kredenzt wird, seinen Produzenten Ehre macht, weiss man allerorts. Da trank nun einmal ein Marchfelder, der ein vorzüglicher Weinkenner war, in einem Wirtshause ein paar Gattungen verschiedener Weine. Die erste mundete ihm trefflich. Die anderen, welche schlechter waren, begann er über massen zu loben, so dass der Wirt, die Ironie merkend, fragte, weshalb er denn die minderwertigen Sorten so lobe, während er den „Matzner“ gar nicht gelobt habe. „Jo“, entgegnete der biedere Landmann, „dös is a so: Der Motznar lobt si selboa, die ondarn thuan's nit, man muass sie lobn!“

18. 's Drescherherrgottl.

An manchen Scheunenthoren ist im Marchfelde ein kleiner hölzerner Herrgott befestigt, von dem sich die Drescherleute eine gesegnete Arbeit versprechen. Ein reicher Grossbauer hatte da einmal fünf Drescher gedungen, die nichts weniger als fleissig und dabei noch grosse Trunkenbolde waren. Als sie trotzalledem ihr Brotgeber allabendlich lobte, sagte einer, der von dem „Herrgottl“ wahre Heinzelmännchenwunder zu erzählen wusste, zu seinen Gefährten: „Ei, was plagen wir

uns denn so! Glaubt mir's, 's Herrgottl wird's für uns thun!" Der Bauer, der das Gespräch erlauscht hatte, kam nun auf einen schalkhaften Einfall. Er spreitete nämlich während der Nacht auf der Tenne lauter leeres Bundstroh aus. Wie nun die Leute mit dem ersten Hahnenschrei an ihre Arbeit gingen, merkten sie den Aufsitzer nicht, und nach einer Stunde überraschte sie ihr Herr. „Was habt Ihr bis jetzt gearbeitet?" fragte er ernst. Sie schoben nun die Dreschgarben ab, merkten aber zu ihrem Entsetzen kein einziges Körnlein auf der Tenne. „Ei, ei", sprach der Bauer, „diesmal hat Euch halt 's Herrgottl im Stiche 'lassen! Und dass Ihr Euchs merkt", schloss er, „wie Faulpelze nur leeres Stroh dreschen, so packt Ihr Euch alle zusammen auf der Stelle aus meinem Gehöfte!"

19. Feinschmecker.

Sassen da einmal ein Deutscher, ein Magyar und ein Zigeuner am Wirtshaustische beisammen und plauderten über allerlei Leckerbissen und Feinschmeckereien. Endlich kamen sie auch auf die Güte des Geflügels zu sprechen. „Welches Geflügel ist Dir das liebste", fragte der Magyar den Deutschen. „Mir?" entgegnete dieser, „die Ente!" „Und Dir?" redete er den Zigeuner an. „Mir? — das Schwein, wenn es Flügel hätte!"

20. Die Dorfkokette.

Seit des Bürgermeisters „Nani" aus der Stadt zurückgekommen war, wo sie neben allerhand nützem und unnützem Zeug auch „nabel" sprechen gelernt haben wollte, kam ihr daheim, wie man sagt, alles spanisch vor. Des Vaters Rock mochte ihr nimmer gefallen und der Mutter Feiertagsstaat erschien ihr als der reinste Trödlerkram. In allem, in ihrem Handeln und Sprechen gab sie sich städtisch. Einmal trat sie nun in den Hof und da stiess sie mit dem Fusse verächtlich an einen zufällig daliegenden Rechen. „Wie heisst denn das Ding eigentlich", fragte sie naiv die umstehenden Mägde, während sie achtungslos über dessen Zähne hintänzelte. Und klaps! flog ihr der Stiel auf die Nase, so dass sie jämmerlich aufschrie: „Du verfluchter Rechen Du!"

21. Ein Aufgebot.

Die Krätzbuckl Sefi sollte den schmucken Wirtssohn vom „roten Hahn" heiraten. Alles gefiel ihr an ihm, nur nicht sein Name. Er hiess nämlich Kuhschweif. Sie ging darum zum Ortspfarrer und stellte an ihn das Ansuchen, er möge den unschönen Namen beim „Verkünden" irgendwie beschönigen. Der Pfarrer, der sich zu helfen wusste, formulierte nun das Aufgebot auf folgende Weise: Die Krätzbuckl Sefi wird verminkelt und vermankelt mit dem, was der Kuh beim A . . . . umschlankelt.

22. Tröst' er sich!

„Ist das wahr", fragte einmal ein witzig sein wollender Schaffner einen Marchfelder, „dass Ihr in Euern Scheuern und in Euern Köpfen gleichviel Stroh habt?" „Kon scho sein!" erwiderte der Gefragte gelassen. „Ja, sag Er mir", fuhr der Schaffner lächelnd fort, „wozu denn solche Strohköpfe eigentlich taugen?" „Tröst er sich!" antwortete der Gefoppte schlagfertig, „sie taugn sicha zu nix sunst als wia zun Eisenbohndeanst!"

Graz.

Die drei Alten.

(Zu Zeitschrift VII, 205.)

La série des pères plus vieux les uns que les autres se rencontre comme épisode dans un conte gaelique des Hautes-Terres d'Ecosse recueilli par M. D. Mac Innes.

Le héros du conte, qui doit accomplir une tâche difficile, cherche le „Royaume des Montagnes Vertes" que personne ne peut lui indiquer. Sur son chemin, il s'adresse à un vieillard qu'il s'étonne de voir travailler malgré son grand âge. Celui ci le renvoie à son père, et ainsi desuite jusqu'au sixième qui (comme dans Asbjörnsen) repose dans un berceau [1]).

Cette Variante se rattache donc aux variantes norvégienne et anglaise citées plus haut, et cela n'est pas pour surprendre, quand on se rappelle les intimes et longues relations entre la Norvège et l'Ecosse.

Ce récit n'est sans doute que l'exagération — avec l'addition de quelques générations — d'une anecdote vraie (ou vraisemblable), née dans un temps ou dans un pays où les hommes plus modérés dans leurs goûts et plus tempérants dans leur vie, Saturno rege, vivaient plus longtemps. M. Nutt, dans sa note sur le conte gaelique cite un exemple irlandais de deux longévités se suivant ainsi de très près; et l'on peut rappeler que lorsque notre grand chimiste Chevreul mourut en 1889, le fils, qu'il laissa orphelin, avait soixante-quinze ans.

Paris. H. Gaidoz.

Blaue Kleidung der Hexen.

In den Akten der Luzernischen Hexenprozesse (Staatsarchiv Luzern) finde ich folgende zwei bemerkenswerte Stellen.

I.

(A°. 1482.) „Wir habent ein frowen in einem bösen bläwen mantel gefangklich angenommen, in meinung, dz die nach dem angeben, so vormal durch die häxsen, so ir bi ṽch habent lassen verbrennen, beschechen ist, in sölichem ṽbel schuld habent söllt."

(Brief der Behörden von Solothurn an die von Luzern).

II.

(A°. 1486.) „Heinz Sutter spricht, des hern von Roten jungkfrouw habe geseit, sy s(ye) von Núwenkilch gangen vnd habe gesechen, das Henssly Spenis wib von Ripportingen vnd ir man in eim plauwen rok by eim brunnen sien gestanden, vnd hab dieselb frouw mit der hand wasser vs dem brunnen hindersich über ir houpt vs geschöpfft."

Die ausdrückliche Betonung der Farbe scheint mir hier beachtenswert. Darf man an den blauen Mantel der Holde denken (s. Wuttke [2], S. 25 oben und E. H. Meyer, Myth., S. 276 unten) oder sind noch andere Anknüpfungspunkte vorhanden?

Zürich. E. Hoffmann-Krayer.

1) Folk and Hero Tales by the Rev. D. Mac Innes, London, Nutt, 1890, p. 145 et suiv.
2) Ibid. p. 400.

Zwei Sagen aus dem nördlichen Breisgau.

1. Tannhäuser in Altdorf.

In Altdorf stand früher ein grosser Bauernhof, in dem niemand wohnen wollte, da es darin „umgieng“. Der Hof wurde bald an einen jungen Mann verkauft, der fremd in der Gegend war. Der neue Besitzer wandte alles an, um die tobenden Geister zu verjagen — doch vergebens. Endlich entschloss er sich, nach Rom zum Pabste zu wandern, um ihm seine Not zu klagen. Der Pabst gab ihm einen Stock und sprach zu ihm: „Auf diesen Stock gestützt musst du die Heimreise antreten. Zu Hause musst du ihn in die Erde stecken.“ — Der Bauer that, wie ihm befohlen ward. In kurzem wuchs der Stock zu einem mächtigen Baum heran, und von nun an war im Hause Ruhe. Nach einiger Zeit wurde der Hof abermals verkauft, und der Baum wurde umgehauen. Von diesem Augenblick an regten sich wieder die Geister. Doch dauerte die Plage nur kurze Zeit; denn der Baum schlug bald wieder aus.

2. Der Geisterseher von Endingen.

Im Stadtteil „Venusberg“ wohnte ein alter Mann, der weit und breit als Geisterseher bekannt war. Er besass einen Hobel, mit dem er alle Angriffe der Geister unschädlich machen konnte. Das Ausstrecken dieses Hobels allein genügte, um ein nahendes Gespenst in die Flucht zu jagen. An einem Halbfeiertage pflügte einst der Alte vor Tagesanbruch im Gewann „Wittenthal“, als ihm ein Feuriger erschien. Da der Geisterseher seinen Hobel nicht bei sich trug, streckte er dem Feurigen einen Ackerstecken entgegen, den der Geist erfasste und in den er seine Finger einbrannte. Ein andermal war der Geisterseher auf dem Markte zu Freiburg. Auf dem Heimwege sah er plötzlich einen Feurigen. Da es schon dunkel war, befahl er diesem, immer drei Schritte vor ihm herzugehen und ihm zu leuchten. Der Geist musste folgen, denn der Alte war im Besitze des Hobels. Vor dem Thore der Stadt streckte der Geisterseher dem Feurigen zum Dank für die Begleitung den Hobel hin, in den der Geist seine Finger einbrennen durfte.

Kenzingen. Otto Heilig.

Pfingst- und Johannisfeier im nördlichen Breisgau.

1. Am Sonntage vor Pfingsten nehmen die Knaben in Weisweil vier Stecken, legen drei dichte Reife aus Binsenstroh darum und schmücken das Geflecht mit Kränzen und Blumensträussen. Dann ziehen sie von Haus zu Haus, um unter Hersagen des folgenden Spruches den sogen. „Pfingstkäs“ zu sammeln.

Der Spruch lautet:

> Horchet, was ich euch will sagen:
> Ame so ene schöne Tag, wo wir gehn von Haus zu Haus,
> Nehmt ein Ei zum Nest heraus!
> Gebt uns auch ein Ei oder zwei,
> — Das ist uns ganz einerlei. —
> Lasst uns nicht so lange stehen,
> Dass wir können weiter gehen.

In der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts sang man — nach dem Berichte eines alten Mannes aus Weisweil — an obigem Tage folgenden Spruch:

Holeho, der Pfingschkäs isch do,
Der Pfingschkäs het Hidilia,
's Müllers Mohr het Jungi ka (gehabt),
Siebezehn in äre (einer) Nacht.
Hopp, hopp, nomol hopp,
Gämer (Giebmir) au e Ei oder zwei
Oder e Löffel voll Anke (Butter),
Mer dien is (wir thun uns) schön bedanke,
Oder e Stückli Speck — oder i gang ich nimmi (nicht mehr) vorem Fenster weg.

2. Am Johannistag geht bei einbrechender Dunkelheit die Jugend von Ringsheim mit Karren im Dorfe herum, um sich Holz zu erbitten. Sie sagt folgenden Spruch:

Zizéns, Zizéns, Zigôria!
Was fange(n) die böse Ba^{a}wen a?
Sie fange(n) Schdritt un Händel a.
Gammer e megeli (gieb mir ein bischen) Holz!
Oder der Hauf wächst nimi!

Hierauf wird das gesammelte Holz auf einer Anhöhe verbrannt.

Kenzingen (Baden). Otto Heilig.

Rat Joh. Seb. Grüners Werk über die Sitten und Gebräuche des Egerländer Volkes.

Aus Goethes Tagebüchern und Briefen ist bekannt, dass der Magistrats- und Polizeirat Jos. Seb. Grüner in Eger (1780—1864), der durch seine mineralogischen und geologischen Sammlungen Goethes Aufmerksamkeit erregt hatte und zu ihm in ein nahes Verhältnis gekommen war, auch über die Sitten der Egerer Bevölkerung sorgfältige Erhebungen gemacht hatte, die Goethe sehr interessierten. Im Juni 1822, während dessen Marienbader Aufenthalts legte Grüner sein Manuskript, das von schönen Zeichnungen begleitet war, Goethe vor, der ihm seine Freude darüber aussprach. Grüner hat nur einzelne Bruchstücke 1844 und 1846 in der Prager Zeitschrift „Panorama des Universums“ veröffentlicht.[1]) Von dem ganzen Werke haben sich nach brieflicher Mitteilung von Herrn Alois John in Eger zwei Handschriften gefunden: die eine in der Fürstlich Metternichschen Bibliothek im Schlosse von Königswarth bei Marienbad; die zweite, die ein Kapitel und vier farbige Bildtafeln mehr hat, im Goethe- und Schillerarchiv zu Weimar. Der Verein für Egerländer Volkskunde beabsichtigt das inhaltreiche und interessante Werk als seine erste grössere Publikation herauszugeben. K. W.

Verein für Sächsische Volkskunde.

Am 14. Februar 1897 hat sich in Dresden ein Verein für sächsische Volkskunde gebildet, wobei Vertreter aller Gegenden des Königreichs zugegen waren. Die Beitritte sind bereits zahlreich erfolgt. Es wird ein Museum (Leiter: Maler Seyffert in Dresden) und ein Archiv (unter Prof. Dr. Mogk in Leipzig) angelegt, und ein Fragebogen, der mit No. 2 des Vereinsblattes ausgegeben ist, macht auf das, was zu sammeln not thut, weithin aufmerksam. Unser Verein für Volkskunde begrüsst die Bildung des sächsischen mit den besten Wünschen. Wir können das

1) Unser Egerland. Blätter für Egerländer Volkskunde. 1897. No. 2.

Entstehen landschaftlicher Vereine des gleichen Ziels um so mehr willkommen heissen, als diese Bewegung von unserer Gründung her datiert und also wohl durch uns geweckt ist. Wir überlassen den Centren der einzelnen Staaten und Landschaften mit Freuden das Sammeln des volkstümlichen Schatzes in ihren Grenzen und grüssen neidlos jede Verarbeitung des durch sie Gesammelten. Wir begnügen uns daran, einen Mittelpunkt der deutschen Forscher und Sammler für das ganze deutsche Volksleben und seine Geschichte darzustellen und in unserer Zeitschrift auch grösseres Material und möglichst wissenschaftlich gehaltene Abhandlungen zu vereinigen. Damit haben wir für Deutschland ein Organ der Volkskunde geschaffen, das sich mit den entsprechenden englischen, amerikanischen, skandinavischen, französischen, italienischen, polnischen und čechischen Zeitschriften wohl messen darf. Eine solche Vierteljahrsschrift ist freilich kein Blatt für breite Massen und kann auch nicht um wenig Mark geliefert werden. Damit hängt wieder zusammen, dass unsere Mitgliederzahl nicht in die Hunderte wachsen wird, wie bei den provinziellen Gesellschaften. Niemand bedauert mehr als der Unterzeichnete, dass wir den jährlichen Mitgliedbeitrag von 12 Mark, gegen den die 30 Bogen starke Zeitschrift geliefert wird, nicht heruntersetzen können. Aber es geht eben nicht, wie die mit dem deutschen Buchhandel Vertrauten verstehen werden. Mich hierüber einmal auszusprechen, ward ich durch die 1. Nummer der Mitteilungen des Vereins für Sächsische Volkskunde veranlasst. K. Weinhold.

Bücheranzeigen.

Mehemed Emin Efendi, Dr., Kultur und Humanität. 1897. Würzburg, Stahelsche Buchhandlung. 164 SS. 8°.

Das Titelblatt trägt noch die Bemerkung: „Völkerpsychologische und Politische Untersuchungen“ mit vollstem Recht. Ref. gesteht, noch keine Schrift zu kennen, in welcher die Grundmächte des geistigen Volkslebens mit so weitreichender Sachkenntnis und solcher Gründlichkeit in ihrer gegenseitigen Wirksamkeit erforscht wären. Das Werk hat eine ethische Tendenz und möchte eine Völker-Ethik auf die Völker-Psychologie begründen.

Es spricht ein Türke gegen die Humanitätsheuchelei der Europäer, und er wird namentlich heftig gegen die europäischen „Kultur-Lümmel“, welche in den Kolonien die Kultur unter den Wilden verbreiten wollen.

Der Verf. hebt vier Gegensätze heraus als diejenigen, welche am meisten den Volksgeist beherrschen, nämlich den Gegensatz der Rasse, der Sprache, der Religion, der Klasse.

Wenn man auch dem Verf. oft genug nicht beistimmen kann, so wird man ihm doch Schärfe des Blickes, Vorurteilslosigkeit und warmes Gefühl für wahre Humanität zugestehen müssen. Ja, in letzterer Beziehung erregt er mein wirkliches Mitgefühl. Der Verf. ist unglücklich. Die Kultur nämlich ist ihm, und mit Recht, ein rein intellektueller Begriff, und ist mit Sittlichkeit nicht ohne weiteres verbunden; erst letztere aber bezeichnen wir als Humanität. Ist dies nun ein Grundgedanke des Verfassers, aus dem alle seine Urteile und Verurteilungen folgen,

so lässt mich dies vermuten, dass es ihm höchst schmerzlich sein müsse, wenn er zu dem Ergebnisse gelangt, dass bei den nicht wegzuschaffenden genannten Gegensätzen innerhalb der Staaten zwar hohe Kultur möglich, durchgreifende Humanität aber in den Urteilen wie in den Institutionen der Völker durchaus unmöglich sei: denn Hass und Feindschaft in den grässlichsten Ausbrüchen sind infolge jener Gegensätze „naturnotwendig".

Das Buch, ruhig und warm geschrieben aus edler Gesinnung, gehört zu denen, welche die Geschichte der Menschen von deren Nachtseite aus darstellen.

Steinthal.

Honderd oude vlaamsche liederen met woorden en zangwijzen verzameld en voor de eerste maal aan het licht gebracht door Jan Bols, pastoor van Alsemberg, lid der koninklyke Vlaamsche Akademie. Namen, Drukkerij van Ad. Wesmael-Charlier, 1897. XXIV, 263 S. 8°.

Es ist ein schönes Zeichen für die begeisterte Liebe der Vlamländer zu ihrer Sprache und Volksdichtung, dass unmittelbar hinter einander zwei so tüchtige Werke wie Florimond van Duyses Geschichte des weltlichen Liedes in Belgien[1]) und die vorliegende Volksliedersammlung des Pfarrers Bols herausgegeben werden. Verbreitet dort ein gründlicher Kenner auf musikalischem Gebiete über eine lange Entwicklungsperiode höchst dankenswerte Aufklärung, so bietet uns hier ein eifriger Liederforscher hundert aus dem Volksmunde aufgezeichnete Lieder mit ihren Weisen, die teilweise Varianten von bekannten Texten sind, zumeist aber bisher unbekannt waren. Nur die ersten sieben Nummern sind aus zwei älteren Handschriften entnommen, die übrigen entstammen der mündlichen Tradition. — Unter den geistlichen Stücken (No. 1—50) befinden sich mehrere innige Weihnachtsgesänge, zwei sehr interessante Abschnitte aus einem Dreikönigsspiele, das in Werchter bei Löwen aufgeführt wird und in dem Herodes von zwei Trabanten, Maximus und Minimus, an einer Kette gehalten erscheint (No. 29. 30), verschiedene Passionslieder, Legenden der heil. Maria Magdalena, Filomena und Barbara; No. 48 ist das auch in Deutschland verbreitete Lied von den drei Schwestern an der Himmelsthür (Erk-Böhme, Liederhort, No. 218), No. 49 die zwölf heiligen Zahlen (Erk-Böhme No. 2130—32), No. 50 eine geistliche Ausdeutung des Kartenspiels, durch die sich ein deutscher Soldat, der in der Kirche Karten gespielt, vor der Strafe seines Majors rettet. Zu diesem schwankartigen Stoffe verweise ich auf Wossidlo, Mecklenburgs Volksüberlieferungen 1, 235, No. 986, dazu S. 327; ferner Blätter für pommersche Volkskunde 3, 53 und Luzel, Légendes chrétiennes de la Basse-Bretagne 2, 231. — Es folgen weltliche Lieder erzählender Art, darunter mehrere platte und unpoetische wie No. 51 „De Herberg", 52 „De klappende Papegai" und die historischen Dichtungen von Napoleons I. Fall und Grab (No. 61. 62). No. 54 entspricht der unbarmherzigen Schwester bei Erk-Böhme No. 209, 56 u. 57 handeln von Teufelsbündnissen. — No. 59 „Katoken" ist die schon in Molières Précieuses ridicules verwertete Geschichte von dem hoffärtigen Mädchen, das einen ehrlichen Freier verschmäht, aber dessen als Graf ausstaffierten Bedienten heiratet, wohl nach einem Anekdotenbuch ziemlich unbeholfen dargestellt; über andere Bearbeitungen vgl. Bolte, Die Singspiele der englischen Komödianten, 1893, S. 44 und 188; ferner ein elfstrophiges Lied „Wel, ik moet uw wat verklaren" in dem

1) Het eenstemmig fransch en nederlandsch wereldlijk lied in de belgische gewesten van de 11. eeuw tot heden, uit een muzikaal oogpunt beschouwd. Gent, Vuylsteke, 1896.

Amsterdamer Liederbuche „Thirsis Minnewit“ 2, 73 und Ferrand, Contes populaires malgaches, 1893, No. 45: „La jeune fille orgueilleuse“. — No. 60 singt ein blinder Bettler. — No. 65 Dialog zwischen einem fürs Klosterleben begeisterten Mädchen und der zuerst abmahnenden Äbtissin. — No. 67 „De Poetsemscheer“ ist die auch in Deutschland verbreitete „Lichtputzschere, vgl. Simrock, Kinderbuch, 1857, No. 952 und Frischbier, Preussische Volksreime, 1867, No. 860: „Ist das nicht ein Kurz und Lang?“ — No. 72 „Man, en gij moetere naar huis toe gaan“ ist eine Umkehrung des deutschen „Frau, du sollst nach Hause kommen“ (Erk-Böhme No. 910. Firmenich 3, 160. 536. diese Zeitschrift 5, 203. Hauffen. Gottschee, S. 125); vgl. Lübke, Neugriech. Volkslieder, 1896, S. 45. — No. 73 gehört zu den Wochenliedern des faulen Handwerkers, über die ich im Archiv für neuere Sprachen 98, 286 gehandelt habe. — No. 76 und 77 lustige Bilder aus dem Scherenschleiferleben. — No. 78 „Jan Kapoen“, ein Tölpel wie der Cadet Rousselle des französischen Volksliedes. — No. 79—80 Lügenlieder. — No. 84 „Van den Schippersgast“, gehört zur Freierwahl (Erk-Böhme No. 841—848). — No. 88 „Naar Roozenland [Oostland] zullen wij rijden“ ist nicht, wie Willems u. a. annahmen, auf Anlass einer Auswanderung im 12—13. Jahrundert gedichtet, sondern ein Umzugslied der Dienstboten (Verhuislied). — No. 95 Hasenklage, vgl. Erk-Böhme No. 167. — No. 98 „En als ik wil gaan huishouden“ gehört zu den Aufzählungen des Hausgesindes bei Grimm, KHM. No. 140 und Rochholz, Alemannisches Kinderlied, 1857, S. 156.

Die beigefügten Bemerkungen des Herausgebers, die sich auf gedruckte und ungedruckte Varianten der Texte und Melodien beziehen, verraten Sorgfalt und Umsicht; die Druckausstattung verdient alles Lob.

Berlin. J. Bolte.

Deutsches Kinderlied und Kinderspiel. Volksüberlieferungen aus allen Landen deutscher Zunge, gesammelt, geordnet und mit Angabe der Quellen, erläuternden Anmerkungen und den zugehörigen Melodien herausgegeben von Franz Magnus Böhme. Leipzig, Druck und Verlag von Breitkopf & Härtel, 1897. S. LXVI. 756. 8°.

Der unermüdliche Sammler deutscher volkstümlicher Poesie und Musik, Professor F. M. Böhme in Dresden, hat seinem dreibändigen deutschen Liederhort (der Neubearbeitung des Erkschen Werkes) und seinen Volkstümlichen Liedern der Deutschen im 18. und 19. Jahrhundert rasch die vorliegende Kodificierung des Deutschen Kinderliedes und Kinderspiels folgen lassen. Seit 1854 hat Herr B. daran gesammelt, und ebenso aus mündlichen als schriftlichen Quellen (vgl. die Bibliographie S. LIX—LXVI) seinen Schatz zusammengetragen, der aus 1870 Liedchen, 630 Spielen, einem Anhang von 160 Rätseln und einem Nachtrag von 80 Liedern und Spielen besteht. Eine Einleitung handelt über Kinderlied und Kinderspiel nach Art, Inhalt und auch nach seiner Geschichte. Gern hätten wir hier, namentlich in den Äusserungen über den mythologischen Gehalt, manches anders, denn der Herr Verfasser musste sich auf andere verlassen, und wenn er auch bekannte Bücher hier benutzte, so sind dieselben doch keine guten Quellen gewesen.

Der grosse Fleiss des Herrn Verfassers ist bekannt; dass trotzdem ihm nicht immer alles einschlägige aus der weitschichtigen und zerstreuten Litteratur bekannt geworden ist, darf nicht verwundern. Ich habe erst jüngst (unsere Zeitschrift, VII, 214) den Wunsch ausgesprochen, dass nach der Sammlung der Kinderlieder, die

so ziemlich abgeschlossen sein wird, an eine Untersuchung über Geschichte und Verbreitung der einzelnen Stücke gedacht werde, woran sich die kritische Textuntersuchung schliessen müsse. Das wird der einzelne nicht ausführen können; es gäbe aber Stoff für eine ganze Reihe hübscher Untersuchungen, die sich belohnen würden.

Herrn Professor Böhme wollen wir aber wünschen, dass seine Arbeiten die Teilnahme aller finden, die Sinn für das innere Leben unsers Volkes haben.

K. Weinhold.

Sagen, Gebräuche, Sprichwörter des Allgäus. Aus dem Munde des Volkes gesammelt von Dr. Karl Reiser. Kempten, Köselsche Buchhandlung. I, 7. 8. 9. II, 1. 8°.

Seit unserer letzten Anzeige dieser guten Sammlung Allgäuischer Sagen (VI, 331) sind vier weitere Hefte erschienen. Drei schliessen den ersten Band ab, eins beginnt den zweiten, welcher die Gebräuche und Sprichwörter bringen soll. Zu rühmen ist, dass Register dem 1. Bande beigegeben sind, durch welche dem suchenden Forscher viel Zeit erspart ist. Als einen Schmuck hat die Verlagshandlung dem ersten Bande ein Titelbild, die Sage, von F. Walker in München, gespendet, das stark an die berühmte Kaulbachsche Sage erinnert. Die alten mythischen zwei Raben, die Kaulbach festhielt, haben bei Walker Junge bekommen, wohl aus Unkenntnis der Bedeutung jener beiden Vögel. K. W.

Pitrè, Giuseppe, Indovinelli, Dubbi, Scioglilingua del popolo Siciliano, raccolti ed illustrati e preceduti da uno studio sull' indovinello. Torino-Palermo, Carlo Clausen, 1897 (Bibliotheca delle tradizioni popolari Siciliane vol. XX). SS. CCIX. 469. 8°.

Der hochverdiente Durchforscher des ganzen sizilischen Volkstums, Dr. G. Pitrè in Palermo, übergab in dem vorliegenden Werke eine sehr bedeutende Arbeit der öffentlichen Benutzung. Es ist nicht bloss eine umfassende Sammlung des Rätselschatzes des sizilischen Volkes, sondern auch eine eingehende Studie über das Rätsel überhaupt. — Die Gesamtzahl der hier mitgeteilten Stücke beträgt 1252, darunter 921 eigentliche Rätsel (Indovinelli), 28 Rätselgeschichtchen (Indovinelli-anneddoti e Novelle); 30 gereimte in Frage und Antwort geteilte Stücke, sogenannte Dubbî (il dubbio è un enimma multiplo formato per lo più di ottave a rime alterne, la prima delle quale è di proposta, la seconda di riposta: S. CLIV [1]); 162 lustige Rätselfragen (domande facete, demandes joyeuses); 47 Zungenübungen (Scioglilingua o bisticci) nach Art unsers Fritze frisst frisches Schweinefleisch, Frisch Schweinefleisch frisst Fritze; 12 Gabbi oder auf toskanisch Chiapparelli, das sind meist dreigliedrige unter Kindern geläufige Scherzfragen: Frage, Antwort, Gegenantwort.

Nach diesen verschiedenen Gattungen ist die Sammlung eingeteilt. Durch Übersetzungen ins Schriftitalienische werden die im sizilianischen Dialekt gegebenen Stücke allgemein verständlich. Varianten und Auflösungen, ebenso die Bibliograpie [2])

1) Im Anhange S. 418 ff. hat Dr. Pitrè einen seltenen Druck aus Palermo, Anfang des 18. Jahrh. mit 52 Dubbi, mitgeteilt.

2) Vgl. dazu Pitrè, Bibliografia delle Tradizioni popolari d'Italia, Torino-Palermo, 1894, Parte IV.

sind dankenswerte und nötige Beigaben. Die eigenste Leistung des Herausgebers liegt aber in der umfänglichen Einleitung (219 Seiten), in der die verschiedenen Seiten der Rätsellitteratur behandelt werden, so auch die obscoenen Rätsel, über die wir uns bei Gelegenheit der grossen Mecklenburgischen Sammlung von Wossidlo jüngst (unsre Zeitschrift VII, 213) geäussert haben. Keiner, der sich mit dem Volksrätsel beschäftigt, darf Pitrès Indovinelli del Popolo Siciliano unbeachtet lassen.

Dankend will ich bei dieser Gelegenheit über eine Privatgabe G. Pitrès quittieren: Cinquanta proverbi siciliani inediti. Palermo 1897, die er nach hübscher italienischer Sitte dem Brautpaare Enrico Bazan und Maria Agnello zu ihrer Hochzeit widmete. K. Weinhold.

Herbert M. Bower. The Elevation and Procession of the Ceri al Gubbio. An account of the ceremonies together with some suggestions as to their origin and an affendix of the Iguvine lustration in English. — London, D. Nutt, 1897 (Publications of the Folk-Lore Society XXXIX). VI, 146 S.

Während die Umwandlung ganzer Göttergestalten in christliche Heilige erst neuerdings, besonders durch Useners „Pelagia", systematischer Untersuchung unterworfen wird, hat die Fortdauer einzelner Kulthandlungen im christlichen Gewande schon seit alter Zeit Beachtung gefunden. Vorzugsweise Italien ist an solchen Überbleibseln aus altheidnischem Ritus zu reich, als dass sie nicht früh hätten auffallen sollen. In einer alten „Kuriösen und vollständigen Reisebeschreibung von ganz Italien", die angeblich 1701 in Freiburg bei Joh. Georg Wahrmund erschienen ist, finde ich z. B. schon (1. Teil, 2. Brief, S. 135) bei Besprechung der blutigen Heiligenfiguren, sprechenden Kruzifixe und ähnlicher Wunderbilder in Neapel den Hinweis auf die Wunderwerke, die kurz vor dem Anfang des Triumvirats in Rom geschahen. Lichtenberg berichtet 1784 nach dem Ritter Hamilton, wie dieser in demselben Neapel noch das Opfern von Priapen in Gebrauch fand, die als „grosse Zehe des hl. Asmus" verkauft wurden (Vermischte Schriften 6, 348). In breiterem Umfang sind ebensolche Ableitungen dann in dem bekannten Buch des Pfarrers Tred über das Heidentum in der römischen Kirche, mit grösserer methodischer Strenge durch die Gräfin Ersilia Levatelli (Antike Denkmäler und Gebräuche, übers. von Clara Schoener, Leipzig 1896) vorgenommen worden. Es fehlt also gewiss nicht die Grundlage einer allgemeinen Wahrscheinlichkeit, wenn Bower in seinem lebhaft geschriebenen und hübsch ausgestatteten Werkchen eine eigentümliche Ceremonie der Stadt Gubbio aus heidnischen Maifesten ableitet und mit den gerade dort gefundenen iguvinischen Tafeln in Verbindung bringt. Dreierlei fällt allerdings an dieser Feier des hl. Ubaldo auf: die eigentümliche Gestalt der „ceri", der hohen, laternenartigen Ständer, auf denen drei Heilige herumgetragen werden (S. 50 f.); die Sonderung dieser volkstümlichen Prozession von der kirchlichen: sie begegnen und grüssen sich (S. 46); endlich der Eilschritt, in dem die pompa der ceri einherstürmt (S. 126). Mir scheinen die beiden letzten Punkte bedeutender als der erste, auf dem B. am längsten verweilt: die ceri haben doch schliesslich mit manchen kirchlichen Gebrauchsgegenständen, Tabernakeln, Grabobelisken (S. 52), Monstranzen mehr Ähnlichkeit als mit Maibäumen (S. 77).

B. stützt sich vorzugsweise auf Grimms Mythologie und auf Vertreter der englischen folkloristischen Mythendeutung wie Brand und Fraser. Für die Lehre von den Augenblicksgöttern (S. 88) hat er Useners schöne „Götternamen" noch

nicht benutzt. Bedenklich, wie so oft bei Mythologen, ist die Etymologie (S. 103f.), auf die B. aber selbst nicht viel Gewicht legt. Dagegen zieht auch er (S. 84 f.) den berühmten Brief Gregors des Grossen über die Bekehrung der Angelsachsen heran. Ich glaube doch, dass die „gregorianische Methode“, die systematische Benutzung heidnischer Gebräuche, nur bei der Mission unter „wilden Völkern“ galt, wo sie kaum zu umgehen war: ich erinnere nur an die Jesuiten in China. Wo aber zwischen Bekehrer und Volk der Abstand so gering war wie in Italien, da war wohl das Volk und nicht der Priester Träger dieser Auffassung. Daher behauptet sich hier stärker der Inhalt, bei „gregorianischer Mission“ die Form der heidnischen Ceremonien. Gregor schreibt über Tempel und Opfer nicht viel anders als Luther über den Chorrock schrieb, den Kurfürst Joachim nicht opfern wollte.

Berlin. Richard M. Meyer.

Sapper, Carl. Das nördliche Mittel-Amerika nebst einem Ausflug nach dem Hochland von Anahuac. Reisen und Studien aus den Jahren 1888—1895. Mit Abbildungen und Karten. Braunschweig, Fr. Vieweg und Sohn, 1897. SS. XII. 436. 8°.

Der Hauptinhalt dieses Reisewerkes fällt ausser den Bereich unserer Zeitschrift. Wir beschränken uns auf die Mitteilungen des Verfassers, eines jungen bayrischen Naturforschers, hinzuweisen, die sich auf Sitten und Anschauungen der Indianer im nördlichen Mittelamerika beziehen, da sie dankenswertes Material für die vergleichende Volkskunde gewähren. Merkwürdig ist der kleine, sehr bald erlöschende Stamm der Lacandonen oder Cariben dadurch, dass er sich gegen die europäische Kultur völlig abschliessend verhalten hat, und noch auf der Kulturstufe des Steinalters steht. Von den eisernen Messern und Äxten, die im Tauschverkehr zu ihnen gelangt sind, machen sie wenig Gebrauch; ihre Waffen sind Bogen und Pfeile. und zwar haben sie für die verschiedenen Tierarten verschiedene Pfeile. Sie halten noch am heidnischen Glauben fest. Die heiligen Gebäude sind im Viereck angelegte, auf vier Pfeilern ruhende Hütten mit tiefem Schleppdache. Die beiden Kurzseiten sind halbkreisförmig, der Eingang liegt an der östlichen Langseite. Ihm gegenüber sieht man innen zwei Hängebretter mit Thonschalen, auf den Rand jeder Schale ist eine Gesichtmaske aufgesetzt. Lange schwarze Wachskerzen hängen vom Gebälk, und auf Brettern, die auf niedrigen Pfosten ruhen, sieht man Stümpfe von niedergebrannten Kerzen. Auf dem Boden stehen Thongefässe verschiedener Grösse, Stühlchen mit vier Beinen, auf denen Pfeilspitzen liegen und einige Tröge mit allerlei Gerät. Vor dem Eingang fand sich ein Topf mit unbearbeiteten Feuersteinen. Am östlichen Dache staken frische Palmblätter, Vogelfedern und Affenschädel. Über ihre Religion wollten die von Dr. Sapper befragten Leute sich nicht auslassen.

Die Kekchi-Indianer sind nach dem äusseren Bekenntnis katholische Christen, haben aber innerlich viel heidnisches. Auf den Passübergängen errichten sie gewöhnlich Kreuze, wie man das auch in unseren Alpen findet. Wenn der Indianer zum erstenmal über einen Pass geht, legt er einen Stein bei dem Kreuze nieder; häufig findet man auch diese Passkreuze mit Blumen oder Kieferzweigen geschmückt. Ist kein Kreuz auf dem Pass, so legt der Indianer doch Blumen nieder, betet aber nicht zum Christengott, sondern zu seinem heidnischen Gott, dem Tzultaccá, der grossen Gottheit der Natur.

Die Seele eines Verstorbenen muss gleich nach dem Abscheiden dieselben Reisen wiederholen, die der lebende gemacht hatte, aber nur die zu Lande und unter Völkern, deren Sprache sie verstunden. Nach jeder dieser Reisen ruht sich die Seele bei dem heimatlichen Tempel aus, bevor sie eine neue beginnt. Wegen dieser Reisen wird der Leichnam neugekleidet, in eine Binsenmatte gewickelt, worin er schlafen soll (nicht mit einer Wollendecke, welche im Grabe Zähne bekäme und die Seele beissen würde) und sonst mit allem versehen, was ein reisender Indianer braucht. Hat man etwas davon beizulegen vergessen, so legt man es in das Grab eines später Verstorbenen und trägt dessen Seele auf, es an den rechten Besitzer abzuliefern.

Wir müssen auf weitere Mitteilungen verzichten und verweisen auf das Buch selbst S. 277 ff. K. W.

Navaho Legends, collected and translated by Washington Matthews. With introduction,, notes, illustrations, texts, interlinear translations, and melodies. Boston and New York, published for the American Folklore Society by Houghton, Mifflin and Company, 1897. S. 299. gr. 8°.

Der Stamm der Navaho Indianer lebt im Südwesten der Vereinigten Staaten, meist in Neu-Mexiko und Arizona, zum Teil auch in Colorado und Utah. Der vorliegende fünfte Band der Publikationen der American Folklore Society, von Mrs. Wash. Matthews besorgt, giebt in einer Einleitung Nachrichten über Land und Leute dieses Volkes und teilt sodann in englischer Übersetzung drei Erzählungen der Navahus mit, die der Herausgeber Legends betitelt hat, nicht Myths, obschon sie mythischen Stoff enthalten. Er wählte aber Legends, weil sie nicht durchaus mythisch sind. So ist in der Erzählung von dem Ursprung der Navahus das letzte Kapitel The growth of the Navaho nation zum Teil geschichtlich, wie Fred. Webb Hodge in seiner Abhandlung The early Navajo and Apache im American Anthropologist VIII, no. 3 (Juli 1895) gezeigt hat.

Die Navahus sind Heiden und Demokraten, sie kennen keinen obersten Gott. Am meisten verehrt wird eine Göttin Estsánatlehi, die bald alt, bald jung ist und nach Matthews Ansicht, das wechselnde Naturleben bedeutet. Sie herrscht auf dem Lande, im Wasser ihre Schwester Yolkaí Estsán, das weisse Muschelweib, die ihr aber an Bedeutung nachsteht. Estsánatlehi hat von der Sonne einen Sohn, und ihre Schwester von dem Wasser einen andern, die zusammenwirken und gegen die fremden Götter kämpfen und den Kriegern beistehen. Es giebt ausserdem eine Menge zum Teil örtlicher Götter und viel böse Geister. Die sehr zahlreichen religiösen Ceremonien werden von Priestern besorgt und sind zum grossen Teile ausgedehnt, nicht selten dauern sie neun Tage. Die Riten werden unter Gesängen vollzogen, die mit der grössten Genauigkeit vorgetragen werden müssen. Es giebt einzelne Riten, zu denen 200 oder mehr Gesänge gehören.

Das Buch von Mr. Matthews gewährt ein gutes Material für diese und andere Punkte und wird daher von denen, die sich mit vergleichender Kultusgeschichte beschäftigen, dankbar benutzt werden. K. W.

Von unserem geschätzten Mitarbeiter Dr. Stanislaus Prato, jetzt Professor am Kgl. Lyceum in Arpino, Prov. Cire di Sera in Italien, sind uns in letzter Zeit wieder mehrere Zeugnisse seiner Thätigkeit auf dem unserer Zeitschrift eigentümlichen oder nah verwandten Gebiete zugekommen. Wir erwähnen zunächst den Abschluss der umfassenden Arbeit Le dodici parole della Verità in Pitrès Archivio (vgl. unsere Zeitschr. V. 330), dann die Abhandlung: Il Sole, la Luna, le Stelle, immagini simboliche di bellezza nelle lingue orientali, in dem Giornale della Società Asiatica italiana IX (1895/96). Sie ist eine Ergänzung zu dem in unserer Zeitschrift V. VI. gedruckten Beitrage: Sonne, Mond und Sterne als Schönheitssymbole in Volksmärchen und -Liedern. Mit dem Märchenstoff vom Singenden Knochen beschäftigt sich vergleichend die in der Zeitschrift der philologischen Gesellschaft Parnassos zu Athen 1896 erschienene Untersuchung Το Κοκκαλο που τραγουδαει. Zwei kleine Artikel brachte der Helios. Endlich die Rivista d'Arte Lettere e Varietà, die in Castelvetrano erscheint: 1. in der Nummer vom 1. Febr. 1896 über das sizilianische Sprichwort Luntanu di l'occhi, fora lu cori (also unser deutsches: Aus den Augen, aus dem Sinn); und 2. in der Nummer vom 1. Oktober 1896 Bemerkungen zu dem Novellenstoff von den drei Blinden zu Compiegne (vgl. Liebrecht in Pfeiffers Germania 1, 269), veranlasst durch zwei neue italienische Bearbeitungen desselben Stoffes.

K. W.

Aus den

Sitzungs-Protokollen des Vereins für Volkskunde.

Freitag, den 23. April 1897. Herr Prof. Dr. Karl Müllenhoff ergänzte die Vorträge über volkstümliche Naturanschauungen, die er im Jahr 1891 und 94 im Verein gehalten hat (vgl Ztschr. 1, 459 f. und 4, 225 f.). Er bewies von neuem, dass Beobachtung und Deutung des Volkes nicht selten in die Irre gehen, dass sie aber auch oft genug später durch die Wissenschaft bestätigt worden sind. Zu Irrtümern verleitet namentlich der Aberglaube, der den Teufel und Hexen wirksam findet (Teufelsbauten, der Pilz Teufelsei oder Hexenei, kahle Flecke auf Weiden Hexenringe, Misbildungen auf der Edeltanne Hexenbesen, der Hexenschuss). Die erratischen Blöcke sind Riesensteine, die versteinerten Seeigel Riesenknöpfe, Strudellöcher Riesenkessel. Sternschnuppen heissen die Gallertmassen, die sich nach einem Gewitterregen zeigen. Sehr glücklich sind meist die Deutungen des Gesanges der Vögel (bei der Haubenmeise, dem Rohrsperling, der Schwalbe, dem Pirol), zutreffend Pflanzennamen, die von der Form hergenommen sind (Siebenstern, Schlüsselblume u. s. w.) oder von dem Verhalten der Pflanze. Die Anagallis heisst faules Lieschen, weil sie spät blüht; der Waldehrenpreis Männertreue, weil die Blüte leicht abfällt; die Calendula Regenblume, weil die Blüte bei Bewölkung sich schliesst. Je nach dem Ausschlagen gewisser Baumarten rechnet man auf ein nasses oder trockenes Jahr. Viel Wiesenschaumkraut deutet auf Überschwemmungen. Der Vortragende teilte noch richtige Beobachtungen des Volkes über das Brüten des Kreuzschnabels, die sogen. Augen im Magen des Krebses, über das Flüchten

der Ratten aus lecken Schiffen, den giftigen Biss der Spitzmaus u. s. w. mit. Er verwies auf die Kenntnisse der Bauern vom Gang der Gestirne, von der Anziehungskraft der Bäume für den Blitz, vom Feueranzünden als Mittel gegen Blitzschlag. Von den bodenbereichernden Pflanzen, der Heilwirkung von Schwammasche gegen Gicht wegen ihres Jodgehalts hat die Praxis viel früher gewusst, als die Theorie. Da wir anderes übergehen müssen, so sei auf die Aufsätze des Redners in der Zeitschr. Natur und Haus, Jahrg. IV (1896), und in der Brandenburgia, Jahrg. V (1897), S. 392 ff. verwiesen. Herr Minden erinnerte an die Übertragung der Pest durch Mäuse, die schon das Alte Testament andeutet. — Herr Oberlehrer Dr. H. Lübke illustrierte seinen Vortrag über Volksglauben und Sitte auf Kreta und Karpathos durch Vorlage Stackelbergscher Bilder. Das kretische Nationalgefühl erstarkte im Kampfe gegen Fremde. Im Altertum blühte die Insel und war sehr bevölkert. Die Odyssee kennt 90 Städte auf ihr und mehrere Stämme. Noch heute bestehen Unterschiede zwischen den Bewohnern des Ostens und Westens und der Gebirgsbevölkerung, den Sphakioten. Sie sind bei Aufständen immer die ersten, halten auch noch an der Blutrache fest. Sie sind argwöhnisch, aber auch treue Freunde, redlich und gastfrei. Es sind hochgewachsene Gestalten, die Frauen oft schön. Sie verrichten nur die häuslichen Geschäfte. Die Männer waren bis ins 17. Jahrhundert gute Schützen mit dem Bogen, sind es jetzt mit dem Gewehr. Schwert und Dolch legen sie auch beim Tanze nicht ab, an dem die Frauen teilnehmen. Die schönste Beschreibung davon liefert die Ilias. Tanzlieder, Balladen, Distichen werden dazu gesungen. Als Probe der Heldenlieder las der Vortragende eines von Wergas. Im Winter hält man sich am Meer auf, im Sommer zieht man mit den Herden in die Berge oder treibt eifrigen Landbau im Thal. Die Keuschheit der Sphakioten, die Heiligkeit der Ehe bei ihnen ist zu rühmen. Die Mädchen heiraten mit 12—16, die Männer erst mit 30—40 Jahren. Da die Ehe als Geschäft betrachtet wird und die Gatten sich eigentlich erst in der Ehe kennen lernen, so giebt es nur wenig Liebeslieder. Der Hochzeit gehen Beschenkungen voran, sie ist begleitet von abergläubischen Gebräuchen. Beim Hochzeitsmahl wird mässig gegessen, aber stark getrunken, dazu gesungen, unter anderem das Lob der Schwiegereltern. Nach acht Tagen stattet das junge Paar Besuche in den Elternhäusern ab. — Die Bevölkerung von Karpathos ist dorisch. Sie hat ein ruhiges Leben geführt; nie hat sich dort ein Türke angesiedelt. Die Sprache ist rein geblieben, wie die der Sphakioten. Heldenlieder hat man dort nicht, aber Lieder zum Rudern, die zartesten Liebeslieder und erzählende. Hier findet sich eine deutliche Spur der Sage von den Königskindern oder Hero und Leander. Tänze der Burschen und Mädchen sind hier üblich. In der Nacht vom 24. zum 25. Juni erforschen die Mädchen den zukünftigen Bräutigam mittels eines Apfels im Wasserkruge. Harmloser Aberglaube blüht, namentlich der an die schicksalspinnenden Moiren. Aber auch Vampyre und andere schaurige Gespenster kennt man. Viel weiss man von den Neraïden zu erzählen, den guten Fräulein, worunter man alle Arten von Nymphen versteht. Sie sind musikliebend und lehren Musik, vermehren ihren Lieblingen die Herde. Man kann sie fangen, wenn man ihnen den Schleier entreisst oder sie trotz aller Verwandlungen am Haar festhält. Milch und Honig wird ihnen geopfert. Max Roediger.

Freitag, den 28. Mai 1897. Herr Prof. Dr. A. Brandl sprach über Englische Balladen mit besonderer Rücksicht auf Fontanes Übersetzungen. Theodor Fontane hat vor einigen Jahrzehnten eine Reihe englischer Balladen in das Deutsche übertragen und zwar sowohl solche, die direkt aus dem Volksmund aufgezeichnet waren, als auch solche, die von Kunstdichtern im Volkstone verfasst

sind. Fontane als echter Dichter überträgt Geist für Geist, nicht Wort für Wort. Ausser der Cheviotjagd ist am bekanntesten geworden Douglas mit der Löweschen Musik. Was bei der Übertragung einer Ballade von Mund zu Mund von dem Nachsänger auf dem Lande verändert wird, entzieht sich meist wissenschaftlicher Beobachtung. Um so interessanter ist es, zu studieren, wie sich der Nachdichter bei der Übertragung in die fremde Sprache verhält. Fontane — der leider verhindert war, selbst zu erscheinen — hatte dem Vortragenden sein gesamtes Material zur Verfügung gestellt. Er hat fast überall nur einen englischen Text vor sich gehabt; nur bei der Cheviotjagd und bei den Drei Raben hat er zwei verschiedene Fassungen benutzt. Aber nachträglich sind in England von vielen der übersetzten Balladen noch andere, ältere Versionen gesammelt und veröffentlicht worden. Vortragender verglich nun diese Texte und zeigte die Unterschiede im einzelnen an drei Balladen. Wenn z. B. Fontane die ehebrecherische Lady ihre erste Bekanntschaft mit dem Liebhaber auf einem Balle machen lässt, so hat er den ihm vorliegenden gedruckten englischen Text absichtlich geändert. Dort sahen sie sich zuerst in der Kirche. Fontane traf, wie sich jetzt zeigt, das Ursprüngliche. Das puritanische Zeitalter hatte das Verständnis für Ballfeste verloren. Der Vortragende teilte die Fontaneschen Änderungen in 4 Kategorien: 1. Ahnung des ursprünglichen Textes bei Lücken oder Fehlern in der Überlieferung; 2. Streben nach sorgfältigerer Motivierung; 3. Verlust von Eigennamen und Schilderungen veralteter Umstände; 4. Hinzufügung einzelner dichterischer Züge aus ähnlichen Dichtungen. Wenn schon der kunstmässige Übersetzer, der einen gedruckten Text vor sich hat, sich solche Änderungen gestattet, so könne man sich vorstellen, wie die wirklichen Volkssänger ändern! Die sorgsamste Kritik könne den ursprünglichen Text nicht herstellen. Sie könne wohl Falsches und später Zugesetztes ausmerzen, aber das Verlorene zu rekonstruieren, gelinge nur ganz ausnahmsweise.

Dann sprach Herr Sanitätsrat Dr. M. Bartels über die Spinne. Zunächst ergänzte er seinen früheren Vortrag über den Mond (oben S. 110 f.) durch Mitteilung eines italienischen Gedichtes von Zamboni „Der Kuss im Monde" mit einem entsprechenden Bilde. Zamboni sieht im Monde zwei sich küssende menschliche Angesichter. — Die Spinne wird bald als Glückstier, bald als Unglückstier betrachtet. Dem deutschen Sprichwort „Spinnchen am Morgen bringt Mühe und Sorgen; Spinnchen am Abend erquickend und labend" entspricht ein französisches proverbe. Redner zeigte die Auffassungen bei den verschiedensten Volksstämmen. In Siebenbürgen und Ungarn bedeutet eine absteigende Spinne Unglück, eine aufsteigende Glück. Im Voigtland sagt man zu einer sich bewegenden Spinne: „Bringst du Glück, bleib stehen!" Auch sonst wird sie vielfach als Orakeltier benutzt. Ihre mythische Beziehung zum weiblichen Geschlecht ergiebt sich aus ihrer Eigenschaft als Spinnerin und Weberin. Arachne erhängt sich, nachdem sie Pallas Athene zum Wettbewerb herausgefordert hat. Glückbringend ist die Spinne, weil sie das Ungeziefer wegfängt. Als giftig wird sie betrachtet, weil sie das Gift an sich zieht. Die galizischen Juden trinken kein Wasser, in das eine Spinne gefallen. Aus Sachsen stammt die Redensart „Pfui Spinne!" Ein in allen Weltteilen heimisches Geschlecht der Spinnen, Lathrodetus, wirkt in der That durch den Stich tödlich. Die Tarantel dagegen sticht nicht, sondern beisst. Zur Heilung des Bisses wird Tarantella getanzt. Spinnewebe dient in der Volksmedizin als blutstillendes Mittel. Auf japanischen Bildern wird die Spinne als Dämon dargestellt, auch mit menschlichem Antlitz; bei den nordwestlichen Indianern kommt sie als Totem (Schutzgeist) vor. Von den Chirokesen ist eine Beschwörungsformel gegen Zahnschmerzen bekannt, bei der die Spinne

eine Rolle spielt. Bei den Zigeunern wird sie unter gewissen Zeremonien als Mittel gegen Kropf gegessen. Auch zu Blitz und Feuer wird sie in Beziehung gesetzt. Nach jüdischer Überlieferung ist sie verflucht, weil sie zum Tempelbrand Feuer getragen habe. — Herr Geheimrat Weinhold bemerkte, dass nach flandrischem Volksglauben die Spinnen auch als Hexen betrachtet werden.

Minden.

Berichtigungen.

S. 161, Z. 4 v. u. lies Elisabeth Lemke für Emilie L.
S. 184, Z. 28 v. o. lies Libau für Riga.

Neuere Zeugnisse von altgermanischen Sitten.

Von Richard M. Meyer.

In einem schönen Aufsatze (Kl. Schr. 5, 354 ff.) hat J. Grimm „griechischen Volksglauben aus heimischem erwiesen“, indem er eine alte heldenhafte Formel hier und dort belegte: wie Leonidas so verkünden auch Kämpfer der Hervararsaga „heut Abend werden wir bei den toten Helden speisen“; und in den Worten Christi an den Schächer am Kreuz fand er (S. 358) den veredelten, gereinigten Ausdruck des gleichen, zu allen Zeiten das menschliche Gemüt bewegenden Gedankens. Selten glückt es wie hier, die volkstümlich ergreifende Fassung einer tiefen Vorstellung durch die wichtigsten Gebiete der Weltgeschichte zu verfolgen; öfters aber lässt sich auf zeitlich oder räumlich getrenntem Boden für eine befremdende Erscheinung eine überraschende Bestätigung sehen. Ein paar Beispiele dieser Art mögen für altgermanische Sitten Zeugnisse aus historischer, zum Teil aus neuester Zeit darbringen.

1. In seiner allgemeinen Schilderung der urgermanischen Sitten entwirft Tacitus (Germania, cap. 15) ein Bild von dem in völligem Winterschlaf hingebrachten Friedensleben der sonst so leidenschaftlich in Krieg und Sturm aufgehenden Germanen. Er spitzt den Gegensatz nach seiner Art zu einer rhetorischen Antithese zu: „mira diversitate naturae, cum iidem homines sic ament inertiam et oderint quietem“. Dazu bemerkt Baumstark (Ausführl. Erläuterung des Allg. Teils der Germania S. 539), psychologisch habe es gar nichts Auffallendes, wenn Leute solcher Unkultur von der höchsten und aufgeregtesten Unruhe des wilden Krieges in das schroffste Extrem des Gegenteils, der absoluten Ruhe, verfallen. Das ist vollkommen richtig; aber dem übercivilisierten Römer musste diese Eigenart des unkultivierten Volkes auffallen. Die Germanen zeigen eben jene sprunghafte, zwischen den Extremen wechselnde Art der Arbeit und Trägheit, die Bücher (Arbeit und Rhytmus S. 7 f.) und Vierkandt (Naturvölker und Kulturvölker, bes. S. 137 f. über spielende und organisierte Energie) als charakteristisches Merkmal des Naturvolkes beleuchtet haben. Noch für ein späteres Heldenideal hat Goethes Intuition den gleichen Wechsel formuliert:

Hoch auf dem alten Turme steht
Des Helden edler Geist . . .
„Mein halbes Leben stürmt' ich fort,
Verdehnt' die Hälft' in Ruh."

Das nun aber ist merkwürdig, dass dies Kennzeichen urgermanischer Unkultur noch in unserem Jahrhundert wiederkehrt! Th. v. Bernhardi lässt sich (Aus dem Leben Th. von Bernhardis 6, 25) von den englischen Fuchsjägern berichten. Jedes Jahr liegen sie sieben Monate lang mit Leidenschaft ihrem Sport ob; und wenn diese Zeit vorüber ist, „then they fall into a sort of torpor" und dieser Zustand dauert bis die sportingseason wieder beginnt. Sein Gewährsmann gebraucht also dasselbe starke Wort — torpor —, welches Tacitus in der von Baumstark (a. a. O. S. 539) aus Kap. 46 herangezogenen Stelle verwendet, wie er denn auch Kap. 14 sagt: „si civitas in qua orti sunt longa pace et otio torpeat".

Die Übereinstimmung ist sogar nicht ohne Bedeutung für die Interpretation der Tacitusstelle. Baumstark erörtert (a. a. O. S. 536 f.) mit gewohnter Gründlichkeit, auf wen sich eigentlich Kap. XV bezieht und schliesst, es gehe auf den Kriegerstand. Ebenso stellt jenes Kap. 46 dem sordes omnium den torpor procerum entgegen (wozu vgl. Baumstark Urdeutsche Staatsaltertümer, S. 754 und die dort citierten Stellen aus der Rigsthula und aus Weinholds Deutschen Frauen); und ebenso handelt es sich bei Bernhardi um die landed gentry, den Landedelmann, nicht etwa um das ganze Landvolk. Die Ähnlichkeit wäre noch schlagender, wenn man Germ., Kap. XV mit Lipsius schreiben dürfte: „quotiens bella non ineunt, multum venatibus, plus per otium transigunt"; aber Baumstark hat (Urd. Staatsalt. S. 743 f. Ausführl. Erläuterung S. 540) zur Genüge dargethan, dass es bei dem handschriftlichen „non multum venatibus" verbleiben muss.

2. Zu den merkwürdigsten Erscheinungen des altgermanischen Lebens hat man immer die Berserker gerechnet, diese wunderliche Mischung von fahrendem Ritter und faustrechtsmässigem Räuber mit einem starken Zusatz von wirklicher Tobsucht. Odin versetzt die Krieger in tierische Wut: „sie drangen ein ohne Panzer und waren wütend wie Hunde oder Wölfe, bissen in ihre Schilde, waren stärker als Bären oder Stiere" (Simrock, Mythologie^5, S. 190) oder, wie Maurer (ebd. S. 465) den Zustand der Berserkerwut beschreibt: „sie heulen wie wilde Tiere, sperren den Rachen auf und recken die Zunge heraus, stossen Schaum aus dem Munde, knirschen mit den Zähnen und beissen in ihre Schilde". Diese Berserker hat Mogk (in Pauls Grundriss 1, 1018) ganz im Sinn der Werwolfsmythen aufgefasst: sie seien Männer, die sich vorübergehend in Bären verwandeln. Derartige mythische Vorstellungen spielen gewiss mit: was Weinhold mit so reichen Beispielen belegt hat, die Idee von der Verschiebbarkeit der Grenzen unter den belebten Wesen (Märchen vom Eselsmenschen S. 14),

das nimmt bei den Germanen breiten Raum ein. Diese Vorstellungen sind noch in unsern Tagen erneuert worden, als der englische Romandichter Stevenson in seiner Geschichte „Dr. Jekyll und Mr. Hyde“ einen Mann beschrieb, der mittelst eines Pulvers sich periodisch aus einem ruhigen Bürger in einen blutdürstigen Verbrecher wandelt. Im ganzen aber glaube ich Uhlands Vorsicht beistimmen zu sollen, wenn er (Schriften 7, 342) die Berserkerwut „auf die Seite der masslosen ungebändigten Riesenkraft“ setzen will. Man lese nur in L. v. Hörmanns Tiroler Volkstypen den Abschnitt über die Robler und Raufer (S. 11 f.): „So war ein gewisser Bader Lois in Fügen ein so passionierter Raufer, dass er, als einmal keiner mit ihm anbandeln wollte, den Andern vor die Füsse kroch und mit aufgehobenen Händen bat, sie möchten doch mit ihm raufen. Und Martin Meyer in seinem prächtigen „Sagenkränzlein“ erzählt, dass ein anderer in einem ähnlichen Falle wie ein Stier den Rasen ausraufte, um seine Kampfwut zu befriedigen“ (S. 26). In älterer Zeit hätte der in den Schild gebissen. In Erzählungen aus bajuvarischem Gebiet sind solche Berserker typische Figuren: der schwarze Hieselein in Roseggers „Waldschulmeister“ (S. 105), der Leutenberger Urban in Anzengrubers „Schandfleck“ (Werke 2, 211 f.) sind solche Gestalten; auch „Remi der Räuber“ in Roseggers gleichnamiger Geschichte steht nahe. Es sind überstarke Gesellen, denen ihrer Kraft wegen alles schon aus dem Weg geht und die gerade dadurch in ihrem Verlangen, ihre Kräfte zu messen und zu steigern, bis ins Krankhafte gesteigert werden.

3. Neben solchen gleichsam berufsmässigen Berserkern giebt es andere, die nur gelegentlich (wie es von Thor heisst) „in ihre Kraft fahren“, nur plötzlich von der Wut überfallen werden und dann wie rasend umherstürmen; so in der citierten Stelle der Ynglingasaga. Solche Tobsucht, die plötzlich die Waffen brauchen muss gegen wen es auch sei, ist in heissen Ländern ein nicht selten beobachtetes Phänomen: in Indien, in Italien packt Soldaten auf der Wache oder in der Kaserne die Wut und sie rennen schreiend mit erhobener Waffe auf die Strasse und stossen nieder wen sie treffen. Aber früher begegneten solche furchtbaren Wutanfälle auch bei unseren Soldaten. „Ein Soldat auf Schildwache zu Königsberg hatte beschlossen, den ersten Vorübergehenden zu erschiessen. Kant war der erste Vorübergehende; aber seine Haltung und sein blaues Auge machten einen solchen Eindruck auf den Soldaten, dass er ihn vorübergehen liess und den Nächstfolgenden erschoss“ (Schopenhauers Briefe, hrsg. von Grisebach, S. 246). Sehr anschaulich schildert Klöden einen solchen Fall: „Manche ergriffen den Ausweg und töteten ein Kind in der Verzweiflung, um als Mörder ergriffen und hingerichtet zu werden, und dies gehörte nicht zu den ungewöhnlichen Fällen, ja ich selber bin einmal, wie mir meine Mutter erzählt hat, einer solchen Gefahr kaum entgangen. Ich war zwei Jahre alt; meine Mutter trug mich noch auf dem Arme und ging mit mir

vom Georgen-Kirchhofe durch den Gang am Hospitale nach der Landsbergerstrasse. Kaum tritt sie aus dem Gange heraus, so entdeckt sie, nicht 30 Schritte von sich entfernt, einen Soldaten mit einem langen Messer in der Hand, dessen furchtbar verstörtes Aussehen die heftigste Exaltation verrät. Die Strasse ist auf grössere Entfernung menschenleer, ringsum aber liegen die Bewohner angstvoll in den Fenstern. Meine Mutter überblickt im Momente den Stand der Dinge; aus den Fenstern ruft man ihr zu: „Retten Sie sich, retten Sie sich und das Kind.“ Umkehren konnte sie nicht, ohne den Menschen hinter sich her zu ziehen: ängstlich wagte sie es, an den Häusern herzuschleichen, und flüchtete sich dann in die nächste offene Hausthüre. Der Kerl hatte sie wohl gesehen, aber nicht verfolgt. Sie wurde mit einer Art von Jubel empfangen und erfuhr, dass der Mensch schon seit einer Viertelstunde in der Nähe auf entsetzliche Art geflucht, getobt, und sein Messer auf den Steinstufen gewetzt, auch unter lauten Verwünschungen geschworen habe, den ersten, besten zu ermorden, weil er seines Lebens müde sei. Jeder habe sich daher geflüchtet, und man habe nur gewünscht, dass ihm niemand in den Wurf kommen möge, als zum Schrecken aller meine Mutter mit mir erschienen sei. — Kinder liefen bei solchen Gelegenheiten die grösste Gefahr, weil es bei dieser Art von Leuten ein allgemeiner Aberglaube war: es sei eine geringere Sünde, ein Kind zu töten, als einen Erwachsenen, denn letzterer fahre in seinen Sünden in die Verdammnis dahin, ohne Zeit zu haben, sich vorher zu bekehren, während ein unschuldiges Kind sofort ein Engel werde und selig sei.“ (v. Klöden, Jugenderinnerungen, hrsg. von M. Jähns, S. 26.) Der unheimliche Einfluss, den auf den Verzweifelten der Besitz einer Waffe ausübt, wird durch solche Erlebnisse ebenso deutlich historisch illustriert, wie symbolisch durch die Sage vom Tyrfingsschwert, das jedesmal einen Mann töten muss. Noch Clemens Brentano hat in seiner berühmtesten Novelle das Motiv des nach Blut dürstenden Schwertes benutzt; ähnlich klingt in C. F. Meyers Ballade „Der Mars von Florenz“ (Gedichte[3] S. 254: der Dichter hat den Inhalt später zur „Hochzeit des Mönchs“ verarbeitet) das Schwert des Kriegsgottes, „der sich des Mordes freut“.

4. Ein anderer Fall, in dem (wie bei den Berserkern) eine Erklärung aus der Volkskunde der mythologischen vorzuziehen scheint, ist die Lähmung Wielands. Ihm werden nach der Volundarkvitha (Str. 29) die Sehnen an den Füssen durchschnitten, während Deórs Klage nur von seiner Fesselung spricht. Niedner (Haupts Ztschr. 33, 46) ist, wie andere vor ihm, geneigt, bei dieser gewaltsamen Lähmung an Hephästos zu denken. Aber nicht nur wird das Hinken des Feuergottes ganz anders erklärt (er wird von Zeus auf die Erde geworfen, oder er kommt lahm zur Welt, Preller-Robert, Griech. Mythologie 1, 174), es lässt sich auch wirklich jene barbarische Lähmung nachweisen als ein Mittel, Gefangene an der Flucht zu hindern. Von einem Bonellus, der sich gegen Wilhelm von Sicilien empört hatte,

wird zum Jahr 1163 berichtet, dass er „gefangen genommen, geblendet und durch Zerschneidung der Sehnen über den Füssen gelähmt ward" (Leo, Geschichte von Italien 2, 88). Ebenfalls aus Italien wird noch von diesem Jahrhundert erzählt, dass gefangenen Banditen die Sehnen an den Armen durchschnitten wurden (R. Lehmann, Erinnerungen eines Künstlers, S. 63) und in Spanien wurden beim Stierkampf feigen Stieren früher die Sehnen durchhauen (Ztschr. f. Ethnol. 28, S. 433). Wir haben kein Recht, ein für romanische Länder bezeugtes barbarisches Mittel der Fesselung für germanische als mythologisch wegzuerklären. — Beiläufig bemerke ich hierbei, dass das Setzen ans Feuer als Folter wie in der Einleitung zu den Grimnismál und wie in der Hálfssaga (c. 8) auch im Simplicissimus (I. Buch, Kap. 4) begegnet.

5. Eine andere furchtbare Barbarei kennen wir nur noch als Metapher: den Daumen aufs Auge drücken; dass dem aber ein höchst realer Sinn zu Grunde lag, beweist R. Hildebrand (Beiträge zum deutschen Unterricht, S. 118). Vor nicht langer Zeit las ich nun in der Sonntagsbeilage der Vossischen Zeitung (genauer vermag ich die Stelle leider jetzt nicht anzugeben), dass noch im 17. oder 18. Jahrhundert die liederlich-rohe Jugend des englischen Adels Helmbrechts Folter als grausiges Spiel trieb: sie überfielen ruhige Leute von hinten und drückten ihnen mit den Daumen die Augen aus; es gab sogar einen eigenen Kunstausdruck für die entsetzliche Misshandlung.

6. Ein harmloseres Spiel, das Steinschleudern (Weinhold, Altnord. Leben, S. 295) hat Platen noch 1816 in der Schweiz im Gebrauch gefunden: „Zu Meiringen zeigte man uns zwei gewaltige runde Steine am Feld, die sie um die Wette schleudern. Auch diese Neigung zu öffentlichen gymnastischen Spielen (wie sie auch sonst hier zu Interlaken gefeiert wurden) ist nordisch, zum wenigsten nicht deutsch" (Tagebuch, hrsg. von Pfeufer, S. 122; Tagebücher, hrsg. von Laubmann und Scheffler, 1, 597). Die Anmerkung des Dichters trifft nicht völlig zu, und gerade das Steinwerfen ist für Deutschland genügend bezeugt (Alw. Schultz, Höfisches Leben I, 129, Anm. 4 aus dem Wolfdietrich; II, 2, Anm. 2 aus verschiedenen anderen Epen). Dennoch ist nicht zu verkennen, dass gerade gymnastische Wettkämpfe bei den Ostgermanen und ihren anglofrisischen Nachbarn vielmehr beliebt sind als bei den übrigen Germanen: Wettschiessen (Weinhold, Altnord. Leben, S. 301 f.), Ringen (ebd. S. 304), Wettlaufen (ebd. S. 305), Wettschwimmen (ebd. S. 311) werden in altnordischer und angelsächsischer Litteratur viel mehr gefeiert als in deutscher: wie ja noch jetzt das Wettrudern der englischen Universitäten oder die Eislauf-Wettspiele der Norweger trotz Jahn und seinen Schülern bei uns ihres Gleichen in nationaler Beliebtheit nicht haben. Auch die ausführliche Schilderung der Wettkämpfe zwischen Siegfried und Brunhild ist wohl nicht ursprünglich deutsch, aber mehr der ritterlichen Übung als der altgermanischen Gymnastik nach-

gebildet: das Werfen mit Lanze und Stein bildet eine stehende Nummer des höfischen Spielprogramms (Alwin Schultz a. a. O. II, S. 2, Anm. 2).

7. Gemeingermanisch im weitesten Sinn ist dagegen eine andere Form des Wettkampfes: die geistige Gymnastik des Rätselratens und Abfragens. Ich erinnere für den Norden nur an Vafthrúđnismál und Alvíssmál, sowie die Interpolation der Sigrdrífumál, an Hervararsaga und Gylfaginning, für Deutschland an das Traugemuntslied (M. S. D., XLVIII). Ein solches Rätsellied, zum Teil noch mit denselben uralten Rätselfragen, lässt Auerbach im „Barfüssele" (Dorfgeschichten 6, 198 f.) von seinen Bauern wirklich noch nach ältester Art mit verteilten Rollen singen, so dass die urgermanische katechetische Dichtung (meine Altgerm. Poesie S. 345 f.) ihren ursprünglichen halbdramatischen Charakter wahrt. Solche poetische Wettkämpfe, nicht immer gerade als Rätselkämpfe, kennen freilich alle Völker; ich erinnere nur an die Sagen von Homers Kampf mit Hesiod, von Salomon und der Königin von Saba, vom Wartburgkrieg (vgl. allg. Diercks, Über poetische Turniere: Virchow-Holtzendorffs Vorträge No. 447). Im Orient stehen solche Sängerwettkämpfe noch heut in Blüte; Bodenstedt schildert (1001 Tag im Orient III, S. 15) einen solchen zwischen zwei armenischen Sängern (der eine ist, wie so viele Rhapsoden, blind) und einen andern, den er (II, S. 38) selbst mit dem türkischen Dichter Omar Effendi bestand. Ihre Art gleicht der der provenzalischen Tenzonen (Diez, Poesie der Troubadours, S. 186 f.) ebenso sehr, wie diese der noch älteren der Hirten Theokrits (Zenker, Die prov. Tenzonen, S. 94). Übrigens ist auch hinsichtlich der Minneformeln (Bodenstedt a. a. O. III, S. 16) und vollends hinsichtlich der Klagegesänge (ebd. S. 172) die heutige Poesie der Armenier, Tscherkessen u. s. w. merkwürdig altertümlich. Die Christen im Orient leben noch im Mittelalter, die Moslemim im Altertum.

8. Bei so allgemein verbreiteten Sitten kann ein modernes Zeugnis wie das Auerbachs kaum befremden: wo durch die spätere Entwickelung die alte Gewohnheit nicht gestört ward, dauert sie naturgemäss noch fort. Verwunderlicher ist es, in sittlichen Anschauungen höchst moderner Menschen noch seltsame Atavismen zu treffen. Uns allen ist jetzt die Anschauung selbstverständlich, dass jeder Eid unverbrüchlich ist. Aber das Altertum unterschied gern Stufen des Eides. Den Göttern des Olymps ist der Schwur beim Styx „der grösste Eidschwur und furchtbarste" (Od. 5, 185) und noch Victor Hugo erzählt, gewiss auf alte Quellen gestützt, dass der fromme und gern schwörende Ludwig XI. seinen grössten Eid, auf das Kreuz von St.-Lò, nur dreimal in seinem Leben ablegte (Notre Dame de Paris II, Kap. V). Dass aber diese Anschauung von zweierlei Eid noch in die Gegenwart reicht, bezeugt wieder Th. v. Bernhardi. Die Minister beschwören 1848 die Verfassung mit der Formel „So wahr mir Gott helfe". Einer macht den Zusatz: „durch Jesum Christum zum ewigen Leben" — da wendet der Graf Arnim Boitzenburg ein, es sei doch

bedenklich, in solch einer Lage „einen so hohen Eid zu leisten!“ (a. a. O. 6, 174).

9. An diesen ernsten und schweren Fall eines Überlebsels knüpfen wir zum Schluss einen sehr leichten und fast scherzhaften. Bekannt ist es, dass im 17. Jahrhundert die Frauen eine Flohfalle am Halse trugen, ein Stück Flanell oder Pelzwerk, auf dem sie „diese spitzfindigen Gäste und schwarzen Passagiere artig zu fangen wissen“ (Alw. Schultz, Alltagsleben einer deutschen Frau zu Anfang des 18. Jahrhunderts, S. 143). Ganz dieselbe Schutzmassregel bezeugt der Dichter Verlaine noch für Metz um die Mitte unseres Jahrhunderts: „Du reste il était — cette coutume existe-t-elle toujours? — une façon pour, par exemple, les revendeuses du marché, de s'en débarasser, bien typique. Toutes avaient en réserve une pièce de flanelle qu'elles dénommaient ‚pistolet‘ et dès qu'elles se trouvaient plus agacées que de coutume par l'indiscréte bestiole; elles saisissaient vite leur arme et pan! sur le bras, pan! dans le cou, pan! sous la jupe, elles frappaient l'ennemi, le tenaient prisonnier dans les poils de l'étoffe, et clic et clac! d'un revers d'ongle, c'en était fait de ce pauvre ‚mimi‘“ (Verlaine, Confessions, S. 16). Würde nicht Fischart an dieser Schilderung seine Freude haben, die der poeta laureatus des jungen Frankreichs in der modernsten französischen (oder unfranzösischen) Syntax giebt?

So sind wir von Berserkern und Dichterkämpfen bis zu einem verdächtigen Stückchen Flanell herabgeglitten und von den urgermanischen Bärenhäutern bis zu den Marktweibern in dem nun wieder deutschen alten Metz. Beim leichten Spiel und beim feierlichen Eid, in barbarischer Misshandlung und in sinniger Hingabe an den Reiz geistigen Wettkampfes — überall treffen wir an Punkten, die Jahrhunderte und Welten trennen, die gleichen Züge und wohl können wir mit Freiligraths Versen (Dichtungen 3, 39) schliessen:

> An Neckar, Ruhr, in Bayern, Schweiz und Siegen,
> Ob hundert Jahre sich durchs Land auch drängten,
> Dasselbe Antlitz mit denselben Zügen!
> Und überall noch, was sie auch verhängten:
> Gedrücktsein, Armut, Kriegesnot und Trubeln —
> Dasselbe Lachen, Weinen, Zürnen, Jubeln!

(Nachtrag.) Ich hatte das Vergnügen, durch diese losen, fast anekdotischen Bemerkungen, die ich am 26. März 1897 im Verein für Volkskunde vortrug, einige weitere anzuregen. So machte H. Walden darauf aufmerksam, dass das Ausdrücken der Augen als Siegesbeweis bei den berufsmässigen Ringern so gut wie bei den bayrischen „Liebhabern“ dieser Übung noch heut in Gebrauch sei. Herr Dr. Lufft bemerkte, dass das Berserkertum in irokeltischen Quellen mit denselben Zügen auftrete wie in germanischen. und verwies zu dem Rätselkampf auf die isländische Erzählung „Jüngling und Mädchen“ von Thoroddsen (Univ.-Bibl. No. 2226

bis 2227, S. 26, vgl. Anm. 18). Herr Dr. Bethge und Herr Dr. Minden wiesen auf die üble Volkssitte hin, einen Eid durch heimliche Gegenmittel unwirksam zu machen: durch falsches Halten der Schwurfinger und besonders durch Ableiten des Eides in die Erde: in Litthauen müsse man besonders darauf achten, dass Schwörende die linke Hand nicht mit ausgestrecktem Schwurfinger abwärts halten, um so den Eid aufzuheben. Herr Prof. Roediger erinnerte zu dem Durchstechen der Sehnen an das Aufhängen an den „Hessen“, das in der sächsischen Weltchronik belegt sei. Dies sind zwar nur zum Teil „neuere Zeugnisse für altgermanische Sitten“, durchweg aber doch Zeugnisse für das Interesse an altgermanischen Sitten und als solche erlaubte ich mir sie anzuhängen.

Der Heilige Abend in einem Dorfe Paznauns[1]).

Von Prof. Christian Hauser.

Soeben schlug es 2 Uhr vom Turme, als ich keuchend und im Schweisse gebadet den Kirchplatz des hohen Bergdorfes Langesthei erreichte. Ich musste einige Augenblicke ausruhen, um frischen Atem zu schöpfen, und dabei konnte ich die herrliche, von der Sonne beleuchtete Winterlandschaft mit dem grossartigen Gebirgskranze bewundern. Doch ein innerer Drang trieb mich bald weiter, und kaum waren einige Minuten entschwunden, so stand ich mit freudepochendem Herzen bereits an der Schwelle meines lieben Vaterhauses. Wie ich hierauf unter Anwünschung einer guten Zeit bei der niedrigen Thür in die traulich-warme Wohnstube trat, da liefen meine nächsten Verwandten freudig auf mich zu, umfassten und schüttelten tüchtig meine Rechte und begrüssten mich aufs herzlichste. „So, Christian, besuchst Du uns auch wieder einmal auf Weihnachten? Nun, wie ist es Dir immer in Innsbruck gegangen? Warst Du wohl immer gesund?“ Leider hatte inzwischen der gute alte Vater das Zeitliche gesegnet, während die liebe, um uns so zärtlich besorgte Mutter schon in meiner Jugendzeit einem tückischen Lungenleiden erlegen war. Daher mischten sich in die Freude, welche ich beim Betreten meiner Geburtsstätte empfunden, auch stille Thränen der Wehmut. — Indes mein erstes war jetzt, meinen Winterrock abzulegen und mich auf eine Bank hinter

1) Dieses idyllische Thal liegt südwestlich von Landeck im Oberinnthal zwischen dem Antirhätikon und der Verwallgruppe und ist von einem schlichten, in mancher Hinsicht noch urwüchsigen Völklein bewohnt.

dem Tische zu verfügen; denn ich war sehr erschöpft und müde von dem schlechten, mühevollen und steilen Pfade, welcher von der neuen Thalstrasse fast kerzengerade und eine Stunde andauernd auf die 1460 *m* betragende Höhe von Langesthei führte. Wie ich nun recht behaglich bei Tische sass und mich um das Befinden meiner Brüder Chrysanth und Alois — der dritte, Namens Quirin, weilte damals schon seit längerer Zeit in Innsbruck und war leider verhindert, auf Weihnachten nach Hause zu fahren — und meiner Schwägerin Thekla nebst deren Kindern erkundigte, da ward mir zur Abkühlung ein Gläschen guten „Faulbeerers“ (d. i. der Schnaps von der Frucht der Eberesche oder Vogelbeere, Sorbus aucuparia) mit einer Flasche ausgezeichneten Quellwassers gereicht, worauf in Bälde der Kaffee mit einem stattlichen Eierkuchen sich einstellte. Selbstverständlich griff ich, nachdem ich mich etwas abgekühlt hatte, wacker zu, weil ich seit meiner Abfahrt von Innsbruck, die vor 6 Uhr früh erfolgte, bis jetzt äusserst wenig zu mir genommen hatte; deshalb war meine Esslust sehr gross. Während des Speisens liess ich meinen Blick in der warmen, niedrigen Wohnstube herumgleiten, und da bemerkte ich zu meiner grössten Freude und Zufriedenheit, wie alles in der schönsten Ordnung war: die Stube säuberlich gewaschen, Tisch, Bänke und Stühle weiss gescheuert, die Fenster spiegelhell gereinigt. Daher konnte ich nicht umhin, meiner Schwägerin für die grosse, im Hause herrschende Reinlichkeit meine vollste Anerkennung auszusprechen. „Es ist ja“, dachte ich alsbald bei mir, „heute der hl. Abend, auf welchen sich alt und jung so lange gefreut!“ Daher die ungewöhnlich grosse Rührigkeit und Geschäftigkeit im ganzen Hause. Der Bruder Alois, welcher verheiratet und bereits Vater von vier rotwangigen Kindern ist, hielt einen Almkäse fest zwischen den Knien und hob davon mit einem grossen, schneidigen Messer lange, dünne Schnitten ab. Wie er sodann glaubte, er habe hiervon eine hinreichende Anzahl beisammen, so nahm er einen weissen Brotlaib und darauf mehrere schöne, grosse Äpfel und machte aus diesen ebenfalls Schnitten in erklecklicher Menge. Alle diese Schnitten nun wurden, in Gruppen gesondert, auf einen Laden neben einander gelegt und in einem kühlen Gemache zum Trocknen bis zum zweiten Weihnachtsfeste aufbewahrt, wo sie nach dem vormittägigen Gottesdienste einzeln in Teig gehüllt und in heisses Schmalz gegeben und darin gebacken wurden. Das sind die verschiedenen „Kücheln“, welche nebst den Krapfen an hohen Festtagen den Mittagstisch der biederen Paznauner zieren. Getrunken wird zu diesem Gebäcke jetzt meistens Kaffee, ausser es vertritt seine Stelle zuweilen eine recht süss schmeckende „Kearschna-(Kirschen-)Suppe“. Es giebt in diesem Thale fünf solche Tage, an denen regelmässig der Paznauner, und sei er noch so arm, sich an den wohlschmeckenden Kücheln zu Mittag erquickt. Diese „Kücheltage“ sind: das St. Stephansfest, der

erste Fastensonntag[1]), der Oster- und Pfingstmontag und das Fest Mariä Himmelfahrt (15. August).

Der andere Bruder, Chrysanth, war ausser dem Hause beschäftigt; zunächst musste er in einem Holzverschlage eine ziemliche Anzahl Scheiter für die beiden Festtage spalten, sodann hatte er in dem Stadel mit dem Zerzausen („Zasa“) des Pfrimunnheues („Bürstigs“) für das Vieh vollauf zu thun. Die Schwägerin schaltete und waltete in der Küche und war gerade im Begriffe, die bereits früher bereiteten und geformten Krapfen im heissen Schmalze zu backen. Auch diese sind eigentlich für das Fest des hl. Stephanus bestimmt, doch werden bald nach dem Backen einige Stücke bereits am hl. Abend den Familiengliedern zum Kosten (als Probe) verabreicht. Und siehe, ich hatte meinen Kaffee kaum zur Hälfte getrunken, so brachte die achtjährige Nichte Filomena schon einen Teller voll Krapfen auf den Tisch! Weil ich von jeher ein grosser Freund dieses Backwerkes war, so liess ich mich nicht zweimal einladen, sondern nahm davon ein Stück nach dem andern und verspeiste es mit grösster Lust. Das Hauptingrediens der Paznauner Krapfen, die in der That sehr gut munden, sind gestampfte „Magen“ (Mohnkörner), zu denen noch weichgesottene und fein zerteilte gedörrte Birnen, Cibeben und Neugewürz („Modig'würzt“) kommen. Häufig fehlen die Birnen, seltener die Cibeben. Krapfen und „Äpfelkücheln“ schmecken an einem Kücheltage den meisten Leuten am besten, während die berühmten „Kâskücheln“ einen guten, starken Magen zur Verdauung voraussetzen und deshalb am liebsten von Männern und Jünglingen gegessen werden. Die Kâskücheln gehören übrigens zu dem bevorzugtesten Gerichte Paznauns, über dessen Grenzen längst ihr Ruhm gedrungen.

Nach dem Essen, um wieder auf unseren Gegenstand zu kommen, betrachtete ich die im Tischwinkel angebrachte, bereits etwas altertümlich aussehende Weihnachtskrippe, worin ein allerliebstes Christkindlein lag, umgeben von dem hl. Josef und der seligsten Jungfrau Maria, von den Hirten mit weisswolligen Schäflein und von den Weisen aus dem Morgenlande; an der Decke schwebten mehrere Gloria-Engel. Links und rechts von der Krippe hingen noch an den Wänden passende, an Weihnachten erinnernde Gemälde. Schade, dass diese Krippen, an denen die lieben Kleinen so grosse Freude finden, auch in den Familien der Thalbewohner immer seltener werden.

Des Bruders Kinder, welche sich bisher gegen mich ziemlich schüchtern und schweigsam benommen hatten, wurden jetzt allmählich etwas zutraulich und redselig und beantworteten zur Zufriedenheit all die Fragen, welche ich an sie über die Geburt des Christkindleins, die Ankunft der Hirten und über die Erscheinung der hl. drei Könige gestellt hatte. Mit freude-

1) Der sogenannte „Kâssunntig“, an welchem die Kücheln ausnahmsweise als Nachtessen dienen.

roten Wangen erzählten mir dann die Kleinen, wie heuer der hl. Nikolaus sie mit Kleidungsstücken, Schuhen und Strümpfen bedacht, desgleichen jedem eine Schüssel voll Äpfel und Birnen, Nüssen und gebratenen Kastanien eingelegt habe. Vorzüglich hätten ihnen auch die „Eselmilch-Brocken“ vom hl. Nikolaus gemundet. Natürlich vergassen sie auch keineswegs der Mitteilung, dass ihr Vater heuer wieder einen stattlichen, schönen Weihnachtszelten gebacken, und drangen so lange in mich, bis ich endlich mit ihnen in eine Kammer ging, worin fürwahr ein grosser, prachtvoller Zelten auf einem Schranke lag.

Der Paznauner Weihnachtszelten hat regelmässig eine runde, scheibenartige Form mit mässig erhabener Oberfläche und misst ungefähr 32 *cm* im Durchmesser und 9 *cm* in der Dicke. Die Hauptmasse desselben bildet der aus Roggenmehl und Milch bereitete Teig, in den verschiedene Ingredienzien eingeknetet werden. Das wichtigste darunter sind die zerschnittenen gedörrten Birnen, weshalb diese Zelten in Paznaun vorzugsweise „Biarazalta“ genannt werden. Zu diesen Birnteilchen kommen noch Cibeben, Mandeln — manchmal auch Kerne von der Zirbel- oder Haselnuss — Anis und einiges Gewürz. Gebacken wird dieses schmackhafte Brot beiläufig eine Woche vor Weihnachten, dem schönsten und erhabensten Feste des christlichen Kirchenjahres. Das Geschäft des Backens besorgt allgemein der Familienvater selbst, weil in Paznaun Bäckereien und Bäcker zu den seltensten Ausnahmen zählen. Jeder Hausstand, wenn er anders hierzu die Kosten erschwingt, bäckt sich einen stattlichen Zelten für Weihnachten. Kommt der Laib fertig aus dem Backofen, so wird er in noch heissem Zustande mit warmer Butter, in die der Dotter eines Eies gerührt wurde, auf der Oberfläche bestrichen, damit diese schön glatt und glänzend werde und eine hübsche gelbe Farbe bekomme, und harrt nun in behaglicher Ruhe der hehren Zeit des Anschneidens entgegen.

Kommen wir nach der längeren Abschweifung wieder auf die eigentliche Sache zu sprechen. Aus der Kammer in die Wohnstube zurückgekehrt, öffnete ich meinen kleinen Handkoffer, den die Kinder schon längst neugierig betrachtet hatten, nahm aus demselben die für sie in Innsbruck gekauften Kleinigkeiten und verteilte diese unter sie. Mit freudestrahlenden Augen nahmen die Kleinen diese unbedeutenden Bescherungen mit herzlichstem Danke in Empfang und eilten rasch in die Küche, um auch ihrer Mutter dieselben zu zeigen. Da ich glaubte, ich hätte jetzt die wichtigsten Vorkehrungen für die hl. Weihnachten — am hohen Christfeste kommen Knödel, Fleisch und Speck mit Sauerkraut auf den Mittagstisch — gesehen, so verfügte ich mich auf die „warme Ofenbank“, an deren einem Ende ein sogenanntes „Gütschli“ als Kopfunterlage diente, um mich daselbst einem erquickenden Schläfchen zu überlassen.

Wie ich aus demselben erwacht war, besuchte ich — die Brüder hatten indessen im Stalle beim Vieh und die Schwägerin zumeist in der

Küche zu thun — meinen alten Nachbar Gottlieb Zangerl, welcher mir bereits früher manche volkstümliche Sprüche und Sagen aus Paznaun mitgeteilt hatte. Nach gegenseitiger freundlicher Begrüssung wurde ich eingeladen, auf einer Bank hinter dem Tische Platz zu nehmen. Ich leistete dieser Einladung bereitwilligst Folge, und jetzt wurden die wichtigeren wechselseitigen Erlebnisse der letzten Jahre sowohl in Innsbruck wie in Langesthei erzählt. Hierauf lenkte ich gelegentlich das Gespräch auch auf die Landwirtschaft und fragte meinen Nachbar, ob er als alter Bauer keine Sprüche wüsste, die auf dieselbe Bezug hätten. Da lächelte der liebe Alte, legte den „Ulmerkopf“, seinen steten Begleiter, neben sich auf die Ofenbank und begann also:

Den Winterroggen säe auf Magnustag (6. September), damit er dicht und lang werde und schöne, volle Ähren bekomme, nach dem Spruche:

„Auf Mong bau da Roggan-[1]) on,
Denn[2]) wiard ear dick und long
Un màcht an schüanan[3]-Öchar[4]) on“,

und zwar bei trockenem, staubigem Wetter, falls er gut gedeihen soll, nach der bewährten Regel:

„Hau mi[5]) im Stop[6]), Wiar[7]) i nit top[8])“.

Dagegen liebt die Gerste bei der Aussaat ein vom Regen mehr durchweichtes Feld, wofern sie aufgehen und gedeihen soll; denn sie spricht:

„Hau mi im Tàlgga[9]), Konnst mi niana[10]) derkàlta[11]).“

Die Bohnen muss man im April pflanzen, sonst geraten sie übel, wie es heisst:

„Hau mi im Aprill, Denn hàlt i di still;
Aber haust mi im Maa[12]), Denn wear[13]) i di gschraa[14]).“

Die Erdäpfel soll man nicht tief in die lockere Erde legen („fölla“):

„Hau mi floas[15]), Wiar i groass.“

Auch hilft es nichts, den Kartoffelsamen zu früh dem Schosse der Erde anzuvertrauen, weil die neuen Keime doch nicht vor Beginn Juni „derrinna“, d. h. zum Vorscheine kommen:

„Tua mi inhi[16]), so früa du witt[17]),
Voarm Bràchat kimm[18]) i nit.“

1) Durch diesen Bindestrich soll darauf aufmerksam gemacht werden, dass der Schlusskonsonant (n) der vorausgehenden Silbe in der Aussprache zur Anfangssilbe des folgenden Wortes gezogen wird. Das n zwischen zwei Bindestrichen (-n-) ist euphonisch. — Der Laut à steht zwischen a und o und entspricht etwa englischem a in water; s wird vor t gezischt. — 2) dann. — 3) schönen. — 4) Ähre. — 5) mich, vgl. di = dich; i = ich; si = sich. — 6) Staub. — 7) werde. — 8) taub, zornig. — 9) weicher Masse. — 10) nirgends. — 11) aufbewahren. — 12) Mai. — 13) werde. — 14) eigentlich „schreien machen (mhd. geschreien)“, d. i. necken, verfolgen. — 15) nicht tief. — 16) hinein. — 17) willst. — 18) komme.

Vom Flachse gilt der Spruch:

„Knött[1]) und bött mi, wia du witt.
Nu'[2]) im Jött[3]) derhonga làss mi nit";

desgleichen vom Hanfe:

„Rüar mi nit on, Denn gib i an longa Monn."

Die Schafe lieben im Winter einen kühlen Stall, nach der Bauernregel:

„Stöll mi afs Eis Und fuatera mi mit Fleiss";

dagegen ist den Ziegen die Wärme willkommen:

„Hàlt mi wàrm Und gim[4]) miar in hàlba Dàrm";
Di Büassan[5]) — und d' Gâss[6]) Hàba's geara[7]) hâss"

Einen grossen Nutzen gewähren dem Landmanne die Bienen und Schafe:

„Wülla diar di Beian[8]) — und d' Schàf,
Denn lög di nider und schlàf."

Willst du gut „hausen" (wirtschaften), so „hàlt àlti Rüa und jungi Henna, füar ka[9]) Process' und bau wiani[10])".

„Mit Kâsan[11]) und Treiba[12])
Konn ma d' Schulda vertreiba."

Ich dankte freundlich dem guten Nachbar für die gefällige Mitteilung dieser Sprüche und verabschiedete mich von ihm. Als ich wieder nach Hause kam, so brannte bereits längst das Licht in der Hängelampe, die Kühe waren gefüttert und gemolken, und das Essen stand fertig auf dem Tische. Nach einem kurzen Segensspruche assen alle mit sichtlicher Lust die mit Brot- und Erdäpfelschnitten vollgestopfte „Einbrennsuppe", worauf man noch etwas gute Milch mit Brot nahm. Gewiss ein einfaches, gesundes Nachtmahl! Nach einem kleinen Dankgebete stopfte sich, wer Raucher war, seine Pfeife und liess bald derselben einen tüchtigen Qualm in die Luft entsteigen. Da es eben 8 Uhr war und die Christmette erst um 12 Uhr beginnen sollte, so hatten wir Zeit in Hülle und Fülle, einander die wichtigeren Erlebnisse seit dem letzten Beisammensein mitzuteilen. Indes finden sich bald von 9 Uhr an gewöhnlich Bewohner aus den entfernteren „Riedeln" (Weilern) in den Wohnstuben des Dorfes ein und warten hier bis zum Beginn der Christmette. Das scheint alter Brauch zu sein. Auch bei uns trat ein Bauer nach dem anderen ein, und um 10 Uhr war bereits die ganze Stube voller Leute. Selbstverständlich war jetzt der Unterhaltungsstoff ein gar mannigfaltiger. Die meisten füllten diesen Abend mit „Geschichtenerzählen" aus. Die Gegenstände der Erzählungen bezogen sich unter anderem auf die abergläubischen Meinungen, was in dieser hl. Nacht in der stillen Natur draussen alles Geheimnisvolle

1) Knete. — 2) nur. — 3) Unkraut. — 4) gieb. — 5) gewisse Pflanzen. — 6) Geissen. — 7) gern. — 8) Bienen. — 9) keine. — 10) wenig. — 11) Käsen. — 12) Buttern.

vor sich gehe. So drehte sich denn das Gespräch um verschiedene Ansichten, und das junge, ungläubige Volk hegte grossen Zweifel, als ein Greis das Märchen von jener wunderbaren Gabe, die dem „Vieh im Stalle“ während des langen feierlichen Läutens zur Christmette zukomme, erzählte und versicherte, dass sich die Tiere unter einander zu dieser Zeit über ihren Besitzer besprächen, Geheimnisse der Zukunft einander sagten oder sich gar über den Fütterer beklagten. Das Belauschen der Tiere bei dieser Unterredung habe Unglück und Tod zur Folge. — In einem Thale, welches wie Paznaun zumeist auf die Viehzucht angewiesen ist, reden die Bauern natürlich auch gern und häufig vom Viehe. So hörte ich auch heute Abend von einem, wie seine Kühe viel Milch gäben, seine zwei Rinder „toll trüa“ (d. h. an Leibesumfang und Fett tüchtig zunehmen) und dass er meine, den heurigen Winter mit dem Heu bis zum Frühjahr leicht auszukommen. Ein anderer erkundigte sich bei mir, ob die Viehpreise in Innsbruck hoch ständen und wieviel daselbst das Kilo Butter gälte u. s. w.

Da schlug es Eilfe, und sofort ertönten alle Glocken vom nahen Kirchturme herab — „Schreckläuten“ heissen es die Paznauner — und riefen zur Mette, und diese Mahnrufe erklangen in dieser feierlichen, stillen Mitternacht gar wunderbar und seltsam; diese Klänge, sie muteten jeden so eigentümlich an und stimmten so ernsthaft, dass auch in der Wohnstube plötzlich aller Lärm aufhörte, alles schwieg und tiefe Stille herrschte. Dieses ist gewiss die geheimnisvollste Stunde des ganzen Jahres, zumal wenn man der Meinungen und Sagen gedenkt, welche nach altem Volksglauben in diese hochheilige Zeit fallen. Dass diese Sagen, die heut zu Tage als eitler Aberglaube gelten und an die fast niemand mehr recht glauben will, ein Rest altgermanischen Heidentums sind, ist männiglich bekannt. Es mögen hier zwei davon besondere Erwähnung finden:

1. Stellt man sich zur Zeit des Schreckläutens an einem Kreuzwege auf und spielt seine Zither, so kann man unter der Bedingung ein meisterhafter Spieler werden, dass man sich gar nicht muckst, mögen auch wie immer beschaffene Gestalten nahen und einen ansprechen. — So postierte sich einstens in dieser zwölften Stunde jemand an dem Kreuzwege unter dem Kirchplatze von Langesthei und fing an, zum Zeitvertreibe seine Zither zu spielen. Alsbald kamen mancherlei dunkle Gestalten auf ihn zu, redeten ihn an und gingen ihres Weges weiter. Er glaubte unter diesen auch seine verstorbenen Eltern, welche ihn ebenfalls ansprachen, zu erkennen. Zuletzt trat noch aus dem schwarzen Zuge, wie ihm däuchte, der Teufel zu ihm, und wie unser Zitherspieler auch gegen diesen sich verhielt wie eine laut- und sprachlose Bildsäule, so drückte derselbe ihm die Finger so heftig in die Saiten, dass das Blut unter den Nägeln hervorspritzte. Der Mann aber konnte von derselben Stunde an sein Instrument mit grösster Meisterschaft spielen.

2. Begiebt man sich in dieser hl. Stunde in die Kirche und betet daselbst eine Zeit lang, so kann man bald sehen, wie ein Zug Opferleute sich durch das Schiff in das Presbyterium hereinbewegt und um den Hochaltar herum- und auf der anderen Seite wieder hinausgeht und verschwindet. Das sind die Leute, welche im künftigen Jahre sterben werden und zwar in der Reihenfolge, wie sie eben zum Opfer gingen. So verfügte sich voralters jemand — nach der gangbarsten Mitteilung war es der Mesner selbst — während dieses Läutens in den Chorstuhl der Kirche und betete daselbst. In Bälde wurde es auf der Empore droben und im Schiffe draussen lebendig, und sogleich trat ein Zug Opfernder in das Presbyterium herein und ging um den Altar herum und auf der anderen Seite wieder in das Schiff hinaus, wo dann die Gestalten plötzlich verschwanden. Der Mesner erkannte sogleich die Personen in dem Zuge: nur der letzte Mann, weil ohne Kopf, blieb ihm rätselhaft. Dieser Kopflose war der Mesner selbst, welcher gegen den Schluss des folgenden Jahres starb, nachdem ihm alle anderen Opfergänger im Tode vorangegangen waren.[1])

Nur nebenbei erwähnen wir die gewiss auch sehr alte Meinung, dass dem, welcher während dieses Läutens bei drei verschiedenen Quellen trinkt, bei dem letzten Born Wein fliesst. Doch wusste niemand anzugeben, dass damit jemand einmal wirklich eine Probe angestellt hätte.

Hiermit brach der Faden des Redens nud Erzählens ab, da die Zeit bereits gegen 12 Uhr vorgerückt war und die Kirchenbesucher sich hastig zerstreuten und dem Gotteshause zueilten. Ich machte mich gleichfalls auf die Beine, indes wie ich auf den Kirchplatz kam, so musste ich noch einen Augenblick anstehen, um die vielen Lichtlein zu beobachten, welche von den verschiedensten Richtungen her sich langsam der Kirche näherten. Als ich schliesslich ebenfalls in das schöne, festlich geschmückte und hell beleuchtete Kirchlein trat und in einem nahen Betstuhle niederkniete, da stimmte der Priester gerade den erhabenen, mächtig ergreifenden Lobgesang Tedeum an, welcher dann vom Chore unter Orgelbegleitung und dem Klange sämtlicher Glocken und Glöckchen vortrefflich gesungen wurde. Auch beim „Engelamte“ wurden die Gesänge wie das Gloria und Credo, das Sanctus und Benedictus u. s. w. sehr richtig vorgetragen. Gleich nach der Christmette, zu der sich, wer nur immer gehen kann, selbst aus den entlegensten Weilern — in dunkeln, mondscheinlosen Nächten mit Laternen einfindet, eilten wir in freudig gehobener Stimmung nach Hause.

1) Diese zwei Sagen erinnern recht lebhaft an die Züge des „Nachtvolkes“ (Woutans Heer), wie dasselbe im inneren Walgau und Montavon, im Walser- und Paznaunthale auftritt. Zur Zeit des Julfestes (Weihnachten) zogen einst Wuotan (Wodan), Donar und Frô unter den Sterblichen auf Erden herum, desgleichen auch Frau Holle (Bertha). — Wer sich für Paznauner Sagen überhaupt interessiert, lese mein Büchlein: „Sagen aus Paznaun und dessen Nachbarschaft“ (Innsbruck, Wagner 1894). 121 S. 8°. 1 Mk.

um hier in der warmen Stube uns an einem einfachen Mahle zu erquicken. Dieses bestand zunächst in einer bereit gehaltenen Fleischsuppe, worin sich ausser vielen Brot- und Erdäpfelschnitten auch tüchtige Brocken Fleisch vorfanden. Hernach kam — zum freudigen Staunen aller, besonders der Kinder — der längst ersehnte Weihnachtszelten auf den Tisch, in Begleitung eines farbigen Fläschchens Branntwein. Dies war selbstgebrannter, daher echter „Faulbeerer". Der Bruder Alois nahm nun in ehrwürdiger, gemessener Haltung den Zelten, bezeichnete ihn mit dem heiligen Kreuzeszeichen, schnitt ihn hierauf an und verabfolgte jedem Tischgenossen ein gehöriges Stück davon. Jetzt schmausten alle von dem ihnen zugewiesenen Anteile, als wäre es der feinste Leckerbissen auf der Welt. Sodann füllte der Bruder aus dem Fläschchen ein kleines Gläschen mit dem bis zu dieser Freudenzeit aufgesparten Faulbeerer, trank dasselbe mit dem schönen Spruche: „I' wünsch' guati G'suntheit", schenkte es wieder voll ein und gab es dem Zunächstsitzenden zum Austrinken. Dieser reichte es in derselben Weise, wie es der Bruder Alois gethan, dem folgenden, und so machte das Gläschen bei allen die Runde, bis es schliesslich wieder an den Familienvater (Alois) zurückgelangte. Wie freute sich alles bei diesem einfachen Mahle, dass man das schöne Weihnachtsfest wieder erlebte! Wie erzählten mit verklärten Gesichtern die Kleinen von dem lieben Christkindlein, das sie soeben in der Kirche auf dem Altare gesehen oder das im Tischwinkel in ihrer unmittelbaren Nähe lag! Wie sind das goldene Stunden einer genügsamen und noch unverdorbenen ländlichen Familie!

Der Bruder Chrysanth sammelte noch übrig gebliebene Zeltenbrosamen und säete sie im Gärtchen in den Schnee, in dem festen Glauben, dass daraus im künftigen Frühjahre eine der Kamille sehr ähnliche Pflanze, die sogenannte „Weinichtsbroasma" (d. i. das Mutterkraut, die Kamille, Matricaria Parthenium), entsprosse. Da bemerkte Alois mir gegenüber: „Heuer haben wir wohl schöne Weihnachten mit vielem Schnee"; denn Schnee soll es zu dieser Zeit haben, er deutet auf einen zeitigen Frühling:

„Weinichtan-im Schnea,
Oasteran-im Klea."

Auf die Frage, ob er mehr Sprüche wüsste, die in diese oder die nächstfolgende Zeit fielen, nannte der Bruder mir noch folgende:

„Grüani Weinichta,
Weissi Oastera,
Weissi Weinichta,
Grüani Oastera."

„Weinichtan-im Klea,
Oasteran-im Schnea."

„Sei[1]) d' Weinichta feucht und nàss,
Geits[2]) lari[3]) Stadel und lari Fass."

„Wenn di Tàga longa[4]),
Kinnt[5]) earst der Winter gonga[6])."

„Paul Bekear[7]),
Der hàlba Winter hin, der hàlba hear."

„Um Paul Bekear
Keart[8]) si 's Würzli in der Eard."

„Wia vil Nöbl im Jänner,
So vil Wötter im Summer."

„Maria Liachtmöss hall[9]) und klàr
Geit a guats Koarajàr."

„Maria Liachtmöss hall und rein,
Hàst zwoa[10]) Küa, verkof di ein'."

„Am hl. Dreikünitàg wöchst der Tàg um an[11]) Honaschritt."

Während wir assen, schlief das liebe eilf Monate alte „Buberle", welches nach seinem seligen Grossvater (dem Neui) Johann heisst, fest in der Wiege; doch jetzt wurde es auf einmal unruhig und fing zu weinen an. Da musste meine bereits oben erwähnte Nichte zur Wiege treten und dieselbe schaukeln, bis das Kind wieder eingeschlummert war. Dabei sang sie unter anderm auch ein Wiegenlied, welches wir den verehrten Lesern mitteilen wollen. Es lautet:

„Kindli, Kindli, schlàf!
Dört aussa kema[12]) d' Schaf'.
Es kinnt a[13]) Widerli weissas,
Will mei Kindli beissa.
Es kinnt a Widerli schwàrzas,
Will mei Kindli gàscha[14]).
Es kinnt a Widerli roats,
Bringt meine Kindla Broat."

Als ich hierauf meine sechsjährige Nichte Maria fragte, ob sie etwa auch ein Wiegenliedchen kenne, so sang sie nach einigen Zögern folgendes humoristische Lied:

„Kindli, Kindli, schlàf!
Dört dussa[15]) kema d' Schàf',
D' Ochsa löt[16]) man-on.
Monn, Monn, Monn,
Leich[17]) miar deini Hosa!
I leich diar schi[18]) nit,
I leich diar schi nit.
Si honga hinterm Ofa.
Hinterm Ofan-auf der Bonk
Liga di àlta Weiber kronk.
Wenn ma 'na[19]) rüaft zum Össa,
Sei si wider bösser;
Wenn ma 'na rüaft zum Wearcha[20]),
Sei si wider beaser[21])."

Darauf trug dieselbe Maria noch ein Zeltenlied folgenden Inhalts vor:

1.

„D' Madla bàcha Zalta,
Tüa[22]) vil zu weni[23]) drei,
Dan[24])-ana[25]) zwischan-Öscha[26])
Und dan-ondera Fàlleschei[26]).

2.

Si rolzan[27])-um an Zalta
Und hearan[28])-ô'[29]) nit auf;
Si stöcha mit da Mösser drei
Und tüan-an Pletzger[30]) drauf.

---

1) Sind. — 2) giebt. — 3) leere. — 4) länger werden, wachsen. — 5) kommt. — 6) gegangen. — 7) Bekehrung. — 8) kehrt um. — 9) hell. — 10) zwei. — 11) einen. — 12) kommen. — 13) ein. — 14) stossen. — 15) draussen. — 16) legt. — 17) leihe. — 18) sie; s wird nach r gezischt. — 19) ihnen. — 20) Arbeiten. — 21) böser = schlechter. — 22) thun. — 23) wenig. — 24) den. — 25) einen. — 26) minder bekannter Ort im Oberinnthale. — 27) scherzweise „sich balgen", „raufen". — 28) hören. — 29) auch. — 30) durch den Schlag mit der Hand, des Messers u. s. w. gebildetes Mal.

3.

Di röchta Stearaguggcr,
Si laufa frua und spàt,
Und wo si a Bröckli Zalta wissa,
Kuia[1]) si fei gstàt[2]).

4.

Di lösta[3]) Weinichtfeirtig,
Dà trinka miar's a Màss,
Donn[4]) màcha miar uns brav lustig
Beim Kandl und beim Glàs.

Indes die vorgerückte Stunde mahnte ernstlich zum Schlafe, welcher diesmal ohnehin nicht gar lange andauerte, da man frühmorgens seine Obliegenheiten auch an dem lieben Viehe im Stalle zu erfüllen hatte und gegen Tagesanbruch abermals in der Kirche ein feierliches Amt, das Hirtenamt, gehalten wurde. Glücklich und zufrieden mit dem soeben Genossenen begaben sich die Kleinen zu Bette, sie, die sonst weiter nichts zum Christfeste empfingen, denen kein Christbaum mit seinen herrlichen Gaben entgegenstrahlte, weil in diesem Thale an seinerstatt noch der hl. Nikolaus seine alten Rechte steif und fest behauptet. Auch ich ging zu Bette, wo ich alsbald in einen tiefen, gesunden Schlaf verfiel.

Glockensagen und Glockenaberglaube.

Von **Paul Sartori.**

(Fortsetzung von S. 280.)

II. Die Glocke als Schutz gegen böse Geister.

1. Lärm hält böse Geister ab.

Lärm und lautes Geräusch ist vielfach ein Mittel, um böse Geister abzuhalten oder ihre üble Wirkung zu hindern: Rohde, Psyche, 52, Anm. 2.[5]) 248 f., Anm. 2. 365 f., Anm. 2. Wuttke, Dtscher Volksabergl., 172. Pfannenschmid, Germ. Erntefeste, 396. Oldenberg, Relig. d. Veda, 444. 494. 582.

1) Kauen. — 2) bedächtig, langsam. — 3) letzten. — 4) dann.

5) Rohde scheint hier den Lärm allein als das Ursprüngliche zu betrachten. Mitunter liegt aber doch auch solchen Abwehrmitteln der Gedanke zu Grunde, dass der Dämon Verwundung durch Waffen fürchtet. So wenn Odysseus mit dem Schwert die Seelen vom Blute fern hält. Vgl. Sébillot, Légendes etc. de la mer, II, 83. 319 f. Die Esthen legen bei Gewitter Beil, Hacke und Sense in den Hof oder über die Hausthür, damit die bösen Geister in der Luft sich daran verwunden: E. H. Meyer, Indog. Myth., II, 489 Manchmal mag auch dieser Glaube durch den Grundsatz similia similibus beeinflusst sein. Vgl. Ztschr. d. Ver. f. Volkskde., IV, 303. So will z. B. Schwartz, Urspr. d. Myth., 210 f. 264, Anm. 1, das Glockenläuten beim Gewitter erklären. Vgl. Poet. Naturansch. II, 163. Die die Zwerge verscheuchenden Trommeln (s. u.) hält E. H. Meyer, Germ. Mythol., 137 für eine Nachbildung des Donners. — Eine blosse Abschwächung ist es wohl, wenn Metall, namentlich Stahl, schlechtweg als Schutzmittel gegen böse Geister gilt: Liebrecht, Gervas. v. Tilbury, 99 ff. Meyer, German. Mythol., 137.

Lippert, Christentum, Volksglaube u. Volksbrauch, 466 ff. 632. 684. Verbreitet ist namentlich der Gebrauch bei Sonnen- und Mondfinsternissen zu lärmen: Rohde a. a. O., 356 f., Anm. 2. Panzer, Beitr., II, 312. Bastian, D. Völker d. östl. Asien, III, 243 (Siam). Klemm, Allg. Kulturgesch., VI, 449 (China). Schönwerth, Aus der Oberpfalz, II, 55.[1]) Ähnliche Mittel werden bei allerlei Naturerscheinungen, in denen man das Wirken böser Geister zu erkennen glaubt, angewandt. Über den Malstrom hatten Kanonen keine Macht, aber der Ton einer Trompete setzte ihn in Schrecken: Sébillot, Légendes etc. de la mer, I, 186. Das St. Elmsfeuer suchen die griechischen Matrosen durch Flintenschüsse, durch Schlagen auf kupferne Gegenstände und sonstigen Lärm zu verscheuchen. Wenn man Schweine an Bord hat, zieht man sie am Schwanz, damit sie quieken, was, wie man glaubt, die Dämonen in die Flucht jagt: Ebda. II, 107. Wasserhosen sucht man durch Kanonenschüsse oder durch Bedrohen mit Messern oder Zusammenschlagen von Degen unschädlich zu machen: Ebda. II, 122 f. Heims, Seespuk, 20 f. Unwetter werden durch Kanonenschüsse bekämpft: Rochholz, Naturmythen, 14. Auch Krankheiten sucht man durch Geräusch zu beseitigen. Bei den Tscherkessen liegt am Bette des Kranken eine Pflugschar, auf die man von Zeit zu Zeit mit einem Hammer schlägt, um die bösen Geister und den bösen Blick abzuhalten: Klemm, Allgem. Kulturgesch., IV, 35. Die Birmanen erheben in Cholerazeiten unmittelbar nach Abfeuern der Abendkanone in jedem Hause 1—2 Stunden lang einen furchtbaren Lärm durch Stampfen und Trommeln, um die bösen Geister fortzuscheuchen: Bastian, Die Völker d. östl. Asien, II, 98. In Luzern schoss man Geschütze gegen die Pestilenz ab: Rochholz, Naturmythen, 14. Wenn die Bienen schwärmen und der Schwarm fortziehen will, so spritzt man Wasser in die Luft oder wirft Sand in die Höhe oder schiesst in die Höhe; aber auch das Klopfen auf einer Sense und das Läuten mit einem Glöckchen soll bewirken, dass der Bienenschwarm sich niederlässt und ansetzt: Germania, 29, 98. Die wahre und ursprüngliche Absicht ist dabei wohl, jede feindliche Einwirkung in diesem entscheidenden Augenblick von den Bienen fern zu halten. Vgl. Schönwerth, A. d. Oberpfalz, II, 55. Birlinger, Aus Schwaben, I, 526. Am Ur-Quell, VI, 71. Revue des trad. pop., VI, 550 (Languedoc). In Japan werden durch ähnlichen Lärm Heuschrecken vertrieben, und zwar ehe sie da sind: Unterhaltungsbeilage zur „Kirchlichen Korrespondenz f. d. Mitgl. d. evang. Bundes“, Sept. 1895. — Namentlich die Zwerge werden durch Geräusch in den Sagen vielfach vertrieben. Das Ausroden der Wälder, Anlegen von Hammer- und Pochwerken verscheucht sie: Wuttke, Der dtsche Volksabergl., 42. Auch Trommeln können sie nicht leiden: Wolf, Beitr., II, 328 f. Mann-

---

1) Hierzu werden namentlich auch Hunde gebraucht: Lubbock, Entstehung d. Civilis., dtsche Ausg., 192. Hundegebell vertreibt einen Geist: Lucian, Philopseud. 27.

hardt, Germ. Myth., 119 f. Müllenhoff, Schl.-Holst. Sag., 289. Peitschenknallen ist dämonenscheuchend: Kuhn, Westf. Sag., II, 120. 164. Bartsch, Meckl. Sagen, 270. 281. Meyer, Germ. Myth., 256. Reinsberg-Düringsfeld, Festkalender a. Böhmen, 211.

2. Glockenton hält böse Geister ab.

Nach Einführung des Christentums wurde nun das Hauptmittel gegen böse Dämonen aller Art der Ton der Glocken, wozu, wie Pfannenschmid, Germ. Erntef., 396 erinnert, die Lehre des Apostels Paulus selbst den besten Anhalt bot, denn nach ihr wohnen die bösen Geister unter dem Himmel, und ihr Oberster, der Teufel und Fürst dieser Welt, herrscht in der Luft (Ephes. 6, 12; 2, 2). Wenn daher Otte, Glockenkunde, 173, sagt, dass die Glocken nicht alle gleiche Gewalt über die Mächte der Finsternis haben, sondern dass die hierin ausgezeichneten es verschiedenen Umständen zu verdanken haben, so rühren diese Umstände erst aus späterer Weiterbildung oder Einschränkung des ursprünglichen Glaubens her.[1])

Namentlich die Zwerge können das Glockengeläute durchaus nicht vertragen und fliehen vor ihm davon: Grimm, D. M.[4], I, 380. Müllenhoff, Schl.-H. S., 316 f. Vernaleken, Mythen etc. in Österreich, 213. 215. 218. Grohmann, Abergl. etc. in Böhmen, 15. Haupt, Sagenbch. d. Lausitz, I, 36. 39 f. 45. Schmitz, Eifelsag., II, 18. Wolf, Beitr., II, 326 ff. Schulenburg, Wend. Volkss., 278. Schönwerth, A. d. Oberpfalz, II, 306 f. Die Schachtgeister fliehen das Geläute aller, nicht nur der Kirchenglocken und senken sich samt den Bergschätzen tief hinab: Alpenburg, Myth. etc. Tirols, 92 f.; vgl. 329. Auch Riesen werden durch Glockenläuten vertrieben: Grimm, D. M.[4], I, 459. Afzelius, Schwed. Volkss., II, 330. III, 192. Haupts Ztschr. f. d. dtsche Altert., IV, 505 (Schweden). Der grimmigste Glockenfeind ist der Teufel: Otte, Glockenkunde, 172. Wenn ihn der erste Ton der Morgenglocke auf der Oberfläche dieser Erde erreicht, muss er seinen Fang laufen lassen: Pröhle, D. S., 193. Das dreimalige Läuten, das zum Besuch der Christmette einladet, wird in Schwaben das „Schreckeläuten“ genannt, indem es den Teufel und alle bösen Geister vertreiben soll, und während desselben pflegt man das Vieh zu füttern, was einen besonderen Segen bringen soll: Ortwein, Dtsche Weihnachten, 85. Sogar die blosse Nähe der Glocken schützt vor dem Teufel: Müllenhoff, Sch.-H. S., 277. Alles Hexenwesen verliert beim Klange der Glocken seine Macht: Grimm a. a. O., II, 908. III, 313. 452 (542). Ztschr. f. d. dtsche Myth., IV, 91

1) Die Abneigung oder Furcht der Nichtchristen vor den Glocken wird wohl wenig oder nichts mit der Bildung dieses Glaubens zu thun haben, obgleich sie immerhin vorhanden war. Vgl. Otte, Glockenkunde, 15, Anm. 3. Menzel, Christl Symbolik, I, 340. Vita S. Anskarii, cap. 31 (Mon. Germ. II, 715) In Nordamerika erschrecken Rothäute beim Ton einer Glocke. Die Pirogen der Eingeborenen der Admiralitätsinseln fliehen beim Ton der Schiffsglocke: Mélusine, III, 12.

(Frankreich). 173 (Sölden im Ötzthal). Wolf, D. März. u. Sag., No. 343. Birlinger, Volkst. a. Schwaben, I, 322. Panzer, Beitr., II, 167. Schmitz, Eifelsagen, II, 44. Im Calenbergischen wird während der Erntezeit um 11 Uhr vormittags in einem Pulse geläutet, wahrscheinlich um die bösen Mittagsgeister zu verscheuchen: Pfannenschmid, Germ. Erntefeste, 90. Den Zauber der Skogsrå bricht die Kirchenglocke: Mannhardt, W. F. K., I, 130. Die Sturmgeister auf See fürchten sich vor dem Klang der im Sturm geläuteten Schiffsglocke: Heims, Seespuk, 69. Buddhas Apostel besänftigt die Stürme des Wasserdrachen in Kaschmir durch Klostergeläute: Bastian, Völker d. östl. Asien, III, 381, Anm. Auch die Höllengeister auf dem Berge Hiyei-San bei Kiyoto werden durch die Glocke des buddhistischen Klosters verscheucht: v. Langegg, Japanische Theegeschichten, 64. 68. Nach Zonaras VII, 21 hingen an dem Wagen des römischen Triumphators eine Glocke und eine Peitsche. Sollten auch sie böse und neidische Geister fernhalten?

Überhaupt werden Gespenster aller Art durch Läuten unschädlich gemacht. Ein Geist klettert den Turm hinan, um sich für den Spott des Türmers zu rächen. Der Wächter schlägt in seiner Angst die Glocke an, das Gerippe fällt klappernd hinab: Ztschr. f. d. dtsche Myth., I, 464 f. Vgl. ebda. I, 322. Bartsch, Meckl. S., I, 94 ff. Maurer, Isländ. Volkssag., 74. 103. So wird wohl überhaupt der Wirksamkeit derartiger Gespenster, die sich ja gewöhnlich innerhalb einer besonderen „Geisterstunde“ abzuspielen pflegt, ursprünglich nicht durch den blossen Ablauf dieser Stunde ein Ziel gesetzt sein, sondern durch das dabei erschallende Glockengetön. Anders Laistner, Rätsel d. Sphinx, II, 47. So verschwinden umgehende Fräulein erst, als morgens 4 Uhr die Gebetglocke angezogen wird: Birlinger, Aus Schwaben, I, 248. Ein riesiger Almgeist hört mit seiner Arbeit erst auf, wenn es morgens im Dorf „das Gebet“ läutet: Alpenburg, Mythen etc. Tirols, 185. Die „wilde Fahrt“ verschwindet als das Frühgeläute ertönt: Ders., Dtsche Alpensag., 50. Zauber wird gebrochen, als morgens um 4 Uhr das Aveglöckchen läutet: Ebda. 76. Dagegen heisst es in Tirol: Wenn man unter dem Ave-Marialäuten lange absetzt, dann setzen sich Teufel auf die Glocke: Zingerle, Sitten etc. des Tiroler Volkes, 59.

Ich möchte hierher auch eine Sitte stellen, von der Liebrecht in der Germania 24, 21 ff. handelt. Hiernach befestigten Spassvögel in England mitunter bei Hochzeiten eine Schelle unter dem Brautbett, um das Krachen und Knacken der Bettstatt recht hörbar zu machen. Ähnlich in Italien. Ich glaube aber doch, dass die ursprüngliche Absicht dieses „Spasses“ die ist, böse Mächte in diesem Augenblick zu entkräften und fernzuhalten. Ist ja doch gerade die Vermählung dem Einfluss böser Dämonen besonders ausgesetzt, wie der „Polterabend“ zeigt, der ihre Beseitigung zum Zweck hat. Vgl. Lippert, Christentum, Volksglaube etc., 466 f. 468. Auf einem ähnlichen Grunde beruht dann vielleicht auch die Sitte des „Einläutens“

bei der Geburt des ersten Kindes einer Frau, wie sie in der Zeitschrift des Vereins für Volkskunde, V, 453 nach einem Bericht aus Kufstein geschildert ist.

Auch die üble Wirksamkeit schädlicher Tiere wird durch den Ton der Glocken besiegt, namentlich der Schlangen: Kuhn, Märk. Sagen, 169. Jahn, Pommersche Sagen, 217. Grässe, Sagbch. d. preuss. Staates, I, 99 f. Otte, Glockenkunde, 173 f., Anm. 4.[1] Rasseln der Hausfrau mit dem Schlüsselbund während des Läutens am Charsamstag vertreibt Schlangen und Frösche: Zeitschr. d. Ver. f. Volkskde., IV, 396 (Ungarn). Ähnlich Mäuse mit Schlüsseln und Trommeln vertrieben: Wuttke, D. dtsche Volksabergl., 374.[2] Grohmann, Abergl. a. Böhmen, 61. Flöhe vertreibt man während des Läutens der Osterglocken: Mannhardt, W. F. K., I, 290, Anm. 4. Vgl. Reinsberg-Düringsfeld, Festkalender a. Böhmen, 135. In Nola sollte eine Glocke die Heuschrecken vertreiben können: Universal-Lexikon aller Wissensch. u. Künste, 1735, IX, 1685. Auch in der japanischen Provinz Tosa werden u. a. Feuer- oder grosse Tempelglocken zur Vertreibung der Heuschrecken verwandt: Unterhaltungsbeilage z. kirchl. Korresp. für d. Mitgl. d. evang. Bundes, Sept. 1895. Die Hasen fürchten sich, wenn die Glocken läuten: Schulenburg, Wend. Volkssagen, 258.

Gegen diese Fülle von Beispielen der scheuchenden Wirkung der Glocken kann es natürlich nicht in Betracht kommen, wenn ganz vereinzelt das Gegenteil behauptet wird: Hulda und ihre seligen Fräulein liebten den Klang der Kirchenglocken: Alpenburg, Mythen etc. Tirols, 5. Ein Elbe verlangt für seine Dienste nur Lohn, um dafür Glocken für eine Kirche kaufen zu können: Simrock, D. M., 447. Wer sich badet, wenn gerade die Abendglocke läutet, über den hat der Wassermann Gewalt: Grohmann, Abergl. etc. in Böhmen, 12. Der Bilschneider hat so lange Macht, als geläutet wird: Panzer, Beitr., II, 210. Das sind einfache Umkehrungen des nicht mehr verstandenen Gebrauches, wie wir sie im Aberglauben gar nicht selten finden.

Es ist keineswegs allein die Kirchenglocke, die diese dämonenabwehrende Macht besitzt. Auch die Sitte, das Weidevieh mit Glocken zu versehen, beruht wohl ursprünglich auf dem Glauben, dass dadurch üble Einflüsse ferngehalten werden können. Heinchen wurden durch weidende Herden und läutende Glocken vertrieben: Grimm, D. M.[4], I, 380, Anm. 1. Eine Bäuerin, mit der die Fankerln gern verkehrten, die keine Glocken vertragen können, musste sogar die Schellen von den Kühen entfernen: Schönwerth, A. d. Oberpfalz, II, 306 f.

---

1) Meyer, Germ. Myth., 90 sieht auch in diesen Schlangen Blitze.

2) Hier werden Schlüssel und Trommeln als Andeutungen des Gewitters aufgefasst, die die Gewittertiere vertreiben. Doch kommt das Schlüsselklirren auch zur Beförderung der Vegetation vor. S. 363.

3. Glockenton der Vegetation förderlich.

Auf den gleichen Gründen beruht es auch, wenn der Glockenton als der Vegetation günstig hingestellt wird. Der Schall der Glocke verscheucht die der Fruchtbarkeit feindlichen Mächte und fördert dadurch Wachstum und Gedeihen der Pflanzen. In der Eifel wurde in der ganzen Mainacht (mitunter auch den ganzen Monat des Nachts) mit den Glocken geläutet, damit die Saaten vor Schaden bewahrt bleiben möchten: Schmitz, Eifelsag., 35. Soll der schädliche Tau nicht auf das blühende Getreide fallen, so müssen die Glocken geläutet werden (Cevennen): Ztschr. f. d. dtsche Myth., II, 419. In der Wetterau säet man Kohlsamen am Gründonnerstag unter dem Kirchenläuten: Wuttke, D. dtsche Volksabergl., 399. Wolf, Beitr., I, 228. Levkojen werden beim Zusammenläuten aller Glocken gesäet, so werden sie recht voll (Thüringen). Obstbäume werden fruchtbar gemacht, wenn man sie beim Fastenläuten schüttelt (Oberpfalz): Wuttke a. a. O., 400. Die Erbsen werden nicht von den Sperlingen aufgefressen, wenn man sie Sonnabends beim Stossen der Betglocke legt: Bartsch, Meckl. S., II, 164. Kürbiskerne, Gurken, Wurzeln etc. legt man, wenn am Abend vor Himmelfahrt das Fest eingeläutet wird: Ebda. II, 269; vgl. 165. In der Hoch-Bretagne muss man die Kürbisse säen, wenn die Glocken aus Rom zurückkehren: Revue des trad. pop., VII, 162. Wenn in Lausanne am Tage Mariä Verkündigung die grosse Glocke geläutet wird und es ist jemand so geschickt mit einem Kürbiskern hineinzutreffen, so werden die von ihm gesteckten Kürbisse so gross wie die Glocke: Otte, Glockenkunde, 174, Anm. 6. In Böhmen bindet man am Charsamstag während des Gloria alle Schlüssel im Hause zusammen und läutet damit: so weit der Schall reicht, so weit tragen die Bäume: Reinsberg-Düringsfeld, Festkalender a. Böhmen, 134 f.

Allerdings kann man bei manchen dieser Anschauungen zweifelhaft sein, ob nicht vielmehr der Gedanke zu Grunde liegt, das Korn durch den Glockenklang „aufzuwecken“. Vielleicht erklären sich so besser Gebräuche wie die folgenden: In Tirol wird am 1. Mai Gras ausgeläutet, d. h. geläutet, damit das Gras wachse: E. H. Meyer, Germ. Myth., 217. Jahn, D. dtschen Opfergebr. etc., 127. Im Hildesheimschen besteigen am Himmelfahrtstage nachmittags die jungen Mädchen den Turm und läuten mit allen Glocken, damit sie eine gute Flachsernte bekommen. Das Mädchen, welches am Glockenseil festhaltend von der schwingenden Glocke am höchsten aufgezogen wird, bekommt den längsten Flachs: Seifart, Sag. etc. a. Hildesheim, II, 140. In einem Bauerndorfe bei Stavenhagen glaubt man, wer in der Neujahrsnacht die Glocken zuerst läute, baue im künftigen Jahre die grösste Gerste: Bartsch, Meckl. S., II, 232.

Hierher gehört auch der so weit verbreitete Brauch bei Umzügen über Felder, Fackelläufen u. s. w. mit Glocken und Schellen zu läuten. Siehe

darüber namentlich Mannhardt, W. F. K., I, 540 ff.[1]) Jahn, D. dtschen Opfergebr. etc., 90. 97. 127. Es wird sich auch hier schwer entscheiden lassen, inwieweit durch das Läuten die der Vegetation schädlichen Geister verscheucht, inwieweit das Korn „aufgeweckt“ werden soll. Jedenfalls aber möchte ich auch die mancherlei (von Mannhardt so genannten) Repräsentanten des Vegetationsdämons (vgl. Mannhardt, W. F. K., I, 324 f. 327. 416. 428. 440. 488. 455. 606. 613) hierherziehen und die Glocke oder Schelle, die sie führen, nicht als Darstellung der Stimme des Vegetationsdämons, sondern als Dämonenscheuche (oder Kornweckerin) erklären, wobei manchmal auch die so vielen Elementargeistern überhaupt beigegebene Glocke (von der im vorigen Abschnitt die Rede war) hineinspielen mag.

Darf man es auf diese der Vegetation freundliche Wirkung der Glocke beziehen, wenn auf der i. J. 1727 gegossenen grossen Glocke zu Jershagen drei männliche Figuren abgebildet sind, von denen die eine eine Dunggabel, die andere eine Sense, die dritte einen Dreschflegel — die Symbole des Ackerbaues — trägt? S. Knoop, Sag. a. d. östl. Hinterpommern, 92.

4. Wetterglocke.

Überhaupt dient ja die Glocke zum Schutze gegen alle Arten von Unwetter, das den Feldfluren und Heimstätten der Menschen Schaden droht. Derartige Unwetter gelten dem Volke als Erzeugnisse böser, schadenfroher Geister[2]), namentlich der Hexen. In den Sagen beschweren sich diese öfters darüber, dass der Glockenton die von ihnen beabsichtigten Verwüstungen verhindert habe. Vgl. z. B. Panzer, Beitr., I, 20. 110 f. II, 113. Schönwerth, A. d. Oberpfalz, II, 123. Alpenburg, Mythen etc. Tirols, 300 f. Dtsche Alpensag., 91 f. Oder das Läuten bewirkt gar, dass die Wetterhexe tot aus der Wolke fällt: Panzer a. a. O., II, 167. Schönwerth a. a. O., II, 127. Schmitz, Eifelsag., I, 99. Ztschr. f. dtsche Mythol., IV, 173 (Sölden im Ötzthal). In Innsbruck glaubt man, dass die Hexe so lange nicht Atem holen kann, als die ersten drei Schläge der Wetterglocke dauern: Zingerle, Sitten d. Tiroler Volkes, 61.

So wird denn vielfach, wenn ein Gewitter am Himmel steht, mit den Glocken geläutet und der Glocke die Kraft zugeschrieben das Gewitter

---

1) Ich sehe allerdings keinen Grund mit Mannhardt die Vertreibung der Dämonen durch Glockenschall für die jüngere Auffassung gegenüber der älteren des Kornaufweckens zu halten. Höchstens gehen beide Auffassungen nebeneinander her.

2) In Pfitzers Bearbeitung von „Fausts Leben von G. R. Widmann“ heisst es I, c. 21, wo von der „Ordnung der Teufel“ die Rede ist: „Das sechste Reich oder Fürstentum, darinnen der Principal Meririm ist, nennet man sonsten Aëreas potestates. Wohnen gemeiniglich unter dem schwartzen Gewülcke und düsterer Lufft, vermengen sich nicht selten unter die Donner, Blitz und Ungewitter, und erwarten, wenn es ihnen Gott verhenget, damit sie solches Geschoss zu einem und andern Verderben abgehen lassen: richten gifftige Nebel, Reiffen und anders an, dass Seuchen und Krankheiten entstehen.“

zu brechen oder anderswohin abzulenken.[1]) Manche Glocken erfreuen sich in dieser Beziehung eines ganz besonderen Rufes. Vgl. Otte, Glockenkde., 44 f. C. Meyer, Abergl. d. M. A., 185. Pfannenschmid, Germ. Erntefeste, 90 ff. 394 ff. Montanus, Vorzeit d. Länder Cleve-Mark etc., II, 109. Schmitz, Eifelsag., I, 99. Kuhn u. Schwartz, Nordd. Sag., 454. Strackerjan, Abergl. etc. a. Oldenburg, I, 63. E. Meier, Schwäb. Sagen, 260 f. 342. Birlinger, A. Schwaben, I, 118 f. 464. Volkst. a. Schw., I, 147 ff. II, 443. Panzer, Beitr., II, 184. 417 f. Schönwerth, A. d. Oberpfalz, II, 118. 121 ff. Ztschr. d. Ver. f. Volkskunde, III, 173 (Telfes in Tirol). Ausland 44, 966 (Arraba in Tirol). Rochholz, Aargausagen, II, 378. Germania, 36, 391 (St. Radegund in Steiermark). Ztschr. d. Aachener Geschichtsvereins, 14, 85. Frischbier, Hexenspruch u. Zauberbann, 107.

Der Läutende erhält öfters eine besondere Abgabe, die „Wettergarbe", „Wetterkorn", „Glockengarbe", „Donnerhoeke" genannt wird. Vgl. Kuhn u. Schwartz, Nordd. Sagen, 454. Strackerjan, Abergl. etc. aus Oldenburg, I, 63. Eisel, Sagbch. d. Voigtlandes, 382. Jahn, D. dtschen Opfergebr. etc., 56 f. Es kommt sogar ein Glockenlehen, feudum campanarium, vor, ein gewöhnliches Lehen, dessen Vasall die Verpflichtung hat bei gewissen Gelegenheiten, namentlich beim Gewitter, zu läuten: Pfannenschmid, Germ. Erntefeste, 609.

Nicht immer nur Kirchenglocken, auch Handglocken haben unter Umständen Gewitter abwendende Kraft: namentlich geweihte Lorettoglöcklein. Bei Gewittern muss ein unschuldiges Kind vor die Hausthür treten und klingeln: Birlinger, A. Schwaben, I, 412. Oder der Hausvater durchgeht damit läutend alle Räume: Ebda. 413. Schönwerth, A. d. Oberpfalz, II, 118. Revue des tradit. pop., VI, 293. In Dressling wird bei Gewittern die Kirchenglocke herumgetragen und mit der Hand geläutet: Panzer, Beitr., II, 547 f. Anderswo verkaufte man für einzeln wohnende Leute, zu denen der Schall der Kirchenglocke nicht hindringen konnte, sogenannte Donatusschellen, Klingeln, die wie die Kirchenglocken getauft und gesegnet waren und also auch in ihrem Gehörkreise den Wetterschaden abhalten sollten: Montanus a. a. O., I, 17 f.

Das Wetterläuten ist nicht immer nur beschränkt auf die Zeit, wo ein böses Wetter zum Ausbruch kommt, sondern wird manchmal auch vorbeugend ausgeführt. Täglich z. B. im Passauischen: Pfannenschmid, Germ. Erntefeste, 90 ff. Im Dorfe Königstätt in der Altmark am Palmsonntage: Kuhn, Märk. Sag., 311. Zu Velmede a. d. Ruhr palmte man am Ostertage unter Glockengeläute die Felder, um sie dadurch vor Wetterschaden zu schützen: Jahn, D. dtschen Opfergebr., 142.

---

1) Schwartz, Urspr. d. Myth., 210 f. ist der Ansicht, dass man deshalb geglaubt habe den Donner durch Glockenklang brechen zu können, weil man ihn selbst als himmlisches Glockengeläut auffasste. Er vergleicht damit den Gewitter abhaltenden Wetterhahn.

In einigen Gegenden am Böhmerwald wird das Wetterläuten durch das Blasen auf dem Wetterhorn vertreten, wofür die Gemeinde dem Türmer das sogenannte Hörnlkorn zu geben hat: Jahn a. a. O., 57. Vgl. auch Schönwerth, A. d. Oberpfalz, II, 120 f. Vor vielen Jahren pflegte eine sehr alte Frau in Würselen bei Aachen bei Gewittern in ein irdenes Hörnchen so stark zu blasen, dass die ganze Nachbarschaft zusammenlief: Ztschr. d. Aachener Geschichtsvereins, VI, 247, wo mehr über diese Hörner. Vgl. auch Liebrecht, Gervas. v. Tilbury, 34 f.

Natürlich beschränkt sich die günstige Einwirkung des Glockengeläutes nicht bloss auf die Hochgewitter. Auch andere verderbliche Naturerscheinungen sucht man dadurch unschädlich zu machen. So den Sturm, namentlich am Meere: Sébillot, Légendes etc. de la mer, II, 9. 324 (wo auch von sonstigem Lärm bei Stürmen die Rede ist). Auch das Läuten beim Nebel hatte vielleicht ursprünglich nicht nur den Zweck die Schiffe zu benachrichtigen, sondern auch die bösen Geister, die den Nebel verursacht hatten, zu verscheuchen: Sébillot a. a. O., II, 82; vgl. I, 215. Otte, Glockenkunde, 48. Laistner, Nebelsagen, 185. 321. Wenn im Frühjahr Nachtfröste drohen, so wird im katholischen Frickthal die Kirchenglocke geläutet, „um die Leute zum Beten zu ermahnen"; dies nennt man Reifläuten: Rochholz, Naturmythen, 5. Vergl. Birlinger, Aus Schwaben, II, 207 f. Soll der schädliche Tau nicht auf das blühende Getreide fallen, so müssen die Glocken geläutet werden: Ztschr. f. d. dtsche Mythol., II, 419 (Cevennen).

5. Irrglocke.

„Von dem Wetterläuten völlig verschieden ist der Gebrauch der Glocken bei schlimmem Wetter als Warnungs- und Rettungszeichen für Reisende", sagt Otte, Glockenkunde, 47, und führt mancherlei Beispiele an für die Bestimmung besonderer Glocken etwaige Verirrte auf den rechten Weg zurückzuführen.[1]) In den Sagen findet sich häufig die Wendung, dass solche durch zufälligen Glockenklang aus dem Walde, aus einem Schneesturm u. dergl. Geretteten ein Geläute stiften, das zur bestimmten Zeit, meist am Abend erklingen soll. Vgl. z. B. Bartsch, Meckl. Sag., I, 375. 386. 389. II, 462. Witzschel, Sag. a. Thüringen, 155. Birlinger, Volkst. a. Schw., I, 151. 243. A. Schw. I, 464. Schambach-Müller, Niedersächs. Volkss., 20. 24 f. 331. Zeitschr. f. d. dtsche Mythol., IV, 22. Jahrbb. f. d. Landeskunde d. Herzogt. Schlesw.-Holst. etc. IV, 148. Wald-

1) Es versteht sich von selbst, dass es nicht an Beispielen wirklicher Rettung durch Glocken fehlt. Im südlichen Eismeer wurden Forster und Wales aus dichtem Nebel durch den Ton der Schiffsglocke gerettet: J. R. Forsters Reise um die Welt 1771—1775, herausg. v. G. Forster, I, 75. Im November 1895 hatten sich mehrere Boote aus dem Haveldorf Kladow im dichten Nebel völlig verirrt, bis der Prediger Schall eine Stunde lang mit aller Macht die Kirchenglocken läuten liess: Köln. Ztg. v. 28. Novbr. 1895.

mann, Progr. d. Gymnas. zu Heiligenstadt, 1864, 23. Baader, Neuges. Volkssag. a. d. Lande Baden, 47. Grässe, Sagenbuch d. preuss. Staates, I, 594. II, 467. Ztschr. d. Bergischen Geschichtsver. 24 (1888), 56. Archiv des histor. Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg, 20, H. 3, 145 f. Schmitz, Eifelsag., II, 87. Strackerjan, Abergl. etc. a. Oldenburg, II, 218; vgl. 256. Panzer, Beitr., I, 156. II, 417. Es ist aber doch nicht unwahrscheinlich, dass auch in diesem Gebrauch der Glaube an die dämonenscheuchende Kraft der Glocke — und auf die Einwirkung böser Geister führte man ja so häufig das Verirrtsein zurück — mit hineinspielt. Ein unzweideutiges Zeugnis für diese Auffassung kann ich allerdings nicht beibringen. Aber die Fassung einiger Sagen und einige Varianten legen doch jene Vermutung nahe. Ein Graf von Rieneck reitet die ganze Nacht im Walde herum, ohne die Stadt Aschaffenburg, die ihm ganz nahe lag, finden zu können. Um ähnlichem vorzubeugen, ordnet der Kurfürst abendliches Läuten an: Herrlein, Sagen d. Spessart, 9 f. Hier fehlt die Rettung durch die Glocke (die wohl ursprünglich vorhanden war), aber das zauberhafte Verirrtsein ist deutlicher betont. — Ein Graf von Wertheim wird am Osterfest durch einen weissen Hirsch tief in den Wald gelockt. Es wird Nacht. Da hört er neben sich ein Brünnlein, und als er gestärkt weiter schreitet, schallt ein Glöcklein immer vor ihm her, bis ihn der fromme Klang wieder auf seine Burg führt. Ebda. 144. An die Stelle der Glocke ist bei Panzer, Beitr., II, 184 das Horn eines Hirten getreten. Wichtiger ist aber, dass der Glockenton mitunter durch das Krähen des Hahnes ersetzt ist. Vgl. Panzer a. a. O., I, 150. II, 147. Der Hahn aber gilt ganz besonders als Abwehrer böser Geister. Vgl. z. B. Laistner, Rätsel d. Sphinx, II, 85. 103. Vgl. auch die Verbindung von Hahn und Glocke in der Sage von der hl. Edigna: Panzer, Beiträge, I, 60. II, 49 ff. (An einen anderen symbolischen Zusammenhang denkt Cassel, Turm u. Glocke, 157.) Mit den drei Jungfrauen ist die Irrglocke zusammengebracht bei Panzer, Beitr., I, 142 f. 150. 152 f. 156 f.; vgl. II, 184. Nach einer Sage bei Eisel, Sagenbuch d. Voigtlandes, No. 606, verirrte sich einst einer, dem die Gegend sehr wohl bekannt war, am hellen, lichten Tage in einem kleinen Holze. Nach vielem Umherlaufen kommt er auf ein Feld, wo die Gutsknechte arbeiten; er will sie eben fragen, wo er denn eigentlich sei, da schlägt es 12 Uhr Mittag und sogleich erkennt er die Gegend wieder. Hier wird doch ganz deutlich der Zauber durch den Glockenton gebrochen. Eine etwas verworrene aber interessante Sage steht bei Schönwerth, A. d. Oberpfalz, II, 330: Ein Ritter verirrt sich in der Christnacht auf dem Wege zu seinem Eisenhammer im dichten Schneesturm. „Da vernahm er den abgerissenen Schall des Glockengeläutes, welches die frommen Christen zum mitternächtlichen Gottesdienste rief.“ Zugleich sass er in einem Sumpf bis an den Sattelknopf und wäre sicher darin umgekommen, wenn nicht auf einmal hinter ihm die Feueressen ihre Feuergarben empor-

geworfen und die Schmiedehämmer laut zu schlagen angefangen hätten. Da erst fand er sich zurecht. — In dieser Sage stehen die Glocken ganz ohne Zusammenhang. Wahrscheinlich sind hier zwei verschiedene Fassungen vereinigt. In der einen brach der Glockenton den Zauber, in der andern der Klang der Hämmer. Hier ist ein Zwerg der Retter, während sonst die Zwerge, wie wir oben sahen, vor dem Klange von Hüttenwerken die Flucht ergreifen.

6. Glocke und Seele.

Schliesslich sei hier auch noch des Gebrauches der Glocke bei Sterbefällen, Leichenbegängnissen u. s. w. gedacht. Otte, Glockenkunde, 40 f. sagt: „Die Totenglocke ist ihrem Ursprunge nach eine Betglocke, hervorgegangen aus dem Verlangen frommer Sterbenden, sich der Fürbitte der Gläubigen um ein sanftes, seliges Ende zu versichern.“ — Doch führt Otte selbst einige Beispiele an, nach denen wenigstens das Läuten bei Leichenbegängnissen (zuweilen auch mit Handglocken) den Zweck haben sollte, böse Dämonen abzuwehren. Aber auch in der Todesstunde kommt dies Läuten zu gleichem Zweck vor. Liegt im Kärntner Gebirge der Kranke in den letzten Zügen, so wird mit dem Margarethenglöcklein unter dem Bette, unter Tisch und Bank ohne Unterlass geläutet; so weit man den Klang des Glöckchens hört, heisst es, hat der Teufel keine Macht, und wenn der Sterbende verschieden ist, da zieht man, mit dem Glöckchen klingelnd, drei Kreise um die Leiche: Franzisci, Kultur-Studien über Volksleben etc. in Kärnten, 80. Ähnlich das Antoniusglöcklein in Tirol: Zingerle, Sitten etc. d. Tiroler Volkes, 59; die Benediktusschelle in der Eifel: Schmitz, Eifels., I, 65. Auch in Oberbayern wird das Sterben durch Läuten (Zügenglocke, Lorettoglöckchen) erleichtert: Am Ur-Quell, II, 91. Interessant ist übrigens, dass an manchen Orten Oberbayerns auch der dämonenvertreibende Hahn in derselben Weise verwandt wird. In letzten Seelengottesdiensten wird von den nächsten Anverwandten um den Hochaltar ein lebender Hahn in einem Korbe herumgetragen; das ist dann eine sogenannte Gockelleiche: Am Ur-Quell, II, 102.

Immerhin bleibt aber zu erwägen, ob nicht auch die Absicht hineinspielt, die Seele durch den Glockenton zu verscheuchen und an der Rückkehr zu hindern. Vgl. Lippert, Christentum, Volksgl. etc., 614 f.[1]) Ziemlich

1) In Sparta zogen beim Tode eines Königs Frauen herum und schlugen an ein Becken: Herod. VI, 58. Vgl. Pfannenschmid, Germ. Erntefeste, 396. In Rom verscheuchte der Hausvater bei den Lemuralien die Seelen, indem er auf ein ehernes Becken schlug: Preller, Röm. Mythol., 500. Vielleicht beruht auf einem ähnlichen Gedanken das Läuten für die armen Seelen am Allerheiligen- und Allerseelenabend: Jahrbuch f. Geschichte etc. Elsass-Lothringens, VII (1891), 200 f. Bei den Kroaten in Muraköz wird beim Aufbrechen des Leichenzuges mit einer Peitsche dreimal auf den Sarg geschlagen, um die darauf

deutlich scheint diese Anschauung wenigstens hervorzutreten in einem Gebrauch, der aus Neusohl im nördlichen Ungarn berichtet wird: Ist ein Mensch dem Sterben nahe, so wird an dessen Haupte mit einem Glöckchen leise geläutet, damit die scheidende Seele, durch den Ton gelockt, noch einige Augenblicke auf der Erde in der Nähe des erstarrenden Körpers verweile. Ist der Tod erfolgt, so läutet man mit dem Glöckchen weiter weg, immer etwas weiter vom Toten, dann zur Thür hinaus und einmal um das Haus herum, damit man so die Seele auf ihrem Scheideweg geleite. Hierauf wird ein Bote geschickt, dass die Dorfglocke geläutet werde, um so das Absterben zu verkünden: Vernaleken, Mythen etc. in Österreich, 311. Rochholz, Dtscher Glaube u. Brauch, I, 179 berichtet dasselbe aus dem Böhmerwalde. Eigentümlich zieht die Glocke den Toten an bei Montanus, Vorzeit d. Länder Cleve-Mark etc., I, 261.

7. Glocke ruft die Gottheit.

Anhangsweise möge hier auch noch die Verwendung der Glocke, um Geister und Gottheiten herbeizurufen oder auf das Erscheinen ihres Dieners aufmerksam zu machen, erwähnt werden. In Loango wird der Fetisch mit einer Eisenglocke von dem Erscheinen des Ganga benachrichtigt: Bastian, D. dtsche Exped. a. d. Loango-Küste, I, 46. Birmanen und Siamesen gebrauchen die Glocke ähnlich beim Opfer (Bastian, Völker d. östl. Asien, II, 33. 105 f. III, 321. Otte, Glockenkunde, 59), wie die Buddhisten überhaupt: Koeppen, Relig. d. Buddha, II, 273. Lubbock, Entstehung d. Civilis., dtsch. v. Passow, 190 f. Klemm, Allg. Kulturgesch., I, 198 f. Im Brahmanismus und Schintoismus kommt die Glocke in derselben Verwendung vor: Lubbock a. a. O. Bird, Unbetretene Reisepfade in Japan, dtsche Ausg., I, 220; vgl. II, 59. Auch die goldenen Glöckchen an Ahrons Talar hatten den Zweck, Jahweh seine Ankunft im Heiligtum zu melden, „damit er nicht sterbe“: Exod. 28, 33 ff. Vielleicht gehören auch die Glocken, die nach Saxo lib. VI, p. 278 (ed. Müller) bei den upsalischen Opfern gebraucht wurden, hierher: Pfannenschmid, Germ. Erntefeste, 396. Andere Beispiele von Schallerregungen zum Zweck der Herbeirufung von Gottheiten bei Lippert, Seelencult, 86 f.

---

sitzende Seele zu verscheuchen und die Leiche leichter tragen zu können: Ethnol. Mitteil. a. Ungarn, IV, 175. Auf Samoa wird, um beim Tode eines Menschen die Aitu (Seelen; überirdische Wesen) abzuhalten, Lärm gemacht, auf hölzernen Trommeln getrommelt, des Nachts Feuer unterhalten, geschrieen, gesungen und geschossen: Globus, 68, 367.

Über doppelte deutsche Vornamen.

Von Kurt Klemm.

In einem früheren Artikel (Deutscher Herold 1895, No. 8 u. 9) hat Verfasser gezeigt, dass der Gebrauch zweier Vornamen in Deutschland weit älter ist, als man bis dahin angenommen hatte, und dass derselbe nachweislich jenseits der Mainlinie früh zur Anwendung gekommen ist. Ist auch die Frage, in welcher Landschaft jener Gebrauch entstanden sei, noch nicht spruchreif, so weisen doch viele Umstände auf das Elsass hin. Bestätigt wird diese Vermutung durch eine lange Reihe von Nachweisungen aus dem Rapoltsteinischen Urkundenbuch (hrsg. v. K. Albrecht), welches für unseren ersten Versuch nicht herangezogen worden war. Wir können nicht jeden Namen einzeln anführen, einige derselben mögen aber hier ihren Platz finden. Zweifelhaft ob hierhergehörig sind:

1180 Conradus Osunc de Burchain,
1189 Drushardus Wezelo de Berge.

Später erscheinen:

1260 Walther Ulrich v. Klingen, des deutschen Ordens von Buchheim,
1299 Heinrich Walther v. Ramschwag,
1321 Konrad Dietrich Snewelin, Bürger von Freiburg i. Br.
1330 Ruhgraf Georg Arnold v. Blankenheim,
1336 Contze Sifrit v. Rosheim,
1370 Henselin Simoney Scherer in Rappoltsweiler,
1383 Hanman Thoman Meder ebenda,
1385 Hans Ulrich v. Pfirt,
1396 Ulrich Diebold v. Pfirt.

Die beiden Letztgenannten nebst Hans Ulrich vom Hus kommen in einer Urkunde von 1396 vor, welche 31 Bürgen aufführt. Da sonach drei derselben doppelte Vornamen führen, so ist schon für jene Zeit eine ziemlich weite Verbreitung dieses Gebrauchs zu vermuten. Nicht so günstig stellt sich das Verhältnis in dem Verzeichnis der Herren, Ritter und Knechte, welche am 6. Februar 1400 der Herrschaft Rappoltstein im Kriege mit dem Grafen v. Lupfen Absage schickten. Dasselbe nennt unter 225 Personen sechs mit je zwei Vornamen. Freilich werden auch nicht immer beide Vornamen angeführt, so heisst Brun Eberhard v. Lupfen, dem 1438 der Bischof von Basel das Schenkenamt verleiht, im weiteren Verlauf der Urkunde nur Brun v. Lupfen.

Da es nicht angängig ist, an dieser Stelle weitere Belege beizubringen, so genüge die Bemerkung, dass von 1400 ab ohne Mühe für jedes Jahr Beispiele dieser Art angeführt werden können.

Als eine Hauptursache für die Einführung des zweiten Vornamen wird die Notwendigkeit einer schärferen Trennung der Individuen anzusehen sein, die sich bei zunehmender Zahl der Volksgenossen einstellte. Wie die Personennamen entstanden sind, um ihre Träger von einander zu unterscheiden, wie dann die Familiennamen ganze Gruppen von anderen absonderten, so machte sich bald auch das Bedürfnis geltend, innerhalb der durch die Geschlechter gebildeten Kreise die einzelnen Glieder deutlich auszuzeichnen. Das war mitunter durch einen Vornamen nicht zu erreichen, daher der zweite. So nannte der Magister Othmar Stab aus Wiesloch, der 1550 seine Söhne auf die Universität Heidelberg schickte, den älteren Athomar Stab junior und den zweiten Philipp Athomar Stab; vermutlich waren auch die 1558 immatrikulierten Johann Ernst und Timotheus Othmar Stab jüngere Söhne des Magisters. Während hier der älteste Sohn nur einen Vornamen führt, scheint der umgekehrte Fall bei zwei Brüdern Landschad v. Steinach vorzuliegen. Aus diesem Hause bezogen die Universität Heidelberg im Jahre 1549 Johann Dietrich und Johann, von denen nur der zweite, als noch nicht mannbar, unvereidigt blieb. 1552 erscheint dann noch ein jüngerer Johann Philipp Landschad[1]). Ähnlich mag das Verhältnis bei den Brüdern Johann Heinrich und Wigand von Dienheim, 1535 in Heidelberg, gewesen sein.

Bevor wir betrachten, wie man dazu kam, innerhalb einer Familie die Söhne auf die angegebene Weise zu unterscheiden, sei es gestattet noch einen Blick auf die Mittel zu werfen, durch welche die einzelnen Familien grösserer Geschlechter Verwechslungen vorzubeugen suchten. Noch im 12. Jahrhundert, zu einer Zeit, da die Bildung von Geschlechtsnamen in vielen Gegenden ihren Anfang nahm[2]), konnte es nicht auffallen,

1) Bei den Landschaden kommen übrigens zwei Vornamen schon früher vor, so 1518 in der Heidelberger Matrikel Christoph und Johann Blicker Landschad; ja nach Kneschke wäre schon 1396 Heinrich Blicker v. Landschad als kurpfälzischer Hofmeister gestorben. Aber erst im 17. Jahrhundert wird in dieser Familie die Verwendung zweier Vornamen zur Regel.

2) Nicht überall sind die Familiennamen gleichzeitig entstanden. Für Regensburg sind solche durch das Schenkungsbuch von St. Emmeram schon für die Zeit von 1149 bis 1177 erwiesen und wohl durch den regen Verkehr mit Wälschland hervorgerufen worden. In dieser Zeit finden wir Chunrad de Winchelsazen, Geroldus de Tanne, Albrecht und Ulrich Sachse, Pernolt Aurifex, Berthold Gir, Rupert Wolf, Rudolf Strubingare, Richolf Stolz, Ulrich Holzenar, Sigardus Clem, Dietrich Watmanger, Hartwig Portener, Friedrich Rorich u. v. a. In noch ältere Zeit reicht das Patriziergeschlecht der Auer zurück, welches lange in Regensburg herrschte und schon 1059 erwähnt wird.

In Bamberg nennt Looshorn 1147 Udalrich Muselin, 1185 Marcwart der Böhme, Cunrat der Jude (d. i. Kaufmann), Mierboto Müller, 1188 Perthold mit dem Zunamen Spiez, Ulrich mit dem Zunamen Francho, Conrad Ubelhar, Friedrich Strowel.

In Altenburg kommt 1209 vor Heinrich Schilder, in Leipzig 1240 Conrad dictus Caesar, 1254 schlechtweg Conrad Caesar genannt, 1245 Simon Bec (Wuttke, Gesch. v. Leipzig 89 u. 90), in Breslau 1266 die Namen Albus, Colner, Plessil u. s. w.

An vielen Orten trat die Bildung von Familiennamen erst viel später ein, ja in Buxtehude scheint es noch im Jahre 1409 Leute ohne Geschlechtsnamen gegeben zu haben.

wenn mehrere Brüder verschiedene Familiennamen annahmen. Damals war es noch möglich, dass sich der Bruder des Ortolf v. Klamme nach seinem Wohnsitz Poppo v. Stupach nannte (Urk. ob der Enns S. 646), und Walchun v. Machlant hiess nach seiner Vermählung mit Beatrix v. Klamm Walchun v. Klamm (Saalbuch von Göttweig No. 374), während seine Brüder Otto und Pertolf den Namen v. Machlant weiterführten. Noch später nannten sich die Perger, als sie ihren Sitz von Perg nach Clam verlegt hatten, Herren v. Clam (Clam-Gallas). Bald jedoch verbot die Sitte solchen Namenswechsel. Indessen veranlasste die Spaltung grösserer Geschlechter in Linien oder andere Ursachen bis in die neueste Zeit die Beifügung von unterscheidenden Beinamen, welche dann mitunter den eigentümlichen Familiennamen verdrängten. So entstanden Bezeichnungen wie Burkhard Hörauf v. Seckendorf 1349 (Looshorn, Bamberg 3, 215) oder Konrad v. Seckendorf, Aberdar genannt, Landrichter zu Nürnberg 1380. Ferner Johann Rosenthal dictus de Plesse 1306 (Riedel, codex dipl. Br. 1, 2, 371), Johannes Hildebrand alias dictus Duvel 1404 (ebda. 1, 6, 360), Haintz Klemm genannt Kläbsattel 1380 (Reutl. Geschichtsbl. 1892, S. 41), Henne v. Ockenheim, den man nennt Helseweck 1403 (Reg. Ruperti No. 1471). Eine, zunächst ohne Zuthun des Beteiligten entstandene Namensänderung ist bei dem ersten Rektor der Universität Frankfurt a. O. festzustellen. Dieser, Konrad Koch, wurde nach seiner Heimat Wimpfen als Conrad Vimpina bezeichnet, und 1517 liess er selbst seinen Sohn als Sebastian Heinrich Vimpina in die Matrikel der Universität eintragen.

Anders als solche naive Umnennungen alter Geschlechter sind Fälle von Namensänderungen zu beurteilen, welche mit Absicht und vollem Bewusstsein vorgenommen wurden. Ein solcher liegt vor bei den vier Söhnen des Johann Thomas im 16. Jahrhundert. Von diesen führte nur der Leipziger Ratsherr Michael Thomas den überlieferten Namen seines Geschlechts fort, während der Rektor der Thomasschule sich Jakob Thomasius, die beiden anderen Brüder in Altenburg Thoma und Thomson nannten (58. u. 59. Jahresbericht d. vogtl. altertumf. Ver., S. 63).

In Gegenden, in denen die Zahl der seit Urzeiten angesiedelten Geschlechter eine beschränkte blieb, wurde man dazu gedrängt die einzelnen Familien durch Beifügung des Wappenbildes oder der Heimstätte auseinander zu halten. So finden wir in Zürich nach dem Wappen: Escher

---

Wenigstens steht in der Erfurter Matrikel unter einer Anzahl Studenten aus Buxtehude ein Albertus ohne weiteren Zusatz. Selbst 1478 kommt in derselben Matrikel noch ein Stephanus ohne zweiten Namen vor. Selbstverständlich lassen diese Erscheinungen auch andere Erklärungen zu.

Recht schön kann man die verschiedenen Entwicklungsstufen, welche die Familiennamen durchgemacht haben, in der Heidelberger Matrikel beobachten. Da stehen im Jahre 1386 nebeneinander:

Nicolaus quondam Nicolai, Martinus filius Conradi, Conradus dictus Sander, Ludevicus Segelmanni, Nicolaus Piscator, Engelhardus Petri Arnoldi.

vom Luchs, Escher vom Glas, Keller vom Schlüssel (jetzt Steinbock), Wolken-Keller, Rosen-Meyer und Hirschen-Meyer, oder nach der Zunft: Weggen-Meyer. Nach dem Hause unterschied man dann weiter: Escher im Brunnen, Escher im Wollenhof, v. Muralt im Schwarzen Garten, Pestalozzi in Thalhof, v. Schulthess-Rechberg, Stockar im Berg, Ziegler im Pelikan. Daneben schreitet die Bildung von Doppelnamen immer weiter. Der junge Ehemann fügt, wenn er einem verbreiteten Geschlecht angehört, seinem Namen den seiner Frau an. So wird es dem in genealogischen Dingen bewanderten Schweizer wesentlich erleichtert, jeden seiner Mitbürger, dessen Namen er hört, sofort an die genealogisch richtige Stelle zu bringen.

Ähnlich wie die Familiennamen ist auch die Verwendung eines zweiten Vornamen zum Teil ganz unbeabsichtigt hervorgerufen worden, wie folgende Betrachtung ergiebt. So lange die Söhne bekannter Männer noch nicht an die Öffentlichkeit getreten waren, kennzeichnete man sie durch Zufügung von ihres Vaters Namen. Looshorn giebt a. a. O. 3, 159 eine Liste adliger Knaben, welche 1339 Kanoniker von Bamberg wurden; wir nennen daraus:

Eberhard, Sohn Eberhards v. Randecke,
Ludwig, Sohn Ludwigs v. Hohenloch,
Albert, Sohn Leupolds v. Wolfstein.

Solche patronymische Bezeichnungen weist in grosser Zahl die schon mehrfach angezogene Matrikel der Universität Heidelberg auf. Dort finden wir mit oder ohne Beisatz von filius:

1386 Johannes Johannis,
1387 Nicolaus Jacobi,
1389 Arnoldus Arnoldi,
1390 Johannes filius Hugonis de Honoltstein,
1399 Henricus Simonis.

In allen diesen Fällen, und dieselben könnten bis ins 17. Jahrhundert hundertfach belegt werden, steht der Name des Vaters im Genitiv.[1]) Gleichzeitig erscheinen aber auch Namensgruppen, welche zwei Genitive enthalten, wie:

1386 Engelhardus Petri Arnoldi,
1388 Johannes Gherardi Bigarii,
1394 Johannes Johannis Ebirhardi,
Johannes Henrici Kron,

1) Auch der Name der Mutter erscheint in dieser Verbindung. Wir nennen:
1253 Willekinus dominae Hildegundis, in Hamburg;
1255 Marquardus dominae Odae filius, ebendaselbst;
1400 Mertinus Aune in Heidelberg;
1445 Johannes Agnese und
1492 Ludewicus Agnese, beide aus Cappel und Studenten in Erfurt.
Ja, sogar ein Ehemann wird 1255 in Hamburg durch den Namen seiner Frau näher bezeichnet: Petrus maritus dominae Sophiae. Weitere Namensformen dieser Art s. im Herold 1895, No. 6: Vorn Margareten.

1399 Matthias Jacobi Tolner,
1402 Nicolaus Johannis Ludolffi,
Johannes Johannis dicti Wernharthans (Bernhard-Hans) u. s. w.

Auch Formen dieser Art lassen sich durch Jahrhunderte nachweisen. Offenbar ist der erste Name der Rufname des Eingetragenen, dann folgt der Rufname des Vaters und schliesslich der Geschlechtsname (unter Umständen wohl auch der Rufname des Grossvaters?) Und dieser Gebrauch ist vielfach Veranlasssung zu der Verwendung eines zweiten Taufnamens geworden.

Das beweisen die Ratslisten von Magdeburg (bei Hertel u. Janicke in den Magdeb. Geschichtsbl. 2, 276. 16, 253 ff.). Schon früh erscheinen da Bezeichnungen wie:

1292 Henning, Herrn Jahns Sohn,
1295 Heydeke, Herrn Janes,
Heine, Herrn Hartmanns Sohn,
1303 Peter Odiligen,
1362 Conc Jahns.

Als dann Namensformen dieser Art nicht mehr hinreichten, die einzelnen Individuen der Geschlechter hinreichend scharf auseinander zu halten, versuchte man dies durch weitere Beisätze zu erreichen. Man schrieb:

1524 Jakob Rode, Conen (d. i. Konrads) Sohn;
1541 Ebeling Aleman der elder, Hinrichs Sohn,
1545 Thomas Moritz, Hanses Sohn.

Waren die in dieser Weise gekennzeichneten Männer längere Zeit im Amte gewesen, so dass bei Hinzufügung ihres Titels ein Zweifel über die gemeinte Persönlichkeit ausgeschlossen blieb, so liess man die Angaben über ihre Herkunft weg. Wird z. B.

1560 ein Stadtkämmerer Thomas Alman, Thomas Sohn

genannt, so heisst derselbe als Bürgermeister 1563 Thomas Thomas Alman und 1569 einfach Thomas Alman. Hier ist durch den wechselnden Gebrauch erwiesen, dass die Wiederholung von Thomas im Namen des Bürgermeisters auf den Vater hindeutet. Ebenso ist auch zu beurteilen

1556 Hans Alman senior, Bürgermeister und
1581 Hans Hans Alemans, Bürgermeister,

wo der später Genannte offenbar ein Sohn des Erstgenannten ist.

Anders kann eine Namensgruppe aus dem Jahre 1581 ausgelegt werden. Da stirbt der Bürgermeister Merten Aleman, während ein Johann Merten Aleman, consulis Martini filius zum Stadtkämmerer ernannt wird. Wenn nun auch Johann Martin deutlich als Sohn des Martin A. bezeichnet wird, so muss doch dahingestellt bleiben, ob sein Name zu lesen ist Johann, Sohn des Martin Aleman oder ob er beide Namen Johann und Martin bei der Taufe erhalten hat. Unwahrscheinlich wäre die letztere Annahme keineswegs, zumal die mit der Reformation beginnende Einführung der

Kirchenbücher in dieser Beziehung festere Normen geschaffen haben dürfte. Weitere Namensformen dieser Art sind an dem angegebenen Orte zu finden.

In der älteren Zeit scheint sich sonach der zweite Name aus dem Namen des Vaters entwickelt zu haben, wenn auch zuweilen Abweichungen eingetreten sind, wo der Gebrauch schon fest geworden war. Man schrieb zuerst N., Sohn des N oder NN. und gelangte später zu der Formel NNN. Daraus ergiebt sich, dass der historischen Entwickelung zufolge erst der Rufname, dann der Vatersname und endlich der Geschlechtsname zu setzen ist.

Ist auf dem angegebenen Wege eine grosse Anzahl bürgerlicher Familien zur Einfügung eines zweiten Vornamens gelangt, so mag sich der Vorgang in anderen. besonders auch in adeligen Kreisen in anderer Weise abgespielt haben. Bisweilen mögen Erbnamen oder Namen, welche in einer bestimmten Familie besonders häufig vorkamen, die Zufügung eines zweiten Vornamens an erster oder zweiter Stelle herbeigeführt haben. Solche Namen sind Otto bei dem Strassburger Geschlecht Friedrich, Eitel bei den Hohenzollern, Eitel und Bilgeri bei den Hödorff, Blicker bei den Landschaden und den von einer Tochter jenes Hauses abstammenden Gemmingen, Hund, Kraft u. a. m.

Es fragt sich nun, wie solche Namenpaare praktisch verwendet wurden. Wir wissen, dass noch vor wenigen Generationen beide Namen in der Anrede gebraucht wurden. Gewisse Verbindungen haben sich noch bis auf den heutigen Tag erhalten, man denke an Hans Jörg, Anne Marie, Anne Liese, Anna Dorothee. Und so wird es wohl geraume Zeit üblich gewesen sein. Für 1585 ist uns dieser Gebrauch verbürgt durch die Aufzeichnungen von Georg Ludwig v. Hutten über seinen Ehrenhandel mit Seyfrid vom Stein (bei Roth, Reichsritterschaft 2, 583—89). Darin führt Hutten mehrfach direkte Reden an, so z. B.: „Georg Ludwig, wenn du den Prozess gewinnst . . . “, „Georg Ludwig, lass den Prozess ganz fahren . . .“. „Georg Ludwig, straf mich nicht Lügen . . . “, „Damals stand Georg Ernst Fuchs mir bei . . . “, „Da erschien Wolf Dietrich vom Stein . . . “, „Georg Ludwig, du hast mich gestern heissen lügen . . . “. Wenn jene Namenspaare ihren Zweck erfüllen sollten, so mussten sie in der angedeuteten Weise verwendet werden, zumal fast jeder Deutsche den Namen Johann führte.

Aus vorstehender Betrachtung ergiebt sich demnach, dass die Ansätze zur Verwendung zweier Vornamen in eine Zeit zurückreichen, in welcher in vielen Gegenden unseres Vaterlandes eben erst die Familiennamen eingeführt wurden, dass der zweite Vorname in der Regel mit dem des Vaters übereinstimmt und dass, wohl seit der Reformation, häufig beide Vornamen in der Anrede zur Verwendung kamen.

Wer hat die Facetien des Piovano Arlotto kompiliert?

Von **Gaetano Amalfi.**

(Schluss von S. 270.)

No. 95. Zum Ursprung vgl. Marie de France, Poésies, herausg. v. Roquefort, Paris 1820, 2 Bde. 8°, Bd. II, S. 379; A Selection of latin stories, from mss. of the thirteenth and forteenth centuries, ed. by Th. Wright, London 1844, 18°, S. 13; Legrand d'Aussy, Fabliaux, Bd. II, S. 335; Poggio Fiorentino, Nov. XXXIII. — Nachahmungen: Abstemius, Hecatomythium, Venetiis, 1495, 4°: De muliere ob turdos verberata; Tabourot, Bigarrures, Paris, Richer, 1572, 12°, Cap. VII; Costo, Il Fuggilozio, Venezia, Barezzi, 1600, 8°, S. 339; Moyen de parvenir 1610, XCII; Garon, le Chasse-ennuy, 1628, Centurie IV, 8; D'Ouville, Contes, Bd. II, S. 125; Frischlini facetiae, 1660, S. 13, De Fiscellario; Rivière Dufresny, Œuvres, Paris, 1847, 4 Bde. 8°, l'Esprit de contradiction; Gellert, Fabeln und Erzählungen, 1786, I, 55. Bédier, Op. cit. S. 423, macht auf eine Version in dem Thresor des recreations contenant histoires facetieuses et honnestes, Douay, Balthazar Bellèze, 1616, S. 43, und auf eine weitere in der Revue des patois gallo-romans (Erzählungen aus dem Argonnerwalde) 1888, Bd. II, S. 288 aufmerksam.

No. 102. Etwas ähnliches findet sich bei Croce, Op. cit. S. 26.

No. 105. Wird auch anderen beigelegt.

No. 108. Steht bei Papanti, Facezie, No. 230.

No. 117. Lässt sich leichthin mit der Schnurre vergleichen, die das Sprichwort „Come cocozza canta, quest'anno non piglieremo pasqua" auslegt. Vgl. meine Usi e trad. nella Penis. Sorrent., Palermo Clausen, 1890, S. 127 f.

No. 122. In Verse gebracht von La Monnoye, Œuvres choisies, La Haye, 1770, 2 Bde. 4°, I, 426. S. auch Pitrè, Fiabe e leg. S. 319 f., No. LXXXII: ‚Giufà e lu friscalettu'; in einer Anmerkung citiert der Herausgeber eine Version aus Cianciana, s. Mamo, Cunticeddi di me nanna No. 20: ‚Giufà e l'amici', und eine verwandte Anekdote, die von einem Seemann erzählt worden. Der Schwank ist auch in der Arcadia in Brenta, und anderswo enthalten.

No. 131. Aesopus Coraï 160 u. 186; Aes. Furia, 48; Babrius, 32; Aes. Camerarii 156; Anthol. gr. I, 30, 2; Phaedr. Appendix Gudii, 3; Cognatus, Narrationum Sylva, Basil. 1567, S. 18; Brant-Steinhövel, Aesopus (s. a et l. 4°) 121; Burkhard Waldis, Aesopus, 1548, I, 50; La Fontaine, II. 18; Le Noble, II, 159; Cabinet des fées, XVII, 466; Guicciardini (L'Hore di Recreatione, Paris 1636, 12°) 293; Pantschatantra.

II, 375; I, 262; Bidpaï I, 219; Joh. de Capua, Directorium humanae vitae, fol. goth. 4. 6; Beispiele der Weisen, 116, 15; Tuti-Nameh, übers. von Rosen, I, 151.

Giacinto Vincioli erzählt diese Anekdote in seiner burlesken Vorlesung über die Canzone des Coppetta (unter dem Pseudonym Cintio di Vico Gattafilola) und legt sie dem Cecco d'Ascoli bei, indem er sich auf das Zeugnis des Jesuitenpaters Appiani in seiner Vita di Cecco d'Ascoli, die in den Storie delle eresie del Bernini veröffentlicht steht, beruft. Nach dieser Version hätte Cecco manchen Streit mit Dante gehabt.

No. 133. Steht im Pecorone des ser Giovanni Fiorentino.

No. 134. Findet sich bei Franco Sacchetti, Nov. XIV, bei Poggio, ob. Ausg. S. 145—46, No. CXLII, und in den Cent Nouvelles Nouvelles No. 50.

No. 143. Erzählt man noch heutzutage. Jemand, der gestört wird, während er schläft oder auf der Reise einen schmalen Sitz inne hat, giebt den Gefährten zu verstehen er leide am Ausschlag: so entfernen sie sich denn sämtlich und er kann es sich bequem machen.

No. 147. In der Cronaca di Partenope[1]) wird, als die Rede von Vergil ist, etwas ähnliches bezüglich des Einflusses des Klimas von Neapel auf seine Bewohner berührt (s. Comparetti, Virgilio nel medio evo, Livorno, Vigo, 1872, II).

No. 149. Vgl. Jean de Boves, le Vilain de Bailleul, bei Legrand d'Aussy, Bd. III, S. 324; Der begrabene èman in Von der Hagen, Gesamtabenteuer, Stuttgart 1850, 3 Bde., 8°, II, 361; Boccacci, Decam. III, 8: „Ferondo hat ein gewisses Pulver verschluckt und wird für tot begraben. Der Geistliche, der mit seiner Frau vertrauten Umgang pflegt, zieht ihn wieder aus dem Grabe heraus, steckt ihn in den Kerker und flösst ihm den Glauben ein, er befinde sich im Fegefeuer. Nachdem er wieder zu den Lebenden zurückgekehrt, beginnt er einen Sohn des Geistlichen, den seine Frau geboren, in dem Wahne es sei sein eigener zu erziehen.“ S. auch, was Landau, Die Quellen des Dekam., Stuttgart 1884, S. 83—155 Hergehöriges angiebt.

Poggio, hrsg. v. Ristelhuber No. 112; Grazzini, Novelle, London (Livorno) 1793, 2 Bde. 8°, Bd. II, 117; Doni, Lettere, Firenze 1547, l. 2, S. 14, od. Novelle, hrsg. v. Zamba 1815, No. 5; Des Périers, Nov. 68; La Fontaine, Contes IV, 6; Hardouin, Almanach des Muses v. J. 1778; Imbert, Nouvelles historiettes (in Versen) 1781, Bd. III, lib. III, Kap. 1.

No. 151. Steht bei Sacchetti, Nov. 147. „Ein Reicher, der den Zoll umgehen will, steckt sich die Hosen mit Eiern voll. Dies wird den Zolleinnehmern hinterbracht. Als er vorüberkommt, nötigen sie ihn sich zu setzen — sämtliche Eier zerbrechen und er besudelt sich jämmer-

---

1) Vgl. Martorana, Notizie biogr. e bib. etc. S. 409.

lich. Er muss das verhaltene Geld bezahlen und zieht mit Schimpf und Schande ab."

No. 153. Der Schalksnarr Gonnella spielte den Damen der Herzogin von Ferrara, der Gemahlin des Herzogs Borso, einen ähnlichen Streich; und es ist doch bekannt, dass er in dem Jahrhundert vor Piovano gelebt hat. Er warf die Unterhosen, die er angehabt, in einen Topf, in dem Maccheroni kochten.

No. 155. Vgl. La Fontaine Fables VII, 11: Messire Jehan Chonart couvoit des yeux son mort etc.

No. 157. Nicht so unvollkommen ist die Erzählung Jeans de Boves: de Brunain la vache au prêtre.

No. 167. Vgl. Athen. Buch I, Kap. 4; Abstemius 117; Bebelii facetiarum libri tres, Tubingae 1550, 8°; Guill. Bouchet, Serie 6; (Chappuis) Facétieuses journées 1584, 8°, Kap. 49; Merlinus Cocajus, Macaronicae, Venetiis 1585, 12°, in der Übers. v. 1606 II, 25; Floresta española, Leon 1600, 12°, lib. b. c.; Seb. Mey, Fabulario, Valencia 1613, 8°, 56; La Fontaine, Le Rieur et les Poissons, VIII, 8.

No. 168. Guicciardini, Übers. v. Belleforest S. 26, Anvers 1594, S. 30.

No. 171. Du Fail, Contes et discours d'Eutrapel, Rennes 1585, 8°, Kap. 7; Jac. Regnerius, Apologi Phaedrii etc., Divion., 1643, 12°, Teil I, fol. 21; Democritus ridens, Amst. 1649, 12°: Gratianus a Santo-Elia; Boileau, 1. Ausg. der 1. Epist. 1669; 2. Epist. 1672; La Fontaine, Fables, Buch IX, No. 9, 1671: l'Huître et les Plaideurs; Moreau de Mantour, Fables nouvelles, Paris 1685, 12°, 15.

No. 173. Steht einer bekannten Volksschnurre: ‚Abbiamo detto due bugie!' nahe; Varianten zu dieser: Domenichi, Facezie, Motti etc., Venezia Muschio 1571, S. 7; Papanti, Facezie cit., No. 173 u. No. 277 und Dante secondo la tradiz., Livorno Vigo 1873, SS. 129—33; Cosimo Anisio, Poemata, Neap. 1533, Bl. 103, 110 und 127; Cornazzano bei Poggiali, Memorie (Piacenza, 1789), Bd. I, S. 98; Vacalerio, Arcadia in Brenta, Venezia, Bassaglia 1785, S. 217—18; Bebelius, Facetiae S. 241; Gabrielli, Insalata mes. II, 4.

No. 183. Die Frau, die dem Piovano Wasser über den Leib giesst, erinnert an Socrate's Xanthippe; diese Scene hat auch Lorenzi in seinem Socrate Immaginario wiedergegeben.

No. 184. Der Einfall findet sich bei Plato.

No. 186. Ist die ganz bekannte Schnurre, wie jemand sich Geld leihen lässt und es nachher nicht zurückgiebt; als er sich dann noch mehr holen will, thut der Freund so, als ob er in seinem Geldkasten suche, und wie er nichts findet, versetzt er: „Es ist keines mehr da! Hättest du es zurückgezahlt, so würdest du jetzt was angetroffen haben!"

No. 188. Etwas Verwandtes wird auch von Galiani erzählt.

No. 191. Weit verbreitet. Petrus Alfonsus, Discipline de clergie, Paris 1824, No. XX, S. 137; Le Chastoiement d'un père à son fils, Paris 1824, No XIX: du Vilain et de l'Oiselet.

Über redende Vögel vergleiche man: Plinius X, 49; Pseudo-Kallisthenes, III, 28 (hrsg. v. Müller im Anschluss an Dübners Arrianausg., Paris 1846); Saxo Grammaticus, Sorae 1644, V, 72; Gervasius v. Tilbury, Otia imperialia, hrsg. v. Liebrecht, S. 45; Morlini 1520, Nov. 72; Straparola 1559, hrsg. v. Val. Schmidt, S. 288; Grimm's Kindermärchen, No. 17; Deutsche Sagen No. 131; Deutsche Mythologie 637, 1166; Kuhn und Schwarz, Norddeutsche Sagen, Leipzig 1848, No. 178; Grässe, Beiträge zur Kunde des Mittelalters, Dresden 1850, S. 95, No. 4.

No. 195. Der Scherz wird dem Diogenes und anderen zugeschrieben.

In einer ferneren Facetie wird dem Piovano von einigen Tischgenossen vorgehalten, dass er zwar Wurst lobe, aber Drosseln esse; hiergegen verteidigt er sich mit den Worten: Ich treibe es ganz wie ihr, die ihr reines Wasser rühmt und reinen Wein trinkt.

Auch diese ist jedoch nicht neu (vgl. No. 167, Vide supra). Etwas Ähnliches wird auch dem Rabelais in dem Buche Gastronomiana durae coctionis, Paris Delarue, 1857 beigelegt. Dort heisst es: Rabelais étant devenu domestique de la famille Du Bellay, ne mangeait pas à la table des Seigneurs de Glatigny, quoiqu'il assistât souvent à leurs repas où il les divertissait de ses bons mots, etc.

Auch die Geschichte von dem Bauer, der vom Baume fällt und sich die Rippen bricht, und der von Piovano den Rat empfängt niemals unbedachtsam zu Werke zu gehen, begegnet bei Poggio, Ausg. v. Ristelhuber XXI, Aesopus Camerarii: Rusticus.

Die Begebenheit, wie Piovano von einigen reichen Bauern beauftragt wird das Andenken ihres Vaters zu feiern, hierfür aber statt kleiner Münze anfangs Kieselsteinchen bekommt, wird von Jean de Boves in seinem kurzen Fabliau de Brunain la vache au prêtre genauer so erzählt: Ein Landmann und seine Frau hören predigen, dass Gott die Gaben, die ihm durch Vermittelung seiner Erdendiener gespendet werden, doppelt vergelte. Sie führen ihre einzige Kuh aus dem Stalle und bieten sie dem Manne Gottes dar. Dieser lässt sie mit einer anderen, die er besitzt, zusammenkoppeln. Das Vieh wird jedoch ungeduldig und treibt es so lange, bis es die Kuh des Priesters zu seinen früheren Eigentümern mit sich fortschleift. Diese Facetie berührt sich leichthin mit einem anderen Schwank, in dem Piovano den ser Ventura verleitet ihm ein Maultier zu schenken. Sie findet sich auch bei Étienne de Bourbon in der Ausgabe v. Lecoy de la Marche No. 113 und in etwas abweichender Gestalt in der Amphibologie ou l'Écriture sainte prise à la lettre, Contes érotico-philosophiques de Beaufort d'Auberval, 1818, neugedruckt 1882, Brüssel, S. 201. Vgl. auch *Κουπάδια* I, XLIX, und die Anmerkungen in Bd. IV

S. 221. — Zwar liessen sich noch fernere Varianten aus dem bereits angezogenen Werk von Pauli, Schimpf und Ernst nebst den Anmerkungen von Oesterley, Stuttgart 1866: aus H. W. Kirchhof's Wendunmuth, Tübingen 1869, in 5 Bänden mit Anmerkungen von ebendemselben; aus K. Goedeke, Schwänke des 16. Jahrhunderts, Leipzig 1879 und sonst aus Novellen- und Schwanksammlungen heranziehen; da ich indessen eine Specialuntersuchung über die Quellen nicht beabsichtigt habe, so verzichte ich auf weitere Angaben.

Wir kommen nunmehr zu der Facetie, deren Vorbild wir unzweifelhaft kennen; der erste, der es bemerkt hat, war Papanti. Es handelt sich um die Nummer 50 unserer Ausgabe: Der Vikar von Fiesole und sein Diener werden von Piovanno Arlotto in denselben Kerker gesperrt, in den sie ihn haben stecken wollen. Dieser Schwank entspricht einer älteren kleinen Schnurre aus dem Codex Marcianus, die dieselbe Aufschrift trägt wie die 54. Nov. in Gualteruzzis Text und die aus Anlass der Hochzeit Zambrini-Della Volpe von dem seiner Wissenschaft und seinen Freunden unlängst entrissenen Andrea Tessier veröffentlicht worden ist[1]): Qui conta come il Piovano Porcellino fu accusato.

Doch vergleichen wir nun beide Fassungen mit einander.

Ältere Schnurre.

Il Piouano Porcellino fue accusato al Vicario di Fiesole ke e non insegniaua lufitio della Donna a uno Cherico il Piouano disse. Maisi messere i gli o insegniato quello della Donna e quello delluomo. E apparecchia e sparecchia e scopa e rifa le letta e compera la carne a macello ella cuoce e stregghia uno cauallo serue di coltello et al postutto ualente e. Sauide il Vicario della beffa del Piouano e trasse disse dengnio e costui di gastigo accio ke motteggia ennon iscusassi o pentessi. Andaro alla prigione. Il Vicario disse. In prigione non e persona, uogliannoi uedere ke stanza ui sia? io non ci fui mai entro: disse il Piouano. Sibbene. Disse il Vicario. Entrate Piouano. Non, rispose il Piouano, Messere a uoi tocca ke siete maggiore di me. Entro il Vicario. Il Pieuano serro e via ne porto le kiavi. Monto a cauallo, trouo il Vesco (sic!) a Prato, dielli le chiaui della prigione. Rise il Vescouo della beffa. Il Vicario stette in prigione otto di.

Piovano Arlotto.

Come ciascuno sa, Fiesole fu delle antiche città del mondo, ed oggi è desolata in tutto, eccetto che vi è rimasto d'antichità la chiesa cattedrale ed il vescovado il quale è di piccolo valore e tutto intignato per la vetustà come la città, e per avere il vescovo pochissima entrata vi tiene deboli ufficiali e ministri, ed alle volte al tempo di questo vescovo era in quel luogo per Vicario un uomo caritativo il quale aveva per carità lasciato tutte le leggi e capitoli che aveva imparato a Bologna, e per aver usato quella pietà di non voler tôrre la fama alla città madre degli studî,

1) Novelluzze tratte dalle cento antiche secondo la lez. di un cod. ms. della R. Bibl. Marciana, Venezia, Merlo, 1868, p. 11—12; der Text ist nochmals mit der Handschrift verglichen worden. Vgl. Biagi, Novel. ant. etc. Firenze Sansoni, 1880, S. CVI f.

non si ricorda perchè tutte le aveva lasciate in Bologna e però di veruna non poteva avere troppo naturale, nè sapienza perchè il padre, come inavvertente, al suo nascimento lo fece battezzare nel santo dì della domenica che appunto in quel giorno era mancato il sale al prete e da comprarne non si trovò perchè era serrato la canova per il dì santo della domenica ed anche in luoghi dove si vende. Il Piovano, il quale era accorto, conobbe di fatto la fisonomia e la dottrina sua, e perchè era suo superiore, gli portava reverenza. Undi esaminandosi una causa alla Corte contro il Piovano d'una donna la quale lo aveva accusato che un suo figliuolo era stato tre anni con lui per cherico e non gli aveva insegnato che l'ufficio della donna, il Piovano prova avergli insegnato quello della donna e quello del signore: della donna, apparecchiare e sparecchiare, cuocere, lavare le scodelle, spazzare, rifare i letti e cucinare: e quello del signore tagliare a tavola, comprar la carne e altro, strigliare e governare e travagliare un cavallo. Parve al Vicario che il Piovano lo ingiurasse e con lui crucciandosi di lì a un pezzo a tradimento il buon Vicario e il Messo lo vogliono imprigionare.

Accortosene il Piovano, con ingegno e forza, perchè allora era giovine, ve li mise dentro tutt' e due e quelli vi serrò a chiave e portossele seco. Andò con esse a trovare il Vescovo infino a Prato, il quale era ito a piacere, e gli narrò tutto il fatto e gli dètte le chiavi. Della qual' opera il Vescovo ebbe piacere assai e ve li fece stare circa a otto giorni e commendò il Piovano della pera fatta. Poi fattolo aprire, lo mandò via in ora spagnola.

Die Ähnlichkeit beider Erzählungen fällt in die Augen. Man hat es hier mit einer unschuldigen Farce zu thun. In Gualteruzzis Text wird Piovano jedoch angeklagt „der Frauen wegen“ die Pfarre schlecht verwaltet zu haben. Der „gefrässige“ Bischof stellt eine strenge Untersuchung wider ihn an und befindet ihn „in hohem Masse schuldig“. Während er in der Residenz des Bischofs ist, geben die Diener desselben ihm an, wie er der Gefahr entrinnen könne, und verbergen ihn unter dem Bette des Bischofs, der für jene Nacht „eine seiner Maitressen zu sich bestellt hatte“. Nun ertappt Piovano ihn auf der That und sagt zu ihm: „Herr, treffen sie mich zu diesem Zwecke hier? Nun wer würde sich dem entziehen?“ Hierauf verzeiht ihm der Bischof und begnügt sich damit „ihm in Gegenwart der anderen Geistlichen zu drohen“.

Man sieht, diese Version ist nicht ganz frei von Galle; sie ähnelt der 4. Novelle des I. Tages und etwas auch der 2. Novelle des IX. Tages im Decameron[1]). Es erscheint darin einiges, was anfangs fehlte, hinzugesetzt und dieser Umstand verrät die jüngere Arbeit. Andererseits zeigt die Posse jedoch recht grosse Ähnlichkeit mit der des Codex Marcianus.

Piovano gehörte zu jenen lustigen, zügellosen, den späteren bohémiens vergleichbaren Gesellen, die seit dem 15. Jahrh. in Toscana ihr Wesen trieben. Mit seiner närrischen, heiteren Laune wird er manche Anekdote prickelnder, reizvoller gestaltet haben und er wird wohl auch selbst der Held dieses oder

1) Biagi, Op. cit. S. CV ff. Betreffs der Quellen s. Landau, Die Quellen des Decam. u. s. w.

jenes übermütigen, abenteuerlichen Streiches gewesen sein; im allgemeinen sind die Stoffe seiner Facetien jedoch alt und durch Überlieferung überkommen und er selbst lebte nur jemandem vorauf, der sie gleichsam in seinem Namen zusammengefasst hat, wie das ja auch für andere Persönlichkeiten zutrifft und fast jedes Volk derartige besitzt. Er ist ein rein traditioneller Typus geworden. Die Geschichten sind alle so ungezwungener Art und entsprechen so sehr dem natürlichen Charakter des Menschen, dass das Volk sie schliesslich um einen historischen Namen gruppiert hat, der sie allerhöchstens nur in seine Pflege genommen hatte; solche Namen sind ausser Arlotto, Aesop, Till Eulenspiegel, der Türke Hodja und viele andere.[1])

Hierdurch wird jedoch die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, dass Einschaltungen und Anspielungen biographischer Natur, die auch historisch beglaubigt sind, in ihnen enthalten seien; der Fonds aber ist traditionell und dies beweist, abgesehen von den verschiedenen Spielarten sonstiger Stücke, hinreichend die Erzählung von den Katzen, auf die ich oben hingewiesen und die ich etwas eingehender zu beleuchten versucht habe.

Casoria (bei Neapel).

Kranzwerbung, ein Gesellschaftsspiel des 17. Jahrhunderts.

Von **Johannes Bolte.**

Den nachstehenden gereimten Dialog zwischen Junggesell und Jungfer fand ich in einem ohne Ortsangabe um 1690 gedruckten Büchlein: „Kurtze Anleitung | Wie man auf eine | Land-Hochzeit | Bey der Löblichen | Bauerschafft | bitten soll. | ❑ | Diesem ist beygefüget | Das Kräntzlein-Ausbitten, und andere Sa- | chen mehr, die bey dergleichen Hochzeiten | gebräuchlich sind. Gedruckt in diesem Jahr.“ | 8 Bl. 8° (Berliner Bibl. Yz 96, 3). Er ist hier von Bl. 4a ab ohne Absetzung der Verszeilen gedruckt, giebt sich aber sofort im Unterschiede von den voraufgehenden steifen und förmlichen Prosareden des bäurischen Hochzeitbitters und des danksagenden Gastes als ein mit der älteren Volkspoesie in engem Zusammenhange stehendes Dichtwerk zu erkennen.

Der Kranz diente, wie Rudolf Hildebrand[2]) schön nachweist, nicht

1) S. Bédier a. a. O. S. 77.

2) Grimm, Deutsches Wörterbuch 5, 2043. — Vgl. Schmeller, Bairisches Wörterbuch² 1, 1376. Staub-Tobler, Schweizerisches Idiotikon 3, 838. Kalff, Het lied in de middeleuwen 1884, S. 512.

bloss als Ehrenpreis, der beim Turnier, auf der Fechtschule, beim Wettritt und Schützenfest, beim Tanz und beim Wettsingen der Meistersänger[1]) dem Besten zuerkannt wurde, sondern er war auch ein persönliches Zeichen der Gunst und Ehre, das eine Jungfrau in geselligen Zusammenkünften, namentlich beim Tanz, einem Junggesellen überreichte. Als bei einem Feste, erzählt Boccaccio in einer oft nachgeahmten Episode[2]) seines 1338 begonnenen Romanes „Il Filocolo", zwei Liebhaber eines Mädchens in auflodernder Eifersucht das Fräulein bestürmten, sie möge durch Wort oder That kundgeben, wer von ihnen ihr der liebste sei, da nahm sie ihren Kranz vom Haupte und setzte ihn dem einen Jünglinge auf, der nicht bekränzt war; darauf ergriff sie den Kranz des anderen und schmückte sich selber damit. Die Freier aber stritten nun, welche Gunstbezeugung höher zu achten sei. Auch die deutsche Volkslyrik kennt solche Werbung um den Kranz. In einem unvollständig überlieferten Liede des 15. Jahrhunderts[3]) grüsst der von fern hereintretende Gesell die hübsche Jungfrau und wünscht sich ihr Rosenkränzlein, er wolle es in einem Schreine aufbewahren und ihre Schönheit stets rühmen. Sie aber legt ihm, bevor sie dies Verlangen erfüllt, mehrere Rätsel vor, die er beantworten muss. Ein weitverbreitetes Gesprächlied „Ich kum us frömden landen her"[4]), das auch in Luthers Weihnachtslied „Vom Himmel hoch" wiederklingt, schildert anschaulich das in oberdeutschen Chroniken öfter erwähnte Kranzsingen[5]): nicht die Jungfrau befragt hier den Bittsteller, sondern zwei Gesellen versuchen einander im Rätselwettkampf; dem Sieger reicht die Jungfrau ihr Kränzlein. Die Begrüssung im Eingange und die Rätselfragen gemahnen an die Dichtung der Fahrenden und Spruchsprecher, bei denen ja die Rätsel gleichfalls eine grosse Rolle spielten (Tragemundslied). Als eine

1) Wackernagel, Geschichte der deutschen Litteratur² 1, 324. Uhland, Schriften zur Geschichte der Dichtung 3, 205. Drescher, Nürnberger Meistersinger-Protokolle 1, 1 u. ö. (1897. David, Krauz, Zechkranz). Wagenseil, De civitate Noribergensi 1697, S. 545.

2) Bolte, Vierteljahrschrift für Litteraturgeschichte 1, 111. 2, 575. — Dazu noch ein Sonett im Giornale storico della letteratura italiana 14, 44 und eine Scene in S. v. Birkens Nachspiel „Sylvia oder die wunderthätige Schönheit" (1656), S. 85, wo statt der Kränze Hüte erwähnt werden.

3) Uhland, Volkslieder No. 2; dazu Schriften 4, 6.

4) Überliefert auf vier fliegenden Blättern: a) Bern, S. Apiarius 1558 (Winterthur. Tobler, Schweizerische Volkslieder 1, CXXXVIII). — b) Nürnberg, Val. Newber (Berlin Yd 9843). — c) Augsburg, Val. Schönigk (Berlin Yd 9848). — d) Strassburg, Thiebolt Berger (wo?), und bei Paul v. d. Aelst, Blum und Aussbundt 1602, No. 67 (nicht 62. Weimar). Abgedruckt nach d bei Uhland No. 3 = Liliencron, Deutsches Leben im Volkslied, No. 55; nach b und teilweise c von Erk, Wunderhorn 4, 265 = Erk, Liederhort, S. 342, No. 153 b = Böhme, Altdeutsches Liederbuch, No. 271 = Erk-Böhme, Liederhort No. 1062. — Die beiden ersten Zeilen kehren auch in Stephan Egls Schreinerspiel von 1618 wieder (Bayerns Mundarten 2, 2 und 50 zu V. 53).

5) Uhland, Schriften 3, 206. 4, 9. Danach Böhme, Geschichte des Tanzes in Deutschland 1, 52 (1886). Rochholz, Alemannisches Kinderlied 1857, S. 213. (K. Weinhold, Dtsche Frauen im Mittelalter 1, 260. 2, 169. 3. A.) Von Gassenkranzsängern redet auch Fischart.

unvollständige Variation dieses Liedes führe ich einen Text aus Joh. Otts Liederbuch von 1544 an, der dort als No. 106 mit einem sechsstimmigen Satze von Ludwig Senfl steht:

1.

Mit lust trit ich an diesen tanz,
Ich hof, mir werd ein schöner kranz
Von einem schön junkfrewelein;
Darumb wil ich ir eigen sein.

2.

So trit ich hie auf einen stein:
Gott grüss mirs zart junkfrewelein,
Vnd grüss euch Gott al sambt geleich,
Sie seien arm oder reich!

3.

Gott grüss euch all in einer gmein,
Die grossen, darzu auch die klein!
So ich ein grüss, die ander nit,
So wer ich kein rechter singer nit.

Von all diesen Liedern weicht unser Dialog zunächst dadurch ab, dass er nicht gesungen, sondern gesprochen wurde. Ferner stellt er sich nicht als ein Wettkampf zwischen zwei Jünglingen um den Kranz dar, sondern enthält gleich dem erwähnten 2. Liede in Uhlands Sammlung ein Gespräch zwischen Jüngling und Mädchen. Seine Bitte um Gewährung des Kränzleins „verspricht“, d. h. versagt die Jungfer für sich und im Namen der übrigen Mädchen mit verschiedenartigen Gründen. Sie erzählt, wie sie den Kranz für sich allein gewunden habe (V. 47, 113, 121, 130); sie entschuldigt ihre Weigerung damit, dass dem Herrn das Kränzlein nicht passe (50, 220), dass sie es nicht vom Haupte abnehmen dürfe oder könne (192, 223); sie stellt eine lange Reihe von Rätselfragen, die der Bursche teils richtig beantwortet, teils umgeht (74, 82, 93, 139, 144, 149, 165, 171, 178, 197, 208, 230, 236); sie verlangt endlich die Erfüllung von mehreren Aufgaben, die bisweilen an das Volkslied von den unmöglichen Dingen (Uhland No. 4; Erk-Böhme No. 1090—1094) erinnern, teilweise aber wohl symbolisch vom Jünglinge, wie in dem noch heut verbreiteten Spiele des Pfändereinlösens, ausgeführt wurden (54, 63, 101, 121, 156, 185, 214). Der Text ist mehrfach verderbt, sowohl durch den Verlust mehrerer Reimworte als auch gegen Ende (V. 230, 241) durch Umstellung einiger Reden. Die Berührungen mit anderen Volksüberlieferungen habe ich am Fusse der Seite kurz angegeben.

Dass dies Unterhaltungsspiel namentlich bei Hochzeiten Verwendung fand, liegt in der Natur der Sache; es darf aber daran erinnert werden, dass die Hochzeitsdichter des 17. Jahrhunderts, z. B. Georg Greflinger und Nicolaus Peucker, häufig Rätsel ihrem Glückwunsche einflochten, bisweilen mit Berufung auf Simsons biblisches Vorbild, und dass sich ähnliche Bräuche bis in unsere Zeit fortgepflanzt haben. So teilt A. Hartmann[1]) aus Salzburg ein bei den Hochzeiten der Bergknappen übliches Frage-

1) Volksschauspiele 1880, S. 120: „Dürrenberger Brautbegehren“.

und Antwortspiel des Brautvaters und der Brautführer mit, und Schmeller[1]) erwähnt einen in Oberbayern bei Hochzeiten gebräuchlichen Kränzleintanz, „wobei den Jungfern von den jungen Leuten mit List der Kranz abgerungen wird“.

Wie man das Kräntzlein ausbitten soll.

Also Erbare, vielgeliebte Frauen und Jungfrauen,
Ich grüss euch gantz freundlich insgemein[2]),
Ihr Grossen und ihr Kleinen,
Wenn ich eine thäte grüssen und die ander nicht,
5 So hielt ihr mich vor einen ehrlichen Gesellen nicht.
Von grüner Heyd komm ich daher geschritten,
Hätt ich ein Rösslein, so käm ich geritten,
Weil ich aber das nicht hab,
So muss ich zu Fusse gehn, ich armer Knab.

10 GOtt grüss euch, ihr Alten und Jungen,
Sind euch eure rothe Rosen entsprungen
Bis in den rothen und gelben Klee,
So wil ich sie holen, wie ich hier steh.

So hab ich nun auch hin und her gewandelt,
15 Mit Jungfrauen gehandelt,
Und manch schönes Kräntzlein hab ich empfangen,
So hat mir anitzo eines thun belieben und gefallen
Bey euch Tugendsamen Jungfrauen allen.
So wil ich euch um euer Kleider eine(s) ansprechen,
20 Wenn ihr euch nicht wollet wieder rächen.
Ich meine nicht das Kleid, was ihr angehabt,
Ich meyne auch nicht das Kleid, was ihr um euren jungen Leib [geschlossen habt,
Ich meyne das Kleid, das ihr auf eurem Geel-weissen Haare tragt.

Ist es euch nicht feil, so wil ichs euch feil machen
25 Mit Worten und mit Sachen,
Dass euer rother Mund soll lachen.

So bitte ich euch, ihr wollet nehmen
Dasselbige Kräntzlein in eure Schnee-weisse Hand,
Ihr wollets schwencken dem Reuter auf sein Schwerdt,
30 Derselbe wird es halten hoch und werth.
Hat er derselbigen Waare nicht verdienet,
So wil ichs und andere erbare Junggesellen noch weiter verdienen.

So bitte ich euch, ihr wollet euch gegen meiner Bitte bezwingen
Und meine Bitte lassen gelingen,
35 Ihr wollet mir euer Kräntzlein nicht versagen,
Ihr wollet michs lassen williglich von hinnen tragen.
Ich bin gar von kurtzen Sitten,
Lange kan ich nicht drum bitten,

1) Bayrisches Wörterbuch² 1, 1376. — Birlinger, Volkstümliches aus Schwaben 2, 393 f. (1862): Brautkranz stehlen.

2) V. 2—5 stimmen zu Uhland No. 3, Str. 2 = Erk-Böhme No. 1062, Str. 5; auch Ott No. 106, Str. 3.

Ich bitte, ihr wollet mirs verehren und nicht versagen.
40 Dass ich es möge zu Ehren tragen.

Das Versprechen der Jungfern um das Kräntzlein.

Jungfer.

Mein Vielgeliebter Erbarer Junggesell,
Es sind in unsern Landen nicht Sitten,
Dass die Junggesellen um das Kräntzlein bitten.

Jung(g)esell.

Meine Vielgeliebte Tugendsame Jungfer.
45 Drum sind die Jungfern also frech,
Dass sie thun den Junggesellen das Kräntzlein versprechen.

Jungfer.

Ich sass wohl auf dem Reine,
Ich machte mir mein Kräntzlein alleine.
Es halff mir weder Ritter noch Knecht,
50 Mein Kräntzlein ist euch nicht gerecht[1].

Junggesell.

Ich satzte mich wohl gar nahe dabey,
Ich machte der Gesetze[2]) schöner drey.
Ich hoff, das Krän(tz)lein wird mein eigen seyn.

Jungfer.

In meines Vaters Garten, da stehen zwo Wiethen[3]),
55 Davon habe ich die Schiene[4]) gebogen,
Die Nachtigal (? ist) da durchgeflogen.
Werdet ihr mir sie wieder zurück durchjagen,
So solt ihr mein Kräntzlein von hinnen tragen.

Junggesell.

Ich wil mich machen zu einem kleinen Wald-Vögelein.
60 Ich wil mich schwingen in die Lufft hinein,
Ich wil sie wieder zurück schlagen hinein,
Ich hoff, das Kräntzlein wird mein eigen seyn.

Jungfer.

In meines Vaters Garten, da stehet eine Pappel,
Daran hangen drey goldene Tropffen.
65 Werdet ihr mir den untersten und obersten rühren an.
Den mittelsten lassen stille stahn,
So solt ihr mein Kräntzlein von hinnen tragen.

Junggesell.

In meines Vaters Stalle, da stehet ein Rappen,
Denselben wil ich mir satteln,
70 Ich wil reuten unter die Pappel,
Ich wil den obern ritteln,
Den untersten schütteln,
Ich hoffe, das Kräntzlein wird stehn auf meinem Hütel.

1) gerecht = passend. Ebenso 221. — 2) Gesetze = Strophen. — 3) Wite = Rute, Gerte. — 4) Schiene, die Weidenrute, auf die der Kranz gewunden ist. Ebenso 101. 110.

Jungfer.

Werdet ihr mir erschwingen[1]),
75 Fünff Zungen hören aus einem Haupte klingen.
So solt ihr mein Kräntzlein von hinnen bringen.

Junggesell.

In meines Vaters Garten, da liegt ein alter Rosskopff[2]
Darein hat eine Goldammer fünff Junge geheckt.
Solches kan ich mir erschwingen,
80 Fünff Zungen hören aus einem Haupte klingen.
Ich werde die Kräntzlein doch von hinnen bringen.

Jungfer.

Was ist weisser als der Schnee[3])?
Was ist grüner als der Klee?
Was ist schwärtzer als der Raben?
85 Was ist tieffer als der Graben?
Was ist stoltzer als der Knabe?

Junggesell.

Der Tag ist weisser als der Schnee,
Die Rauthe ist grüner als der Klee,
Die Feder ist schwärtzer als der Raben,
90 Der Brunn ist tieffer als der Graben,
Das Ross ist stöltzer als der Knabe:
Itzt wil ich das Kräntzlein haben.

Jungfer.

Schwartze Saat auf weissem Acker[4])
Steht bisweilen dick und wacker.
95 Rathet mir das und noch so viel,
So steht mein Kräntzlein nach eurem Will.

Junggesell.

Wenn ich wär ein gelehrter Mann
Und sollte über denselben Acker gahn;
So wolte ich wissen, was drauf stahn.
100 Ich wil gleichwohl das Kräntzlein von euch han.

Jungfer.

Die Schiene ist mit Gold belegt,
Und geht darunter ein stoltzer Leib,
Die Seide ist so klein gesponnen
Und ist umb dieselbe Schiene gewunden,
105 Werdet ihr mir sie herunter winden,
So solt ihr mein Kräntzlein von hinnen bringen.

1) erschwingen = erwerben, erraten. So auch V. 139.

2) Ähnlich bei Wossidlo, Mecklenburgische Volksüberlieferungen 1, 210, No. 967; dazu S. 323.

3) Uhland No. 1, 10: „Was ist grüne alsam der kle? Waz ist wisser den der sne? Waz ist swerzer den der kol?“ No. 3, 3: „Was ist weisser dann der schne, und was ist grüner dann der kle?“

4) Die Schrift. — Vgl. Strassburger Rätselbuch 1505, hrsg. von Butsch 1876, No. 329. Wossidlo 1, 42, No. 70.

Junggesell.

Ist die Schiene mit Gold belegt
Und gehet darunter ein stoltzer Leib,
Ist die Seide so klein gesponnen
110 Und ist um dieselbe Schiene gewunden,
So bin ich doch so hoch gesprungen
Und habe sie herunter gewunden:
Ich verhoffe das Kräntzlein zu bekommen.

Jungfer.

Ich gieng spatziren über grüne Au,
115 Ich wand mir ein Kräntzlein grün und blau,
Ich wand mir es umb, ich wand mir es ein,
Drumb muss das Kräntzlein ja meine seyn.

Junggesell.

Ich gieng spatziren nicht weit vorbey.
Das Kräntzlein gefiel mir von Hertzen fein,
120 Ich hoffe, es wird bald meine seyn.

Jungfer.

Ich sass auf einer hohen Berg Spitze,
Ich macht mir ein Kräntzlein in grosser Hitze,
Noch sind mir die rothen Rosen hinunter gefallen;
Werdet ihr mir sie wieder hinauf winden,
125 So solt ihr mein Kräntzlein bey mir finden.

Junggesell.

Sind euch eure rothe Rosen hinunter gefallen,
So bin ich hinunter gesprungen
Und habe sie wieder herauf gewunden.
Ich hoffe, das Kräntzlein sey gewonnen.

Jungfer.

130 Ich gieng spatziren in meines Vaters Rosen-Gärtlein,
Da hab ich mir abgebrochen drey Röselein,
Daraus hab ich mir gemacht ein Kräntzelein
Von Gold und grüner Seiden umwunden.
Ich hoffe, die Kräntzlein sind gewonnen.

Jungfer.

135 Giengt ihr spatziren in eures Vaters Rosen-Gärtlein
Und ihr habt euch abgebrochen drey Röselein
Von Gold und grüner Seyden umwunden,
Ich hoffe, das Kräntzlein ist gewonnen.

Jungfer.

Werdet ihr mir erschwingen,
140 Wie die kleinen Wald-Vögelein singen,
So solt ihr mein Kräntzlein von hinnen bringen.

Junggesell.

Einer singt grob, der andre singt klein.
Ich hoffe, die Kräntzlein sind mein.

Jungfer.

Was ist härter als ein Stein[1])?
145 Was ist geschwinder als ein Pfeil[2])?

Junggesell.

Des Menschen Hertz ist härter als ein Stein,
Und die Gedancken sind schneller als ein Pfeil:
Gebt mir das Kräntzlein in aller Eil!

Jungfer.

Rathet mir das: Was ist heisser als der Brand?
150 Was ist grösser als die Schand[3])?
Was ist schwerer als der Sand?

Junggesell.

Das Bley ist schwerer als der Sand,
Die Wahrheit ist heisser als der Brand,
Die Gnade GOttes ist grösser als die Schand. [Vaterland!
155 Schenckt das Kräntzlein den Jung(g)esellen zu Ehren dem gantzen

Jungfer.

In meines Vaters Garten da steht ein weisser Rosen-Strauch
Und auf dem Rosen-Strauche eine Schnee-weisse Taube.
Werdet ihr mir dreymal um den Rosen-Strauch herumb draben
Und die Schnee-weisse Taube nicht aufjagen,
160 So solt ihr mein Kräntzlein von hinnen tragen.

Junggesell.

Ich wil mich machen zu einem geschwinden Knaben
Und dreymal geschwind um den Rosen-Strauch draben
Und die Schnee-weisse Taube nicht aufjagen.
Ich hoff eur Kräntzlein von hinnen zu tragen.

Jungfer.

165 Es ritt ein Reuter über den Rhein,
Er bracht seiner Liebsten Meth und kühlen Wein
Ohne Glass und ohne Fass:
Junggesell, rath, was ist das[4])?

Junggesell.

Ist das nicht Meth und kühler Wein,
170 So muss es aus einem frischen Brunnen seyn.

Jungfer.

Rath mir das: Rothe Lilien auf weissen See!
Rath mir das und anders meh,
So wollen wir mit einander zum Tantze gehn.

---

1) Wossidlo 1, 222, No. 974. Reinh. Köhler, Aufsätze über Märchen 1894, S. 36.

2) E. Schmidt im Euphorion 1, 47: „Schnell wie der Gedanke“.

3) Uhland No. 3, 3: „Was ist grösser dann der spott?“ (Die schand).

4) Die Weintraube. — Vgl. Strassburger Rätselbuch No. 138. Wossidlo 1, 136, No. 466, dazu S. 312.

Junggesell.

Auf jenem Teiche
175 Wachsen zwey Lilien mit einander zugleiche.
Wenn ihr eines werdet gerathen haben,
So wil ich auf eures Antwort sagen.

Jungfer.

In meines Vaters Garten, da steht ein Bethlein Weitze,
Und mitten inne steht eine schöne Jungfer.
180 Wo ihr dieselbe habt hören singen,
So solt ihr mein Kräntzlein von hinnen bringen.

Junggesell.

Weil dieselbe Jungfrau kan so schöne singen,
Es gefällt mir auch wohl, wenn ich höre solche Stimme klingen,
Eur Kräntzlein muss ich doch von hinnen bringen.

Jungfer.

185 Wenn ihr spatziret aus der Stuben in das Haus
Und aus dem Haus wol um das Haus
Und darnach wieder herein,
So wil ich euch das Kräntzlein nicht weiter versagen.

Junggesell.

Ich bin aus der Stube ins Haus geschritten
190 Und aus dem Hause um das Haus, und wieder herein:
Ich hoffe, das Kräntzlein wird meine seyn.

Jungfer.

Meine Frau hat mirs verboten,
Ich soll das Kräntzlein nicht weggeben.

Junggesell.

Ich wil mir mein Ross satteln, ich wil sie darum bitten,
195 Sie wird die Bitte nicht abschlagen.
Ihr werdets mir geben mögen, ich wils euch zu Ehren tragen.

Jungfer.

Es sass eine schöne Jungfrau in einem Gezelt,
Mit Ehr und Redlichkeit war sie gezieret,
Nach derselben trachten die Fürsten, Grafen und Herren.
200 Werdet ihr mir das errathen,
So solt ihr mein Kräntzlein überkommen.

Junggesell.

Hat die Erbare Jungfer gesesssen in einem Gezelt,
Mit Ehr und Redlichkeit gezieret und geschmücket,
Nach derselben trachten viel Fürsten, Grafen und Herren,
205 So haben sie auch dieselbe nicht können bekommen.
Ich hoffe, dass ichs errathen habe;
Gebt mir das Kräntzlein zur Morgen-Gabe!

Jungfer.

Rathet mir das: Was ist krümmer als der Krautstrunck?
Werdet ihr mir das errathen, so solt ihr mein Kräntzlein haben.

Junggesell.

210 Ich gieng durch einen grünen Wald,
Ich fand der Wurtzeln jung und alt,
Ich fand ihr viel darunter, sie waren krümmer als der Krautstrunck,
Gebt mir das Kräntzlein, es ist genung.

Jungfer.

In meines Vaters Garten, da steht ein Böthe mit Petersilge,
215 Dieselbe ist nicht gejethen.
Werdet ihr mir dieselbe jethen und kein Blat zertreten,
So habt ihr mein Kräntzlein erbeten.

Junggesell.

Ich wil die Petersilge jethen und kein Blat zertreten:
Gebt mir das Kräntzlein ungebeten!

Jungfer.

220 Mein Kräntzlein ist euch viel zu schlecht
Und noch darzu euch nicht gerecht.

Junggesell.

Mein Haupt ist mir gar glatt und schlecht,
Das Kräntzlein ist mir schon gerecht.

Jungfer.

Mein Kräntzlein stehet mir so veste
225 Als an dem Baum die grünen Aeste.

Junggesell.

Es stehen so viel Bäume in dem Walde,
Dass die Aestlein wohl selber herunter fallen.

Jungfer.

Der Junggesell kan der Red nicht mehr,
Drum gebt die Kräntzlein alle her!

Junggesell.

230 Ein Vogel in der Lufft schwebet,
Auff Erden seines gleichen nicht lebet,
Wenn ihn hungert, frisst er sieben Ochsen.[1])

Jungfer.

Es ist kein Adler oder Schwan,
Ich mein, es sey ein Wetterhan:
235 Ich muss das Kräntzlein von euch han.

Junggesell.

Wenn so viel stünden der Jungfern fein,
Als Tropffen in dem Rheine seyn,
Und euch würd aufgesetzt hindurch zu gehen
Mit trocknem Fuss ohne Schiffsteig, Karn und Wagen,
240 Ich lob euch frey, könnt ihr mir das sagen.

1) Strassburger Rätselbuch No. 97. Wossidlo 1, 56, No. 104; dazu S. 285.

Jungfer.

Da habt ihr denn die Kräntzlein beyde
Und traget sie mit grosser Freude.
Ihr habt sie wohl von mir erbethen
Und kommt so sauber hergetreten;
245 GOtt gebe darzu seinen Seegen,
Daran das meiste ist gelegen.

Junggesell.

Also, meine vielgeliebte Jungfern,
Ich thue mich freundlich bedancken
Mit den Schwaben und Francken[1]).
250 Wenn ihr werdet kommen in mein Vaterland,
So wil ich mich machen mit euch bekandt,
Wil lassen decken Tisch und Bäncke,
Den Meth und kühlen Wein wil ich euch schencken,
Dass ihr solt mein gedencken,
255 Wird es gleich aus einem kleinen Brünnlein
Mit meiner Hand geschöpffet seyn.

Alte Sitten und Bräuche im Egerland.

Von **Alois John.**

(Fortsetzung von S. 306.)

No. 5. Proclama das Dippen der Jugent mit Roten eyern — — — — Nachdem ein ehrnnester hochweiser Rath befindet, das die Jugent auff iezt vorstehendes Heyliges Osterfest vnter singens zeit wie auch gar unnter den Predigten ein spiel mit Roten eyern zu hallten, dieselbe vnnd gegeneinander zu Probiren vnnd zu schlagen pfleget vnnd umb desswillen sich dess Gottesdiensts vnnd predigens nicht allein für sich selbst enteussern, sondern auch weil Sie es sowol auff dem kirchoff vnd gar in dem glockhenhauss zu treiben pflegen, auch ander leutt an dem gehör göttlichs wort verhindern, dazu auch die ledige Porsch sich die feyertag lieber auf dem Marckh und Sspazirgengen als in der Kirch finden lassen — — — So lassen derowegen dieselbe solch spielen mit den ayern sowol auff den Marckh vnd in den gassen vfn kirchoff, glockhhauss vnd anderswo sonderlich auch das Spazirn und müssigstehen auff dem Markh vnter der Predigt den Jungen und alten, wie auch den Handtwerksporsch hiemit ernstlich verbieten — — — — denn wer sich umb gehörte Zeit entweder mit dem ayerspiel oder sonst wird betretten lassen, der soll durch die Stadtwacht, er sey Jung oder alt, zu gefenglicher verhafft genommen werden auch fernerer straff gewerttig sein.

Decret in consilio Senatus 15 Aprilis 1615.
(Proclamabücher, Band 1627, fol. 60.)

---

1) Uhland No. 3, 9: „Junkfrau, ich solt euch danken Mit Schwaben und mit Franken."

No. 6. Decret vndt Proclamation wider dass Vnzüchtige Bettfreyen vffn'Landt.

Nachdem Nahmens Eines Wohl Edlen Ehrenuesten Hochwohlweisen Burgermeister und Raths der Stadt Eger alss Ordentlicher Landts Obrigkeith in vorigen Jahren zu vielen Verschiedenen mahlen durch offentlichen Verruff dass Sündtliche Bettfreyen Junger Leuthe nebenst denen zu gleichmässiger Sündt anzielenden Feyerrockhen vnter gemessener Obrigkeither Straff von 10 R. verbotten undt darbey befohlen worden, dass all- und Jede Hausswürthe auff Ihr Dienstgesindt fleissige acht haben vnndt souiel an Ihnen ist die Beleydigung Gottes durch Ernstliche abmahnung behindern, die übertretter aber unter obiger Straff dem Jeder Zeith Regierenden Bürgermeister ambt zu fernerer Obrigkeitl. Einsehung vngesaumbt entdeckhen sollen, Nun aber bisshero Schmerzhafft sehen und erfahren müessen, welcher gestalten diesem zur Ehre Gottes vnd Gemeiner Seelen Heyl aussgemessenen Decret man eine ganz widrige Parition geleistet undt dass Laster vor so sehr gueth gestellter Vätterlicher Vorsorg gleich woln die Obhandt gewinnen wollen, dannenhero zu Endtlicher Beuorkomung dem so heimblich-schleichendten höchstgefährlichen Übel, allen und Jeden Jungen Manns- vnd weibs persohnen, wie auch denen sich im Landt befindtenten Hauswürthen hiemit alles Ernsts nehmenden Unter dermalen aussgemessener Straff anbefohlen wirdt, dass Sie sich anderer so gefährlich-vnndt Seelenschädlicher Zusamenkunften in Ihren Betthen gänzlichen enthalten, die Hausswürth auch die übertretter ohne allen Hinderhalt ohnuorzüglich anmeldten oder widrigens beyde Einer Vnaussbleiblichen Obrigkeitl. Geldtes oder Leibes-straff zu erwarten haben sollen. Wovor sie sich dann durch Vermeydung einer so ärgerlichen Vnd Gott missfalligen sach sambt der Obrigkeitl. Straff zu meyden wissen werden.

Ex conf. Senatus 19 x[bris] anno 1687.
Chr. Fischbach Stadtschr(eiber).
(Proclamabücher, Band 1680. fol. 18.)

Decretum. An die alhiesigen Kirchspiel.

Demnach anseits Eines allhiesig Wohl Edlen Burgermeister unnd Raths nicht ohne sonderbares missfallen vernommen werden müssen, welcher gestalt bey denen auff dem Landt unter dem gemeinen Bauersvolkh angestellten Hochzeithen allerley ärgerliche frevel und muthwillen nicht allein von denen eingeladenenn, sondern auch andteren von unterschiedlichen Dorfschaften sich dabei, besonders aber dem so genannten feuerrocken einfindendten Jung Bauernvolkh man- und weiblichen Geschlechtes allerlei ärgerliche frevelnuss und muthwillige leuchtferttigkeit zu nicht geringer. belaidigung Göttlicher Majestät und noch mehrerer Reizung seines ohne diess Rechtmässig erbrannten Göttl. Zorns strafflich ausgeübet werden — — — — Solchem nach denn allen und Jeden Hausvättern und hochzeitern, besonders allwo dergleich hochzeitliche Ehrentäge angestelt, ingleichen auch dem Jungen Bauers Volk beyderley Geschlechts hiemit bey 10 Rthlrn befohlen, sich (wenn bei Hochzeiten geladen) aller beschaidenheit und Ehrbahren Wandels zu befleissen, diejenigen aber, so nicht darauf geladen hinfüran bey dergleichen Ehrentägen besonders dess sonst gewöhnlichen Feuerrockens alss welcher hiemit unter obrigk. straff der 10 Rthlr künftig gäntzlich abgestellet wird auch seyn undt bleiben solle — ein vor allemahl enthalten — — — — —

Ex Mandato Inclyti Consulatus Egrae 23 9[bris] ao. 1680.
(Proclamabücher, Band 1680, fol. 283.)

No. 8. Decret Wegen der Hochzeitten.

Demnach E. E. Hochw. Rath der Stadt Eger bishero mit höchsten miessfallen vernehmen missen, wass gestalden bey den Hochzeiten nicht allein erschreckliche

Gotteslesterungen fluchen vnnd Schweren sondern auch über fliessiges Trüncken Hadern vnnd Zancken vnnd der gleichen viel Neue Vnthaten für lauffen, dadurch die Göttl. Majestät höchlich er Zürnnt sein Zohrn vnnd Straff vermehret vnnd der negste in viel werg geärgert wirdt damit nun aber alle besagende Ungelegenheyden, vermieden bleiben mogen.

So hat Ehrn gedachter Rath sich Ein höllig volgender Hochzeitordnung verglichen.

Erstlichen ehe dann es Zehen vhr schlegt, soll dass Braudt Volckh mit sambt ihren leuten in der Kürche sein, bey Straff fünf Gulden

Zum andern alle Gotesslesterung, Schwerrn vnnd Fluchen nach verbrechen, bey leib vnnd guts straff Ernstlich verboten sein, worüber Ernstlich soll exequirt werden

Dritens soll Kein Handwercksman vber drey Tüsch Hochzeitgäst vnnd zu Jeglichen Disch zween disch diener sezen bey Straff Zehn Reichstaller.

Virdtens die vormöglichsten aber auss ihnen, vber vier Disch, vnnd gleichfalss zu Jeglichen disch Uber Zwene Dischdiener nicht sezn bey Obiger Straff.

Fümftens soll alles bier hollen, den Seelweibern, Thoden Gräbern, Calcanten, Thorhüetern, Schrödern, Kürchnern, Thurmern vnnd andern wer die sein, so sich dessen bisshero eigenwillig vnderfangen, hiemit gänzlich abgeschafft vnnd verboten sein.

Sechstens soll weder Reich noch Arm vber zwen Tag nicht Hochzeit halten vnnd der drite Tag bey obiger Straff ganz ein ge Stellt bleiben.

Siebendens sollen die Hochzeitgäst kein Bschaidt Essn von disch weckh schüekhen; do Jemandt betreten würd haben der Stadt Knecht macht solches weg zu nehmen vnnd fernerns nit vber Zehn Uhr In die Nacht Panckctiren vnd sizen vnnd wann vber Zehn Uhr der Gast sizt oder der Brautigamb ferners zu Trüncken giebt, soll Jeglicher Gast ein Reichstaller vnnd der Breutigamb vor Jeglichen Gast auch ein Reichstaller Straff erlegen.

Achtens demnach die Stadt Pfeifer vnnd spieleut bisshero Ein vblen gebrauch gehabt mit den Jungen Porsch ganze vber gehende Nacht biss gegen dem Tag gassaten zu gehen, dadurch Raufen, Schleg vnd dergleichen vnheil manchmahl ent Standen, alss sollen weder Spieleut noch Junge gesellen hinfüro bey der Nacht gar nicht auf der Gassen gehen, Jauchzen oder Anderes gessrey vnnd unwillen horen vnd vernehmn lassen, würden sie sich aber lassen betretten sollen Spieleudt vnnd Burgerns Söhn oder Andere Handtwerkhs Porsch mit Einander In fünstern Keller, durch die sonderbaher dazu bestelte geführt vnd ohn Gelt Straff nicht heraussgelassen werden.

Ferners vnd Neundens soll alles vber fliessiges Trinncken eingestellet vnnd kein grösserer Wilkomm Alss dass allermaist Ein halb Nössl daringehet herumb getrunken bey Straff vier Reichstaller, werr darwider thun wird.

Endlich vnd lezlich sollen die Procuratores hiemit In Kraft diesses Decrets alles Ernstes ermahnet sein, biss zehen Vhr schlegt, von den Hoch Zeiten nit zu gehn, vnnd auff dass Einen vnnd den Andern Punct ffeissig nachgelebt werde, Achtung zu geben, die Gäst derer aller glümpflich Erimern vnd zur parition adhordiren; werden sie solches nit thun, sollen sie neben den verbrechenden zu gebührender gleicher Geldt vnnd leibstraff gezogen vnnd angehalten werden, do man aber auf ihr wolmeinendes erinnern nichts geben wolte, sollen sie solches als balden dem Löbl. Burgermeister Ambt anzeigen, Welchem also Jeder manniglich nach zu kommen vnnd sich vor Straff zu hütten wissen würdt.

Actum et Decretum vnder gemeiner Stadt
Secret Insiegl in Senatu Egrae Freytages den 10. Jannuary Anno 1643.
(Proclamabücher, Band 1627, fol. 190.)

No. 9. Allgemein ergangenes Decret ahn die allhiesige Burger und Bawerschafft, die Geuatters Bittente Missbräuch betreffent.

Demnach an seithen Eines Wohl Edl Ehrnuesten fürsichtig Hoch und wolweysen Burgermeister und Raths allhier man nicht ohne sonderbahres missfallen sehen undt erfahren müssen zu Abstellung dass bey denen allhiesigen Geuatterschaften eingeschlichenen grossen Missbrauches von daiger Obrigkeiths wegen unter ausgemessener gewisser Straff öftters abgelassenen undt publicirten Decret man sich ferner weith durchgehents gelüsten lasten, die auss Gelegenheit erwöhnter Geuatterschafften gannz Unnöthige vndt fast nirgent gewöhnliche Uncosten übermässig continuiren, ia von Zeit zu Zeit immer mehrers zu erweittern, dergestalt, dass der vorhandtenen Erfahrnuss undt Taglöhnerischen Hausshalten sich schwärr Schuldtenlast dessentwegen selbst aufgeladen undt hierdurch merkhliches abnehmen, ia lezlich gar in grosse armuth gesezet worden sein — Solchem nach Sintemahlen Wohl Edl gedachter Rath dem durch so nachtheiligen missbrauch sich anthebendten Unheyl fernerhin Keineswegs Nachzusehen, sondern demselben viel mehreres vor Gegenwärttig- undt zu künfftige Zeitten vorzubawen seinr Obrigkeithl. Obsorg gemäss zu sein erachten thuet — Alss wirdt allen undt Jeden von allda sich befindtenter Burgerschaft auch hinder Hoch Edl gedachten Rath gehörigen Bawres Volkh hiemit widerholter massen alles Ernsts anbefohlen, dass Keiner derselben, wer der auch seye entweder Obrigkeitl. Vornehme, noch auch gemeiner Burgers leuth, ebenfalls weder leedige oder Unverheyratete Personen sich hinfüro gelieben lassen sollen, bey Verrichtung dess Christlichen Werkhs mehrr als Einen Reichsthaler, do er vermoglich, die geringern aber nur Einen halben Reichsthaler oder gestaltem Vermögen nach, wol ein noch Münderes einzubindten über disses aber sich all anderrer wie immer Nahmen habender auffwendtungen undt Uncosten gänzl. abthuen undt enthalten sollen. Innsonderheit aber ausstrückentlich respectiue gebotten undt verbotten die Tractirung dess Geuatterbriefs, die Überschickung der Victualien in dass Kindlbetth, die Besuchung der Geuatterin, die Verehrung des Badenhembts, die Be Kleydtung dess lebenden alss auch mit Todt abgehenten Tauffbaadens, die Beschränkung der Geuatterin bey Ihren Herfürgang in mehrerer beglaitung zu der Heyl Tauff, alss meistens vier Frauen oder Weibspersonen undt was sonsten über diss alles unter was Immer ersinnlichen Vorwandt noch erdenket werden Kahn, undt zwar widrigens unter undt bey einer Vnaussbleibl. Straff von zwanzig Reichsthalern, welche nicht allein der, so dissen Obrigkeitl. Gebott durch mehrers einbündten, sendtung einiger Geschänkh undt Gaaben zu widerlegen, sondern auch der, so Jenige anehmen undt nicht zurückhsendten wurde Unfehlbarlich zu entrichten angehalten werden solle. Allermassen dann alle diese Obrig- undt anderer sonst hiebey nicht benannte bey diesenn Christl. werkh durch aufwendung so vnnothwendiger schwärrer Unkosten eingeschlichener Missbräuche Krafft dieses in pleno geschlossenen undt publicirten Obrigkeitl. Decrets Vollkomentlich Cassiret und zu Kunftig ewigen Zeitten vnter obgemelter Straff der 20 Rthlr. abgetödtet sein und bleiben sollen.

Conclusum in Senatu Egrae den 19 x^bris Anno 1687.
Georg Christof Fischbach Stadtschr.
(Proclamabücher, Band 1680, fol. 17.)

No. 10. Wiederholtes Decret die Gevatterschaften vnd darbey vorgehente Excess vff'n Landt betreffent.

(Beruft sich im Eingang auf vorhergehendes Proclama vom 19 x^bris 1687 und fährt dann fort) Alss wird — — -- — ernstlich angedeuttet vnd gebothen: Dass dererselben niemand Mann oder weibsperson, unter was Immer erdenkhlichen vor-

wandt sich gelüsten lassen soll bey denen Gevatter bitten Kindttauffen vnd so genannt(en) Krolassen über das bisher erlaubte Einbindtgeld der Kindsmutter weder inn- weder nach denen gewöhnlichen 6 Wochen ein mehreres an Victualien, es sey von Speiss oder Trankh, nicht mitbringen oder überschickhen — — — und es bloss allein bey oberwehnten üblichen Einbindtgeld bewendten lassen sollen — — — — dass bey begleittung dess Kinds zur Heyl Tauffe, sowohl-alss auch zu Hauss bey der Kindtbetherin über zwey oder auffs höchste drey weiber sich nit einfinden, die Mannsbilder, ob es auch schon Ge Vattersleuth wehren (es sey denn Ein oder anderer hette sich die behörige Erlaubnuss aussgebracht) gäntzlich dauon entfernt bleiben, wie nicht wenigers die erwachssenen Tauffbaden zu Heyl. Zeithen vnd Feyertägen Ihren Tauffbaden und Gevattersleuth also beschwärlich nit über den Halss geschickhet weder von diessen mit Kostbahren Badenhembderen oder ander Kleidung beschänket werden, folgsamb auch bey folgend Heruorsegung oder Fürgang der Sechswöchnerin die bissher eingeführte mahl Zeithen oder Krolessen gäntzlich aufgehoben und in Todt abgethan sein sollen. — — — —

Decretum in Senatu Egrae d. 30 January Anno 1692.
Wagner, Stadtschr.
(Proclamabücher, Band 1680, fol. 56.)

No. 11. An alle Kirchspiel wegen der Geuatterschaft.

Demnach Einer Jedwed. Obrigkeit obliegen durch guete Pollizey vmd landsordnung der Undthanen Schaden zu verwahren vnndt gueden fromen zu befürdern alss weill E. E. Rath der Stadt Eger — — — wargenomen, daz vnder andern Eingeführte Schädliche Müss gebrauchen Ein Verderblicher Überfluess bei den Geuatterschafften Kinder Tauffen vnndt Krolass halten gebraucht wirdt, in dem manche Manns vmdt weibs Persohnen, wenn die zum Geuadder gebedden werden, Sich nicht gerewen lossen, mit Einbindt geltern, weckhen, Kuchen, von Seiden aussgenähten Padenhemtern vnd andern Gaben in grössere Uncosten vertieffen — — — (wird an Einbindtgeld 1/2 Reichsthaler, für den Dienstboten 1 Ortsthaler geboten, die übrigen Gaben und die Krolassmalzeit soll gänzlich entfallen).

4. März 1652.
(Proclamabücher, Band 1680, fol. 97.)

Heanzische Schwänke, Sagen und Märchen.

Aufgezeichnet von J. R. Bünker in Ödenburg.

(Fortsetzung.)

IV. Ta' p'souffni Schnaida'.

(Schwank.)

As wåa' an åama' Schnaida'. Saiñ piss'l Såcha' wås a' g'håpt håt, håt a' åwa' glai' va'souffa'. Sou håt 's 'n tramt[1]), ea' sull 'n Këinich ausraub'm.

„Tu, Waiw", sågt a' za saina' Frau, „mia' håt 's tramt, i' sull 'n Këinich ausraub'm."

1) Geträumt.

„Tua't kimmpst a'f t' rechti Statioñ“, sågt s', tås kauñst schouñ tâañ, wauñst wüllst um an Koupf kia'za' wea'n.“

Traimal håt 's 'n trai Nacht tramt. Sou håt a' ni't nåchlåss'n, is' hiñ in tëi Krouñstâdt. Våa' ta' Stådt is' a Wålt g'wëin. Is' a' in tëin Wålt trinna' gånga'. Tås wåa' Nâ'mittåch um a viari. Pegëign't 'n a Jecha', a petåchta'[1]), schouñ mit a-r-a siewazich Jåa'. Tås wåa' åwa' ta' âlti Këinich.

Ea' sågt za tëiñ Schnaida': „Nou, wia wait, meiñ liawa' Mauñ?“

„In tëi Stådt zan Këinich. Mia' tramt 's hålt schauñ traimål, i' sull 'n ausraub'm.“

„Wauñst måañst[2]), Gëlt wa' tua't[3])“, håt a' g'sågt. „I' piñ saiñ Jecha', i' hålt mit tia', i' wåass, wou 's Gëlt is'.

Saiñ in ta' Stådt in 's Wia'tshaus g'gånga' ålli zwåa. Håb'm g'gëiss'n unt trunga'. Ta' Jecha' håt 'n Schnaida' zåhlt, wås a' mëig'n håt. Um Mittinâcht låsst ta' Jecha' 's G'wea' pan Wia't.

„Hiatz gaim-ma'“, sågt a' zan Schnaida', „in Këinich ausraub'm.“

T' Wâcht håt a' schouñ å'g'schâfft g'håpt, håt Koumissioñ g'gëib'm.

„Tâ hint' is' a lângi Lâata', tëi trågst viara' unt lâañst as auñ pa tëiñ ouffana' Fëiñsta'.“

Ea' lâañt t' Lâata' auñ.

Sågt ta' Këinich: „Tâ håst an Såck unt tå håst t' Schliss'ln unt pan Fëiñsta' staigst aini hiatz. Oub'm is' a Kupfa'[4]) mit mearari Müllioñ Papia'. Tëi nimmpst in tâiñ Såck aini unt wia'fst'n åwa'.“

Ea' håt åwa' an Schwiecha'sun g'håpt, tea' is' mit ta' Prinzessin schouñ a Jåa' lång va'hairat't g'wëin. Nëib'm, wou ea 's Gëlt aiñg'fåsst håt, wåa' tëiñ junga' Këinich saiñ Zimma'. Tå hat ta' jungi Këinich saiñ Frau, t' jungi Këinichin, g'råt tua'chg'haut.

„Taiñ Våda' håt ma' in Trouñ va'sproucha' unt hiatz rechia't a' nou'. I' stich ti' glai' z'såmm'“.

„Pitt' ti', maiñ liawa' Mauñ, tu kauñst jå pålt rechiara'ta' Këinich saiñ!“

„Jâ“, sågt a', „wauñst aiñva'ståudt'n pist, muiss ta' Kouch a va'gift'ti Tua't'n[5]) pacha', unt taiñ Våda' transchia't åll's unt sou muiss a' in ea'scht'n Piss'n ëiss'n tavauñ.“

Ta' Schnaida' håt si' nit z'ria'n 'traut, wia-r-a' tëis g'hea't håt. Wia-r-a' Rui wåa', is' a' awi'kraks'lt nåch ta' Lâata'. Wia-r-a' unt'n wåa, håt a' t' Lâata' wëik'tråg'n.

Unt ta' Jecha' håt g'sågt: „Wou wåa'st tëinn sou lång?“

„Gaim-ma' nia', i' wia' ta' schouñ såg'n, sågt ta' Schnaida' zan eam. Inta'wëig'n håt a' eam tås ta'zöllt, ta' Schnaida' in Jecha', wås a' g'hea't håt.

„Fraili'“, sågt ta' Jecha', „hâ'm-ma' 'n peraupt, åwa' lâad tat 's ma' nou', wauñ-eam wås g'schechat, in ålt'n Këinich. Ea' is' a guita' Hea' gëig'n-an-niad'n.“

1) Ein betagter. — 2) Wenn du meinst. — 3) Geld wäre dort. — 4) Koffer. — 5) Torte.

„Wou wea'n-ma' tëinn", sågt ta' Schnaida', „tëis Gëlt hiatz hiñ?"

„Trausst a'f ta' Håad[1]) is' a Haitrist'n[2]) unt tua't stëick' ma' unsin Såck aini. Unt an-iada' stëick' ma' uns åwa' a Sëick'l vull Panganout'n[3]) aiñ, unt in Wia'tshaus unta'hålt'n ma' uns noub'l, tåss ta' Wia't a' a Frait håt unt va' tëiñ Gëlt wås kriagt."

Håb'm si' a' richti' gånzi Nåcht unta'hålt'n, håb'm Pruida'schåft trunga' mit ånanda'.

In ta' Fria sågt ta' Jecha': „Tu haiñt gipt ta' Këinich ti Påaradi in ta' Kia'cha', unt ta' muiss i' tapai saiñ."

Sågt ta' Schnaida': „I' mëicht 'n a' gea'n këinna'."

„Nou, gehst hålt aini in t' Kia'cha'."

Sågt ta' Schnaida': „Jå, wou sitzt' tëinn tu, i' mëicht nia' za tia'."

„I' sitz in ea'scht'n Stual nëib'm in Åltåa' rechta' Sait'n. Tu gehst aussi a'f 's Fëlt unt raisst tar-a tiari Wåazecha'[4]) å' unt stëickst ta' s' in tain Knoupflouch aini unt i' a', tåss mår-an tëiñ ånda'n sech'n in ta' Kia'ch'n."

Tås is' g'scheg'n. Wia ta' Schnaida' in t' Kia'ch'n kimmpt, is' a Rechiment Suldat'n tå. Ta' Këinich håt åwa' schouñ ausg'gëib'm[5]), tëiñ mëiss'n s' ainilåss'n, wëinn a' kimmpt mit ta' Wåazecha'. 's Müllitea' måcht glai' Plåtz pis za da Tia', wia s' t' Wåazecha' g'seg'n hå'm. Wia-r-a' in t' Kia'ch'n ainikimmpt, schaut a' hålt umatum, wea' tëi Echa' håt. Jå, hiatz siacht a' hålt, tåss s' ta' Këinich håt.

Hiatz hëipt a' zan rëinna' auñ unt wüll tavouñrëinna', wal a' si' g'fia'cht håt.

's Müllitea' hålt't 'n åwa' pa da' Tia' auf, tass a' ni't aussi håt kinna'. Tua'ch tëiñ Schroucka'[6]) is' 's eam in t' Hous'n g'gånga'.

Ta' Këinich steht auf nåch tëiñ Tuar'anant[7]) unt sågt: „Pringt 's ma' 'n hea'!"

Håt a' nou' mea' Fua'cht g'håpt. Ea' fållt glai' våa' 'n Këinich a'f t' Knia nieda' unt sågt: „Majestät, um Påa'tauñ pitt' i'."

Ta' Këinich steht auf unt raicht eam t' Hånt unt sågt: „Sëitz ti aina' za mia'."

Ea' håll't saini Hänt' z'såmm' unt sågt: „Å, Majestät, i' trau' mi' ni't."

„Tu håst mit mia' Pruida'schåft trunga' in Wia'tshaus pa da' Nåcht, wåasst as? — Wia'st a' ‚tu' såg'n za mia'. Mia' hå'm mittanånt 's Gëlt g'stul'n unt in ta' Haidrist'n va'stëickt. Unt tu fåa'st mit mia' in t' Pua'gt[8]) za da' Tåf'l unt wia'st mit mia' spais'n."

Wia s' in ta' Pua'gt wåa'n, staig'n s' aus. Sou sågt ta' Schnaida': „In t' Hous'n is' 's ma' åwa' g'gånga'."

1) Heide. — 2) Heudriste = Heuschober. — 3) Banknoten. — 4) eine dürre Weizenähre. — 5) befohlen. — 6) vor Schrecken. — 7) nach diesem Durcheinander. — 8) Burg.

„Åls Genaral lëigst ti' eh[1]) auñ", sågt ta' Këinich, „sou wiar-i' ti' schouñ putz'n låss'n."

Ti Tinna'schåft kimmpt glai', ziag'n an aus, stöll'n an in a Wauñ[2]) aini unt wåsch'n eam in Åa'sch å' unt lëig'n an åls ea'scht'n Genaral auñ.

Hiatz kimmpt ta' Këinich unt sågt: „Sou hiatz g'fållst ma' a sou. Hiatz pist tou' raiñ a'?"

Sågt ta' Schnaida': Jå, i' tauñk ta' Nåchfråg'."

„Hiatz gehst mit mia' za da' Tåf'l ëiss'ñ."

„Jå, i' geh', åwa' va' teara' Tua't'n iss i' niks."

„Tu tea'fst niks eiss'n, i' iss a' niks."

Saiñ s' hålt za da' Tåf'l zuiwig'sëiss'n[3]) unt ta' jungi Këinich unt saiñ Frau unt alli Minista', saini Håch'n[4]). Håb'm g'gëiss'n unt trunga'.

Wia s' za teara' Tua'tn këimma', steht ta' ålti Këinich auf: „Maini Hea'n unt maiñ Sun! Va' haiñt' auñ rechia't ea' åls Këinich, ta' Jungi. I' gieb mi' in t' Rui, unt ea' sull transchia'n."

Tås håt a' ni't kinna', ta' Jungi. Wal s' va'gift't wåa' håt a' ni't mëig'n ëiss'n.

„Å, Schwiega'våda'", sågt a', „i' prauch jå in Trouñ non' ni't, plaib'm s' nia' trauf unt ëiss'n s' unt tringa' s'."

„Kåmma'tinna'!" schrait ta' ålti Këinich, „pring' ma' maiñ Jåchthunt aina'. Mia' liegt an maiñ Jachthunt niks unt an tia' a' niks", håt a' g'sågt zan Junga'.

Nimmpt a långi Gåp'l unt a lång's Mëissa' und schnaid't a Prëick'l åwa' unt gipt 's 'n Hunt. Wia 's ta' Hunt kaum g'freiss'n hat g'håpt, is' a schouñ hiñg'wëin unt is' gånz schwåa'z wåa'n.

„Sou håst tu mi' fånga' wöll'n?" håt a' g'sågt. „Tea' is' maiñ Glick, tea' Genaral. Tëiñ håt 's trai Tåch 'tramt, ea' sull mi' ausraub'm. Wëinn i' kåañ guit rechiara'ta' Këinich wa', hätt' tëis eam ni't 'tramt. Goutt hat eam fia' mi' in Ëing'l hiñg'schickt in Schlåf fia' mi' zan ta'rëitt'n, unt tu wia'st ta'schouss'n.

Zan Schnaida' håt a' g'sågt: „Tea' Såck Gëlt g'hea't taiñ unt hul' tain Waib unt in maina' Pua'gt va'plaipst åls Genaral.

[Die Erzählung gehört zu der Gruppe der Geschichten vom tapfern oder vom glücklichen Schneiderlein. K. W.]

V. T' hul'rani Ripp'[5]).

(Sage.)

In ta' klåañ Poutschygåss'n[6]) wåar-a Haua'pua'sch[7]) unt tea' is' zan a-r-an Mad'l in ta'sëlwig'n Gåss'n a'f t' Hairat g'gånga'[8]). Ia' Muida' is'

1) Eher, zuvor. — 2) Wanne. — 3) hinzugesessen. — 4) Hohen. — 5) Die hollerne Rippe, eine Rippe aus dem Holze des Holunderstrauches. — 6) Kleine Potschygasse: diesen Namen führt eine Gasse in Ödenburg. — 7) Hauerbursch, Weingartenarbeiter. — 8) „auf die Heirat gehen", zu einem Mädchen häufig ins Haus gehen mit der Absicht, sie sich zum Weibe zu gewinnen.

åwa' a Zauw'rin g'wëin unt si a'. Ea' håt åwa' tëis ni't g'wisst unt is a gånz's Jåa' lång hiñg'gånga' zau ia'. Sou saiñ ti Pua'sch'n in Wia'tshaus a sou z'såmm'këimma'. Såg'n zañ eam: „Geh', geh' tu mit taina' Zauwarin!"

Sågt a': „Tås wåass i' ni't amål, tåss si a Zauwarin is'; tå wissts ëis[1]) mea'."

In Teañståch[2]) is' a 'këimma' zau ia' a'f t' Nåcht um zëini. Tå håt a' saiñ G'wånt ållas um'kea't auñg'håpt g'håpt[3]) unt sou schluift[4]) a' in Påchouf'n[5]) aini. Ia' Muida' wåa' awa' schouñ fua'tg'floug'n tua'ch 'n Rau'fång. Si håt åwa' nou' g'wåa't, wål s' ni't g'wisst håt, ouw ia' Liapsta' ni't kimmpt. Håt ni't g'wisst, tass a' schouñ in Ouf'n traiñ lauscht. Wia 's ëlfi wia't (um tëi Zait is' a' nia ni't këimma' mea', tå hätt' s' schouñ fua't sull'n saiñ), sou nimmpt si aus a-r-an Tëig'l[6]) in ta' Kuch'l a Sålb'm unt schmia't si' unta' 'n Åa'm a'f alli zwåa Sait'n aiñ.

Si sågt:

„I' fluich[7]) aus, i' fluich aus,
I' fluich iw'råll hiñ.
I' fluich aiñ, i' fluich aiñ,
I' fluich ninda'scht auñ."[8])

Is' schouñ aussi g'floug'n pan Rau'fång.

Wia s' fua't is' g'wëin, is' ea' aussa' aus 'n Påchouf'n. Ea' schmia't si' a' aiñ unt sågt tëis nëimlichi, wås a' van-ia' g'hea't håt:

„I' fluich aus, i' fluich aus,
I' fluich iw'råll hiñ.
I' fluich aiñ, i' fluich aiñ,
I' fluich ninda'scht auñ."

Ea' fluigt a' pan Rau'fång aussi unt ia' nåch pis aussi in Gåas'på'wålt[9]). Ea' håt åwa' ni't sou guit fluig'n kinna' wia' si unt saini Krëift'n håb'm an schouñ va'låss'n. In Fåll'n fållt a' a'f an Fåara'pam[10]) unt håt si' in Gipf'l pa t' Ëist ta'fånga'.

Unt a'f ta' Gåaspå'wies'n håb'm t' Hex'n ålli 'tånzt. Um trai Viat'l a'f zwölfi sågt ta' Zauwara'måasta' za teara', tëi wås g'wåa't håt a'f ia'n Liapst'n: „Tëi håt si' um a Viat'lstunt' va'spät't. Zan-a-r-a Stråf' wia't hiatz[11]) a Faija' g'håazt unt wia't s' 'pråt'n."

Hå'm s' as g'uoumma' unt traiñg'schmiss'n in 's Faija'. Håb'm ålli mëiss'n ëiss'n van 'Pråt'na'. Sou håt åani a långi Ripp', någt 's å' 's Flaisch. Tea' oub'm in Pam håt åwa' saiñ Tåwåkpait'l ni't um'kea't, håt va'gëiss'n trauf. Sou siacht s' tëin Tåwåkpait'l am Pam oub'm. Eam håt s' ni't g'seg'n, wal a' 's G'wånt håt va'kea't auñg'håpt.

---

1) Österr.-bayr. oes = ihr. — 2) Dienstag. — 3) Es herrscht in Ödenburg und Umgebung der Glaube, dass man sich Hexen unsichtbar machen kann, wenn man sich die einzelnen Kleidungsstücke umgekehrt anzieht. — 4) schliefen, kriechen. — 5) Backofen. — 6) Tiegel. — 7) Ich fliege. — 8) Ich fliege nirgends an. — 9) Gaisbachwald, ein Wald, der von Ödenburg etwa eine Stunde entfernt liegt. — 10) Föhrenbaum. — 11) jetzt.

Sågt s': „Sëi[1]), Tåwåkpait'l, håst a' a Ripp'l!" unt wia'ft s' eam auffi am Pam.

Ti zwölfti Stunt is' nåchent këimma', håb'm s' mëiss'n ham, Faija'-åb'mt[2]) måcha'.

„Wea'ft 's iari Påana'[3]) 'ålli z'såmm schnëll, tåss is' s' z'såmmstëll'!"

Jå, åwa' tëi Ripp', tëi håb'm s' ni't g'fundt'n, wås tëi håt iwa' 'n Pam g'schmiss'n. Tëi is' in Va'lust gånga'.

Sågt å': „Måcht niks, hiatz kriagt s' hålt va' Hulla'[4]) åani."

Is' s' tå g'ståndt'n aufg'stöllta', unt håt s' lewëintich g'måcht.

„Tås såch' i' ëink åwa'", sågt ta' Zauwara', „wauñ åan's sågt zan ia': ‚hullrani Ripp!' sou wia't s' umfåll'n unt tåt saiñ."

Unt tea' håt ållas g'hea't oub'm in Pam.

Tëi saiñ fua't, wal t' zwölfti Stunt gåa' is' g'wëin. In ta Finsta'[5]) håt tea' oub'm åwa' ni't åwa'g'fundt'n. Ea' håt mëiss'n sitz'n plaib'm, pis 's Tåch is' wåa'n. In ta' Fria is' a' åwa''kraks'lt, håt saiñ G'wånt um'traht unt håt 's wied'rum auñg'lëigt. Is' håamgånga'.

Glai' va' tëiñ Tåch auñ is' a' zan-ia' nimma'mea' gånga'. 's åndri Jåa' trauf håt a' g'hairat, åwa' an-åndri. Pan Faichtinga'[6]) håt a' t' Håchzat g'håpt. Sou is' tëi hiñg'gånga', wås saiñ Liapsti wåa', tëi Hex, wia s' 'tånzt håb'm, zan Fëiñsta'.

„Tu", schrait s' aini pa tëiñ klåañ Fëiñsta'l, „geh' aussa', i' wia' ta' wås såg'n."

Sågt ea': „I' hauñ niks z' tåañ pai tia', schau, tåss t' waita' kimmst."

Sågt s': „Wåarum tëinn, a påa' Wåa't wia't tou' rëid'n kinna' mit mia'."

Wauñ a' aussi wea' gånga', hätt' s' 'n z'riss'n.

„Schau, tass t' van Fëiñsta' kimmpst, sunst wiar-i' ta' glai' wås såg'n, wauñst ni't wëikgehst."

„Wås wüllst tëinn tu mia' såg'n?" hat s' ainig'schria'n.

Ea' schrait: „Hullrani Ripp!"

Is' s' umg'fåll'n unt is' glai' tåt a' schouñ g'wëin.

[Nahe verwandt mit dieser Sage sind die Tiroler Sagen von der erlenen Hexe und von der Haselhexe, bei J. Zingerle, Sagen aus Tirol², No. 804. 805, aus Wälsch-Tirol die Geschichte von der ulmenen Rippe bei Chr. Schneller, Märchen und Sagen aus Wälschtirol S. 21. — Es sind Zeugnisse für die Menschenopfer bei den orgiastischen Festen, vgl. meine akademische Abhandlung: Zur Geschichte des heidnischen Ritus. Berlin 1896. S. 15 f.; sie enthalten den altmythischen Zug von der Wiederbelebung geopferter Menschen und Tiere. K. W.]

VI. T' Kåtz'nmüll[7]).

(Märchen.)

's wåa' a Stuifmuida' unt tëi hat zwåa Techta' g'håpt unt ta' Våda' åani. Ålli Tåch håt ti Stuiftåchta' Schlëi'[8]) g'nui[9]) 'kriagt unt wëinni'[10])

1) Nimm hin! — 2) Feierabend. — 3) Knochen. — 4) Holler, Hollunderbaum. — 5) In der Finsternis. — 6) Ein heute noch bestehendes Gasthaus. — 7) Die Katzenmühle. — 8) Schläge. — 9) genug. — 10) wenig.

z'ëiss'n, wauñ va' da' Muida' ni't, sou va' di Techta'. Siewa'zëija'[1]) Jåa' wåa' s' ålt.

Sou hab'm s' as amål hiñg'schickt in t' va'wuntschaui Kåtznmüll um a Faija'[2]). Tå wåa'n fumpfzich Mëintsch'n traiñ, tëi håb'm gråssi Kåtz'n-sched'l g'håpt. Si håt si' zwåa Stia'tz[3]) mitg'nomma' unt, wia s' hiñ'-këimma'-r-is', håt s' auñpumpa't pau Gåss'ntåa'[4]).

Såg'n s': „Nouñ, nouñ, rauñ, rauñ, wås wüllst tëinn tu?"

„Å, maini liab'm Frauñ, i' pitt' um a Faija', i' piñ t' Stuiftåchta'".

„Nouñ, nouñ, rauñ, rauñ, sou geh' aina'."

Fia'n s' as za da' Ålt'n: „Nouñ, nouñ, rauñ, rauñ, tëi wüll a Faija'."

„Si kriagt åañ's", sågt t' Ålti, „åda' si muiss ma' van ea'scht Lais'[5]) suicha'."

An Sched'l håt s' åwa' g'håpt wia-r-a Sëiksëimma'-Fass'l[6]) unt recht graupati[7]) Håa'. Adaks'l[8]), Schlånga', Åda'n[9]) unt Krout'n[10]) unt Mais'[11]), tëis wåa'n iari Lais'.

Jå, wia tëi suicht, patz'n[12]) s' schouñ t' Gousch'n[13]) vanånda' zau pais'n. Si fiacht't si' åwa' ni't unt fångt s' å'. Si raisst an-iad'n in Sched'l wëik unt schmaisst s' tauñi[14]). Håt s' sou wait g'saiwa't[15]), tåss s' as ni't sou piss'n håb'm.

„Rauñ, rauñ, nouñ, nouñ, maiñ Kint, håst wås g'fundt'n?"

„Nouñ, a påa' Nissal[16]) unt a påa' Laisal[17]) håw' i' g'fundt'n."

„Rauñ' rauñ, nouñ, nouñ, walst sou prav pist g'wëin, maiñ Kint, wüll i' tia' wås schëiñga'[18])."

Geht tauñi in an Kåst'n unt gipt ia' a Sack'l Gëlt aussa', Gult unt Sülwa'. Håt t' ånda'n Kåtz'n g'riaft[19]): „Gnauñ, gnauñ, rauñ, rauñ, gëipt 's ia' a Faija' unt trågt 's ia' ia' Gëlt, g'nauñ, rauñ!"

Håb'm ia' a Faija' g'gëib'm unt håb'm ia' Gëlt g'noumma' unt håb'm 's tråg'n.

Wia s' is' z' Haus 'këimma', håt s' Faija' g'håpt unt Gëlt sou vüll, tass as ia' Lëib'm ni't håt aufpraucha' kinna'. Hiatz wåa'n s' ia' åwa' naidich, unt t' Stuifmuida' hätt' gea'n g'håpt, iari Techta' sullt'n a' sou vüll Gëlt kriag'n.

In ånda'n Tåch schickt s' ia' öltari Tåchta' aussi um a Faija'. Si timm'lt[20]) auñ in da' Tia'.

„Mauñ, rauñ, wea' is' tëinn traussť?"

„Ëis[21]) va'fluicht'n Kåtz'n, schrait 's ni't a Wail, i' wüll a Faija' håb'm!"

---

1) Siebzehn. — 2) Feuer. — 3) Gassenthor. — 4) Sturz = Deckel zum Zudecken der Töpfe. Man hat in Ödenburg und seiner weiteren Umgebung solche Deckel aus Thon. Dieselben gleichen einer flachen Schale und es ist in und um Ödenburg heute nach Sitte, Glut für das offene Herdfeuer mittels zweier solcher Deckel aus einem Hause ins andere zu tragen. Dabei wird die Glut in einen der Deckel gelegt und mit dem anderen bedeckt. — 5) Läuse. — 6) Sechseimer-Fass. — 7) wirr. — 8) Eidechsen. — 9) Ottern. — 10) Kröten. — 11) Mäuse. — 12) aufsperren. — 13) die Mäuler. — 14) wirft sie weg. — 15) gesäubert. — 16) Lauseier. — 17) Läuschen. — 18) schenken. — 19) gegriffen. — 20) poltert. — 21) Oes = ihr.

Mächa'-r-iar-auf: „Mauñ, rauñ, tå muisst tu zan unsara' Maastarin gai mit uns.

„Mauñ, rauñ, tëi wüll a Faija' håb'm."

„Jå, si muiss mia' åwa' Lais' suicha', nåcha' kriagt s' aan's."

„Åwa', tu ålta' Kåtz'nsched'l, wås wia' tëinn i' tia' Lais' suicha', wås tëiñkst tëinn tu?"

Hiatz schaut s' hiñ, hiatz tåañ si' t' Schlånga' schouñ in t' Heh pama'[1]) unt t' Åda'n.

„Taini Schlånga' unt taini Åda'n unt taini Krauthauñ[2]) sull i' tia' åwa', tu stinkati Kåtz?"

Schrait t' Ålti a'f t' ånda'n: „Gmauñ, grauñ, z'raisst 's as!"

Håb'm s' as z'riss'n.

Is' z'lång' aus'plieb'm mit 'n Faija'. Kimmt ti zwaiti nåchschauñ, won s' is'. Si siacht, tåss t' Schwëista' z'riss'n is. Si timml't in da' Tia'. Këimma' hålt tëi va'wuntschana' Kåtz'n viara', ålli: „Mauñ, rauñ, unt wås wüllst tëinn tu?"

„Ëis va'rëickt'n[3]) Kåtz'n, wia kinnt 's tëinn ëis maiñ Schwëista' z'raiss'n?"

Si påck'n s' unt z'raiss'n s' a' a'f sou vüll Stick'l.

Ta' Stuifmuida' håt 's z'lång taua't. Si kimmt nåch nåch iari Techta'. Wia s' hiñkimmpt, lieg'n iari Techta' ålli zwåa sticklwais z'riss'n. Si timm'lt in da' Tia' auñ.

T' Kåtz'n këimma': „Gmauñ, rauñ, wås wüllst tëinn tu?"

Ëis va'fluicht'n Kåtz'n, wia kinnts tëinn ëis maini Techta' z'raiss'n?"

„Mauñ, rauñ, tu pist eh' a' ni't vüll wea't!" unt hå'm s' a' z'riss'n.

Hiatz is' ti Tåchta' mit ia'n Våda'n allåanich g'wëin. In ta' Fria unt a'f t' Nåcht håt s' in Gåa't'n ållwal 'pet't unt g'sunga' våar-an Kraiz unta' 'n Pam. Tå fåa't amål a Gråf nåch teara' Stråss'n unt tea' hea't ia' schaiñ's, g'miatlich's G'sång. Ea' hålt't auf unt staigt å' unt geht in Gåa't'n zan ia' hiñ.

„Tu, maiñ Liawi", sågt a', „håst tu an Våda'n?"

„Jå!" — Si nimmpt 'n pa da' Hånt unt fia't 'n ia'n Våda'n auf. Ea' va'långt s' glai' zan hairat'n, wal s' sauwa' unt sou a prav's Mad'l wåa'.

Håb'm tëis Haus, tëis Såcha' va'kaft unt saiñ a'f saiñ Guit. Tua't håb'm s' t' Håchzat å'g'hålt'n, unt ia' Våda' is' pan ia' 'plieb'm. Unt saiñ g'lickli' g'wëin.

[Die Geschichte gehört in die verbreitete Gruppe von der Stieftochter, die von der Stiefmutter gehasst, eine gefährliche Aufgabe erhält, die sie aber glücklich löst, während die rechten Töchter der Stiefmutter daran zu Grunde gehn. Die letztere erhält dann schliesslich auch ihren Lohn. Das schöne und gute Mädchen heiratet zuletzt einen vornehmen Mann. Das gefährliche Abenteuer ist in unserer Geschichte in eine Katzenmühle (Hexenhaus) verlegt, die wir in anderen Sagen nicht selten treffen. K. W.]

1) Aufbäumen. — 2) „Krauthahn", die grüne Eidechse (Lacerta viridis). — 3) verreckten = verfluchten.

Zwei alte Gerichtstätten.

Von Karl Weinhold.

(Mit Tafel IV.)

Im VI. Jahrgang unserer Zeitschrift, S. 347—354, gab Professor Edw. Schröder in Marburg interessante Mitteilungen über die alte Dingstätte zu Basdorf in der Herrschaft Itter im nördlichen Hessen; ein Lichtdruck machte „das Altertum“ anschaulich. Jetzt geben wir auf Tafel IV dieses Bandes die Abbildung zweier altbairischen Rechtsaltertümer, nämlich der Schranne in dem unter dem Hochstaufen bei Reichenhall malerisch gelegenen Dörfchen Nonn, und der Schranne in Oberalm bei Hallein, beide nach photographischen Aufnahmen von Fräulein Marie Eysn in Salzburg, die sie mir gütig überliess.

Ausführlich und gründlich hat über den alten Nonner Teidingsplatz Kustos Dr. Aug. Hartmann in München in der Monatsschrift des historischen Vereins in Bayern vom Jahre 1897 in No. 2, 3, 4 unter dem Titel: „Alte Gerichts- und Freistätten in Bayern“ gehandelt, woraus wir das hier folgende Wesentliche entnehmen, übrigens nach eigener Anschauung des Örtlichen.

Vor dem Eingang zum Kirchhofe von Nonn steht auf einem Grasplatz ein Nussbaum, von einem Viereck umschlossen, das vier je 10 Fuss lange Balken bilden, deren Köpfe auf untergelegten Kalksteinen ruhen. Die Bewohner des Orts heissen das die Schranne und wissen, dass hier Gericht gehalten worden ist, zu dem auch die Bauern von Karlstein und anderen Orten erscheinen mussten. Die Balken seien früher breiter gewesen, auf ihnen sassen die Bauern und der Richter hatte einen erhöhten Sitz. Wenn die Balken verfault sind, werden sie erneut, obschon längst nicht mehr hier getagt wird. Nur vor dem Beginne des Gottesdienstes hocken noch die Nonner Bauern darauf.

Nonn ist ein sehr alter Ort, der unter dem Namen Nana schon in dem Salzburger Güter- und Gültverzeichnis von 788, dem Indiculus Arnonis, erscheint. Er gehörte später zur Hofmark Karlstein und war wohl mit der Burg Karlstein bei dem Vertrage zwischen dem Erzbischof von Salzburg und dem Herzog Ludwig von Baiern über die Verlassenschaft des Grafen Friedrich von Plain-Peilstein 1219 an Baiern gekommen. Nonn war eine der Dingstätten, an denen wechselnd die Ehhaftgerichte der Hofmark gehalten worden sind. Die erhaltene Überlieferung weist darauf, dass in Nonn bis in neuere Zeit Bauernsprachen auf der alten Dingstätte gepflogen wurden, und Hartmann bringt denn auch Beweise, dass im angrenzenden Salzburgischen „ehhafte Taidinge“ oder „Landrechte“ bis in den Anfang des 19. Jahrhunderts fortdauerten, wie auch sonst in Süd- und

Norddeutschland sich Reste der alten Dingbräuche bis in neue Zeit hinein bekanntlich erhielten (Hartmann a. a. O. 45—56).

Das Wort Schranne, mit dem die Nonner noch heute ihren uralten Dingplatz benennen, hat die Grundbedeutung Bank (ahd. scramna), im besonderen die Gerichtsbank, genauer die Gerichtsbänke, die im Viereck gestellt waren. Belege hat Hartmann a. a. O. 27 gesammelt. Unsere Tafel IV, 1 zeigt dieses Viereck, mit dem Gerichtsbaum in der Mitte, unter dem der Richter gesessen hat. — Schranne heisst bis heute auch der alte Gerichtplatz oder wie alte Leute noch sagten, der Richterplatz in dem Dorfe Oberalm bei der bekannten Salzburgischen Salzstatt Hallein, über den Dr. August Prinzinger der Ältere in den Mitteilungen der Gesellschaft für Salzburgische Landeskunde XXVI, 187—190 (1886) unter dem Titel „Die alte Gerichtsschranne Oberalm“ geschrieben hat; Hartmann hat a. a. O. S. 29 daraus das nötige ausgezogen. Der Platz ist heute noch Gemeindeeigentum und der Viehmarkt wird darauf gehalten; als Zahltisch dient dabei der einzige sichtliche Rest der Dingstätte, eine 1,25 *m* im Geviert haltende und 15 *cm* dicke Platte aus Adneter Marmor, die auf einem gemauerten viereckigen Fuss von 60 *cm* Höhe liegt. Derselbe ist wiederholt ausgebessert worden, und auch die dicke Platte ward wieder zusammengefügt, nachdem rohe Burschen dieselbe mit Gewalt zerbrochen hatten. Sehr alte Leute von Oberalm wussten noch, dass bei dem Tische eine Linde gestanden, die später durch einen Kastanienbaum ersetzt ward; derselbe ist jetzt aber auch verschwunden.

In der Überlieferung lebt es noch, dass hier das Dorfgericht gehalten worden ist und die Bezeichnung des Platzes als Schrannenplatz im Steuerkataster zeugt dafür. Unsere Tafel IV, 2 führt dieses Rechtsaltertum vor die Augen.

Volksmedizin in der Grafschaft Ruppin und Umgegend.

Von K. Ed. Haase.

(Fortsetzung von S. 292.)

XXXVII. Gegen Rose.

1. Blatterrose büssen.

Rose, Rose, weiche,
Fliehe auf eine Leiche,
Lass die Lebenden befreit
Von nun an bis in Ewigkeit.
Im Namen Gottes. † † † Neu-Ruppin.

2. Swîndreck (oder: Mistpûl) un de Rose,
De gingen beid' to Grose;
Swîndreck (Mistpul) gewann,
Un de Rose verswann. Neu-Ruppin.

3. Rose, du sollst nicht stechen,
Sollst nicht brechen,
Sollst fahren tief in die Erde.
Im Namen des Vaters u. s. w. Neu-Ruppin.

Oder: Sollst nicht wehe thun. Im Namen u. s. w.
Dreimal sprechen und jedesmal dreimal pusten.
Lenzke, Kr. Ost-Havelland.

4. Drei Rosen hab' ich,
Drei Rosen verwerf' ich,
Drei Rosen verschenk' ich. † † † Im Namen Gottes u. s. w.
Dreimal sprechen. Böten nach Sonnenuntergang. Neu-Ruppin.

5. Es stiegen drei Jungfern vom Berge herab,
Die eine pflückt' Laub,
Die andre pflückt' Gras,
Die dritte nahm die Rose ab. Neu-Ruppin.

6. Gegen allerlei Rose.

a) Es kommt eine Jungfrau aus Engelland,
Die trug 77sterlei Rosen in der Hand.
Sie tröstet(e) sie (alle), bis sie verschwanden (verschwand).
Im Namen des Vaters u. s. w. Neu-Ruppin.

b) Es kam eine Jungfer aus England,
Sie hat eine Rose in ihrer Hand.
Die Jungfer gewann,
Und die Rose verschwand.
Im Namen Gottes u. s. w. † † †
Neu-Ruppin.

c) Es kam eine Jungfer aus England,
Sie hat ein klein Fässchen an der Hand,
Bald zu stillen und nicht zu schwillen.
Ros', du sollst stille stehn
Und nicht weiter gehn.
Im Namen G. u. s. w. Neu-Ruppin,
Dorf Zechlin, Kr. Ost-Prignitz.

d) Man pustet dreimal kreuzweis über die Rose und spricht:
Es kam eine Dame aus England,
Die trug die Rose in der Hand;
Die Dame hat sich gewandt,
Die Rose, die verschwand.
Das walte Gott Vater u. s. w. (ohne Amen).
Dies wiederholt man drei Tage hinter einander. Neu-Ruppin.

e) Es kam eine Jungfrau aus Holland,
Hat eine Rose in der Hand;
Die Rose verschwand,
Die Jungfrau gewann. Im Namen des Vaters u. s. w. Neu-Ruppin.

f) Es kamen drei Weisen aus Morgenland,
Die hatten die Rose in ihrer Hand;
Sie schwangen sie hin, sie schwangen sie her,
Und die Rose war nicht mehr. Im Namen des Vaters u. s. w.
(Dreimal pusten und drei Kreuze machen. Z.)
Neu-Ruppin. Zippelsförde.

g) Die Mutter Maria ging über Meer und Land.
Sie hielt drei Rosen in der rechten Hand,
Eine weisse, eine gelbe, eine rote.
Im Namen des Vaters u. s. w. Neu-Ruppin.

h) Mutter Maria ging über das Land,
Sie hatte (nahm: L. K.) drei Rosen in ihrer Hand (wohl in die Hand: L. K.).
Die rote, die braune, die weisse. Im N. d. V. u. s. w.
† † † Dreimal pusten.
Neu-Ruppin. Stöffin. Walchow. Lichtenberg. Kerzlin.

i) Für die Brandrose.

Joseph und Maria gingen übern Sand,
Sie hatten drei Rosen für den Brand.
Die Sonne verging,
Die Rose verschwind't. Im Namen Gottes u. s. w. Dierberg.

k) Maria zog durch das Land,
Sie hatte drei Rosen in der Hand,
Eine rote, eine weisse, eine Blatter.
De Biete, de Beite (?),
De Biete gewann,
Die Rose verschwand. Im Namen Gottes u. s. w.

Solches ist dreimal, am Morgen, am Abend und am folgenden Morgen zu sprechen. Rheinsberg.

l) Es kamen drei Jungfern aus England,
Die hatten drei Rosen in der Hand;
Die erste ging, die zweite stand,
Die dritte, die verschwand. Im Namen d. V. u. s. w. Wulkow.

m) Unser Herr Jesus hatte drei Rosen in seiner Hand,
Die erste stand, die zweite brannte, die dritte verschwand.
Im Namen Gottes u. s. w. Protzen. Walchow.

n) Maria und die Rose, die gingen über Land;
Maria nahm drei Rosen wohl in die Hand,
Die rote, die weisse, die Blatterrose;
Maria wand (so), und die drei Rosen verschwanden. Buberow.

o) Jesus ging durch den Garten, hatte zwei Rosen in seiner Hand. Er sprach: „Du sollst verwelken und nicht weiter gehn. Im N. G. u. s. w. Dabergotz.

p) Mutter Maria ging über das Meer und nahm drei Rosen in ihre Hand, die rote, die weisse und die blaue. Die eine vergass sie, die zweite verlor sie, und die dritte verschwand ihr. Im Namen u. s. w. Fehrbellin, Kr. Ost-Havelland.

q) Es kam ein Mädchen (Dame: S.) aus Engelland,
Sie hatte eine Rose in der Hand;
Die Rose verschwand,
Das Mädchen gewann. (Die letzte Zeile fehlt in S.)
Im Namen des Vaters u. s. w.

Gadow: Dann wird in einem Kreise gepustet. Alles ist dreimal zu wiederholen. Gadow, Kr. Ost-Priegnitz. Seveckow, Kr. Ost-Prignitz.

r) Es kam eine Jungfrau aus England,
Sie hatte eine rote und eine weisse Hand;
Die wollte sich streiten mit der Rose.
Die Jungfrau gewann,
Die Rose verschwand. Retzow, Kr. West-Havelland.

7. Fall ab, du Rose, verschwind' wie der Wind,
So thut dir helfen Gottes Kind. Im Namen u. s. w. Neu-Ruppin.

8. Gegen die gewöhnliche Rose.

Die Rose hat in diese Welt
Uns Gott als Königin gesandt,
Hat über ihr das Sternenzelt
Als Krönungsmantel ausgespannt.

Rose †, Rose †, weiche †
Und flieh auf eine Leiche
Und lass die Lebenden befreit
Von nun an bis in Ewigkeit.

Neu-Ruppin.

9. Petrus und Paulus, die gingen beide in den Wald; sie suchten die Rose und die Lilie zu finden.

Man fahre dabei mit dem Finger dreimal von oben her um die kranke Stelle rings im Kreise herum. Neu-Ruppin. Dorf Zechlin, Kr. Ost-Priegnitz.

10. a) Gegen die Blatterrose.

Man leiht sich den Trauring einer fremden Person, fährt mit ihm über die kranke Stelle und spricht folgendes:

Die Rose und der vergoldete Ring (dreimal).
Die Rose verschwand,
Und der Ring gewann. Im Namen des Vaters u. s. w.

Nach der Handlung wird dreimal über die Stelle gepustet. Neu-Ruppin.

b) Gegen die giftige Rose oder Gilge.

Man nimmt einen goldenen Ring oder, wenn man ihn nicht haben kann, eine Nadel, bestreicht mit dem Ringe oder dem Nadelknopfe dreimal über Kreuz die Rose und spricht dabei die Worte:

Mutter Maria mit ihrem goldenen Ring
Stritten sich beide um das Gilgending;
Mutter Maria gewann,
Das Gilgending verschwand. Im Namen des Vaters u. s. w.

Dies wiederholt man drei Tage nach einander. Die Nadel steckt man entweder einem andern an oder vergräbt sie. Neu-Ruppin.

c) Gegen die laufende Rose.

Jesus und Maria Kind
Spielten mit dem güldnen Ring;
Der güldne Ring gewann,
Und das heilige Ding verschwand. Im Namen Gottes u. s. w.
† † † Böten nach Sonnenuntergang. Neu-Ruppin.

d) Die Rose und der vergoldete Ring,
Die wollten sich beide streiten;
Der Ring gewann,
Die Rose verschwand. Im Namen Gottes u. s. w. Zippelsförde.

e) Maria und das heil'ge Ding,
Die spielten beid' um einen vergold'ten Ring;
Maria, die gewann,
Das heil'ge Ding verschwand (S. Engelien u. Lahn a. a. O. S. 253.) Seebeck.

11. Gegen die Blatterrose.

Christe, durch die Wunden dein
Bewahre alles Unglück mein.
Fünf Finger Gottes helfen dir:
Das ist die beste Arznei für und für. Im Namen d. V. u. s. w.
Dreimal anblasen. Neu-Ruppin.

12. Gegen die Flussrose.

Düster ist die Nacht,
Weit ist die Welt,
Kalt ist die Totenhand,
Damit will ich streichen Flussros' und Brand.
Im Namen Gottes u. s. w. Neu-Ruppin.

13. 77sterlei Rose, du thust mir weh;
77sterlei Rose, steh!
Weiche von mir!
Nimm alle Schmerzen mit dir! Im Namen u. s. w. Alt-Ruppin.

14. Man nimmt einen Feuerstahl und streicht die Stelle bis zur Hälfte der Rose und spricht:

† Das Stahl und die Rose, die streiten zusammen,
Das Stahl, das Band (wohl urspr.: gewann), †
Die Rose verschwand.

Dann muss man mit dem Stahl über die andere Hälfte streichen und sagen: Im Namen Gottes u. s. w. † und nach den Schlussworten jedesmal dreimal Feuer auf die Rose schlagen. Alt-Ruppin.

15. Es giebt drei Rosen: die weisse, die braune, die rote. Ich möchte wünschen, dass sie vergeht und nicht besteht. Im Namen u. s. w. † † †
Zippelsförde.

16. Die Rose wird mit einem Feuerstahl gepustet.

† † † Hille Gedrille, du dolles Ding! Ik boet dî dorch Îsen und Stahl, det du magst verschwinden, vergahn, wie de Dag am Haewen. Im Namen Gottes u. s. w. † † † Zippelsförde.

17. Es gingen drei Jungfraun über den Rhein.
Was wollten sie da?
Sie wollten Maria ratzen,
Das heil'ge Ding bestreichen, bekneiben.
Im Namen Gottes u. s. w. † † †
(S. Engelien u. Lahn a. a. O., S. 253.) Seebeck.

18. a) Alle Messen währet der Gesang,
Alle Evangelien werden gelesen;
Rose, du musst vergehen und verwesen!
Im Namen u. s. w. † † † Klosterheide.

b) Gegen die weisse Rose, die blaue, die rote und braune.
Die Evangelisten haben gepredigt, die Prediger haben gesungen,
Dies Kraut soll verwelken und verwesen.
Im Namen u. s. w. Dierberg.

c) Die Glocken haben's geklungen,
Die Priester haben's gesungen,
Die Evangelisten haben's gelesen:
Die Rose muss verwelken und verwesen. Im Namen G. u. s. w.
Dreimal. Rheinsberg.

d) Ich höre die Glocken in aller Herren Länder klingen,
Ich höre die Mess' in aller Herren Länder singen;
Das böse Ding soll nicht gelingen. Im N. G. u. s. w. Rübehorst.

e) Alle Glocken geklungen werden,
Alle Episteln verlesen werden;
Die Rose soll sich zerteilen, verwelken. Im N. G. u. s. w.
Dreimal pusten. Kremmen, Kr. Ost-Havelland.

19. a) Fahre mit der rechten Hand kreuzweis über die Rose und sprich:
Die rote und die weisse,
Die liegen beid' im Streite;
Die weisse, die gewann,
Die rote, die verschwand. Im Namen u. s. w. Klosterheide.

b) Schutzmittel gegen die Rose beim Einschuss.

Willst du vor Rose bewahrt bleiben, so gehe während deiner Schwangerschaft zum Kaufmann und erbitte dir von ihm ein Stückchen Schwefel mit den Worten: „Ich bitte Sie um Gottes Willen, seien Sie doch so gut und schenken mir ein Stück Schwefel.“ Dieses binde in ein seidenes Läppchen und trage es an einer Schnur um den Hals, so dass es in der Herzgrube hängt. Sollten dennoch die Brüste anschwellen und die Rose auftreten, so muss gepustet werden. Hierbei sprich folgendermassen:

De Inschott un de Wîd',
De willn sik beide strîden;
De Inschott verschwindet,
Un de Wîd' gewinnet. Im Namen u. s. w. Klosterheide.

c) Gegen rote Rose.

Die Rose und die Wîd',
Die liegen beid' im Strît;
Die Wîd, die gewinnt,
Die Rose, die verschwind't.
Im Namen Gottes u. s. w. Dierberg. Buberow.

20. Gegen die Blatterrose.

Ich ging über eine grüne Wies'; da begegnete mir St. Petrus und sagt: „Warum siehst du bleich aus?“ „Warum soll ich nicht bleich aussehen? (Es) ist heute der dritte Tag, dass mir das gastrige Zeug geplaget hat.“ Im Namen u. s. w. Dierberg.

21. Für die laufende Rose.

Rose, du sollst stille stehn,
Du sollst nicht weiter gehn,
Du sollst nicht reissen, du sollst nicht stechen, sollst nicht weh thun.
Im Namen u. s. w. Dierberg.

22. Es gingen drei Jungfern ins grüne Gras; davon nehm ich die Rose ab. Im Namen u. s. w. Metzelthin.

23. Die Ros' und die Schôl',
Die reisten beide nach Polen;
Die Schôle, die gewann.
Und die Rose verschwand.
Im Namen des Vaters u. s. w.
Wulkow.

24. Man spreche zum Rosenstrauch:
Ros', Ros', Ros',
Blühe am Baum!
Da hast du Raum —
Und nicht in Fleisch und Blut!
Im Namen u. s. w. Buberow.

25. Es gingen zwei Frauen in Christi Garten, und die Jungfrau trug sie nach Haus. Im Namen u. s. w. Metzelthin.

26. Christus ging in'n Rosengarten, kältet seine Wunden. Im Namen u. s. w. Dreimal pusten. Frankendorf.

27. Gegen die Zahnrose.

Ich ging über eine lange Wiese, begegneten mir drei Jungfern: die eine Susanne, die andre Kathrine, die dritte Tohille, dass der Knochen hilliken, stilliken wird. Im Namen Gottes u. s. w. — Dreimal pusten.

Will man den Spruch gegen eine andre Rose anwenden, so lauten die letzten Worte:

Gott gebe, dass sie hilliken, stilliken wird. Frankendorf.

28. Rose, thue mir versprechen,
Dass du dich willst hinter mir verstechen
Und von mir nun weiter gehn.

Dieser Spruch wird angewendet, wenn ein des Bötens Kundiger von der Rose befallen ist. Derselbe bespricht dann kreuzweis dreimal die Rose und fügt die Worte hinzu: Im Namen u. s. w. Fehrbellin, Kr. Ost-Havelland.

29. Die Rose, so rot sie auch blüht, doch nimmer vergeht; jedoch jetzt soll sie weichen im Namen Gottes u. s. w. Retzow, Kr. West-Havelland.

30. Der Herrgott und die Rose,
Die gingen über den Sand;
Da schlug der Herr die Rose,
So dass sie gleich verschwand.

Bei diesen Worten streicht man die Rose dreimal mit dem Mittelfinger über Kreuz. Retzow, Kr. West-Havelland.

31. Gegen die Blatterrose.

Ich stell dich in das Leder
Für für (? vielleicht Vor Füer) und vor die Blatter;
Blatter, du sollst stehen
Und nicht weiter gehen! Retzow, Kr. West-Havelland.

32. Rose,
Fall in die Grôse
Und nicht in das Blut
Und nicht in das Fleisch.
Im Namen Gottes u. s. w. Friesack, Kr. West-Havelland.

33. Rose, du bist rot und blind und brennst rot und weiss. Im Namen Gottes u. s. w. Zechlin, Kr. Ost-Prignitz.

34. Rose, so ich dich seh',
So vergeh
Wie der Tau von Regen.
Du sollst nicht schwellen,
Auch nicht schwören (= schwären),
Auch nicht wehe thun. Im N. G. u. s. w.
Seveckow, Kr. Ost-Prignitz.

35. Wenn die Rose aufgebrochen ist, so nimm roten Bolus, Bleiweiss, Silberglitt, Baumöl und Weinessig. Solches mache zu einer Salbe und lege es auf das Loch, so wird es dir die Wunde heilen. Neu-Ruppin.

36. Blase den Rauch einer Pfeife öfter kreuzweise über die Rose hin; danach fällt dieselbe. Pessin, Kr. West-Havelland.

XXXVIII. Gegen Salzfluss.

1. Ich böte den laufenden, strömenden und fressenden Salzfluss. Du sollst nicht laufen, du sollst nicht stechen, du sollst nicht fressen, aber vergehen. Im Namen Gottes u. s. w. Alt-Ruppin.

2. Gegen Salzfluss nimm 1 Mass Bleiweiss, 1 Mass graues Granitpulver, 1 Mass Silberglitte, 1 Mass weisses Baumöl und 5 Myrrhentropfen. Dazu die Worte:

Die empfängst du aus meiner Hand. × × × Im Namen u. s. w.

Seveckow, Kr. Ost-Priegnitz.

3. Giesse Quecksilber in Leinöl gedämpft, Silberglitte, Essig und Baumöl unter einander, dass es zur Salbe wird, schmiere es auf die innere Seite einer Schweinsblase und lege es auf. Neu-Ruppin.

XXXIX. Gegen einen Schaden.

1. Wenn ein Schaden nicht aufbrechen will, so nimm Jungfernpergament, so gross der Schaden ist, lege es in Wasser und dann auf den Schaden. Lichtenberg.

2. Hat man einen Schaden und bestreicht stillschweigend die Stelle an einer Leiche (? mit der Hand einer Leiche) kreuzweis, so wird man gesund. Karwe.

XL. Gegen Schluckauf.

1. Um den Schluckauf zu vertreiben, muss man ein Vaterunser beten. Neu-Ruppin.

Neu-Ruppin.

Von Glan- und Furt-Orten, im besondern von Klagenfurt.

Von Fritz Pichler.

Wollte man heutiges Tages die Städte aus ihren Namen erkennen, nach der Natur und Geschichte ihrer Anlage, so ginge man häufig irre oder ins Dunkle. München ist keine Gründung der Mönche: der ältesten Namensform Munichen (laut der Tegernseer Jahrbücher um 1102—54) entspricht ein Münich-Kindlein im Wappen erst vom XIII. Jahrhunderte ab und von da fort muss die mönchische Auslegung gelten. Warum ist es aber mit Waldmünchen, Münchengraetz u. s. w. nicht ähnlich? Von Monaco

sagt man gar wahrscheinlich, es heisse vom Bergwall, keltisch wie municha: so hat mans denn mit min-ka, als kleinem Ort. für München versucht. Den kleinen Anfang in Ehren — nicht aber die sprachliche Wurzel. Berlin könnte (wie München allenfalls eine Isarfurt) auch Spreefurt heissen; man hat aber das Wehr, welches da den Fischern und Schiffern bedeutsam gewesen im wendischen Sumpfland, lieber zu einem kleinen Bär umgestaltet und so ist, lange nach 1150, das Bärlin ins Wappen gekommen. Und was hat man aus Wien gemacht? Der antike Name ist einmal da; so verstand man denn Vindobona als Waldbau, als tiefsinnigen Waldrest den „Stock im Eisen"; was Wunder, wenn nicht gar schon aus Wind (gleich Haus) an die Stätte der Winden gedacht wurde, ohne Entscheid übrigens, ob das nunmehr die Czechen seien oder die Slovenen. Ein wendisches Fischerdorf zwischen Elbe und einer Folge kleiner Seen ist auch Dresden gewesen. die Waldleute Dreždžani hatten es bevölkert (vor 1206, als Stadt 1236). Mag Karls Ruhe, mag Gestüt und Garten aus jüngerer Zeit klarer für sich sprechen, so fallen wir z. B. bei Paris und London gleich sehr ins Allgemeine. Die Lutetia Parisiorum ist als Lukotitia oder Lutohezi allerdings eine Kot- oder Sumpfstadt der Parisii; aber wer sind denn diese selber wieder nach ihrem Namen? Es sollen richtige Wasserleute sein (von bior) und wirklich macht das stattliche Schiff im Wappen die Stadt zu einer Seestadt trotz Leipzig. Endlich auch London, von den Römern vorgefunden und benannt Lundinum, soll nach lud (Sumpf) geheissen, auch als Lundenburg, gleich der östreichischen Station der Nordbahn, soll die Weltstadt bekannt gewesen sein. Aber nichts von Seine und Themse ist für den Klang des Stadtnamens herbeigezogen worden.

Es zählte also eigentlich zu den Seltsamkeiten, dass grosse Städte genannt sind nach den Flüssen, daran sie gelegen, darüber sie Brücken geschlagen haben; das gilt auch von den antiken Grossstädten. Jedoch minder grosse Ortbildungen folgen nicht dieser Regel.

Wir haben in Östreich auch Ortsnamen nach Flüssen oder Bächen, zwar nicht solche von Donau und Rhein, doch wir haben etliche von kleineren Gewässern. So sind von Drau genannt: Drauhofen, Drauburg (Ober- und Unter-), alsdann die slavischen oder ungerischen Drau-Orte. die Drava-, -Fok, -Keresztur, -Palkonya, -Szabolcz, -Szentmarton, -Tamási, abgesehen von Drag-Namen. Weiter von

Elbe: Elbe-Kostelctz, -Rositz, -Teinitz, Hohenelbe. Von
Enns: nur die Stadt gl. N.; Etschdorf ist aber in Siebenbürgen. von
Fella: Pontafel (der Ton, sonderbar genug, auf dem a); von
Gurk: Markt und Stift Gurk, Gurkfeld:
Inn: Innbach, Innsbruck; Unterinn liegt gar nicht im Innthal. sondern bei Botzen: ferner
Krems: Kremsegg, Körösch (mehrere);
Lavant: Lavamünd;
Laibach: Laibach:

Lieser: Lieseregg, -Hofen.
Marosch: in Ungern und Siebenbürgen über 60 von Beld bis Kécs;
Möll: Möllbrucken;
March: Marchek, Marchfeld, Marchtrenk;
Moldau: Ober- und Untermoldau, -Tein(itz). Recht viele Orte heissen nach dem malerischen Flusse
Mur: Murau, Murberg, Mureck, Murstätten, Mura-Keresztur, -Szent Maria, -Szombath, -Szkiraly, -Köcs.

Nennen wir der Vollständigkeit halber noch

Mürz: Mürzhofen, -Steg, -Zuschlag;
Oder: Oderberg;
Oppa: Oppatau;
Raab: Raba (u. dgl. an 25);
Save: Sava, Savenstein, Saudörfl;
Traisen: Traiskirchen, Traismauer;
Traun: Traunfeld, Traunkirchen, Traunsee, Traunstein, Traunviertel;
Trebovka: Trübau;
Ybbs: Ybbs, Ybbsitz;
Waag: Waag, -Bistritz, -Freistadtl, -Königsdorf, -Neustadtl, Wagstadtl, endlich
Weichsel: W.-Skotschau, -Teschen und
Wien: Wien, W.-Neustadt, Wiening.

Ort und Fluss heissen ganz gleich: Beraun, Biala, Eger, Enns, Gran, Gurk, Idria, Kainach, Krems, Laibach, Malnitz, Malta, Metnitz, Mies, Mur, Narenta, Raab, Schwechat, Stry, Thaya, Traun, Ybbs, Wien, Wippach, Zwitawa. Es ist hier abgesehen von Orten, welche nach Flüssen zur Unterscheidung der gleichklingenden genannt sind (nach Leitha, Mur, Thaya, Ybbs u. dergl.), wofür die bekanntesten Beispiele Frankfurt am Main und an der Oder.

Man wird einen viel verbreiteten Wassernamen im Verzeichnisse vermissen; wir nehmen ihn aber aus besonderen Gründen abgesondert vor. Das in allen keltischen Sprachen erscheinende Wort Glan bedeutet, wie Chr. W. Glück (die bei Caesar vorkommenden keltischen Namen, München 1857, 187 1625) nachgewiesen hat, klar, rein; Flüsse, darnach benannt, findet man in allen Ländern, denen eine ursprünglich keltische Bevölkerung zukommt und natürlich auch Ortsnamen in der Nähe des Flusses. Förstemann, Altdeutsches Namenbuch, II, S. 583 führte auf: Glane bei Sarbeck, Münster bei Iburg, Osnabrück, bei Salzburg (Nebenfluss der Salzach, gleicher Ort), bei Klagenfurt; ferner Gleen in Hessen; Glon, Nebenfluss der Nahe, Ort Altenglan; Glon, Nebenfluss der Mangfall, Dorf Glon, desselben Namens Nebenfluss der Ammer, Ort gleichen Namens bei Augsburg. Man hat seit Ausgang des VIII. Jahrhunderts, mehr des IX. und X., die Formen Glana, Glanna, Glaen, Glanis, Glano, alsdann Glena, Glene, aber auch Glona, Glone. Die Verschiebung des G zu K begegnet in Clana schon seit dem

IX. Jahrhunderte, ferner Chlana, Clane[1]). Hierzu gehört auch der Glam, Nebenfluss der Amblève bei Troisponts, der Tiber-Nebenfluss Chiana (antik Clanis) und Strabons (IV, 207) Klanes, welchen man auf Iller oder Isar gedeutet hat.[2]) Endlich sei noch der urkundlichen Glanicle, Bach bei Salzburg, Glanathorpe bei Osnabrück gedacht, welches dem kärntischen Glandorf entspricht, sowie der in den behandelten Klang auslautenden Aldenglann, Lutzellenglenn[3]).

Sowohl in dem Fluss- als in dem Ortsnamen Kärntens Glan[3]), Glanfurt, Glandorf, Glanhofen, Glantschach, Glaneck, gerade so wie in dem Worte Lang herrscht ein o-Laut. — Für das dem Glan in der Bedeutung entsprechende mittel- und niederdeutsche Lauter (Lûtra, Hlûtra) fehlt in den Alpenländern ein Beleg. Die eben erwähnte Verdunkelung des a zu o haben sogar ältere Urkunden in einzelnen Fällen wiederzugeben versucht; man liest Glantschach als Glomsach ca. 1220, Lantschach als Lontscha, Lantschern als Lonsarn, wie Lang als Loncha (Zahn, Urkundenbuch II 657). Auch Schmeller, B. Wb. I 974 setzt zu Glân ausdrücklich Glon, Glõ (nur kleineren Flüssen eigen), den Glanbach aus dem untersberger Fürstenbrunnen erwähnend und die Glon, die zur Nahe fliesst. Zuerst im Jahre 914, laut cod. dipl. Ratisbon. erscheint eine Glona (Förstemann II, 583 f.), indes bei uns zwar nicht der Fluss selbst, aber das daran belegene Glanadorf 979 ersichtlich wird. Es folgt dann mit 983 und mehrmal gegen des XII. Jahrhunderts Ausgang Glan, Glana, Glane, Glanus, so 1171, Glanecke (eke, ekke, egge) 1183—90, 1149, das Glomscah 1178, jedoch noch kein Clagenfurt u. ä., kein Languart oder Waidmannsdorf, wohl ein Wertsee lacus 1168 (Zahn, Urkundenbuch I 1875, S. 832, 470). Die Glanfurt, den Seebach, findet man noch in einer der neuesten Landkarten als Klanfurt eingezeichnet; Valvasor schreibt die Glaan, Clagenfurt zuvor Glaanfurt; die alte Bezeichnung dafür aber hat nichts von Glan oder Klan, sondern sie lautet Lanquart, Lankwart, Langfort, zu ältest Lanchwart; an dieser langen Furt besassen die Viktringer Mönche eine Mühle (vor 1274).

Dass die Ableitung des Namen Klagenfurt von Klage, klagen, wie sie Aeneas Sylvius (nachmaliger Papst Pius II.) zwischen 1447 und 1457 erzählt, nicht entscheidend ist, geht schon daraus hervor, dass die Sage vom Bäckerjungen, der erst ohne Untersuchung verklagt, alsdann ungerecht gerichtet, beklagt wird, auch anderwärts (so in Venedig) vorkommt, ohne zu einer Namensänderung zu führen. Mit der gerichtlichen Klage, mit der Wehklage, mit dem „in Trauer gehen" (Grimms D. W. hat 126 Wörter

1) Klengrub in Unter-Östreich, Urkundenbuch, VII, 741.

2) Glanum, Stadt der Seeonen bei Lyon (in Antoniniannm), Clanoventa in Britannien, jetzt Ellenborough (Ant.), Amboglanna, Castell Hadrianswall in Britannien (Notit. imp.).

3) Hierher aus germanischem Bereiche: Glan-See in Schweden, Glane-Visbek in der Schweiz, Glanmir in Australien (englische Gründung?), Glanworth in Irland, zumeist Glanford in England (Lincoln), dann in Canada, bei Wentworth. Metzger 265.

mit einleitendem Klag-, vgl. auch Schmeller, B. Wb. I 1327) ist da nicht vorzuschreiten, so wenig wie mit den volkstümlichen Sagen von der gespenstischen Kugel, dem Klageweib, dem Klagevogel. So steht denn Klagenfurt mit seinem Namen in Östreich und Deutschland einzig da, indes nach dem schwedischen klaga (klagen) doch die Orte Klagstorp, Klågerup genannt sein dürften (Metzger 371)?

Von den fränkischen und ostbaierischen Eiwanderern ist wohl die Ortsbenennung Klagenfurt veranlasst worden, um oder nach dem Jahre 830, nachdem die Ansiedelung selbst vielleicht aus Römerzeiten her schon in kleinster Ausdehnung bestanden hat. Sie möchte zwischen den Stätten der Urnengräber (bei Jahrmarkt), der Villen mit den Reliefs und Statuenteilen, südlich der Häuschen von Strazzing (jetzt Straschitz) und Stein vor Viktring zu suchen sein. Wenn die Slaven diese Ortschaft mit ihrem Zelovez als Neustadt bezeichnet haben sollen[1]), so mochte das gegenüber der Altstadt (Virunum) seinen Sinn gehabt haben, in deren Bereiche ja ein Paar ihrer Herzöge mit dem Burg- und Gerichtssitze hausten. Wie immer das Wohnwesen an der „klänigen Furt“ sich entwickelt haben mag im IX. Jahrhundert und hinauf bis um 1190, durch 300 Jahre also, bis das Ganze unter Herzog Ulrich als ein Markt erscheint (Stadt unter Herzog Bernhard[2]), so mag der schlüpfrige Boden mit bergabfliessenden Wassern genug zu bearbeiten gewesen sein, zumal von einer Kanalanlage, jedoch einer verzweigten, nicht mit einer Linie nach der Stadt leitenden, schon in den Zeiten um 1200—1256, unter Herzog Bernhard, die Rede ist. Davon berichtet aus den Annalen des nahen Klosters Viktring, welches laut derzeitiger Aussprache Fitring seinen Namen von allem eher, als dem lateinischen Victoria ableitet, der Abt Johannes († 1347): ut Stagnum S. Primi et Feliciani ad structure sue diversa traheret . . . Es ist möglich, dass man schon dazumal (gleichwie man dem Orte ein Paar eben schliessbare Thore gegeben hat zu den nötigsten Pfahlzäunen) jene bachartige Zuleitung (von hinter dem Wispelhofe, Badhaus, Schleppehof) aus der Glan herzuziehen angefangen hat, welche nachmals als der Feuerbach, zuvor aber als der die Festungsgräben speisende Wallbach wichtig geworden ist seit beiläufig 1527. Der noch bis in unsere Tage zwischen Steinplatten offen durch die Stadt fliessende Bach (durch die Rinne oberhalb des Theaters eintretend, unterhalb der „Pasteyn“ nächst Museum und Bahnkörper austretend[3]), hat durch Anlage des Lendkanales, westwärts zum Wörthersee, immerhin eine Fluss-Änderung erhalten. Aber die Stadtgraben-Austiefungen datieren erst von 1534 herauf, und um 1580 hat die Festungs-

1) Heinrich Hermann, Klagenfurt wie es war und ist 1831, S. 10: desselben Text zu Wagners „Ansichten a. K.“, 1844, S. 193; Aelschken-Palla, S. 54.

2) Chlagenuurt, Klagenfürt 1200, 1293 u. s. w.

3) Valvasor „Durch die Stadt rinnet in einem von Holz ausgefutterten Canal über den Stadt-Graben ein Bach.“

anlage fertig dagestanden. An kleinen Verschwemmungen innerhalb des Stadt-Weichbildes hat es nie gefehlt.

Etwa 25 Jahre nach dem Festungsschluss ist der erste Stadtplan bekannt geworden, 1604 in dem poetischen Werke des evangelischen Schriftstellers Urban Paumgartner. Eben die evangelischen Lehrer, Geistliche und Beamten, zum Teile aus Deutschland hereingekommen, hatten, vor den Jesuiten in ihren Lateinschulen noch, für die neue Landeshauptstadt den Namen Claudenfurtum (Laz), Claudia, Claudiforum, Claudoforum, Claudivium aufgebracht (jetzt als Claudium forum noch in Benutzung), etwa von 1552—60 herauf, an Stelle des quaerimoniae vadum durch Abt Johannes von Viktring um 1300. Sie hatten dabei nicht bloss die (damals weniger moderne) Allitteration mit dem Cla im Auge, vielmehr im Ohre, als auch die Kenntnis, dass die benachbarte Altstadt Virunum eine Colonia Claudia gewesen. Im Ernste wird niemand etwas Claudisches in Klagenfurt finden wollen. Vor des erwähnten Stadtplanes Erscheinen (64 Jahre) gab es einen weitverbreiteten Moorbrand um Klagenfurt, vermutlich um Weidmannsdorf, bei den sieben Hügeln; 48 Jahre darnach den Bau des Seeschlosses Loretto am Ausgang des Lendkanales (1540, 1652). Wie viel in diesen früheren und späteren Zeiten für die Entsumpfung der Gründe südlich des Kanals geschehen sei, ward nicht berichtet; jedoch ist seit Menschengedenken bekannt und durch vereinzelte Drainierung erklärlich, dass der Sumpfwasserstand abgenommen hat zwischen den Punkten Loretto, Weidmannsdorf, S. Ruprecht, Maxe. Weiterhin gehört dazu das inselartige Gebiet vor und unter dem Zwanzgerberg-Sattnitz (westlich von Ebenthal, Brücke über den urkundlichen Bach Nagas), Lack, Schmelzhütten, Goritschitzen (bei Siebenhügeln) und Alpen. Auch die Nebelfülle, am stärksten beobachtet 1815, bedeutend noch um die Jahrhundertsmitte, gilt als abnehmend. „Das Sterblichkeitsverhältnis ist eines der günstigsten unter allen Städten Österreichs und beträgt (ohne Ortsfremde) nur 22,3 vom Tausend Einwohner.“[1]) Wie steht es hierin mit den grossen Sumpforten Berlin und Dresden, Paris und London?

Wenden wir uns nun zu dem zweiten Wort in der Zusammensetzung Klagenfurt, zu furt (ahd. mhd. furt, vurt, nd. ford, ags. ford, slav. brod).

Förstemanns Altdeutsches Namenbuch II S. 539—541 bringt unter dem Schlagworte FURD, furti, zunächst die einfachen neuhochdeutschen: Fürth bei Nürnberg, bei Heppenheim im Odenwalde, in Friesland; Furt bei Mautern in Oberöstreich, bei Cham am Regen, bei Altötting am Inn. Dann giebt es 73 althochdeutsche Namen, die mit furt oder ford zusammengesetzt sind. Aus dem Bestande der Beispiele geht ungefähr hervor, dass es beabsichtigt sein konnte, diese Furt zu bezeichnen nach der Bodenart

1) Vgl. Wagner, Topographie v. K., S. 101, Klima. Der berühmte Kurort Gleichenberg war noch vor 60 Jahren ein berüchtigter Sumpfort.

(Brunnen, Buchwald, Rodung, Sand, Gestein), nach Form und Beschaffenheit (eben, wohl), nach Lage, nach Mass (breit, dünn, eng, hoch, lang, tief), nach Person (Erpis, Riese), nach Sachen (Eisen, Heu, Kohle, Weg), nach Tieren (Adler?, Gans, Geiss, Hase, Ochs, Taube, Wolf), nach Volk, nach Wasserart (Bach). Jedoch sind diese Bezeichnungsmittel weder alle sicher die richtig erkannten, noch minder sind sie vollständig, wie man ja ersieht. Am wenigsten möchte die Wasserart mit Beispielen zu belegen sein, wie die Furt durch den Bach, vielleicht durch die Schwarzach. vielleicht durch die Lan; sonst würden die beiden Frankfurt wohl heissen können Mainfurt, Oderfurt, Erfurt etwa Gerafurt.

Jetzt kehren wir zum einfachen Furt zurück. Wir haben in Östreich 29 solche Ortsnamen; Furth und Fürth, darunter bei Weissenbach an der Triesting und Pottenstein, Schwertberg, jenes bei Göttweih, Mautern, Pottingbrunn (als Dunninvurt um 1130 urkundlich, vielleicht ist es das andere, das als Vorte, Vurt, Furt in der Zeit 1166—1185 erscheint). Furta heisst der Ort bei Grosswardein und Berettyó-Ujfalu, wahrscheinlich hierher ohne Bezug; Furti aber das Dorf bei Neumarkt, welches schon im Jahre 930 so genannt erscheint, vermutlich das älteste österreichische Beispiel dieser Art. Das Furth oberhalb Judenburg geht sonst als Praittenvurt, Preiten- oder Praitenfurt, -vurte und zwar seit 1074, 1187, 1207, 1244. Das sind wohl Anklänge auf die römische Strassenstation ad pontem. Hierzu gehören die ausseröstreichischen Furt und Fürth bei Chemnitz, bei Glennen in der Schweiz[1]).

Die bekanntesten Furt-Komposita, in- und auswärtige, Ortsnamen mit Furt u. ä. im Ausklang, sind:

Amersfoort bei Amsterdam;
Andrichsfurt bei Ried;
Pachfurth bei Bruck a. L. (Pachtfurth);
Breitenfurth bei Groditz, Freiwaldau (vgl. das obige mhd. ahd.);
Breitenfurth bei Liesing, Purkersdorf;
Klingfurth bei W.-Neustadt;
Dietfurth bei Riedenburg, an der Altmühl, Rott, in der Schweiz;
Dyherrnfurth in Pr.-Schlesien;
Ebenfurt in U.-Östreich bei Ebreichsdorf, Weigelsdorf;
Enkenfurt bei Gross-Meseritsch.
Erfurt liegt an zwei Hauptarmen der Gera, die breite, die wilde genannt. Der Ort heisst nicht Gerafurt, sondern es wird ein Erp als Stadtgründer im VIII. Jahrhundert angenommen, daher die älteste Form Erpisford.
Frankfurt am Main (ahd. Francono furt 793). Die Stadt heisst vom Volksstamm; Furth uber den Mayn, sagt Alber. Latinisiert Francorum vadum, Franchonovada. Die Formen (an 58), wie furd, furt, furth, furde, vurde, vurdi, dann vort, ford, fort, vordi, bis Frankevort giebt Förstemann Ortsnamen II, S. 518—521[2].

1) Zahn, Strmk. Urkundenbuch, I, S. 23, II (1879) S. 655. Metzger S. 249.
2) Stadtplan Erfurt, Frankfurt, 5 Brücken, u. a. in Neumanns Ortslexikon des Deutschen Reiches, 1894.

Frankfurt an der Oder.

In Östreich giebt es diesen Hauptformen gegenüber ein Frankenburg, -fels, markt, Franking, Frankstatt. Weitere Furte sind:

Gansfurt (ob Gansheim in Bayern);
Greinsfurt in U.-Östreich bei Amstätten, Pauerbach;
Guldenfurt (Kolenfurt) bei Nikolsburg, Znaim (Kolm ist wendisch Hügel, daher Köln in Berlin);
Herford bei Minden, Heriford, ein Soldaten-Durchgang, bei Bielefeld, a. d. Werra;
Heufurt bei Retz, am Bache mit zweien Teichen;
Hohenfurt bei Schönfelden, Böhmen;
Oberfurt bei Ried;
Ochsenfurt, ahd. Ochsono furt, in Unterfranken am Main;
Querfurt bei Merseburg;
Radis- oder Rodisfort bei Karlsbad, tschechisch Radešov;
Rumford in Nordamerika;
Sandfort, ahd. Sandforda, England (Devon);
Schweinfurt, ahd. Suino furt, U.-Franken am Main;
Steinfurt(h), ahd. Steinfurte bei Münster, bei Oberbarnim (und Schöpfurth), bei Friedberg;
Streitfort in Siebenbürgen;
Taubenfurth bei Prosnitz;
Tie(f)furt bei Weimar;
Wolfurth bei Bregenz und Wolfsfurt bei Wels.

Das Furt im Anfange haben Furtberg (bei Kremsmünster etc.), Furteben, Furthpoint, Furthof in U.-Östreich, Furtwangen in Baden.[1])

Kehren wir schliesslich zu Klagenfurt zurück, so liegt die Stadt vom Seebache Glanfurt entfernt 1000—1500 Klafter an südwestlicher Stadtstelle, vom Glanflusse bei 400 Klafter an nordöstlicher Stelle. Der Glanfluss kommt von Norden herab und zieht südostwärts der Gurk zu; die Glanfurt, der Seeausfluss zwischen Loretto und Alpen, verläuft unterhalb der Stadt ostwärts, zwischen St. Ruprecht und Ebenthal in den Glanfluss fallend, ganze Länge an 8,5 *km* oder etwa 4500 Klafter.

Klagenfurt hat keine Brücken (der Lendkanal freilich hat seine Gehbrücke, welcher zwei oder drei Fahrbrücken bis zum See folgen); es hatte deren noch vor ein paar Jahrzehnten, als der Feuerbach offen durch die Stadt rann. Aber der Bach ist nur eine künstliche Zuleitung, wohl aus den Zeiten des Festungsbaues (1534—80) allein, in der Richtung von Nord gegen Südost.

Die Stadt, wie sie sich jetzt darbietet, obwohl zur Sommerszeit fast eine richtige Seestadt, dürfte wohl der einzige Furtort ohne Brücke sein.

Jedoch in vordenklichen Zeiten wird es mit dem Namen seinen guten Grund gehabt haben. Die Sage weiss von einer im See versunkenen Stadt; auch alle heilige Zeiten einmal bricht wieder die drohende

1) Allg. Ortslexikon 1892, S. 500. Metzger, Weltlexikon, Stuttgart 1888, S. 244.

Prophezeiung über junge und alte Kinder los: Der See geht über und die Stadt unter. Zuweilen wird sogar der Tag genau bezeichnet.

Wir lesen in H. Hermanns Stadtbuche:

„Der Werdersee scheint ein kleines Überbleibsel jenes weit grösseren Sees zu seyn, welcher einst dieses Becken anfüllte, das nun mit Diluvial-Rollsteinen in fast wagerechten Lagen angefüllt ist. Die Thonschiefer-Berge an der Nord- und Westseite, der Maria-Saler Berg, die Goritschitzen, die Zigguln, der Kalvarienberg erheben sich sanft und verschiedene Buchten bildend, über diese Diluvial-Ebene, ja manche erscheinen wie kleine Inseln in demselben. — Das jüngste Glied der anorg(an)ischen Natur in den Umgebungen von Klagenfurt sind endlich die Torflager, welche sich im Moorlande gegen Maria Loretto zeigen, und die zur Beheitzung benützet wurden.“ [1])

Die schweizer Seen, die baierischen, die tirolischen, kärntischen, krainischen sind im allgemeinen seit den historischen Zeiten (und das sind zunächst die der römischen Invasion) zurückgegangen, in der Weise, dass sie an Tiefe und an Ausbreitung verloren haben. Im allgemeinen gilt, dass die Einflussgegend, meist steiler gestaltet, das Rückgehen des Wasser-Niveaus weniger zeigt, als die Ausflussgegend; an letzterer rücken daher die Menschen-Ansiedelungen vor. Mit urzeitlichen Fundbeweisen ist freilich nicht überall zu arbeiten, jedoch mit späteren auf erstere zurückzuschliessen.

Von den kärntischen Seen haben den Haupteinfluss in Ost, Abfluss in West: der Millstätter See, Faacker, Ossiacher; den Einfluss in Nord, Abfluss in Süd: Afritzer See, Brennsee; Einfluss in West, Abfluss in Ost: der Wörther See[2]), Weissensee, Pressegger See; Abfluss nach Nordost: Plaschischen-See; Einfluss in Süd, Abfluss in Nord: Gösselsdorfer, Raiblersee; Abfluss in Ost: Klopainer See, Erjauz- und Höfleinsee; Abfluss in Südost: Hafnersee; den Abfluss in Süd: der Längsee

Ein antiker Schriftsteinfund und Gewölbbau unter Wasser zu Krumpendorf[3]) (Nordufer) scheint zwar der Theorie zu widersprechen, jedoch kann

1) H. Hermann, Klagenfurt wie es war und ist, 1831, S. 156, 158, 169.

2) Canaval über den See sehr junger Entstehung, wie der Gmundener wahrscheinlich nach vollendeter Ablagerung des Terrassen-Diluvium entstanden. Vgl.

Peters, K., Jahrbuch d. geol. R.-A., 1855, S. 564: Der Haupt-Diluvialstrom von Westen her scheint sich zwischen St. Ilgen und dem Rosenthal abgesackt und zum Teil durchs Keutschachthal, zum Teil durch das Thal, welches jetzt der Wörthersee grossenteils ausfüllt, nach Osten gewendet zu haben, wo sich, gegenüber der Mündung des diluvialen Glanflusses, jene Alpenbäche in ihn ergossen.

Seeland, F., Die Gletscherspuren am Wörthersee, Ztschr. d. deutsch-österr. Alpenvereins, 1878, S. 99—106.

Penk, A., Morphologie der Erdoberfläche, 1894, Bd. 2, 315, glacialer Ursprung.

Richter u. Penk, Atlas der österr. Alpenseen, Taf. II, III.

Simony, Messungen in Canavals Abhandlung.

3) Jabornegg, Kärntens röm. Altertümer, 1845, Taf. 16, 2; c. i. l. III, 2, 5704, Zeit 195—201 n. Chr.

eine zweite nachrömische Einlagerung der Meilensäule eben auch erfolgt sein. Die benachbarten Orte Viktring, Stein, Neudorf, St. Rupprecht, St. Martin, nicht aber Weidmannsdorf[1]), sind von Antiken bar. Hingegen muss die römische Strassenführung angenommen werden in der Richtung aus Virunum: Maria Saal, Wutschein, Annabichl, zwischen Goritschitzen, Spitalberg, Jahrmarkt und Zigguln, Klagenfurt (Engelskirche gegen Burg), Neudorf, Hollenburg, Drau, durchs Loiblthal nach Emona und wohl auch vom Spitalberg westwärts an des Sees Nordufer gegen Zigguln?, Gösling, St. Martin, Kohldorf etc., Saloca, Tasinemetum, Sianticum (Villach-Völkendorf). Gleichwie festzustehen scheint, die alte Heerstrasse habe sich in Römerzeiten am Seerande etwas höher (über der Bahnlinie und Neustrasse) gehalten, nördlicher, so könnte man schliessen, um 1—2 *km* gegen Osten weiter habe sich der See erstreckt noch in Römerzeiten; den Rückgang seit Anlage des Lendkanals (vor 1527?) zu messen, hätte sich verlohnt. Daraus wäre zu folgern:

Gewissermassen ein Seeort wie Krumpendorf, Pörtschach (alt Gösling, St. Martin, Kohldorf), Gurlitsch, Srallach, Pirk, Leinsdorf, Pritschitz, Salloch, Winklern, Töschling, Velden, wie Ossiach, Sattendorf, St. Rupprecht, wie Millstatt, Döbriach, Dellach, Gritschach, Wörlsdorf, wie Techendorf, Oberdorf, Gatschach, Neusach, wie Faak, Drobollach, Egg, wie St. Georgen am Längsee, nur um so weiter vom Fahrwasser abstehend, als in offensten Thales Mitte gelegen, war die Ur-Ansiedelungsstätte für Klagenfurt ebenfalls. Man muss mit dem Abkommen der unfernen Römerstadt eben auch rechnen. Und ist die antike Stadt, ausser durch Kriegsstürme noch zu Grunde gegangen an den verfallenen Kanälen und den Flussverheerungen, wodurch Versumpfung, Verschüttung und Verpestung eintrat, so hat man sich im Neu-Orte wahrscheinlich ferner vom Glanfluss gehalten. Die Anfänge dafür mögen im V. Jahrhunderte stecken, das Ausgebildetere aber erst nach den Slavenzeiten. Es ist aber ein slavischer Name für den Ort vom XI. Jahrhundert oder früher her gar nicht bekannt. Das Wort Celovec, Clovc[2]), ausdrückend etwas „Ganz-Erhaltenes“ oder „Vollständig-Gebliebenes“, mag wohl vor Reformationszeiten in örtlicher Begrenzung bekannt gewesen sein, urkundlich aber kaum vor 1540. Ver-

1) Hier römische Münzen in einem Brunnen und eine Fibel, die Umstände sehr erhebenswert. Fundorte an Seen sind ausserdem: Krumpendorf, Nakonig, Pörtschach, Töschling, Velden: Landskron, St. Michael, Ossiach, Vasoyen, Millstatt, Seeboden; St. Georgen am Längsee. Carinthia, 1896, S. 1—45. Die Inschriftsteine zu Viktring, c. i. l. III. 2, 4829, 31, 77, 78, 94, 4904, 33, 38, 73, 98 sind wahrscheinlich aus dem Zolfelde durch die Cistercienser herbeigebracht worden, seit und vor Lazius Zeiten; nicht gewiss ein Gleiches lässt sich von den Jesuiten sagen in betreff Zigulln, Schrift und Relief 4774.

2) Vgl. Celje Cili, Celine bei Samobor, Celejov bei Stanislau. Nach Janežić Wbuch. wäre Cel soviel als ganz, vollständig, einheitlich, heil, Celov aber Kuss; im deutsch-slovenischen Teile 1851 steht Cělóvec und Cělje (S. 628, 627), im slov.-dtsch. 1851 Cělovec und Celje (S. 543), Glan fehlt. Illyrisch Cělovac. Hierzu endlich Alph. Müllner, Emona 1879, S. 13, 143, 194, 198; S. 337, Slov. 72 f.

mutlich hat erst Primus Truber, der evangelische Slovene (geb. 1508, schreibend um 1538, ausgewandert 1548, in Laibach angestellt 1561) die krainisch-kärntisch-slovenischen Ortsbezeichnungen in die Schriftsprache eingeführt. Gerade dieses Schriftstellers Aufenthaltsort giebt interessante Parallelen für zwei in altrömischen Schriftstellern genannte Städte; beide haben sich neuzeitig entfernter von den Seen entwickelt: es war aber das laibacher Moor, berühmt durch seine Fundstücke, in Römerzeiten nicht mehr ein See, vielmehr ein kultiviertes Moor und vom Laibachflusse querhin durchströmt, während der Wörthersee seine beweglichen freien Wässer, denen der Hauptfluss südostseitig auswich, noch viel weiter ostseits ausdehnte. Freilich hat hier die welthandelsgeschichtliche Bedeutung gefehlt, welche andere Sumpf- und Furtorte ziemlich frühzeitig auf ihre berühmten Höhen erhoben hat.

Lieder, Neckreime, Abzählverse, Spiele, Geheimsprachen und allerlei Kunterbunt aus der Kinderwelt.

In der Bukowina und in Galizien gesammelt von Prof. Dr. **Raimund Friedr. Kaindl.**

(Fortsetzung von S. 302.)

III. Piąte przez dziesiąte.[1])

	Polnisch	Deutsch
160.	Pierwszy składa wierszy, Drugi robi długi, Trzeci głupstwa pleci, Czwarty jak prosie uparty, Piąty stawia w kąty, Szósty bardzo pusty, Siódmy obłudny, Ósmy rozpóstny.	Der erste macht Verse, Der zweite macht Schulden, Der dritte spricht Unsinn, Der vierte ist wie ein Ferkel stutzig, Der fünfte macht in die Ecken, Der sechste ist sehr ausgelassen, Der siebente verleumdet, Der achte ist unartig.
161.	Requiescat in pace, Już cię więcej nie zobacze.	R. i. p. Dich sehe ich nimmermehr.
162.	Raz, dwa, trzy, Stara baba-ty.	1, 2, 3, Bist ein altes Weib.
163.	Wiwat, hura, W moście dziura.	Vivat, hurrah, In der Brücke ist ein Loch.

164. Wenn jemand Schlucken hat, so pflegt man ihn mit folgenden Versen zu necken, indem man hierbei an den Volksglauben anknüpft, dass das Schnackerl die Folge des Erwähntwerdens durch eine ferne Person sei:

---

1) Polnisch = das fünfte durchs zehnte = Mischmasch, Kunterbunt.

Wspomina	Man erinnert sich
Koło komina;	Beim Kamin an dich,
Za dupy się maca:	Greift sich beim Hinterteil:
„Gdzie się moja N. N. obraca“.	„Wo ist N. N. derweil?“

165. Wenn man den neuen Mond (erstes Viertel) wieder erblickt, so soll man mit dem Geld in der Tasche klingeln und sprechen:

Miesiączku nowy,	Neues Möndchen,
Na szczęście, na zdrowie,	Zum Glück und Wohlsein,
Tobie niebo i korona,	Dir Himmel und Krone,
Mnie szczęście i fortuna.	Mir Glück und Vermögen.

166.

Mamu, mamu, pezia ma oczy,	Mutter, das Kloss hat Augen:
Ja pyzi na łyzi, pyzia wyskocy.	Ich nehme es auf den Löffel und es springt [heraus.

167.

Kowalu, kowalu, podkuj mi butki,	Schmied, Schmied, beschlag mir die Stiefel,
Kupie ci wódki za dwa dutki	Ich kaufe dir Branntwein für zwei Dutki
oder:	oder:
Kupie ci kieliszek wódki.	Ich kaufe dir ein Gläschen Branntwein.

168.	Kogo koni, tego bryczka,	Wessen Pferde, dessen Wageh,
	Moja mama chymeryczka,	Meine Mutter ist krank,
	Moja mama chymeruje,	Meine Mutter kränkelt sehr,
	Bo ją tato nie całuje.	Weil der Vater küsst nicht mehr.
169.	A. Haim szułem![1])	A. Haim Schulem!
	B. Będziesz w dupi królem.	B. Wirst im Hintern König sein!
170.	Napoleon Bonaparte	Napoleon Bonaparte,
	Jak świna uparty.	Wie ein Schwein trotzig.
171.	Przystań, przystań do ułanów,	Lass dich anwerben zu den Ulanen,
	Bo ułani wielki pani,	Denn die Ulanen sind grosse Herrn,
	Jedzą, piją i hulają,	Essen, trinken und leben lustig,
	I pieniądze wiele mają.	Haben auch viel Geld.
172.	Stara babka w wianku	Ein altes Weib im Brautkranz
	Przy młodym kochanku:	Und ein junger Liebhaber;
	Wystawiła zęby:	Es zeigt ihm seine Zähne:
	Daj no Jasiu gęby!	Gieb Hänschen den Mund!
173.	Pani dobrodzieju,	Euer Wohlgeboren,
	Dobre kluski na oleju?	Sind mit Öl gut die Klösse?
	By lepszy bywali,	Besser würden sie wohl sein,
	Gdyby na maśle pływali.	Wenn sie auf Butter flössen.
174.	Szwab, drab, kocia noga,	Schwab, Lump, Katzenfuss,
	Nie boji się pana Boga,	Fürchtet nicht Gott,
	Ma na dupi cztery łatki,	Hat am Hintern vier Flicken,
	Nie słucha ani ojca ani matki.	Gehorcht weder dem Vater noch der [Mutter.
175.	Klara,	Klara,
	Czemu ty taka stara.	Warum bist du so alt.

(Geblasener Zapfenstreich.)

1) Jüdischer Trinkspruch.

176. Drancie, drancie do domu spać,
Jutro rano trzeba wstać,
Panu buty wysmarować,
I do szkoły maszerować.

Lumpen, Lumpen nach Haus schlafen
Morgen muss man früh aufstehn, [gehn,
Muss dem Herrn Stiefel schmieren,
Und zur Schule dann marschieren.

177. Wojsko idzie, banda gra,
Pan kapitan szabli ma,
A pan firer raz, dwa, trzy, [marsch.)
Za kołnierzem bije wszy. (Soldaten-

Das Heer geht, die Musik spielt,
Der Herr Hauptmann hat einen Säbel,
Und der Herr Führer ein, zwei, drei,
Schlägt hinter dem Kragen Läuse tot.

(Getrommelter Zapfenstreich.)

178. A. Co tam słychać?
B. Stary baby nie chcą zdychać.

A Was hört man neues?
B. Die alten Weiber wollen nicht
[krepieren.

179. Wicie dzieci, co się stało?
Na ratuszu
W kapeluszu
Dziecko się usrało.

Wisst ihr, Kinder, was geschah?
Am Rathaus
In den Hut
Hat ein Kind gekackt.

180. Fritz
Niema nic,
Tylko jedne kozy,
I ta srać nie może.

Fritz,
Hat nichts,
Nur eine Ziege,
Und diese kann nicht scheussen.

181.

Panna młoda, jak jagoda,
A pan młody jak szczur z wody,
Starościna wielka świnia,
Pan starosta upad z mosta,
Panna drużka jak pietruszka.

Die Braut ist wie eine Erdbeere, [Wasser,
Der Bräutigam wie eine Ratte aus dem
Die Brautmutter ein grosses Schwein,
Der Brautvater fiel von der Brücke,
Die Brautjungfer ist wie eine Petersilie.

182. Lata ptaszek, lata,
Od pola do pola.
Powiedz mi dziewczyno,
Czy ty będziesz moja?
„Ja Ci powiedziała,
Prawę rączkę dała:
Ty nie mój kawaler,
Ja ni twoja dama."

Es fliegt ein Vogel
Von Feld zu Feld,
Sage mir Mädchen,
Ob du mein wirst sein?
„Ich habs dir gesagt,
Die rechte Hand gegeben:
Du bist nicht mein Liebhaber,
Ich nicht deine Dame."

183. O du mein Augustin, Augustin,
Najad się kapusty i grochu
I pierdział po trochu.

O du mein Augustin, Augustin,
Frass Kraut und Erbsen
Und stank ein bischen.

184. Augustyn miał dupki jak burstyn,
Gdyby był nie drzystał,
Byłby miał jak kryształ.

Augustin hat ein Ärschlein wie Bernstein,
Hätt' er nicht schütter gekackt,
Hätt' er eines aus Krystall.

185. Las kotek na płotek i mruga;
Ładna to piosneczka, ale nie długa.

Es stieg ein Kätzchen auf den Zaun,
Schön ist dies Liedchen, doch kurz.

186. Moja kochana,
Słomą napchana,
Patyczkiem podparta,
Pół centa nie warta.

Meine Liebste,
Mit Stroh gestopft,
Mit einem Hölzchen unterstützt,
Einen Heller nicht wert.

187.

Kto się gniewa, niech się gniewa,
Niech sy (sobie) zwiąże wiązkę drzewa,
Niech tak długo nosi, aż się przeprosi.

Wer böse ist, soll böse sein,
Soll sich binden ein Bündel Holz,
Soll so lange es tragen, bis er sich versöhnt.

188.

Adam Babi Cukier Dawal; Ewa Figi Gryzła; Heinrich Jad Kapuściany Lisci, Mami Nos Odgryzł; Papuga Quizdżała; Rak Swisnoł; Tato Upad; Xiądz Wyszed Y Zakazał.

Adam der Alten Zucker gab; Eva Feigen nagte; Heinrich ass Krautblätter, der Mutter biss er die Nase ab; der Papagei quitschte; der Krebs pfiff; der Vater fiel; der Geistliche kam heraus und verbot.

189.

A, b, c,
Chleba chce.
A pirogi nie porzucę,
Bo się w szkole dobrze uczę.

A, b, c,
Brot will ich.
Auch Mehltaschen verschmähe ich nicht.
Weil ich in der Schule gut lerne.

190.

Nie kłuj, kolka, bo ja polka,
Kłuj rusina, rusin świnia.

Stich mich nicht, Stechen, weil ich eine Polin bin,
Stich den Ruthenen, weil er ein Schwein ist.

(Mit diesen Worten bespricht man das Seitenstechen.)

191.

Kukuriku, baba w mliku,
A dziad w kaszy baby straszy.

Kukuriku, das alte Weib ist in der Milch.
Und der Alte im Brei schreckt die Alte.

192. Aj waj, wuse dus,
Cztery żydzi, pełny wóz.
Jak się koła połamali,
Wszystki żydzi popadali.
(Taj sy pejsy połamali.)

Aj waj, was ist das?
Vier Juden, ein voller Wagen.
Als die Räder brachen,
Fielen alle Juden.
(Zerbrachen die Schmachlocken.)

193. Tłusta ryba, tłusty rak,
Czemu chłopcy nie jednak.
Jeden większy, drugi miejszy,
Mój N. N. najladniejszy.

Ein fetter Fisch, ein fetter Krebs,
Warum sind die Burschen nicht gleich?
Einer ist grösser, der andere kleiner.
Mein N. N. ist aber der schönste.

194. Siedzi dudek na ulicy,
Szyje sobie rękawice,
Co uszyje, to przepije,
Przyjdzie do dom, żony bije,
Żona płacze, lamentuje,
A on dureń podskakuje.

Es sitzt der Wiedehopf auf der Gasse
Und näht sich Handschuhe,
Was er durch Nähen verdient, vertrinkt er,
Kommt nach Haus, schlägt die Frau.
Die Frau weint und jammert,
Er aber, der Thor, springt vor Freude.

195. Krakowiaczek jeden
Miał koników siedem,
Pojechał na wojny,
Został mu się jeden.
Siedem lat wojował,
Szabli nie wyjmował,
Szabla zardzewiała,
Wojny nie widziała.

Ein Krakauerchen
Hatte sieben Pferdchen,
Er ritt in den Krieg,
Da blieb ihm eins.
Sieben Jahre kriegte er,
Ohne den Säbel herauszuziehn.
Der Säbel verrostete,
Ohne den Krieg zu sehn.

Polnisch	Deutsch
196. Krakowiaczek ci ja,	Ich bin ein kleines Krakauerchen,
W Krakowie się rodził,	In Krakau bin ich geborn.
Sześć latek mi było,	Sechs Jahr hatte ich,
Do szkoły już chodził,	Und ging schon in die Schule;
Chodziłem do szkoły,	Ich ging in die Schule,
Uczyłem się gładko,	Und lernte leicht,
A teraz już czytam,	Jetzt lese ich schon,
Jak za panią matką.	Als ob mir die Mutter vorsagen würde.
197. Uczył Marcin Marcina,	Martin lehrt den Martin,
A sam głupi jak świnia.	Selbst ist er aber dumm wie ein Schwein.
198. A. Dobranoc!	A. Gute Nacht!
B. Wszystki pchły na noc,	B. Alle Flöhe für die Nacht,
A szczypawki	Und die Ohrwürmer
Na zabawki,	Zum Spielzeug,
A stonogi	Die Mauerasseln
Na pirogi,	Zu Mehltaschen,
Stary miotły na potrawki.	Alte Besen zur Suppe.

199. Dela barwela, barwici kutela, barwi barwo, barwicikato.
(Spottvers aus bedeutungslosen Worten; nur das erste ist = Adelheid, Adele.)

Polnisch	Deutsch
200. Kukuriku Magda,	Kukuriku Magda,
Co ty będziesz jadła?	Was wirst du essen?
Suchi żepy niema,	Trockene Rüben sind nicht da,
Kartofla zamarzła.	Und die Kartoffeln sind erfrorn.
201. Leibuś, Leibuś, puść mi krew,	Leib, Leib[1]) lass mir Blut,
Dam ci centa, abyś zdech.	Ich gebe dir einen Kreuzer, damit du krepierst.

(Angewendet wie No. 22.)

Polnisch	Deutsch
202. Siedzi zając na przepiecku,	Sitzt der Hase auf dem Herd,
Mówi pacierz po niemiecku	Spricht das Vaterunser deutsch ....

(Diese Verschen wurden von uns oft den Mitschülern, die ihre Lektion nicht kannten, zugesungen.)

Polnisch	Deutsch
203. „Krawiec oczy zaszywa“ (sagt man zu schläfrigen Kindern).	Der Schneider näht die Augen zu.
204. Powim wam bajki:	Ich werde euch ein Märlein erzählen:
Kurzył pies fajki	Ein Hund rauchte eine Pfeife
Na długim cybuchu,	Mit langem Rohr,
Spalił sobie ucho;	Verbrannte sich das Ohr;
Poszedł do mamy,	Ging zur Mutter,
Dostał nagany,	Da wurde er getadelt,
Poszedł do tata,	Aber beim Vater
Dostał dukata.	Erhielt er einen Dukaten.
205. Był jeden bajek,	Es war ein Märchenerzähler,
Miał kopy jajek,	Der hatte ein Schock Eier,
Każdemu dał po jajeczku,	Jedem gab er ein Eilein,
A tobie guwieneczko.	Dir aber ein Drecklein.

1) Hier so viel als Wundarzt oder Barbier, weil in kleinen Orten dieses Geschäft zumeist Israeliten betreiben und bei diesen der Name Leib sehr verbreitet ist.

206.

Cztery mile za Warszawą
Ożenił się wróbel z kawą,
Wszystkich gości zaprosili,
A o sowie zapomnieli.
Jak się sowa dowiedziała,
Czterma końmi przyjechała,
Siadła sobie na przypiecku,
Kazała grać po niemiecku;
Siadła sobie na garnuszku,
Kazała grać po francusku,
Siadła sobie na ławinie,
Kazała grać po łacinie.
Wziął wróbel sowę w taniec,
Złamał jej średny palec.
„Żeby nie te gości,
Polamała bym ci kości;
Ale gości zakazali,
Aby na weselu się nie bijali.“

Vier Meilen hinter Warschau
Heiratete ein Spatz eine Dohle,
Alle Gäste lud man ein,
Nur die Eule vergass man.
Als die Eule dies erfuhr,
Fuhr sie mit vier Pferden herbei,
Setzte sich auf den Herd,
Und liess sich auf deutsch spielen;
Setzte sich auf ein Töpfchen
Und liess sich auf französisch spielen;
Setzte sich auf eine Bank
Und liess sich auf lateinisch spielen.
Der Spatz führt die Eule zum Tanz
Und zerbrach ihr den Mittelfinger.
„Wenn nicht diese Gäste wären,
Würde ich dir die Knochen zerbrechen;
Aber die Gäste haben es verboten,
Auf der Hochzeit einander totzuschlagen.“

207.

Chalupeczka niska,
Tatko mamci ściska;
I my tak będziemy,
Jak się pobierzemy.

Das Hüttchen ist niedrig,
Das Väterchen umarmt das Mütterlein;
Auch wir werden es thun,
Wenn wir verheiratet sein werden.

208.

„Kogutku, kogutku,
Nie chodź po ogródku,
Nie deptaj lilije,
Bo cię pan zabije.“
„„Jak mię pan zabije,
To mię pochowają,
Pod tym ołtarzykiem,
Gdzie panny klękają.““

„Hähnchen, Hähnchen,
Geh nicht ins Gärtchen,
Tritt nicht die Lilien,
Weil dich der Herr töten wird.“
„„Wenn mich der Herr töten wird,
So wird man mich begraben
Unter jenem Altärchen,
Wo Fräulein knien.““

Der Wildemännlestanz von Oberstdorf.

Von K. Weinhold.

In Oberstdorf im bairischen Algäu, dem schöngelegenen von zahlreichen Sommergästen besuchten marktähnlichen Dorfe, ward in diesem 1897. Jahre an einer Reihe von Sonntagnachmittagen der Wildemännlestanz wieder aufgeführt. Es war seit 1892 nicht geschehen. Die Aufführung geschah heuer nicht wie früher drinnen in dem grossartigen Oythal, sondern nahe

bei dem Dorfe auf dem Oybele[1]), einer Thalwiese am Fusse des Kienberges. Hier war ein kleines Gerüst aufgeschlagen, mit Coulissen, die aus Tannenreisig geflochten waren, und eben nur breit genug, dass die Wildemänner dahinter verschwinden konnten. Den Hintergrund bildete eine Tannenwand, in deren Mitte aus Zweigen, Baummoos und Farnkräutern eine Art Laube gebaut war, vor der ein Holzklotz zum Sitzen stund. Auf dieser Bühne traten die wilden Männer auf, dreizehn an Zahl, d. i. 12 und ihr Oberer, gekleidet wie sich unser Volk von je die Waldgeister vorstellte, von Kopf bis Fuss in Bartflechten der Bergtannen; auch die langen Bärte sind daraus gefertigt. Die Vorstellung, der das zum guten Teil aus Fremden bestehende Publikum vom Fusse des Kienberges zuschaute, begann mit Musik und Gesang, der nichts besonderes an sich hatte; dann trat ein Mann in gewöhnlicher Kleidung auf und verkündete, es werde jetzt das uralte Wildemännlesspiel aufgeführt werden. Nach dem Schluss der ersten Abteilung würde gesammelt, wobei alle Münzen ausser den kupfernen willkommen wären. Und nun hub die eigentliche Wildemännlesmusik an und die dreizehn hüpften aus den Seitenwänden heraus und führten mit stets übereinander gekreuzten Füssen sprungweise die Tanzfiguren aus. Die zweite Abteilung brachte künstlichere Stellungen: die kleinere, mittlere, grosse Pyramide, bei der die Wildemännle zwei und dreifach übereinander stehn, dann die Glocke, von sechsen dargestellt, deren einer das Glockenjoch, ein anderer den hin und her baumelnden Schwengel abgab.[2]) Den Schluss machte das unten S. 432 mitgeteilte Faunenlied. Auf dem Holzklotz vor der Laube lässt sich der Obere nieder, zu seinen beiden Seiten setzen sich zu je sechs die Wildemännle und zwar so, dass auf dem einen Knie des hintersten ein Wildmännle sitzt, auf dessen vorgestrecktem rechtem Knie wieder eins und so fort bis zum vordersten, der beide Knie frei hat. Jeder schwenkt einen Holzbecher mit Bier, der mittelste hält eine Kanne, aus der er den übrigen ab und zu einschenkt. Von dieser Schlussscene giebt es eine etwas verschwommene Photographie.

Durch die Güte einer musikkundigen Freundin, welche einer Aufführung beiwohnte, bin ich imstande, die Musikweise zu den Tanzfiguren, die immer dieselbe bleibt, mitzuteilen.

Diese Aufführung besteht also nur aus Tanzfiguren mit begleitender Musik. Das Lied am Schluss hat nicht das mindeste Wildmännische.

---

1) d. i. das öuwele, die kleine Aue.

2) Nach einem Artikel des Hrn. Benefiziaten Strohmeyer in Oberstdorf im Allgäuer Anzeigeblatt vom 25. Juli 1897 über den Wildemännlestanz bei Oberstdorf knüpft sich an diese Glockenfigur die Sage, zwei Brüder hätten dasselbe Mädchen geliebt und wären darüber in Feindschaft geraten. Nun habe der eine von ihnen den Jochbalken, der andere den Schwengel gemacht. Rasch habe der erste den Strick um den Hals des baumelnden Bruders geschlungen und so sei derselbe erdrosselt worden.



Wildemännles Tanz.
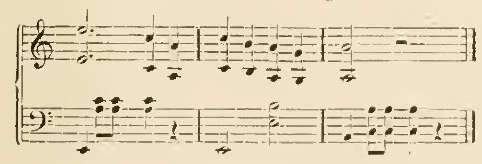
Langsam.

[1]) Schneller.

Der langsame Teil wird bei den verschiedenen Touren 2, 3, ja fünfmal wiederholt, der schnelle Teil stets nur einmal gespielt.

Als ich im Jahre 1880 einige Zeit mich in Oberstdorf aufhielt, erzählte mir die Hauswirtin von dem Wildemännlestanz. Derselbe werde jetzt nicht mehr aufgeführt, sie könne mir aber wohl eine Aufzeichnung verschaffen. Und sieh da, sie brachte mir zwei handschriftliche Spielrollen, die mit einander aus derselben Vorlage geflossen waren und nur kleine Varianten zeigten. Hiernach gebe ich den folgenden Text und füge aus einem Druck von X. Glötzle und E. Hamann in Immenstadt das Schlusslied hinzu.

1) Dieser 5Takter ist jedenfalls falsch überliefert, vom 4. Takt an muss es wie folgt heissen, dann ist er auch symmetrisch mit dem nächstfolgenden 12Takter:



Der Wildemännles Tanz oder das Fest der Berggeister.

Herstellung der Bühne.

Die Bühne stellt im Vordergrunde — in der Breite der beiden vordersten Coulissen — einen kleinen, am vorderen Teil 6½′ hohen, nach hinten bis 10′ sich erhebenden, aus Moos gebildeten Hügel dar, welcher mit kleinen Tannen verziert ist.

Der Mooshügel wächst an Höhe nach hinten immer mehr, die Tannen hören auf und das nackte Gestein beginnt, mit Klüften und Höhlen.

Ganz im Hintergrunde erhebt sich ein Felskegel, oben mit einer Höhle, in welcher der Thron des Berggeistes steht.

Die Bühne muss tief angelegt sein.

Über der Bühne schwebt möglichst hoch angebracht ein Adler, auch andere Vögel, als Puhu, Eulen, Spielhähne, ebenso andere wilde Tiere können zur Ausstattung der Berglandschaft dienen.

Der Vorhang geht auf.

Man hört drei Hornrufe des Berggeistes, den ersten aus weiter Ferne, den zweiten als näher gerückt, beide von Echo begleitet, den dritten auf der Bühne. Der Berggeist nimmt mitten auf der Bühne, ungefähr drei Schritte vor dem Hintergrunde, seine Stellung. Er bleibt unbeweglich, seine Augen bald nach rechts, bald nach links richtend.

Die Wildemännle kommen schnellen Schrittes von beiden Seiten aus dem Hintergrunde, so dass jedes Zeit hat, dem Berggeist seine Ehrfurcht durch eine Verbeugung mit gekreuzten Armen zu bezeigen. Jedes begiebt sich dann rasch auf seinen Platz, der so gewählt ist, dass alle zusammen eine schöne Gruppe bilden.

Der Berggeist hebt nun seinen Tannenstock etwas in die Höhe zum Zeichen, dass er reden will, und hält etwa folgende Ansprache:

„Bewohner dieser Urgebirge, Wälder und Thäler, sonst bekannt als gutgesinnte Berggeister oder wilde Männle! Heute ist der Jahrestag, an dem eure Urväter diese Gebirge, Thäler und Wälder (vor mehr denn hundert Jahren) zum Hort ihres Aufenthaltes (als Wohnsitz für immer) auserwählten. Es wurde am nämlichen Tage der Einzug begonnen und am selben Abende ein Fest veranstaltet, das aus Musik, Tanz und einem frohen Male bestand. Das Fest wurde von jener Zeit bis zum heutigen Tage alljährlich von euren Vätern gefeiert. Es sei nun auch heute euch gegönnt, dieses Fest nach den Sitten und Gebräuchen eurer Väter und Urväter zu feiern.“

Die Wildemännle legen die Hände kreuzweise über die Brust und nehmen eine gebückte Stellung an:

Chorspruch:

„Grosser erhabener (Be)Herrscher über Thal, Berg und Wald und deren Bewohner! Führer und Leiter unserer Väter und Urväter! Du hast

stets Sorge getragen, dass Friede, Liebe und Eintracht unter ihnen bestanden hat. Wolle es auch uns gelingen durch deinen Beistand unseren Vätern gleich zu werden! Um dieses bitten wir, und unser Geschlecht wird dir dankbar sein für ewige[1]) Zeiten."

Der Waldgeist nimmt nun das Horn, macht einen Stoss, zum Zeichen, dass das Fest beginnen solle, geht in den Hintergrund und verschwindet in einer Felsspalte. Die Wildemännle machen pantomimische Zeichen der Freude und verschwinden allmählich hinter den Coulissen.

Hierauf beginnt die Musik einen kurzen Eingang des Tanzes zu spielen, währenddessen wird der Berggeist auf dem Felsengebirge sichtbar. Er nähert sich langsam und würdevoll dem Thron und nimmt den Sitz ein.

Der Tanz beginnt.

Verzeichnis des Faunentanzes.

Tempo der Musik.		I. Abteilung.
2. Tanz		Alle hinter den Coulissen. Hand, Fuss und Kopf links, detto Tanz.
1. "		Alle hinter den Coulissen, detto Tanz. Schwenkung der Füsse.
1. "	1.	6. 5. 4. 3. 2. 1. Die grade Linie. Tanz vorwärts mit dem Fuss.
3. "	3.	6. 1. × 4. 2. × 5. 3. × Tanz. Das Händewechseln übers Kreuz.
1. "	1.	6. 5. 4. 3. 2. 1. Schwenkung. Die grade Linie. Tanz seitwärts mit dem Fuss.
2. "	2.	6. 4 2. × 6. 5. 4. Tanz in den Armen leiten.
2. "	2.	6. 4. 2. × 6. 5. 3. Tanz gerade Linie. Richtung des Kopfes.
1. "		6. 4. 2 Die hinter einander stehende Linie mit Kranz. Tanz.
1. "	1.	5. 6. 4. Das Kopfstehen in gerader Linie. Tanz vorwärts mit dem Fuss.
3. "	3.	6. 2. × 5. 4. × 6. 5. Die einfache Pyramide. Tanz. Richtung des Kopfes.
1. "	1.	6. 5. 4. 3. 2. 1. Die hinter einander stehende Linie. Tanz seitwärts mit dem Fuss.
1. "	1.	6. 3. 1. Das Kopfstehen im Zirkelring. Tanz auf und ab mit den Füssen.
1. "	1.	6. 5. 4 3. 2. 1. Der Zirkelring. Tanz. Das Wechseln der Hände.
4. "	4.	6. 5. × 6. 5. × 6 × 6 ×. Die grosse Pyramide. Tanz. Richtung des Kopfes.
		II. Abteilung.
4. "		6 × 5 × 4 × 6. Die Tafeln linkerweis aufgestellt.
4. "		Durch die Tafeln schauen. Tanz. Richtung des Kopfes.
4. "		Die Tafeln zusammengestellt.
1. "	1.	Das Kompliment.
3. "	3.	5. 4. 3. 2. Die Glocke. Tanz. Leiter.
3. "		Die Tafeln holen.
2. "		Keil Porier(?). Tanz.
1. "		Kopf Porier. Tanz. Radschlagen.
1. "		Der Besiegte.
5. "		Aufstellung des Altars.
2. "		Das Zusammensitzen im Zirkelring.

1) Andere Abschrift: immere.

Faunenlied.

1.

In Höhlen und im dunkeln Wald,
In grauer Nacht versteckt,
Da ist der Faunen Aufenthalt,
Bis sie das Horn geweckt;
Doch bei der Hörner ersten Schrei'n
Und hellem Pfeifenklang,
Da geht es über Stock und Stein
Zum frohen Rundgesang! (rep.)

Chor:

Der Eintracht singen wir
Ein frohes Lied allhier,
Und immer tanzen wir
So wild durch das Revier.
Der Freiheit trinken wir
In Wetter, Sturm und Graus
Die Becher fröhlich aus.
Ganz Deutschland bringen wir
Den rauhen Kraftgesang,
Und unser Lebensgang
Vereilt in Kling und Klang,
Im rauhen Kraftgesang!

2.

Im dichtbeschneiten Alpenthal
Der Faun sich sehen lässt;
Bei Tanz und Sang und frohem Mahl
Fei'rt jubelnd er ein Fest.
Der goldnen Eintracht ist's geweiht
Die ihn so hoch beglückt,
Der Freiheit, die sein Herz erfreut
Und wonnevoll entzückt! (rep.)
Chor.

3.

So wild nun auch die Männer sind,
Ringsum mit Moos bedeckt,
Wenn manchmal auch ein Alpenkind
Ihr Faunenruf erschreckt,
So ehren sie den Krieger doch,
Der Deutschland Hilfe bringt,
Und schätzen alle Menschen hoch,
Die gut und edel sind! (rep.)
Chor.

4.

Dem tapfern deutschen Heere singt
Der wilde Mann das Lied
Und für den deutschen Kaiser springt
Der Faun sich gerne müd.
Hoch über Klüften und Gestein
Singt er mit frohem Mut,
Und für den freien deutschen Rhein
Giebt Leben er und Blut. (rep.)
Chor.

5.

Er fürchtet nicht das Chassepot
Und nicht Kanonenknall,
Die Eisenkugel bricht wie Stroh
Am festen Bergeswall.
Und muss hinaus er in die Schlacht,
Er trifft sein Ziel genau:
Herr Franzmann, du bekommst die Tracht,
Dir wird der Buckel blau. (rep.)
Chor.

Der Text des Spiels ist ein schwaches modernes Erzeugnis, aber es ist doch wenigstens der Versuch gemacht, den wilden stampfenden Sprüngen und akrobatischen Kunststücken der bäuerlichen Aufführung eine Begründung zu geben als Festfreude an dem Jahrestage des ehemaligen Einzugs der wilden Männle in die Algäuer Felsgebirge, die ihrem Oberhaupte, dem Berggeist, wie er hier heisst, zugleich von neuem huldigen. Gelehrter Einfluss hat den wilden Männlein den Namen Faunen in der Überschrift des Tanzschemas und des nach 1870 entstandenen Schlussliedes aufgedrängt.

Leider können wir keine frühere Spielrolle nachweisen, in Oberstdorf selbst scheint man auch die Aufführungen nur bis 1811 hinauf verfolgen zu können (vgl. den oben angezogenen Aufsatz vom Benefiziaten Strohmeyer). Damals begaben sich Oberstdorfer nach Oberdorf bei Bissenhofen, der

Sommerresidenz des Trierer Kurfürsten Clemens Wenzeslaus (Sohn des Königs August III. von Polen, Kurfürsten von Sachsen) und produzierten sich mit ihrem Wildemännlesspiel. Sie haben auch später noch Kunstreisen mit demselben gemacht, so um 1820 nach Lindau, Konstanz und nach der Schweiz.

Der Wildemännlestanz ist jedenfalls in Oberstdorf weit früher als um 1811 heimisch gewesen, er ist, kurz gesagt, ein volkstümliches Spiel, das in uralten Frühlingsgebräuchen wurzelt. Die wilden Männer, auch Schrate genannt, sind germanische Waldgeister, die der grossen Gemeinschaft der elbischen Wesen angehören. Als Verkörperungen der belebt gedachten Waldbäume wurden sie von der Phantasie des Volkes mit dem graugrünen Gewande derselben, dem Moos und den Baumflechten bekleidet, und so umhüllen sich denn auch noch die jetzigen Oberstdorfer Wildemännle ganz mit den bartartigen Flechten der alten Tannen.

In diesen wilden Männern sind aber in der Vorstellung des Volkes zwei verschiedene Naturen ausgebildet worden: einmal die des grünenden Lebens, der Vegetationskraft; zweitens die wilde Natur des Waldes und Gebirges, die der Kultur trotzt. So werden sie denn beim Nahen des Frühlings im Walde gesucht und die gefundenen werden freudig begrüsst und im Triumph in das Dorf eingeführt; andrerseits werden sie als wilde Wesen gejagt und getötet. Diese tötliche Jagd war in dem erzgebirgischen aus dem Anfange des 17. Jahrhunderts vom Pastor Christian Lehmann beschriebenen Volksbrauche dargestellt (Mannhardt, Wald- und Feldkulte, 1, 336) und in dem in der Gegend von Halle bis gegen Mitte des 19. Jahrhunderts fortlebenden Wildemannjagen (E. Sommer, Sagen aus Sachsen und Thüringen, S. 155 f.).

Für die erste Weise zeugt das Wildemannspiel von Marling bei Meran, das von Ignaz Zingerle in Wolf-Mannhardts Zeitschrift für deutsche Mythologie, Göttingen 1855, III, S. 200 und in seinen Sitten, Bräuchen und Meinungen des Tiroler Volkes, 2. Ausg., 1870, S. 134 schön beschrieben ist. Indessen will ich eine mir von Zingerle im Dezember 1880 zugeschickte Schilderung hier nicht zurückhalten, da sie für den ganzen Zusammenhang nicht fehlen kann.

„Die alte Kindsmagd Anna Tschilt († 1844, 74 Jahre alt) erzählte uns dereinst: Am unsinnigen Pfinztig (Donnerstag vor Fastnacht) wurde in Marling bei Meran das Wildemannspiel aufgeführt. Nach der Messe versammelte sich die Schuljugend in Feiertagskleidern auf dem Platze. Die Mägdlein hatten rote Seidenbänder bei sich, die Buben Maienpfeifen (Schalmeien). Als alle beisammen waren, zog man gegen das Kirchlein St. Felix (1/2 Stunde entfernt). Die Buben bliesen, oder man sang eigene Lieder. Links ab dem Wege vor dem Kirchlein beginnt der Wald, in dem eine Höhle ist. Nun wurde im Walde auf den wilden Mann Jagd gemacht. Endlich fand man ihn mit den zwei wilden Männlein, seinen

Jungen, bei der Höhle. Allgemeiner Jubel. Die wilden Männer waren ganz in Baumbart gekleidet und hatten als Schmuck Schnüre mit Schneckenschalen und Nussschalen um den Hals. Der alte wilde Mann hatte einen kleinen Baumstamm (Fichte), mit dem er wild um sich schlug. Die jungen wilden Männlein spielten und rangelten auf dem Boden, wie junge Hunde, wenn man sie fand.

Nun begann das Reimspiel. Man forderte ihn auf, aus dem Walde zu gehen und sich taufen zu lassen. Er gab aber recht wilde und grobe Antworten und machte unflätige Spässe. Da es mit Gutem nicht geht, will man ihn fangen. Er wehrt sich aber lange und die Jungen laufen heulend hin und her. Endlich muss er sich ergeben und man führt ihn herum, wo die Madlen passen. Da wird er mit roten Bändern gebunden, wie die zwei jungen, die recht possierliche Sprünge machten. Ein Freudenlied wird gesungen, weil man den glücklichen Fang gemacht hat. Nun geht der Zug ins Dorf zurück. Der wilde Mann macht grobe Possen. Auf dem Platze erwarten Burschen den Zug mit Trommel und Schwegel-Musik; lauter Jubel. Man will den wilden Mann bekehren; der Dumme versteht alles falsch. Lautes Gelächter über seine groben Fragen und Antworten. Endlich tauft man alle drei, indem man sie in den grossen Brunnentrog taucht. Dann wird ein frommes Lied gesungen. Nachmittags kamen die Kinder im Wirtshause zusammen, wo sie von den früher eingesammelten Gaben (Brot, Kloazenbrot, Nüsse etc.) eine Marende (Vesperessen) nahmen. Wein wurde ihnen bezahlt. — Unter Kaiser Josef wurde das Spiel, das im Burggrafenamt und im Vinschgau blühte, verboten. Später ist es doch aufgeführt worden, manchmal am Schulfest, dem Gregoritag, — aber unter der bairischen Regierung hörte es ganz auf.“

Später hat man misslungene Wiederbelebungen versucht.[1]) Zu Burgeis im Vinschgau ward 1829 ein Wildemannspiel gegeben, worin der Wildemann mit seinen Jungen von drei Lehrern aufgesucht und zu drei schönen Frauen, der Religion, Tugend und Wissenschaft geführt wurde. Auch die Schreib- und Rechenkunst, die Naturlehre, Geographie und Musik erschienen persönlich und belehrten den widerborstigen Wildemann über das Glück der Bildung. Am meisten zieht ihn die Musik an, und schliesslich, nachdem der Tod und die Engel noch gepredigt haben, zieht der Wilde mit seinen Jungen unter dem Beistand von Religion, Tugend und Wissenschaft weisse Kleider an und geht durch das Thor der Glückseligkeit zu den himmlischen Freuden ein. Ein Lied der Kinder auf die Herren Lehrer schliesst diese, jedenfalls von einem Schullehrer vollzogene Umwandlung des alten Wildemannspiels.

Die Bekehrung des wilden Mannes im Burgeiser Spiel ist an die Stelle der Taufe im Marlinger getreten. Aber auch die Taufe ist natürlich nicht

1) Ign. Zingerle in der Zeitschrift für deutsche Mythologie, III, 201—203.

das ursprüngliche, sondern eine kirchliche Umdeutung des Wassergusses, der in den Frühlingsriten sich überall findet[1]) und teils eine religiöse Reinigungshandluug (Lustration) ist, teils die befruchtende Kraft des Wassers, die das Pflanzenleben bedarf, andeutet.

So verballhornt auch das Burgeiser Schulmeisterspiel ist, so hat es doch die Grundzüge des alten Wildemannspiels nicht völlig übertüncht, wie das sonst geschah. L. v. Hörmann in Innsbruck besitzt ein Singspiel, etwa aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts, „der grosse Waldgott“, das aus der alten Wurzel entsprungen, aber ein ganz moderner Schössling ist. Der Wildemann kommt hier gar nicht vor.[2]) Ähnliche Erzeugnisse wird es auch sonst gegeben haben, und zu ihnen gehört auch die Oberstdorfer Spielrolle, die ich oben mitteilte, wenn auch hier der Name der Wildemännle noch nicht vergessen ist.

In dem Burgeiser Spiel sind, freilich schulmeisterlich genommen, die wilden Männer Vertreter des rohen Wesens, der Unbildung. Als solche wurden sie schon vor Jahrhunderten angesehen und verwendet Wie die Bauern im 15., 16. Jahrhundert den Städtern als grobe Tölpel galten und in den Fastnachtspielen demgemäss als komische Figuren auftraten, so geschah es auch den wilden Leuten des heidnischen Volksglaubens. In den erzählenden Dichtungen des 13. Jahrhunderts werden die Waldleute, Männer und Weiber, zu den feinen höfischen Rittern und Frauen in kontrastierende Berührung gebracht (Iwein 425 ff. Wigalois 162, 20). Kämpfe zwischen Rittern und wilden Männern müssen ein beliebter Spielstoff gewesen sein, wie in den volkstümlichen Epen des Dietrichkreises König Dietrich und seine Gesellen mit Riesen und Zwergen gefährliche Abenteuer bestehen. Im Jahre 1515 fand während der Zwölfnächte zu Greenwich vor K. Heinrich VIII. eine Schaustellung statt: aus einer Walddekoration sprangen acht wyldemen heraus, alle in grünes Moos gehüllt, aber mit seidenen Ärmeln; sie hatten fürchterliche Masken und fochten mit hässlichen Waffen (with uggly weapons) gegen acht Ritter, Mann gegen Mann. Nach langem Kampf trieben die Ritter die wilden Männer aus der Halle heraus. Dann folgte das feine Gegenstück: ein Zelt öffnete sich und sechs reich gekleidete Herren erschienen mit ebensoviel Ladys und tanzten eine lange Zeit (Thom. Halls Chronicle. London 1809. S. 580).

Auf einem gewirkten Teppich aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts, in der Sammlung des Germanischen Nationalmuseums in Nürnberg (Anzeiger des Germ. N.-Museums, 1897, No. 3) ist der Raub einer wilden Frau durch einen Ritter aus der Mitte ihres rauhbehaarten Volkes sehr lebendig dargestellt. Ein älterer Wandteppich auf der Wartburg, nach der

1) Mannhardt, Wald- und Feldkulte, 1, 327 f. Weinhold, Zur Geschichte des heidnischen Ritus, S. 20 f. 23.

2) Mitteilung J. Zingerles.

Architektur wohl ins 13. Jahrhundert gehörig, schildert die Berennung und Verteidigung einer wildmännischen Königsburg durch feindliche Wildmänner. Aber die Pfeile tragen statt der Eisenspitzen Rosen und Lilien, und die in Felle gekleideten wilden man, sowie die Königin, haben menschliche Gesichter, Hände und Füsse (Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit. XVII. Beilage zu No. 3, 1870). Die Kultur hat diese wilde Gesellschaft schon ergriffen. Doch blieb überwiegend die rauhe Natur des elbischen Waldvolkes in der Vorstellung festgehalten. Die wilden Männer und Weiber auf dem Teppichbilde des Germanischen Museums aus dem 16. Jahrhundert gleichen ganz der rauhen Else im Wolfdietrich B., die wie ein Bär auf allen Vieren ging und erst in dem Jungbrunnen, worin sie getauft wird, die Pelzhaut[1]) abstreift und sich in ein minnigliches Weib wandelt (Str. 308. 334. 337).

Wie auf den Wandumhängen, nach den angeführten Beispielen zu schliessen, und wohl auch sonst in bildlichen Darstellungen[2]) diese Waldschrate beliebt waren, so auch in Umzügen und Schaustellungen. In den städtischen Mummereien zur Fastnacht vor allem fehlten die Wildmännleinmasken in Nürnberg nicht. Das erhellt schon für das 15. Jahrhundert aus den Polizeiverordnungen (Baader, Nürnberger Polizeiordnungen. Nürnberg 1861. S. 92 f.) und ist für 1521 und 1524 weiter bezeugt. Im Jahre 1539, beim letzten Schembartlaufen, führte Albert Scheurl einen Zug wohlgezierter Holzmännlein und Holzfräulein.[3]) So kamen dieselben auch in die Fastnachtspiele hinein: eines von den Holzmennern (in Kellers Fastnachtspielen des XV. Jahrh. No. 92) hat den Streit zweier Holzmenner um ein Holzweip zum Gegenstand. Da der Text nichts charakteristisch Wildmännisches enthält, erkennt man nur die Beliebtheit der äusserlichen Mummerei in Wildmänner und Wildweiber daraus.

Auch bei ländlichen Festen ist es so gewesen. Bei der Älplerkilwi in Stans, im Kanton Unterwalden, ward ein Wildmännli mit seinem Wibli im Festzuge aufgeführt, die einen zwei Pfund schweren Käse mit grösster Anstrengung daher schleppten (A. Lütolf, Sagen, Bräuche und Legenden aus den fünf Orten, S. 55).

Die Freude, die man selbst an den Fürstenhöfen an diesen wilden Männern hatte, beweist die Aufführung im J. 1515 vor König Heinrich VIII. von England, die oben schon erwähnt ward. Aber selbst an dem französischen Hofe kam im Jahre 1393 ein Wildmännleinstanz vor. Bei einem Fest,

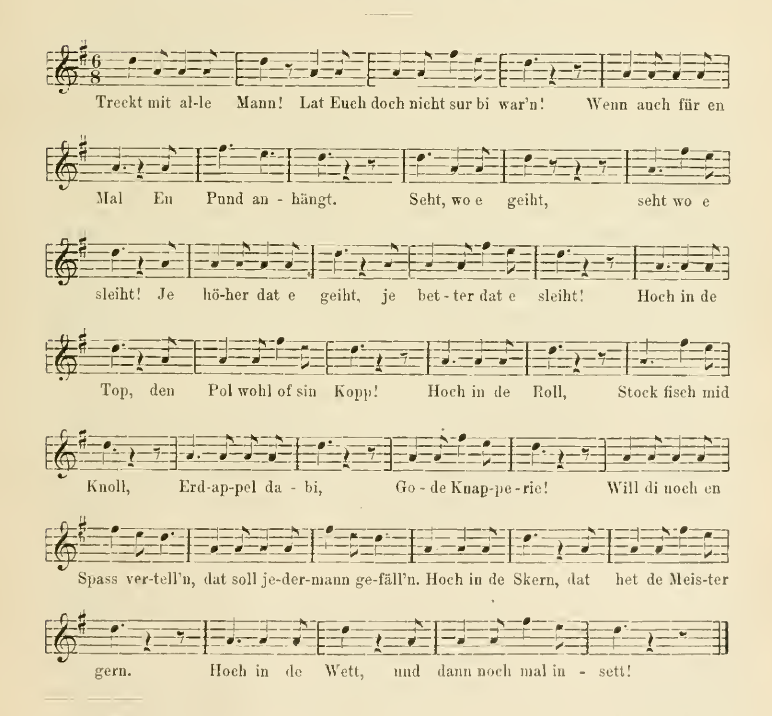
1) Ausser in Moos, Baumflechten und Laub gehüllt, wurden die Waldmänner und Frauen auch den Waldtieren gleich mit einem haarigen Fell bekleidet gedacht. So erscheinen sie auf dem Teppich des German. Museums in Nürnberg, vgl. S. 435. — Eine eingehende Untersuchung über die wilden Männer und Frauen würde mehrere Arten derselben zu unterscheiden haben.

2) Einiges bei Mannhardt, Wald- und Feldkulte, 1, 339 f.

3) Kleine Geschichte des Nürnberger Schönbartlaufens, Altdorf 1761, S. 10 ff. Vgl. Panzer, Bayerische Sagen und Bräuche, 2, 248 f.

das König Karl VI. gab, verkleideten sich der König und vier Kavaliere als hommes sauvages. Sie waren in enganliegende Kleider eingenäht, die mit Flachssträhnen vom Kopf bis zu den Füssen, gleich Haaren, besetzt waren[1]). Der Herzog von Orleans kam mit seiner Fackel einem der Kavaliere zu nahe, und alle vier verbrannten; mit Mühe ward der König gerettet. Das erinnert an die traurige Verbrennung mehrerer junger Künstler, die sich als Wildemännele bei einem Feste in München vor mehreren Jahren vermummt hatten und durch Unvorsichtigkeit in Flammen aufgingen.

Ostfriesisch-plattdeutsches Rammerlied.



1) Mannhardt, Wald- und Feldkulte, 1, 338 spricht von Werg und Harzpech, wovon bei Froissart sich nichts findet.

Durch den Rabbiner Herrn Dr. phil. M. Grunwald in Hamburg erhielt ich für unsere Zeitschrift Melodie und Text eines von Arbeitern beim Rammen der Pfähle gesungenen Liedes, das Frl. Alice Laski aus Hamburg im letzten Sommer auf Norderney aufgezeichnet hat. Als ein Beitrag zu der durch Prof. Karl Bücher in seinem Buche Arbeit und Rhythmus angeregten Frage über die anfeuernde und ordnende Wirkung des Rhythmus auf mechanische Arbeit, war die Einsendung willkommen. Nur schien sie einer kritischen Prüfung nach Weise und Worten zu bedürfen. Der musikalischen unterzog sich freundschaftlich Frau Elise Breiderhoff, ordentliche Lehrerin an der kgl. Hochschule für Musik in Berlin; die von ihr hergestellte Melodie mit dem von A. Laski aufgeschriebenen Text ist oben vorangestellt. Die kritische Prüfung des Textes konnte ich in keine bessere Hand legen, als in die des trefflichen Kenners des Friesischen, Herrn Professor Dr. Theodor Siebs in Greifswald.

Ich lasse nun seine Ausführung folgen.

K. Weinhold.

„Die mir übersandte Fassung des auf Norderney aufgezeichneten Rammerliedes bietet eine grössere Anzahl von Ausdrücken, die in ostfriesisch-plattdeutscher Sprache nicht denkbar sind, und die ich, trotzdem dass solche Lieder ja oft einen „messingschen“ Text zeigen, nicht für möglich halte.

Dass die Sprache des Liedes gerade norderneyisch sein müsse, lässt sich nach dem Texte nicht behaupten, denn einmal weicht die plattdeutsche Mundart von Norderney von der des ostfriesischen Festlandes nur wenig ab, und ferner sind bei den Rammarbeiten auf der Insel durchaus nicht bloss Einheimische beschäftigt. Zudem wird mir aus Emden als wahrscheinlich mitgeteilt, dass das Lied auch auf dem Festlande unter den Rammarbeitern bekannt sei.

Ich habe nun den mir übersandten Text nach dem Munde eines Ostfriesen, der lange Zeit auf Norderney gelebt hat, verbessert und betreffs verschiedener zweifelhafter Stellen Herrn Oberlehrer Dr. Ritter, den Schriftführer der Gesellschaft für bildende Kunst und vaterländische Altertümer zu Emden, um Auskunft gebeten. Für seine und des Herrn Pastor Lüpke in Marienhafe gütige Mitteilungen sage ich auch an dieser Stelle herzlichen Dank.

Es erscheint mir notwendig, dass neben dem verbesserten Texte auch die jenem zu Grunde liegende Aufzeichnung abgedruckt werde, vor allem, damit sich die Änderungen begründen lassen. Es sei vorausbemerkt, dass in meiner Schreibung unbezeichneter Vokal die offene Kürze, ^ die geschlossene Länge, ¯ die offene Länge meint; *ĕ* ist schwachtonige Kürze; *g* ist Spirans; *η* (griechisch) = *ng*, z. B. hochdeutsch *endĕ*, *laηĕ*, *lêbĕn*, *got*, *môdĕ*; plattd. *wōtĕr* „Wasser“.

	Alter Text.	Neuer Text.
1	Treckt mit alle Mann!	*Trekt mit alĕ man!*
	Lat Euch doch nicht sur bi warn,	*lōt 't jou doar nich sûr bî woarn,*
	Wenn auch für en Mal	*wen dĕr ôk fâr 'n mōl*
	En Pund anhängt.	*ĕn punt anhaṛt.*
5	Seht, wo e geiht,	*se^{i}t, wō^{u} hĕ gait,*
	Seht, wo e sleiht!	*se^{i}t, wō^{u} hĕ slait!*
	Je höher dat e geiht,	*wō^{u} hôgĕr dat hĕ gait,*
	Je better dat e sleiht!	*wō^{u} bêtĕr dat hĕ slait!*
	Hoch in de Top,	*hôg in dĕ top,*
10	Den Pol wohl of sin Kopp!	*dĕ pōl wol of sîn kop!*
	Hoch in de Roll,	*hôg in dĕ rul,*
	Stockfisch mid Knoll,	*stokfis mit knul,*
	Erdappel dabi,	*êrdapĕl doarbî,*
	Gode Knapperie!	*goudĕ knapĕrî!*
15	Will di noch en Spass vertelln,	*'k wil dî noch ĕn spôs férteln,*
	Dat soll jedermann gefälln.	*dat sal elk wol goud gĕfaln.*
	Hoch in de Skern,	*hôg in dĕ schêrn,*
	Dat het de Meister gern.	*dat het dĕ maistĕr gêrn.*
	Hoch in de Wett,	*hôg in dĕ wed,*
20	Und dann noch mal insett!	*un dan noch mōl inset!*

Der Sinn ist: „Zieht mit alle Mann! Lasst es Euch nicht sauer dabei werden, wenn auch jetzt einmal ein Gewicht daran hängt. Seht, wie er (d. h. der Rammer) geht; seht, wie er schlägt! Je höher dass er geht, um so besser dass er schlägt. Hoch in die Spitze, dem Pfahl wohl seinen Kopf ab! Hoch in die Rolle, Stockfisch mit Steckrüben, Kartoffel dazu, gute Schmauserei! Ich will dir noch einen Spass erzählen, das soll jedem wohl gefallen. Hoch in die Scheren, das hat der Meister gern! Hoch, in die Wette, und dann noch mal eingesetzt!" — Zu Vers 2: man sagt plattdeutsch stets „ich lasse es mir sauer werden." — V. 7: je höher der Rammer in der Maschine hinaufgezogen wird, desto kräftiger schlägt er. Herr Pastor Lüpke hatte früher einmal gehört: *wō^{u} dêpĕr dat hĕ slait.* — V. 9: *top* ist die Spitze der Rammmaschine. — V. 10: Ich glaubte, für *of* ein *up* setzen zu müssen; Herr Pastor Lüpke aber will *of* oder *fan* bevorzugen, und darum habe ich *of* beibehalten. Freilich ist es mir nicht sehr wahrscheinlich, dass an ein Abschlagen des Kopfes gedacht sein sollte. — V. 11: *rul* ist in der Spitze der Maschine die Rolle, auf der das Zugseil läuft. — V. 12: nicht *fisk* zu sprechen. — Was mit *knul* gemeint ist, weiss ich nicht zu entscheiden. Anfangs hatte ich an Klösse gedacht, freilich war mir die Zusammenstellung dieser Speisen auffällig. Herr Pastor Lüpke teilt mit, dass Klösse beim Fischessen, wie überhaupt dort ziemlich unbekannt seien, und dass unter *knul* ein „grünes Kraut" zu verstehen sei. Wäre hier mhd. *knülle* (Mhd. Wörterb. I, 854 b) zu vergleichen? Mir ist aus Ostfriesland knul als Mai- und als Steckrübe bekannt, vgl. Doornkaat, Wörterb. II, 315, der es als weisse oder auch gelbe Rübe verzeichnet. — V. 13: Für

gewöhnlich sagt man *tufĕls,* doch meint Herr Pastor Lüpke, *êrdapĕl* möge noch bei älteren Eilandern im Gebrauch sein. — V. 14: *knapĕri*, besser *knapĕrê*, meint Knapperei, Nagerei. — V. 15: *'k* für *Ik*. — V. 17: Anfangs hatte ich gebessert *stêrn* als Spitze der Rammmaschine; das wird dadurch gestützt, dass auch Pastor Lüpke die Version *„hôg an dĕ stêrn“* gehört hat. Doch ist trotzdem wohl *schêrn* zu lesen, weil Scheren die „Stützen des Rammbockes genannt werden, die den Mäkler halten“, d. h. eigentlich die Winkel, den die zur Spitze zusammenlaufenden Stützen bilden, vgl. Jacobsen, Technologisches Wörterbuch VII, 193. — V. 18: In der Regel wird *bôs*, „Baas“, gebraucht, doch auch *maistĕr* ist nicht ungewöhnlich.

Nachtrag. Obschon in Norderney aufgezeichnet, ist das Lied doch nicht als specifisch norderneyisch zu betrachten. Wie mir Herr Lehrer Sundermann, ein guter Kenner ostfriesischer Sitten und Bräuche, freundlichst mitteilen lässt, sind die Rammarbeiten auf der Insel, die um 1870 begonnen wurden, stets fast nur durch Ostfriesen vom Festewall und durch Ausländer gemacht worden: daher weichen die Rammreime von denen des Festlandes nicht ab. Nach Herrn Sundermann pflegt der Witz des Vorrammers für die Lieder entscheidend zu sein. Ist das ein Mann, der Sinn dafür hat, bringt er alles Mögliche und Unmögliche über die Bauverhältnisse, Verpflegung, Löhnung, über Persönlichkeiten u. s. w. scherzend in die Verse hinein; ist er unbegabt, so hört man wenig oder gar nichts. Als 1850 in Norden bei Errichtung einer Zollniederlage gerammt ward, hatte ein Vorrammer, der ein „glietscher“ (glatter, gewandter) Kopf war, allerlei Stadtklatsch und Magistratszänkereien vorgenommen, und 1896 hat Herr Sundermann — so teilt er freundlichst mit — bei den Rammarbeiten für die neuen Dukdallenanlagen[1]) einen Ostfriesen folgende Verse vorsingen hören:

Hoi-ho! Nu man to! Bört[2]) *up mit alle Mann!*
Fât hum wiss[3]) *un holt hum fast,*
Denn kumt he feller[4]) *an!*
Laat hum fiern[5])*! Soo geit he god!*
Haut hum up sien hoge Hôd! (Schlag.)
Bumsfallera! dar was he ja!
Dat êrste Krôs[6]) *verdênt!*

Her mit d' Fless[7]) *un her mit 't Gless,*
De 't êrelk mit uns mênt.
Wat wult du Bur dar achter stân?
Kumm mit dat Fatt man her vandân!
Dat Fatt, dat Fatt — dat Fatt hett Natt,
Dat Natt, dat Natt — wel[8]) *mag noch wat?* (Schlag.)
Bumsfallera! dar was he ja!
All wer[9]) *en Krôs*[6]) *an d' Kant.*

1) *Dukdallen* sind die meist von mehreren Stützbalken umgebenen Rammpfähle im Hafen, an denen die Schiffe befestigt werden. — 2) hebt. — 3) fasst ihn sicher. — 4) schneller. 5) lasst ihn schiessen. — 6) Kanne (Mass). — 7) Flasche. — 8) wer. — 9) wieder.

Th. Siebs.

Kleine Mitteilungen.

Die verweigerte Kniebeugung.

Von **Ignaz Goldziher.**

In geschichtlichen Anekdoten begegnet häufig der Zug, dass Leute, welche aus persönlichem Stolz oder aus anderen Rücksichten die von Mächtigeren geforderte Kniebeugung versagen, durch listige Mittel veranlasst werden, die verweigerte Art der Ehrenbezeugung gegen ihren Willen unbewusst zu leisten.

Zuweilen wird die Fiktion durch die betreffende Person selbst hervorgerufen: die Kniebeugung wird vor dem Mächtigen zwar vollzogen, aber sie gilt in Wahrheit nicht ihm. Der Typus dafür ist die Erzählung des Plutarch (Artaxerxes c. 22) vom Thebaner Ismenias. Dieser liess, als er vor dem persischen Könige anbeten sollte, seinen Ring vor sich auf die Erde fallen, bückte sich dann, um ihn wieder aufzuheben und erregte dadurch den Schein, als ob er vor dem Könige niedergefallen wäre. In der Regel wird jedoch die Nötigung, die verweigerte Kniebeugung unbewusst zu vollziehen und dadurch die Form der Anbetung wenigstens nach aussen hin zur Erscheinung zu bringen, durch eine listige That jenes Gewaltigen hervorgerufen, dem die Kniebeugung zu gelten hätte.

Es scheint in der Überlieferung solcher listiger Versuche die Tendenz vorzuherrschen, die Absicht des Mächtigen nicht gelingen, vielmehr durch die Standhaftigkeit oder Klugheit des zur Kniebeugung Verpflichteten vereiteln zu lassen. In einer talmudischen Erzählung (babyl. Gittin, fol. 57 b. Midrasch rabba zu Klagl. 1, 16) begegnet uns wieder der Ring als Mittel der angewandten List.

Der römische Kaiser befiehlt den sieben Kindern einer jüdischen Frau, sich vor einem Götzenbilde niederzuwerfen. Eines nach dem andern verweigert mit Berufung auf das biblische Gesetz die geforderte Götzenverehrung; sechs von ihnen werden wegen ihrer Widerspenstigkeit dem Henker überliefert. Das siebente Kind möchte der Kaiser selbst gern vom Schicksal der ihm vorangegangenen Brüder retten. Um dies zu können, stellt er ihm folgendes Anerbieten: Ich will einen Ring vor das Götzenbild werfen; du mögest den Ring von der Erde aufheben. Dann meinen die Leute, du habest dich vor dem Götzen gebeugt und den Befehl des Kaisers vollzogen. (Im Midrasch l. c. wird die Nuance hinzugefügt, dass der Ring das Bildnis des Kaisers trug; dies Moment fehlt in der talmudischen Darstellung der Sage.) Der standhafte Jüngling verweigert es, auf die List des Kaisers einzugehen und zieht es vor, seinen Brüdern im Tode zu folgen.

Ganz besondere Gelegenheit haben muhammedanische Erzähler, dem Widerwillen ihrer Religion gegen die den Sterblichen zu erweisende Proskynese Ausdruck zu geben. Wohl hält man mit Recht den Orient als die Heimat der äusseren Bezeugung tiefer Knechtschaft vor allen Herrschenden. Vor dem abbasidischen Chalifen küsste der sich ihm nahende Unterthan die Erde; auch liess der Chalif nicht nur seine eigenen Füsse, sondern selbst die Hufe seines Reitpferdes küssen (Elfachri ed. Ahlwardt 226. 384). Noch zur Zeit der Erniedrigung des Chalifates mussten Leute, die zur Audienz zugelassen wurden, vor einem bestimmten Thor des Palastes in Bagdad (Bâb al-naubî) die Schwelle küssen (Recueil de textes relatifs à l'histoire des Seldjoucides ed. Houtsma II, 22, 14; 241, 4). Der jüdische Reisende Benjamin aus Tudela (XII. Jahrh.) giebt uns eine Schilderung davon,

wie man zu seiner Zeit für die aus fernen Ländern durch Bagdad reisenden Mekkapilger ein Kleid des unsichtbar bleibenden Chalifen von einem Fenster herabhängen liess, damit die Pilger den Zipfel des Kleides küssten. (Itinerarium D. Benjaminis ed. l'Empereur ab Oppyck, Lugd. Batav. 1633, S. 95.)

Aber dieser Wirklichkeit des Lebens stehen theoretische Sprüche der traditionellen Litteratur gegenüber, welche solche Zeichen der gesteigerten Ehrerbietung vor Menschen als verabscheuungswürdig, als dem Geiste der muhammedanischen Religion widerstrebend kennzeichnen. Im Sinne dieser Sprüche wird selbst der Handkuss oder das Aufstehen vor den Menschen verpönt[1]). Es giebt freilich Ausnahmen; aber sie gelten eher den Frommen und Gottesgelehrten als den Mächtigen der Welt. Nichtmuhammedanischen Grossen gegenüber wird man freilich die Anforderungen der religiösen Anschauung strenger einhalten. Der türkische Prinz Dschem (der Rivale seines Bruders, des Sultans Bajezid II.) bethätigt dies bei Gelegenheit seines Empfanges bei dem Papste Innocenz VIII. (1494): „Ungeachtet aller Vorstellungen des päpstlichen Ceremonienmeisters war Dschem nicht zu bewegen, den Kopf zu entblössen oder die Knie zu beugen. Mit dem Turban auf dem Kopf ging er, ohne sich auch nur zu verneigen, gerade auf den Papst und küsste ihn auf die Schultern, hernach desgleichen die Kardinäle“[2]). Aber die muhammedanische Sage lässt in solchem Falle den christlichen Fürsten eine List anwenden, um die Kniebeugung des Muhammedaners scheinbar zu veranlassen.

Die niedrige Thür bietet in orientalischen Erzählungen[3]) den beliebten Typus für solche Vorgänge.

Der arabische Historiker Ibn al-Athîr (ed. Bulak IX, p. 6) erzählt unter den Ereignissen des Jahres 371 d. H. (981/2), dass der Bujitensultan ʿAdhud al-daula den grossen Theologen Abû Bekr al-Bâkillâni als Gesandten an einen christlichen Fürsten abordnete. Als der muhammedanische Gottesgelehrte bei dem Fürsten eingeführt werden sollte, forderte man von ihm, dass er vor dem Fürsten die Erde mit dem Munde berühre. Als er sich weigerte, dies zu thun, ersann man die List, dass man eine niedrige Thüre herstellte, durch welche der Gesandte eingelassen werden sollte, so dass er vor dem Fürsten die gewünschte Körperbewegung gegen seinen Willen vollführen musste. Als Bâkillânî dies listige Vorhaben merkte, trat er durch die kleine Thür ein, aber in der Weise, dass er mit dem Rücken gegen den Empfangssaal gewendet sich durch den unbequemen Eingang zwängte. So unterblieb also, trotz dieser List, die Kniebeugung vor dem Fürsten.

Es ist bemerkenswert, dass die arabische Litteratur denselben Zug bereits in die Zeit des Heidentums zurückverlegt. Wir finden ihn nämlich in einer vereinzelt vorkommenden Nachricht (die Aghânî kennen diesen Zug nicht) im Zusammenhange der Biographie des heidnischen Fürstensohnes und Dichters Imru-ul-Kejs. Als derselbe vor dem byzantinischen Kaiser erscheint, wird ihm befohlen, wie jeder andere, der vor das Antlitz des Herrschers tritt, sich vor ihm zur Erde zu werfen. Als er sich weigert dies zu thun, wird auch er durch die niedrige Thür eingeführt; die Abwickelung ist dann ganz dieselbe wie bei Al-Bâkillânî und bei dem persischen Gesandten am Hofe des Grossmoguls (Chizânat al-adab III, p. 611).

Nun hat aber der in solchen Erzählungen ausgedrückte Gedanke auch eine Kehrseite. Ebenso wie der dem Prinzip seiner Religion getreue Muhammedaner

1) Vgl. Revue de l'histoire des Religions XVI (1887), p. 160 ff.

2) Hammer, Geschichte des osmanischen Reiches (Pest 1834 in 4 Bden.) I, p. 618.

3) Mein Kollege, Prof. H. Marczali, teilt mir mit, dass eine ähnliche Geschichte auch in Verbindung mit dem Empfange des persischen Gesandten bei dem Grossmogul Schah-Dschihân erzählt wird. Auch da wird die List mit der niedrigen Thür erfolglos angewendet.

vor einem Sterblichen keine Kniebeugung vollziehen mag, so soll auch der muhammedanische Fürst diese Art der Ehrenbezeugung von seinen Unterthanen nicht beanspruchen. Um ihn diesem Prinzip untreu werden zu lassen, muss wieder die „niedrige Thür“ als listiges Auskunftsmittel dienen. ʿAbdalazîz, Sohn Mûsâ's, des arabischen Eroberers von Andalusien, heiratete die Witwe des Westgotenkönigs Roderich. Sie wollte ihren neuen Gatten dazu vermögen, sich vom Volke dieselben Formen der Unterwürfigkeit bieten zu lassen, die am Hofe ihres früheren königlichen Gemahls gebräuchlich waren. Insbesondere forderte sie, dass sich das Volk vor ʿAbdalazîz zur Erde werfe. Aber ʿAbdalazîz wollte dies nicht annehmen und wendete dagegen ein, dass seine Religion der Zulassung solcher Ehrenbezeugung widerstrebe. Da aber die Fürstin von ihrem Verlangen nicht ablassen wollte, willigte ʿAbdalazîz endlich ein, dass die Leute zu ihm durch eine eigens zu diesem Zwecke geöffnete niedrige Pforte eingelassen würden. So machten sie denn vor ihm die Kniebeugung, ohne dass dieselbe beabsichtigt worden wäre. Der Ehrgeiz der Frau des ʿAbdalazîz war zufriedengestellt. Als man aber dem Chalifen Sulejmân in Damaskus diese Geschichte erzählte — so schliesst unsere Quelle — rief er: „ʿAbdalazîz ist Christ geworden!“ Bald darauf wurde er während des Morgengebetes durch Leute, die der Chalife damit beauftragte, ermordet (Ibn Adhâri ed. Dozy II, p 22. Abû-l-Mahâsin, Annales I, p. 258).

Budapest.

Schlesische Sagen.

Aus dem Frankensteiner Kreise.

A. Von Wassergeistern.

1.

Die Gläzer Neisse, die durch den Frankensteiner Kreis fliesst, hat dort meist flache Ufer, die oft viel Ellen in die Wiesen hinein mit Erlen und Weidensträuchern bestanden sind, was sie das Werder nennen. Dieses Werder ist nun nach allgemeinem Glauben der Aufenthalt von Wassermänneln und Wasserweibeln, denn man hat sie dort oft schon gesehen.

Erst vor einigen Jahren war es, dass ein Mädchen einmal in ein solches Werder kommt und eine weibliche Person von gewöhnlicher Grösse sieht, die Wäsche wäscht und in einen Korb legt. Weil sie nun glaubt, es sei eine Bekannte von ihr, ruft sie dieselbe an: „Nu Rese, bist du so fleissig?“ In diesem Augenblick wird das Mädchen gewahr, dass der Korb auf dem blossen Wasser steht, und die Wäsche fein wie Spinnweben ist. Da macht sie sich eilends davon; denn wenn das Wasserweibel sich umgedreht und sie angesehen hätte, wäre sie auf immer krank und elend geworden.

Die Wassermännel sind grau und weit kleiner als die Menschen. In Oberbaitzen und Hertwigswalde sind Fährmänner angestellt, um die Leute über die Neisse zu fahren. Da soll oftmals ein Ruf mit feiner Stimme ertönen: „Hol' über.“ Der Fährmann weiss dann, dass dies das Wassermännel ist, welches er nicht ansehen darf. Er fühlt einen Ruck beim Hereinkommen und beim Verlassen des Kahnes, er darf aber weder sprechen noch sich umsehen, wenn er nicht zu grossem Schaden kommen will.

2.

Vor vielen Jahren gingen einmal junge Burschen mit ihren Mädchen aus Johnsbach bei Wartha in das benachbarte Frankenberg zum Tanzvergnügen. Als

sie sich der Brücke näherten, die bei dem genannten Orte über die Gläzer Neisse führt, wurde einer der Burschen, welcher ohne ein Mädchen mitgegangen war, aufmerksam gemacht, dass an der Brücke ein hübsch angezogenes Mädel lehne, das er auffordern solle, seine Partnerin zu sein. Dieses that er auch und das Mädchen ging mit, sprach aber gar nicht. Beim Tanz erwies sich dasselbe als gute und gewandte Tänzerin, nur hinterliess es auf Schritt und Tritt feine Wasserstreifen. Es dauerte gar nicht lange, da gebot es dem Burschen: „Nun führe mich wieder dahin zurück, wo du mich hergenommen hast!" Der junge Mann that dies und führte es wieder bis zur Brücke. Da richtete sich das Mädchen hoch auf, sah ihn drohend an und schrie: „Dass du dich nicht noch einmal unterstehst, mich hier wegzuführen! Das würdest du büssen müssen!" Der junge Bursche blickte sie ganz erschrocken an und sah, wie die grossen drohenden Augen in ihre Höhlen versanken, und wie plötzlich die ganze Gestalt in sich zusammenbrach und verschwand. Zu seinen Füssen war aber eine grosse Wasserpfütze entstanden. Da merkte er, dass er mit einem Wasserweibel verkehrt hatte, und es kam solch ein Schreck über ihn, dass er sich kaum bis zu Hause schleppen konnte. Viele Wochen hat er dann schwer krank gelegen und sich nur mühsam erholen können.

B. Vom Graumännlein.

1.

Eine halbe Stunde von Reichenau (Frankensteiner Kreis) ist ein kleiner Hügel, die Klauchenlehne genannt, wo zwischen Sträuchern die schönsten Waldblumen üppig gedeihen. Wenn nun in den umliegenden Dörfern zu den Festtagen der Heiligen die Kirchen geschmückt werden sollen, schickt man die Schulkinder dorthin, um dazu Laub und Blumen zu holen. Es wird denselben aber fest eingeprägt, sich hübsch zusammen zu halten, weil einzelne Kinder schon öfter durch kleine graue Männel erschreckt wurden, welche plötzlich hinter einem Strauche hervortraten, um dieselben zu necken. Sie sind aber gutartig und thun keinem etwas.

2. Friemel Friemel Frumpenstiel.

Vor vielen Jahren, als noch Flachs vom Rocken gesponnen wurde, lebte in einem Dorfe in der Grafschaft Glaz eine Mutter mit ihrer Tochter, welche beide sehr fleissig waren. Da wurde in einem benachbarten Dorfe eine grosse Hochzeit gefeiert, welche mit Spiel und Tanz drei Tage dauern sollte. Da bat denn das junge Mädchen die Mutter um Erlaubnis, gegen Abend hingehen zu dürfen, um dem Tanze ein wenig zusehen zu können. Dies erlaubte die Mutter, wenn die Tochter ihre Aufgabe fertig gesponnen hätte. Das war der Fall, und das Mädchen suchte nun abends den nächsten Weg zu jenem Dorfe auf, welcher durch einen Wald führte. Als sie an einem Weiher, welcher mitten im Walde war, vorbei gehen wollte, tauchte plötzlich ein kleines graues Männel daraus auf und fragte: „Mädel, wo gehst du hin?" Sie sagte es ihm. Da entgegnete das Männel: „Wenn du zum Tanze gehst, musst du auch tanzen, und dazu will ich dir ein schönes Kleid schenken, wenn du mit mir in meine Wohnung kommst", und das Mädchen willigte ein. Da schlug das Männel mit einer Rute auf das Wasser, dasselbe teilte sich und eine Treppe erschien, die hinab zum Grunde führte. Hier berührte es wieder mit der Rute eine Thür, diese sprang auf, und sie traten in ein Zimmer voll schöner Kleider, von denen sich das Mädchen nach Gefallen eines auswählen durfte. So schön geputzt entliess sie das Männel mit der Mahnung, nicht zu spät wiederzukommen und das Kleid wieder zurückzugeben. Das Mädchen erregte Aufsehen durch ihren Putz und

erhielt viel Tänzer, ohne dass sie erkannt wurde. Sie hielt Wort, dass sie nicht zu lange verweilte, und dass sie das Kleid wieder zurückgab. Das Männel bestellte sie zum andern Abend wieder, welcher wie der erste verlief. Nun wünschte das Männel, sie möchte auch den letzten Abend dahingehen, er würde sie auf immer glücklich machen. Nur mit Widerstreben willigte die Mutter ein, doch erschien das Mädchen zur gewohnten Zeit. Da gab ihr das Männel ein goldflimmerndes Kleid und sagte ihr: „In diesem Kleide wirst du deinem künftigen Manne so gefallen, dass er dir hierher nachfolgen wird; bringe ihn mit und ich werde euch beide glücklich machen.“ So wie das Fest zu Ende war, kam richtig das Mädchen mit einem jungen Manne an den Weiher, wo das Männel schon ihrer harrte. Da sagte es zu den beiden: „Ich will euch zum König und zur Königin machen, wenn ihr mir zu eigen gebt, was euch zuerst geboren wird.“ Da willigten beide ohne Zögern ein. Das Männel schlug nun mit einem grossen Stabe dreimal auf das Wasser, dasselbe verschwand, und unter Donner und Blitz versanken alle in die Tiefe. Als der junge Mann und das Mädchen wieder zur Besinnung kamen, standen sie beide herrlich geschmückt und mit einer Krone auf dem Haupte vor einem Königsschlosse mit grossen Gärten umgeben, und eine Dienerschar wartete auf ihre Befehle. Da lernten sie denn befehlen und regieren und waren glücklich dabei. Und als ein Jahr um war, wurde ihnen ein Sohn geboren. Da erschien plötzlich das graue Männel und verlangte das Kind für sich, weil es ihm versprochen sei. Nachdem sich der König und die Königin von ihrem Schreck über diese Forderung ein Bissel erholt hatten, baten sie himmelhoch, es möge ihnen alles wieder nehmen und ihnen nur das Kind lassen. Ihr Schmerz rührte das Männel, und es sagte, dieses könne es zwar nicht, aber es wolle ihnen drei Tage Zeit geben, um nachzudenken, wie es heisse; errieten sie seinen Namen, so könnten sie das Kind behalten. Da rieten sie nun schon über zwei Tage lang und konnten auf keinen Namen kommen, der auf das Männel passte. Da liess sich der König sein Pferd satteln und ritt in einen grossen Wald, weil er es in dem Jammer zu Hause nicht mehr aushielt. Er ritt und ritt und hatte sich ganz verirrt, als er von weitem einen gellenden Gesang hörte und ein kleines Feuer brennen sah. Er band sein Pferd an einen Baum und schlich näher. Da sah er denn das graue Männel um ein Feuer tanzen, bei welchem es in einem kleinen Tiegel einen Kinderbrei kochte und hörte es dazu singen:

„O wenn das die Frau Königin wüsst,
Dass ich Friemel Friemel Frumpenstiel heiss',
Ich ihr das Kindel lassen müsst.“

Da bestieg der König rasch sein Pferd und liess es allein den Heimweg suchen. Als den andern Tag das Männel erschien, um das Kind zu holen, riet die Königin erst verschiedene andere Namen, ehe sie sagte: „Du heisst Friemel Friemel Frumpenstiel.“ Da wurde das Männel überaus böse und schrie: „Das hat dir der Teufel und seine Grossmutter verraten“ und sprang zum Fenster hinaus, dass alle Scheiben in tausend Stücke sprangen, und es liess sich nie wieder sehen.

Die ältliche Frau, die mir diese, dem Grimmschen Rumpelstilzchen (No 55 der Kinder- und Hausmärchen) nah verwandte Geschichte erzählte, hörte sie als Kind von ihrer Muhme und Pate, der alten Kuchen-Barbel, die sie aus der Grafschaft Glaz mitbrachte. Die Kuchenbarbel konnte weder lesen noch schreiben; sie war eine Kuchenträgerin, welche die Grafschaft oft durchwanderte.

3. Graumännlein und weisse Frau.

Auf dem Gebiete von Plottnitz, zwischen Reichenau und Patschkau gelegen, befinden sich mitten im Walde auf einem Hügel die Überreste von Gemäuer, um

die man noch Gräben erkennen kann, wenn dieselben auch mit Sträuchern überwachsen sind. Diese Mauern umschlossen in der Vorzeit ein schönes Schloss, welches aber von einem bösen Zauberer in die Tiefe verbannt wurde. Dieser Ort wurde stets von den Menschen gemieden, aber weil nur Sträucher und üppiger Graswuchs den Hügel bedeckten, glaubte ein junger Schäfer, der erst seit kurzer Zeit aus der Ferne hierher gezogen war, für seine Schafe keine bessere Weide zu finden, als auf diesem Hügel. Als er nun eines Tages in der Mittagstunde an der alten Mauer eingeschlafen war, erwachte er von einem Geräusch, und als er aufsah, stand ein kleines graues Männel vor ihm, welches ihn freundlich ansah, aber plötzlich wieder verschwand. Den andern Tag wurde er abermals von einem Geräusch erweckt, und da stand eine weisse Frau vor ihm, welche ihn anflehte sie zu erlösen, sie würde ihn auch für immer glücklich machen; ob er es wohl thun wolle? Da der Schäfer wie jeder Mensch gern glücklich gewesen wäre, fragte er, was er zu thun habe, um sie zu erlösen. Die weisse Frau sagte ihm, sie würde morgen zur Mittagsstunde wieder hierher kommen, aber in Gestalt einer pfauchenden Schlange, die wild um sich schlägt; ihm thäte sie aber nichts zu Leide, wie böse sie sich auch geberden werde, er solle sich nur ja nicht fürchten.

Sie würde im Rachen ein Bund kleiner Schlüssel mitbringen, die solle er herausnehmen und ihr damit recht herzhaft an die Stirne klopfen, dadurch würde sie erlöst sein und er solle dafür hochbelohnt werden. Nun fiel sie ihm noch zu Füssen und bat ihn flehentlich um seine Hilfe zu ihrer Erlösung, er solle ja Mut behalten und sich vor nichts fürchten. Der junge Schäfer versprach alles, aber als am andern Mittag eine schreckliche Schlange daher geschossen kam, ihn wild umkreiste und ihn anpfauchte, lief er davon, so rasch ihn seine Füsse trugen. Da hörte er hinter sich unter Jammern und Wehklagen die Worte: „Das Kind soll noch geboren werden, dessen Kindeskind mich wieder erlösen kann.“ Der Schäfer erkrankte bald darauf und ist sein Leben lang elend geblieben.

C. Geistergeschichten.

1.

Die Pfarrwirtin aus Schlottendorf war eines Tages in ihr Heimatdorf Reichenau zu Besuch gegangen. Sie hatte sich dort verspätet und es war schon finster geworden, als sie in den Wald kam, der auf dem Rückwege liegt. Leute, die desselben Weges gingen, hörten da plötzlich einen Hilferuf und als sie herzukamen, fanden sie die Wirtin ermordet und tot. An derselben Stelle setzte man einen Bildstock mit dem hl. Joseph, weil sie diesen als Helfer in ihrer Not gerufen hatte. Sobald es nun dunkel wird, entzündet sich alle Abende rechts und links von dem Bilde ein Lämpchen von selbst. Wer aber in die Nähe des Bildstöckels in der Dunkelheit kommt, verirrt sich oft stundenweit, und darum wird der Ort gern gemieden.

2.

Vor länger als fünfzig Jahren hatte ein Bauer in Reichenau bei Kamenz ein Eheweib, das war so böse und jähzornig, dass das Gesinde es nicht aushielt und immer aus dem Dienste lief. Als diese Frau nun plötzlich ohne Absolution starb und dann begraben war, ging es alle Nächte im Hause und Hofe um; es schmiss Tische und Bänke auf alle Seiten, und Teller und Schüsseln aus den Topf- und Stürzbrettern von den Wänden herunter. Das Vieh blökte oder wieherte in den Ställen, und kein Mensch konnte zur Ruhe kommen. Da ging der Bauer zu einem Pater im Kamenzer Kloster, das damals noch nicht aufgehoben war, klagte ihm seine Not und bat um Hilfe. Der Pater ordnete nun an, der Bauer solle in der nächsten Nacht einen Leiterwagen mit vier kräftigen Pferden bespannt bereit halten,

da werde er zu ihm kommen. Noch vor Mittternacht kam der Pater, liess alles Gesinde zu Bett schicken und ging nun im ganzen Hause und Hofe herum, indem er mit leise gesprochenen Sprüchen den bösen Geist in eine Flasche bannte, welche er mitgebracht hatte. Dann setzte er sich mit dieser Flasche samt dem Bauer auf den Wagen, die Pferde wurden angetrieben, sie konnten aber sich selber die Richtung suchen, welche sie wollten. Da liefen sie ein paar Stunden lang, bis sie vor einem Berge bei Jauernig in der Grafschaft still hielten. Da erkannte der Pater, dass hier der richtige Verbannungsort sei. Die Flasche war aber so schwer geworden, dass noch zwei starke Pferde herzugeholt werden mussten, um den Wagen auf den Berg zu bringen. Oben mitten auf dem Berge grub nun der Pater eine tiefe Grube, legte die Flasche hinein, scharrte dieselbe rasch zu und bedeckte sie mit einem grossen Steine. Dieser Stein soll heut noch gezeigt werden, es ist aber kein Mensch imstande, ihn von der Stelle zu rücken. Von dieser Stunde an hatte der Bauer im Hause und im Hofe Ruhe.

Reichenbach i. Schl. Laura Weinhold.

Fruchtbarkeit im hohen Alter.

Herr Henry Gaidoz hat in unserer Zeitschrift VII, 327 zu der Geschichte von den drei Alten (Ebda. VII, 205 ff.) darauf aufmerksam gemacht, dass Fälle von dem hohen Alter der Nachkommen bei noch lebenden Eltern oder Grosseltern sich thatsächlich nachweisen lassen. Hier in Obermais-Meran, wo ich diese Zeilen niederschreibe, liegt unter dem Dutzend alter adelicher Ansitze das stattliche Schloss Rundeck. Dasselbe erwarb 1714 der aus dem Veltlin eingewanderte Freiherr Bernard von Paravicini. Er war viermal verheiratet und vermählte sich, 82 Jahre alt, mit der 18jährigen Marianna von Zinnenberg, mit der er noch sieben Kinder zeugte. Das letzte, eine Tochter, kam nach seinem Tode zur Welt. Er starb 104 Jahre alt. Seine älteste Tochter, aus erster Ehe stammend, zählte bei des Vaters Tode 80 Jahre: vgl. C. Stampfer, Schlösser und Burgen in Meran und Umgebung. Innsbruck 1894. S. 134. K. Weinhold.

Bücheranzeigen.

Kleine Schriften zur Volks- und Sprachkunde von Ludwig Tobler. Herausgegeben von J. Baechtold und A. Bachmann. Mit Porträt, Lebensabriss und Bibliographie. Frauenfeld, J. Huber, 1897. S. XVI. 320. 8°.

Aus dem Schatze der litterarischen Arbeiten des trefflichen Schweizer Gelehrten, dem wir als unserm Mitarbeiter und Mitgliede im V. Bande unserer Zeitschrift S. 456—58 einen Nachruf widmeten, haben zwei Züricher Kollegen, der inzwischen am 8. August d. J. verstorbene Jak. Baechtold und A. Bachmann, eine knappe Auswahl getroffen, welche die verschiedenen Richtungen des wissenschaftlichen Strebens Ludwig Toblers erkennen lässt und mit Ausschluss der streng gelehrten

Arbeiten für einen weiteren gebildeten Leserkreis berechnet ist. Das gut ausgestattete Buch bringt ein Lebensbild des Vaters, Salomon Tobler, dann die Abhandlungen: Über schweizerische Nationalität; Altschweizerische Gemeindefeste; Die Mordnächte und ihre Gedenktage; Über sagenhafte Völker des Altertums und Mittelalters; Die alten Jungfern im Glauben und Brauch des deutschen Volkes; Das germanische Heidentum und das Christentum; Mythologie und Religion; Ethnographische Gesichtspunkte der schweizerdeutschen Dialektforschung; Über die geschichtliche Gestaltung des Verhältnisses zwischen Schriftsprache und Mundart; Die fremden Wörter in der deutschen Sprache; Über die Anwendung des Begriffes von Gesetzen auf die Sprache. Die letzte Abhandlung, die einen schwereren Inhalt hat als die übrigen des Buches, kann von der Neigung L. Toblers zu philosophischen Untersuchungen, die in seiner Anlage dafür begründet ist, Zeugnis geben. Sie hatte das Charakteristische, die philosophischen Gesichtspunkte immer aus dem Gegenstande zu entwickeln und die empirische Detailforschung mit philosophischer Ergründung zu verbinden.

Über seinen wissenschaftlichen Standpunkt und die ganze Art seiner Arbeit, nicht minder über den Charakter des feinsinnigen, gewissenhaften, vom Schicksal hart behandelten Mannes giebt der Lebensabriss, der dem Buche voransteht, über seine ausgebreitete, auf reichem Wissen beruhende schriftstellerische Thätigkeit, das am Schluss gegebene Verzeichnis seiner gedruckten Arbeiten Auskunft. Ein gutes Bild des Dahingeschiedenen schmückt das Buch. Möchten nicht bloss die schweizerischen Landsleute L. Toblers das vielen Vieles bietende Werk beachten und lesen, sondern auch alle, die gute Früchte in guter Schale lieben. Denen, die sich mit Volkskunde beschäftigen und tiefer in die Probleme und die Methode der neuen Wissenschaft eindringen wollen, empfehle ich diese kleinen Schriften Ludwig Toblers dringend. K. Weinhold.

Olrik, Axel, Folkeminder, kort Overblik med særligt Hensyn til nordiske Forhold. Kobenhavn, trykt hos J. H. Schultz. 1897. 26 S. Kl. 8°.

Ich möchte Freunde der Volkskunde auf diesen Artikel unseres Mitarbeiters Dr. Axel Olrik aufmerksam machen, den er für Salmonsens Konversationslexikon geschrieben hat. Er giebt darin knapp und klar die Erklärung, was unter Folkeminder (Volkskunde, Traditions populaires, Folklore) zu verstehen ist, was ihre Gegenstände sind, geht ausführlicher auf die Volksdichtung (Sage, Märchen, Lied) ein, berührt bei dem Abschnitt Volksglaube und Volkssitte die Theorien von Tylor und Andrew Lang, und wirft zuletzt noch einen Blick auf die nordische „Folkemindeforskning.“ K. W.

Anton Renk, Im obersten Innthal Tirols. Innsbruck, Selbstverlag (Kommiss. Wagnersche Univers.-Buchhandlung). 1897. S. 96. Kl. 8°.

Der Verfasser, der als Poet und als Sammler heimatlicher Überlieferungen seinen Tiroler Landsleuten schon bekannt ist, erzählt von einer Wanderung von Innsbruck in das oberste Innthal, schildert seine Gefühle oben in den schroffen Höhen der Alpenwelt, von denen er eine und die andere als erster erklimmt, und reiht daran die Sagen, die er von Ort zu Ort erfragt hat. Es sind Alpensagen,

wie sie gerade für Tirol durch Ign. v. Zingerle, J. N. Mahlschedel v. Alpenburg und Christ. Hauser schon reichlich bekannt sind. Es ist aber immer nicht unwichtig, neue Bestätigung des von andersher überlieferten oder auch Varianten zu bekannten Texten zu erhalten. Den sentimentalen Schluss des Büchleins hätten wir gern vermisst. Er steht dem ersten Besteiger des Alten Mannes nicht gut.

K. W.

Les veillées des Mayens. Légendes et traditions valaisannes par L. Courthion. Avec une préface de Ed. Rod. Illustrations de H. van Muyden. Genève, Ch. Eggimann et Cie. (1897). S. III. 219. 8°.

Die vorliegende Sammlung volkstümlicher Sagen und Geschichten aus dem Wallis, dem Titel nach von den Sommeralmen in mittlerer Höhe der penninischen Alpen, den Mayens (S. 79 des Buches) gesammelt, ist von dem Verfasser in die Kapitel: Traditions et Légendes, Sorcellerie, Fées, Diables, Dragons, Revenants, Loups-garous, Chansons geteilt. Die Erzählungsweise ist etwas breiter und geschmückter als wir aus guten deutschen Sammlungen gewöhnt sind, indessen hat die Zuverlässigkeit des Inhalts darunter nicht gelitten, der Kern selbst ist echt. Aus allen Erzählungen spricht der streng katholische Sinn der Bevölkerung. Die Naturgeister des Gebirges haben sich hier in Teufel und verdammte Seelen verwandelt, wie wir das auch im deutschen Oberinnthal finden (Renk, Im obersten Innthal Tirols. Innsbruck 1897. S. 7. 11); man vgl. les alluvions de la Lizerne (123), wo die Verwüstungen der von den Diablerets herunterfliessenden Lizerne den in sie verbannten unseligen Geistern der früheren Gemeindevorstände des Dorfes Ardon zugeschrieben werden; ferner les damnés de la Pierrayre (160), wonach die Muren und Bergstürze in den andalusischen Sierras durch die bösen Geister gewirkt werden, die über ihre Qualen wütend sind. Sie werden aus Spanien durch einen Dominikaner in das wallisische Alpenthal la Pierrayre verbannt, bald aber von hier durch einen frommen Pfarrer auf den Grund des Meeres versetzt, wo sie Sand aufhäufen müssen. Auch in der Geschichte Le coq de Cries (19) sind es teuflische Geister, welche das Plateau von Curallaz zu verwüsten drohen, aber durch das Krähen eines Hahnes abgehalten werden, bis es ihnen gelingt den Hahn zu töten. Von der wilden Jagd (le macabre cortège) wird geglaubt, dass sie zu gleichen Teilen aus Lebenden und aus Toten zusammengesetzt wird. Die Leiber der Lebenden liegen inzwischen in starrem Schlafe, bis die Seele in Hummelgestalt in sie zurückkehrt (25).

Teuflische Geister (diablats) bedrohen das Dorf Leytron mit der Vernichtung, müssen aber den Beschwörungen eines frommen Pfarrers weichen, unter dem Zugeständnis, dass sie zurückkehren dürfen, sobald in Leyton in drei Häusern zugleich gebuttert, gebacken oder Kinder gezeugt werden (33).

Aus der Geschichte La grenière de la forêt de Peiloz (41) lernt man, dass in den Hütten der Hexen alle Geräte dreieckig sind. Als regenhindernden Zauber will die Hexe eine grosse Kröte mit sieben Broten und sieben Metzen Gerste in einem Sarge kirchlich begraben lassen, wodurch sieben dürre unfruchtbare Jahre entstanden wären (47). Zur Strafe ihrer Missethat wird sie von der göttlichen Gerechtigkeit auf den Meeresgrund verbannt und muss dort in alle Ewigkeit aus Sand Seile drehen (49).

Die Sage der von den elbischen Geistern geschlachteten, verzehrten und wiederbelebten Kuh, die auch in den deutschen Alpen lebt und altmythischen

Ursprungs ist [1]), kommt in unserer Sammlung zweimal vor: L'amoureux et le Sabbat (hier auf den Hexensabbat verlegt 56) und La vache du chasseur (168). Auch in Le revenant de Cervay (133) findet sich eine Erinnerung daran.

Wie in den deutschen Alpen wird auch in den romanischen geglaubt, dass die von den Sennen verlassenen Hütten sofort von Geistern besetzt werden (La fétuire de Louvye 34).

Die schöne Alpe Catogne ward in eine Felswüste verwandelt, weil die Sennen so übermütig geworden waren, dass sie ein Kegelspiel aus Butter machten, wie gleiches oder ähnliches überall in unseren Alpenländern erzählt wird (Les quilles de Catogne 154).

Der Glaube an furchtbare Drachen in den Felshöhlen ist durch mehrere Sagen bezeugt (101. 104. 108. 111). Zur Bekämpfung einer solchen Schlange (la Ouïvra) zog die Gemeinde von Bagnes sieben Jahre lang einen jungen Stier mit Milch auf und schickte ihn in eherner Panzerung zum Kampf mit dem Drachen. Er tötete denselben, erlag aber selbst der Anstrengung (108). Die Sage wird auch in der deutschen Schweiz erzählt, hier ist die Frist die ältere von neun Jahren.

Die mystische Neunzahl findet sich auch in der Geschichte La neuvaine de la S. Sylvestre (140). Die Seele eines Bauern in Fully wird dadurch erlöst, dass neun weissgekleidete Jungfrauen mit weisser Kerze in der Hand in der Frauenkirche von Vernays in der Sylvesternacht den Rosenkranz für ihn beten. Die neun waren nur unter den Mädchen zu finden qui n'avaient jamais eu de quoi plaire.

Die Verbindung von Elbinnen mit Menschen spielt in der Sage Les fées des creux (73). Ein kinderreicher Bauer in Verbier hat seine Frau verloren. Da erscheint in seiner Not ein kleines hübsches Weiblein, das alles trefflich versieht und ihn unter der Bedingung heiratet, dass er sie nie Fée (Faïa) nenne. Aber im Zorne thut er es doch einmal und heisst sie für immer aus seinem Gesicht gehn (Faïa vaïa, que jamais plus te vâyo!). Sie geht sogleich fort und als er sie dann unter einer Steinplatte sucht, unter der sie die Kinder verschwinden sahen, schlüpft eine lange schwarze Natter davon.

Ich habe hier das mir besonders bemerkenswert Scheinende aus dem Buche hervorgehoben, das eine dankenswerte Vermehrung der romanischen Sagenlitteratur ist. K. Weinhold.

Paul Sébillot, Petite légende dorée de la Haute-Bretagne. Nantes, Société des Bibliophiles Bretons. 1897. S. XII. 230. 8°. (Tiré à 400 exemplaires numerotés.)

Den vielen Verdiensten, die sich Hr. P. Sébillot um die Kenntnis des Volkstums der Haute-Bretagne namentlich erworben, hat er ein neues zugefügt durch diese Sammlung der Sagen von den volkstümlichen Heiligen jenes Landes. Nach dem Muster der Legenda aurea des Jacobus a Voragine hat er sie la petite légende dorée betitelt. Alle die hier vorgetragenen legendarischen Sagen knüpfen sich an den Kultus einzelner Orte oder Gegenden, an kleine Kapellen, an Quellen, an Fussstapfen in Felsen, an Stellen der Meeresküste. Unter den Heiligen giebt es solche, welche die Kirche nicht anerkennt und deren volkstümliche Heiligtümer der Klerus unbeachtet lässt. Diese dunkeln Heiligen werden trotzdem vom Volke

1) Lütolf, Sagen aus den fünf Orten S. 457. Rochholz, Sagen aus dem Aargau 1, 316. 321. 385. Vonbun, Volkssagen aus Vorarlberg, S. 27. Zingerle, Sagen aus Tirol², No. 22. 24. Uhland, Thor, S. 52 f.

verehrt und geliebt und als Ortsgötter gewissermassen betrachtet. Die jetzige Jugend kümmert sich nicht mehr um sie, und mit dem Verschwinden der jetzigen Alten wird vermutlich auch dieser Kultus und werden die meist kurzen, zum Teil unvollständigen Legenden dieser Aaron, Cado (Cast), Couturier, Guiyomard, Mauron, Mirli, Pabu und wie sie heissen, untergehn. Gewiss sind manche dieser Lokalheiligen an die Stelle uralter dunkler Ortsgötter der gallisch-römischen Zeit getreten. von denen sie die Liebe und Verehrung der Bevölkerung geerbt hatten, weil sie denselben als die nahen unmittelbaren Helfer und Freunde in allen Nöten erschienen waren.

Vielen der Legenden hat Hr. S. Anmerkungen beigegeben, teils zur historischen Erläuterung, teils um die natürlichen Verhältnisse in der Umgebung der heiligen Orte zu beleuchten. Fast immer ist eine Quelle nahe, zuweilen quillt sie in dem Heiligtum selbst. Die Vermutung, dass sich in diesen Brunnen noch Opfergaben aus verschiedenen Zeiten finden dürften, halte ich für sehr wahrscheinlich, nach allem, was über den Quellenkult bekannt ist.

Herr P. Sébillot hat sich durch seine petite légende dorée nicht bloss den Dank der Bretonen verdient. K. Weinhold.

Märchen aus Mallorca. Würzburg und Leipzig, Leo Woerl 1895. XXIV, 275 S. 8°.

Rondayes de Mallorca. Wirzburgo, Leo Woerl 1895. IV, 230 S. 8°.

Aplech de rondayes mallorquines d'en Jordi des Reco (Antoni Maria Alcover preste). Tom 1 u. 2. Palma, Sanjuan germans 1896—1897. XVI, 304 S. und III, 320 S. 8°.

Kurz nach einander sind zwei hübsche Sammlungen von Volksmärchen aus der Insel Mallorca veröffentlicht worden. Die eine, welche uns zugleich im mallorquinischen Dialekte, einer manche Besonderheiten aufweisenden Mundart des Catalanischen, und in einer guten Verdeutschung vorliegt, rührt von dem um die Erforschung der Balearen hochverdienten Erzherzoge Ludwig Salvator her, der schon in seinem sieben Folianten umfassenden Prachtwerke über diese Inseln (Leipzig 1869—1891) interessante Proben der Volksdichtung auf Ibiza, Mallorca und Menorca (1, 31. 2, 207. 305. 542. 3, 2, 537. 6, 121. 230 ff.) hervorgezogen hatte. Hier giebt er aus einer grösseren Anzahl von Erzählungen, die ein Einheimischer, Antonio Peña, in seinem Auftrage wörtlich aus dem Volksmunde aufgezeichnet hat, eine Auswahl von 54 Märchen und Sagen; die spanischen Bezeichnungen lauten Rondayes, Cuentos und Fets. Die Märchen enthalten, wie die unten folgenden Vergleiche zeigen, fast lauter weitverbreitete Typen; unter den Sagen interessieren besonders diejenigen, in denen die Erinnerung an die seeräuberischen Mauren des 15. und 16. Jahrhunderts fortlebt. Die deutsche Übersetzung folgt, soweit ich sie mit dem Originaltexte verglichen habe, diesem getreu; auf S. 5, Z. 19 f. scheint schon in der Vorlage ein Fehler vorzuliegen; auf S. 2, Z. 20 sind mehrere Worte ausgefallen: „und wo euer Mann und euer Sohn ist". Den Inhalt der Märchen mag eine rasche Aufzählung der bemerkenswertesten Parallelen vergegenwärtigen.

S. 1. Das Märchen des Bockes. Vgl. Grimm No. 94; Child, English and scottish ballads No. 2; Alcover 1, 41. — 11. Der König, der Saubohnen zubereitete (Neckmärchen). — 13. Das Mönchlein. Vgl. Cosquin, Contes pop. de Lorraine

No. 62. — 22. Das Mäuschen. Vgl. Erk-Böhme, Liederhort 3, 529 f.; Maspons, Lo rondallayre 3, 48 (1874). — 32. Die Feuerbläserin. Vgl. Grimm No. 65; Gonzenbach, Sicilianische Märchen No. 38; Maspons 1, 91. — 50. Das Kettchen. Vgl. Grimm No. 54; Gonzenbach No. 31 und diese Zeitschrift 6, 70; doch fehlt der Betrug, den die Prinzessin am Helden verübt. — 61. Die drei Ratschläge. Vgl. das lateinische Epos von Ruodlieb und Gonzenbach No. 81; Maspons 3, 50. — 73. Das Schloss der Rosen. Vgl. Basile, Pentamerone 2, 8; Gonzenbach No. 11. — 81. Das Mesnerchen. Vgl. S. 193 „Das Gespenst von Concas"; Grimm No. 4; Maspons 3, 120; Alcover 2, 85. — 86. Das Märchen der Falistroncos[1]). Vgl. Grimm No. 36; Gonzenbach No. 52; Maspons 3, 31. — 95. Die drei Brüder. Vgl. Alcover 2, 291; Wetzel, Die Reise der Söhne Giaffers ed. Fischer und Bolte 1896, S. 198. 201; zum Schlusse Gesta Romanorum Cap. 45. — 102. Der Mann, der Bäume stutzte. Vgl. Nasr-Eddin Chodjas Schwänke, übersetzt von Camerloher No. 49. Sébillot, Revue des trad. pop. 9, 338. 11, 442. — 106. Der rothaarige Mann. Vgl. Alcover 2, 1 und dazu weiter unten. — 109. Der Mann, der ein Esel wird. Eine Variante des von Weinhold (Sitzungsberichte der Berliner Akademie 1893) behandelten Märchens, die wie Grimm No. 87 beginnt und daran die Verwandlung als Strafe des ungastlichen Reichen anknüpft. — 117. Die zwölf Diebe. Vgl. Grimm No. 142; Gonzenbach No. 79; Maspons 2, 64. — 125. Der Magenpeter. Vgl. Alcover 1, 145; Grimm No. 143; Bolte zu Frey, Gartengesellschaft 1896, S. 216. — 132. Der Raimund vom Pujol. Vgl. Alcover 1, 129. — 137. Der Lügensack. Zu den dankbaren Tieren vgl. Grimm No. 62; zum Lügensack Bechstein, Märchenbuch No. 37. — 151. Die Wasserfrau (heiratet einen Bauern, verschwindet aber, als er sie Wasserfrau schilt). — 156. Die Xorrigos-Quelle (von einem gefangenen Mauren gegraben und wieder verstopft). Ähnlich S. 252. — 168. Der Anwalt und der Bauer. Vgl. Gonzenbach No. 1 und diese Zeitschrift 6, 59. — 176. Schatzgräbersagen. — 193. Spuksagen. — 207. Maurensagen. — 257. Der Sklave, der entfloh. Vgl. Grimm No. 183.

Die andere Sammlung verdanken wir einem Geistlichen in Mallorca, A. M. Alcover, der, wie er im Vorworte erzählt, schon 1885 einen Band mallorquinischer „Contarelles" herausgegeben und seinen Eifer für die Erforschung der Volksüberlieferung durch verschiedene Zeitschriftenartikel bethätigt hat. Er beschränkt sich von den Volkssagen absehend auf die eigentlichen Märchen und teilt davon in den vorliegenden zwei Bänden 39 Nummern mit. Die Darstellung ist zwar volksmässig, aber ausführlicher als in allen mir bekannten Märchensammlungen aus spanischem Gebiete; es scheint fast, als ob Alcover bisweilen die Erzählung seiner jedesmal namentlich aufgeführten Gewährsmänner erweitert hätte. Da Hinweise auf andere Märchenpublikationen fehlen, verzeichne ich wie oben die nächstliegenden Parallelen, ohne irgendwie Vollständigkeit zu beabsichtigen. Mit dem Buche des Erzherzogs Ludwig Salvator berührt sich Alcover in mehreren Fällen.

1, 1. Hans und die sieben Diener. Vgl. Grimm No. 71 und 134; über die Lüge vom grossen Kohlkopf und Kessel: Müller-Fraureuth, Die Lügendichtungen 1881 S. 125 und Fulano, Cuentos y chascarillos andaluces 1896, S. 84. — 21. Ein Liebhaber. Vgl. 1, 145 und Frey, Gartengesellschaft ed. Bolte 1896 S. 216. — 29. Die Schöne der Welt. Vgl. Grimm No. 6. — 41. Die Tochter des Köhlers.

1) Die Falistroncos müssen irgend ein Werkzeug zum Schlagen sein. Das von mir benutzte Diccionari mallorqui-castella von A. Figuera (1840) enthält das Wort nicht und lässt überhaupt manches zu wünschen übrig; noch mehr freilich die Gramática de la lengua mallorquina von J. J. Amengual (1872).

Vgl. Märchen aus Mallorca S. 1. — 51. Martin Absatz. Vgl. Grimm No 20. — 65. Der Hund von Bua und die Katze von Pejulí. Vgl. Grimm No. 27 und diese Zeitschrift 6, 165 zu Gonzenbach No. 66. — 71. Der goldene Stern. Vereinigt Züge von Grimm No. 24 und 21; der Anfang wie bei Gonzenbach No. 32. — 95. Granate Vgl. Grimm No. 53; doch ist es nicht die Stiefmutter, sondern die rechte Mutter, die der Heldin aus Eifersucht auf ihre Schönheit nachstellt. — 111. Die alte Xeloch und die alte Biguelot Vgl. Basile, Pentamerone 1, 10. — 121. Hans vom Kruge. Vgl. Grimm No. 19. — 129. Die drei Brüder und die neun Riesen. Vgl. Märchen aus Mallorca 1895 S. 132. — 145. Magenpeter. Vgl. Märchen aus Mallorca S. 125. — 150. Die sieben Hirsche. Vgl. Grimm No. 25. — 163. Der Schnitter und die Andächtige (Schwank). — 167. Salomo und der Richter. Vgl. Grimm No. 192; der Eingang wie bei Montanus, Ander theyl der Gartengeselschafft (c. 1560) No 69. — 183. Agraciat (gewinnt mit Hilfe der dankbaren Tiere für den König die Prinzessin mit den Goldhaaren). — 193. Das Schloss „Eintritt ohne Rückkehr“. Vgl. Gonzenbach No 14 und diese Zeitschrift 6, 65. — 237. Die vier Brüder. Vgl Grimm No. 70; Mélusine 1, 158; Revue des trad. pop 11, 237. — 253. Der Löwe und der Mensch. Vgl. Gonzenbach No. 69 und diese Zeitschr. 6, 166. — 257. Espardenyeta (entgeht den Nachstellungen des Königs, bis dieser sie heiratet). — 271. Die Zwillinge. Vgl. Grimm No. 60 und 85; Gonzenbach No. 39 und diese Zeitschrift 6, 75. — 285. Fuchs und Igel. — 299. Das Märchen von Veit. Vgl. Erk-Böhme, Liederhort No. 1743; auch Cosquin zu No. 34.

2, 1. Hütet euch vor einem runden Stein, vor einem nicht bellenden Hunde und einem rothaarigen Menschen! Vgl. Märchen aus Mallorca S. 106. Gonzenbach No. 81, dazu diese Zeitschrift 6, 169 und für den Dienst beim rothaarigen Herren Cosquin No. 36. — 54. Kuchenpeter. Entspricht bis auf den abweichenden Eingang dem „Gevatter Tod“ (Grimm No. 44; diese Zeitschrift 4, 34 und 6, 66 No. 19). — 65. Der Hafen der weissen Zwiebel. Gehört zu dem Märchenkreise vom dankbaren Toten; vgl. Germania 3, 199. 12, 55. 310. 25, 274. 26, 199. — 85. Peter ohne Furcht. Vgl. Märchen aus Mallorca S. 81. 193; Grimm No. 4. — 107. Der Soldat mit dem Tornister. Vgl. Grimm No. 82. — 120. Das Apfelbäumchen (Henne, Hahn, Hammel, Ochse und Hase ziehen in den Wald). — 129. Der einäugige Peter. Vgl. Grimm No. 22; Wossidlo, Mecklenburgische Volksüberlieferungen 1, 231 No. 979. — 155. Die Tochter der Sonne und des Mondes (kocht, indem sie den Kohlen, Schaufel, Pfanne etc. ihre Befehle zuruft, und wird endlich Gattin des Königs). — 184. Der Herr von Amoxa. Vgl. Frey, Gartengesellschaft ed. Bolte 1896 No. 1 u. 20. — 193. Die schöne Prinzessin Ein in einen Vogel verwandelter Prinz raubt ihren goldenen Kamm — 219. Der Fischersohn. Zum Eingange vgl. 1, 193; zu der an ein Ei geknüpften Lebenskraft des Riesen Gonzenbach No. 16 und diese Zeitschrift 6, 66. — 254. Die Rosmarinblüte. Vgl. R. Köhler, Aufsätze 1894 S. 90; Bibl. de las trad. pop. esp. 1, 196: „Lo flor de lilíá“; Maspons. Rondallayre 1, 33. — 267. Der Räuber Augustin. Vgl. Cosquin 2, 276. — 291. Drei listige Brüder. Vgl. Märchen aus Mallorca S. 95. — 299. Die Gräfin ohne Arme. Vgl. Grimm No. 31. — 314. Der blühende Brunnenrand. Vgl. Grimm, Kinderlegenden No. 6 und Euphorion 4, 331[3].

Berlin. J. Bolte.

E. Becker, Der Walchensee und die Jachenau. Eine Studie. Innsbruck, A. Edlingers Verlag, 1897. S. VIII. 262. 8°.

Das vorliegende Buch über den Walchensee im oberbairischen Gebirge und seine Umgebung rührt nicht von einem dort heimischen Verfasser her, sondern von einem mitteldeutschen sogenannten Touristen, der jenen schönen Alpenwinkel lieb gewonnen und zu eigener und anderer Belehrung aus allerhand Quellen über Land und Leute eine „Studie“ fleissig zusammengetragen hat. Uns gehen nur die Abschnitte „Die Sagen des Walchensees“ (S. 68—83) und „Leute in der Gegenwart“ (S. 132—193) an. Bei den Sagen, unter denen die vom drohenden Ausbruch des Walchensees die bedeutendste ist, schöpft Herr B. wesentlich aus Sepps altbayerischem Sagenschatz; selbst hat er wohl nichts gefunden und nimmt auch Herrn Sepps Mythologie gläubig hin. In dem Abschnitt über das Leben der Bevölkerung folgt er einem besseren Führer in Höflers Buch über den Isarwinkel, neben dem er auch andere gute Quellen benutzt hat. Eine autographische Skizze vom Walchensee ist unter dem Namen einer Karte dem Buche beigegeben.

Deutsche Mundarten. Zeitschrift für Bearbeitung des mundartlichen Materials. Herausgegeben von Dr. Joh. Willibald Nagl zu Wien. Band I. Heft 2. Wien, Karl Fromme, 1897. S. 83—162. 8°.

Das zweite Heft dieser Zeitschrift (vgl. unsere Zeitschrift VI, 461) enthält ausser einem Vorworte des Herausgebers und einer litterarischen Rundschau desselben hauptsächlich bibliographische Artikel: von Ferd. Mentz, Nachträge zu seiner Bibliographie der deutschen Mundartenforschung, Leipzig 1892, und von A. Landau, Bibliographie des Jüdisch-Deutschen, die bis in das 16./17. Jahrh. zurückgreift. Ausserdem bringt das Heft Mitteilungen aus des verstorbenen H. Gradl Sammlungen zur Egerländer Mundart und einen kleinen Artikel von Th. v. Grienberger: Partikeln und Interjektionen. Auf des Herausgebers Erguss gegen mich S. 84 wegen meiner Anzeige seines 1. Heftes werde ich nichts erwidern. K. Weinhold.

Die Schweizer-Trachten vom XVII—XIX. Jahrhundert nach Originalien. Dargestellt unter Leitung von Frau Jul. Heierli und auf photomechanischem Wege in Farben ausgeführt. Serie II. Druck und Verlag von Brunner und Hauser, photogr. Kunstanstalt. Zürich IV. (1897.) fol.

Von dem Schweizer Prachtwerke, das wir oben S. 217 bei seinem Beginne mit wohlberechtigtem Lobe begrüsst haben, liegt die zweite Serie vor. Sie bringt die Tafeln 7. Bern, 8. Uri, 9. Basel, 10. Schaffhausen (Hallauer Braut), 11. Freiburg (Greyerzer Sennen), 12. Thurgau und ein Doppelblatt mit Text und mehreren kleinen Trachtenbildern in Schwarz. Die Ausführung der farbigen Tafeln ist von derselben technischen Vollendung als in der ersten Serie. — Bern ist durch ein stattliches hübsches Mädchen in jener kleidsamen reichen Kleidung vertreten, die allen Reisenden im Oberland bekannt ist und die sich allein von allen verschiedenen Trachten des Kantons erhielt. — Uri vertritt ein kräftiger Senn in dem Hirtenhemd mit Kapuze aus zäher Leinwand, auf dem Rücken das Reff, an den nackten Füssen schwere benagelte Sandalen. — In Basel Land sind die alten Trachten ganz ver-

schwunden und mit Mühe ist es gelungen, die schwarze Junte (gefältelten Rock), den Brustlatz mit dem Mieder, das Beginli (Käppchen) in einzelnen Exemplaren aufzutreiben und damit das kräftige Basler Landmädchen unseres Bildes zu bekleiden. — Auch die Vertreterin Schaffhausens, die Hallauer Braut aus dem Klettgau, ist nur ein Bild aus der Vergangenheit. Der Gürtel aus Edelmetall (vgl meine deutschen Frauen in dem Mittelalter I, 336. 342. 3. Aufl.) und die Brautkrone (das Schäppeli, vgl. ebd. I, 335. 341) fehlen ihr natürlich nicht. Die Krone ist hier ein fusshohes cylindrisches Gestell, mit Goldpapier überzogen und mit Perlen, farbigen Steinen und Glasstücken geschmückt. — Freiburg ist durch drei Greyerzer Sennen in Gala dargestellt, die man beim ersten Blick für die Senioren eines wohlgenährten Studentenkorps halten möchte, wozu namentlich das kokette Strohmützchen, das den Cereviskappen gleicht, beiträgt. Jedenfalls muss das Sennengewerbe recht einträglich sein. Einen Senn in Alltagskleidung führt das Textblatt vor. — Bescheidener als die Greyerzer Sennen stellt sich das hübsche Thurgauer Landmädchen vor, dem der grosse radförmige Hut sehr gut steht. Die Kleidung ist nicht mehr die alte des Landes an der Thur, sondern hat sich in neuerer Zeit, aber nicht ungeschickt aus Halstuch, Mieder, Rock und Schürze zusammengesetzt.

Jeder wird sich auf die Fortsetzung des schönen Werkes freuen.[1]) Der Preis von 2 Mark für das Blatt ist so billig im Verhältnis zu dem geleisteten, dass die Verbreitung sehr gross werden müsste, wenn das Gute und Schöne den Anklang überall fände, den es zu erwarten das Recht hat. K. Weinhold.

Die Erde und ihre Völker. Ein geographisches Hausbuch von Friedrich von Hellwald. Vierte Auflage. Durchgesehen von Prof. Dr. W. Ule. Mit 387 Textillustrationen, 29 Extrabildern und 20 Kartenseiten. Stuttgart, Berlin, Leipzig. Union, Deutsche Verlagsgesellschaft. S. VIII, 915. 8°.

Mit den Lieferungen 20—29 ist das Werk, das wir wiederholt (zuletzt oben S. 219) angezeigt haben, zum Abschluss gekommen. Wir können unsern Wunsch nur erneuern, dass bei einer fünften Auflage der Text in jeder Beziehung gründlich durchgearbeitet werde. Herr Fr. v. Hellwald war durchaus nicht so bedeutend, dass seine Schriften in der Gestalt, worin er sie hinterliess, bei neuen Auflagen erhalten werden müssten.

Aus den

Sitzungs-Protokollen des Vereins für Volkskunde.

Freitag, den 22. Oktober 1897. Herr Zeichenlehrer R. Mielke berichtete über Volkstümliches aus den deutschen Wolga-Kolonien, auf Grund einer dorthin von ihm unternommenen Reise. Die Kolonien liegen in drei Gruppen bei Odessa im Gouvernement Cherson, in den Gouvernements Taurien und Jekaterinoslaw, und im Gouvernement Samara in der Gegend von Saratow an der Wolga. Es ist

1) Soeben erschien die dritte Serie, über die wir im nächsten Hefte berichten wollen.

einförmiges Steppenland, worauf die deutschen Einwanderer durch Katharina II. angesiedelt wurden, vorher im Besitz von Kosaken und Kirgisen. Eingehend ist der Zustand der Kolonien um die Mitte dieses Jahrhunderts durch v. Haxthausen geschildert worden. Aber ihr Wohlstand ist jetzt vernichtet, namentlich durch die Hungersnot von 1891. Damals sind auch viele Ansiedler ausgewandert, zum Teil weiter nach Osten hin. Wo neben der Landwirtschaft, die den Haupterwerb bildet, Hausindustrie betrieben wird, wo eine grössere Stadt in der Nähe liegt und Verkehrsmittel vorhanden sind, da steht es besser; aber meist sind die deutschen Dörfer abgelegen und schwer zu erreichen. Schlimm ist, dass das den Kolonisten zugewiesene Ackerland nicht vergrössert wurde, während die Zahl der Familien gewachsen ist. Da das Land nach russischer Weise Eigentum der Dorfschaft bleibt und unter die Familien nur zur Bearbeitung aufgeteilt wird, so ist der Anteil des einzelnen Haushalts immer kleiner geworden; anfänglich umfasste er etwa 50 *ha*. Um dem einigermassen zu steuern, teilt man jetzt nicht mehr alle drei oder sechs, sondern nur noch alle zwölf Jahre. Die Gesamtzahl der Deutschen in den Kolonien beträgt etwa 100 000. Sie wohnen nach den religiösen Bekenntnissen getrennt, unvermischt mit Russen. Die Anfänge der Ansiedelungen waren schwer. Die Russen nahmen die Fremden mit Widerwillen auf, die Kirgisen bedrängten sie mit Mord und Plünderung. Noch heute weiss man von der Kirgisennot, von der Mordinsel in der Wolga und vom Kirgisenmichel zu erzählen, dessen Geschichte mit Liebesabenteuern und Zügen aus den Heimkehrsagen ausgeschmückt worden ist. Noch in den sechziger Jahren sind Nachzügler aus der alten Heimat in die Kolonien gelangt. Meist haben sich Süddeutsche dort niedergelassen, aber auch Hannoveraner, Hessen, Schweizer, sogar Holländer, und im Osten sitzen preussische Mennoniten. Ihnen geht es besser, weil sie keine Landaufteilung kennen, sondern ihren Besitz in einzelnen Parzellen von der russischen Regierung gekauft haben. Deutsches Aussehen haben die Dörfer nicht. Die Gehöfte sind nach russischer Art angelegt und in Strassen geordnet, den Mittelpunkt des Ortes bildet die hölzerne Kirche mit hohem Turm. Man vermisst den Dorfteich und den Blumenschmuck der Häuser. Sie sind Blockhäuser, mit Brettern gedeckt, von einem eingezäunten Hof umgeben, der ein mit Schnitzwerk verziertes Thor besitzt. Alles wird von Russen hergestellt, daher denn auch russischer Einfluss. Nur der grosse Flur, die Diele, Eren genannt, findet sich nicht selten. Die Tenne mangelt: das Getreide wird auf dem Felde, das oft 30—100 *km* entfernt liegt, gedroschen oder vielmehr meistens mit steinernen, von Pferden bewegten Walzen ausgekörnt. Auch das Wirtshaus fehlt, man trinkt auch kein Bier, sondern den erfrischenden Kwas, daneben leider den von der Regierung gehegten Schnaps. Der Fremde findet im Einkehrhause zwar Unterkunft, aber keine Verpflegung. — Die Dialekte haben sich gehalten, auch die gegenseitigen Neckereien der verschiedenen Stämme. Man feiert Schützenfeste und Kirchweihen, das Weihnachtsfest mit dem Baum und Äquivalenten des Knechtes Ruprecht. Bei Hochzeiten wird der Kranz abgetanzt, der Braut der Schuh entwendet, der von ihr eingelöst werden muss. Andererseits werden unter den Gästen Gaben eingesammelt. Der Glaube an Hexen und Gespenster herrscht, der an die Wiederkehr Verstorbener; man kennt den Schimmelreiter, den Schatz mit dem Hund und feurigen Kohlen u. s. w. Schildbürgerstreiche erzählt man von den Rosenheimern. Das Bindemittel geben die deutschen Lieder ab, unter denen die patriotischen nicht fehlen. Denn die Aufrichtung des neuen deutschen Reiches hat auch hier das deutsche Empfinden gestärkt. Herr Mielke illustrierte seinen Vortrag durch Photographien. — Als zweiter Redner sprach Herr Professor Dr. A. Heusler über die Siegfriedsage. Sie gehört ursprünglich

den Franken am Rhein an und ist uns überliefert in Liedern, in einem Epos und in zusammenfassenden Prosen. Nebenher gingen natürlich Mitteilungen in einfachster Form, wie sie z. B. der Vater dem Sohne macht. Die oficielle und älteste Form ist das Lied. Jedes stellte eine Episode der Sage dar, jedes war in sich geschlossen. Die Lieder können sich wiedersprochen haben: das Material zeugt gegen Cyklen und man hatte nicht das Bedürfnis nach pragmatischer Folge. Erst später sind Ausgleichungen vorgenommen, Zusammenhänge hergestellt worden, und zwar schon in den Einzelliedern. Der Vortragende betrachtete dann einige Teile der Sage näher. I. Siegfried beim Schmiede Der Knabe ist ursprünglich elternlos. Fraglich ist, ob die Misshandlung der Schmiedeknechte durch ihn alt sei, dagegen ist sicher alt der Schlag auf den Amboss als Kraftprobe, jünger die damit verbundene Prüfung des Schwertes. Sie ist in Zusammenhang gebracht mit der Vaterrache und dem Drachenkampf. II. Der Drachenkampf wird mit dem Schwert ausgefochten. Die schützende Hornhaut des Helden, die ihm das Bad im Drachenblute verschafft, fehlt in der nordischen Überlieferung, ist aber doch ursprünglich. Dagegen kam das Motiv vom plötzlichen Verstehen der Vogelsprache erst im Norden hinzu. Dass der erlegte Drache einen Hort hütete, gehört bereits der altfränkischen Sage an. III. Der Erwerb des Nibelungenhortes reicht in seinem Kern bis in die älteste Sagenform zurück. Es handelt sich dabei nicht um denselben Hort, wie beim Drachenkampf, sondern man hat verschiedene Lieder mit zwei verschiedenen Schätzen anzunehmen. Die Differenz hat man nachher auf dreierlei Art vereinfacht. 1. Der Drachenhort fehlt: so im Nibelungenliede. 2. Der Hort in der Drachenhöhle gehört den Söhnen des Nibelung: so im Lied vom hürnen Seifrit. 3. Der Drache ist identificiert mit dem einen Nibelungensohn und hat den Hort im Streite mit seinem Bruder gewonnen. Dieser ist der Schmied Er beauftragt Siegfried, den Drachen zu bekämpfen. So im Norden. Dem steht die niederdeutsche Sage am nächsten, sie weist aber doch mehr Verschiedenheit als Übereinstimmung hierzu auf und gelangte deshalb selbständig zu einer ähnlichen Verquickung wie der Norden. Die Tötung des Schmiedes gehört zum alten Bestand, allein weshalb sie ursprünglich stattfand, ist nicht mehr zu erkunden Aber frei und selbständig musste Siegfried natürlich einmal werden. — Altfränkisch muss auch der Ritt zum weisen Alten sein, der den verwaisten Helden über seine Herkunft unterrichtet. Von Siegfrieds Tode gab es schon in der Frühzeit zwei Versionen. Am meisten Schwierigkeiten bereiten die Beziehungen Siegfrieds zu Brünhild. Man darf aber nie vergessen, dass Lieder neben einander lebten, die sich widersprachen.

Freitag, den 26. November 1897. Herr Sanitätsrat Dr. Max Bartels legte Handstickereien vor, wie die russischen Bauern sie anfertigen und gern zum Schmuck verwenden. Es waren Brusteinsätze, Achselstücke, Manchetten zu Hemden, Schürzen und Handtücher, darunter einige besondere Prunkstücke. Auch Bilder russischer Trachten wurden gezeigt. Den Vortrag des Abends hielt Herr Privatdocent Dr. Georg Huth, der im vergangenen Sommer im Auftrage der Petersburger Akademie der Wissenschaften eine Reise unternahm, die der Erkundung der Geschichte, Kultur und Sprache der Tungusen galt Der ursprüngliche Reiseplan erfuhr unterwegs eine Änderung, sodass Dr. Huth vorläufig nur mit den Tungusen am Jenissei Bekanntschaft machte. Die Tungusen sind vom Amur ausgegangen. Sie gehören zur mongolischen Rasse und umfassen heut etwa noch 40 000 Seelen, elend herabgekommene Leute, die doch eine grossartige Vergangenheit hinter sich haben. Die Tungusen sind am weitesten verbreitet von allen nordasiatischen Völkern. Ihre Sitze erstrecken sich vom Jenissei bis zum Grossen Ocean und vom

Eismeer bis über den Amur hinaus, ja ein Teil gelangte bis nach Korea. Dort und in der Mandschurei haben sie eine grosse politische Rolle gespielt, und eine Mandschu-Dynastie ist es ja auch, die seit 1644 den chinesischen Thron einnimmt. Aus chinesischen Geschichtsquellen wissen wir, dass die Tungusen schon im 3. Jahrtausend v. Chr. Beziehungen zu China hatten, dass von 1121 v. Chr. an nach einander mehrere tungusische Reiche auf Korea gegründet wurden, und dass im 8. Jahrh. n. Chr. ein tungusisches Herrscherhaus die ganze Halbinsel in Besitz nahm. Im 11. Jahrhundert v. Chr. nahmen die Tungusen die Mandschurei ein, von wo sie sich auch nach Norden verbreiteten. Das blühende Reich Bochai (im 7.—10. Jahrhundert n. Chr.) reichte von Korea bis über den Amur hinaus. Es wurde 925 von den ebenfalls tungusischen Kitan eingenommen, an deren Stelle 1125 das Reich Niutschi trat, gleichfalls tungusisch. Zu ihnen gehörte auch das nördliche China, und chinesischer Einfluss ist in der Kultur der Tungusen unverkennbar. Sie war eine hohe. Man gelangte zur Ausbildung von vier verschiedenen Schriftarten, doch sind nur wenig Denkmäler erhalten. Wertvoll ist der Bericht des Holländers Ysbrand Ides, der 1692 in russischem Auftrage nach China ging. Seine Reisebeschreibung erschien 1707 verdeutscht. Er fand verlassene befestigte Städte, Türme u. dgl., Skulpturen, die an buddhistische erinnerten. Man schreibt sie der Kitandynastie zu. Theodor Busse sah, als er das Gebiet des südlichen Ussuri durchforschte, Städte, ingeniöse Befestigungen, riesenhafte Wegebauten. Sie sind wohl dem Reich von Bochai zuzuweisen. Dr. Huths Ziel war auf die Entzifferung der Inschriften gerichtet. Um sie aber lesen zu können, muss man die tungusischen Dialekte kennen lernen und unter einander und mit dem Mandschurischen vergleichen. Wir kennen bisher nur einen Dialekt, und zwar durch den um die ural-altaischen Sprachen hochverdienten Castrén, den Dialekt von Nertschinsk, der aber ein Mischdialekt ist. Der Vortragende verliess in Krasnojarsk die Bahn, fuhr mit dem Dampfer nach Strelka und reiste von da bald mit Bauerwagen, bald im Cabriolet, bald in der Walakuscha, einem nicht auf Rädern, sondern auf langen, hinten nachschleifenden Stangen ruhenden Gefährt, bald endlich zu Pferde, auf bösen Wegen zwar, aber durch die entzückendsten ebenen und bergigen Wälder, meist auf den Goldwäschen Halt machend. An der Ajachta fand er die ersten Tungusen mit ihren Renntieren, branntweinduftende Gesellen, die ihn mit grosser Schlauheit auszubeuten suchten. Er lernte sie dann noch genauer kennen, als er zu ihnen in ihre Jurten zog. Die Einzelheiten der lebendigen und fesselnden Erzählung wiederzugeben, ist hier nicht möglich. Vom wissenschaftlichen Ertrage seiner Reise wird Dr. Huth dem Verein später Kunde geben.

Max Roediger.

Register.

Abend, heiliger 348.
Abendland (Deutschland) 183.
Abendrot Morgenrot 175.
Abzählreime 299.
Adel (Fingerkrankheit) 53 f.
Adonis 10.
Agricola Gregor 195.
Ahir der Narr 321.
Albert, Heinr 224.
Alcover, A. M 451
Alfons v. Arragonien 265. 269.
Almhütten, verlassene 450.
Alp 103. 249.
Alpgeschichten, oberpfälzische 295.
Alpe, verfluchte 450.
Alpensagen 449.
Älplerkilwih 436.
Altarsmann 38.
Alte, drei 205. 327. 447.
Alten begraben 91.
Altweibermühle 89.
Anbinden auf dem Erntefelde 153.
Anhalt, Volkstümliches 74—93. 147—155.
Ansprache des Vormähers 153.
Antoniusglöckchen 368.
Aramäische Geschichten 105.
Arfert, P. 215.
Arlotto Mainardi 261. 381.
Aschermittwoch 74.
Augen ausdrücken 345. 347.
Augenkrankheit 54.
Ausgang der Braut 39.
Aussaat 148.
Ausschlag 54.
Ausstattung, lettische 179.
Aussteuer 36.
Ausstellung, Budapester 11—21.

Backofen 24—27.
Bad, zauberkräftiges 191.
Baden der Hexen 187.
Ball, Ostergabe 77.
Ballade dramatisiert 88.
Balladen, englische 338.
Bälle, goldene 9.
Bank 16. 24. 405.
Bankherd 21—24.
Bannung der Glocken 123 f.
Bannung unseliger Geister 446. 449.
Bär 315.
Bartels, M. 339. 457.
Bäume und Krankheit 68 f. 163. 166—170. 252.
Bauwesen, altdeutsches 202. 254.
Becker, E. 454.
Bedingungen der Rückkehr gebannter Geister 449.
Beginli 455.
Belle 286.
Berchtold 236.
Berggeister 430.
Bergstürze 449.
Berlin 413.
Berserker 223. 342. 347.
Bertasage 215.
Bettbank 16.
Bettfreien 304. 393.
Bickelstein 134.
Bienen 359.
Bilderlotterie 142.
Birken 78.
Birnzelten 351.
Blau Hexenfarbe 327.
Blei (Fingerkrankheit) 53. 54.
Blenn (Fingerkrankheit) 53. 54.
Blinder Bruder 178.
Blutfluss. Blutsegen 56—62.
Bocaccio 383.
Bodensee 115. 283.
Böhme, Fr. M. 332.
Bols, J. 331.
Bourdon (= Glocke) 286.
Bower, H M. 334.
Brahms, Joh. 224.
Brand (Krankheit) 58. 63—67.
Brandl, Al. 338.
Braut, untergeschobene 215.
Brautanzug 38. -bett 361. -butter 40.
Brauthaus verrammelt 36.
Brautpaar suchen 88.
Breitenstein 133.
Bretonische Heilige 450.
Brotschaufel 25.
Bruch (Leibschaden) 67.
Bruder freit um die Schwester 173.
Bruderstein 133.
Brunnenreinigung 93. 148.
Büchersprüche 298.
Bügeltanz 316.
Buhlschaft der Hexen 189.
Bükleben 64.
Bukowina 136. 296. 422.
Büne 255.

Burgeiser Wildemannspiel 433.
Bürstig (Morgrasheu) 350.

Cancelli 260.
Cariben 335.
Caterina la bella 267.
Cecco d'Ascoli 372.
Ceri, Procession al Gubbio 334.
Chikargeschichte 106.
Chodscha 106.
Christbaum 139.
Civiltrauung 38.
Coenaculum 256.
Crales. Croles, Croloss 305.
Csángó 18. 20.

Dagståndare 51.
Danzig 112.
Dieb herbeigezaubert 188
Dingstätten von Nonn und Oberalm 404.
Discus 10.
Donner 239. 241.
Donnerross 235.
Donnerstag, grüner 75. unsinniger 433.
Donnerwagen 233. 241.
Doppelnamen, deutsche 370.
Dorf, ethnographisches 11 f.
Dormitorium 256.
Dornbusch 124.
Drachen 450.
Drake 131.
Drau 413.
Drei 57. 60. 72. 74. 164. 168—171.
Drei Brüder 452.
Drei Jungfrauen 54. 68. 163.
Drei lispelnde Schwestern 320.
Drei Ratschläge 452.
Dreikönige 316.
Dreiteilung des Hauses 14.
Dubbî 333.
Dukdallen 440.

Eber in der wilden Jagd 233.
Egerländer Bräuche 303—306. 392 f.
Egerländer Volkskunde 212.
Eheverschreibung 33.
Ehrentänze 41.
Eiche 47.
Eid 346. 348.
Eier 77. 84. 148.
Eierdippen 392.
Einäugigkeit, mythische 233.
Einbrennsuppe 353.
Einfahrt in die Scheuer 154.
Einläuten des Lenzes 2.
Einschuss, Inschott (Krankheit) 67.
Eisenbart (verbena) 75.
Elben 362.
Elbinn geheiratet 450.
Elfen schmieren (elfvorna smörja) 51.
Elfgrytor (Elbenkessel). Elfkvarn 51.
Elfvablôt (Elbenopfer) 51.
Engel 237.
Engelamt 355
Entenarten 181.
Entfernte getötet 252.
Entlaufene zurückgezaubert 188.
Epilepsie 68.
Erde im Zauber 189. 195. 249.
Erfurter Fürstentag von 1183, 258.
Erntebeginn 151.
Erntegebräuche 148—155.
Erntekranz 154.
Erntemahlzeit 151.
Ernteopfer 155.
Erntezeit heilig 151.
Erzherzog Ludwig Salvator 451.
Esel als Bürgermeister 93.
Esel, lesender 96.
Eselmärchen 452.
Eselmilchbrocken 351.
Eselstestament 96.
Eskuche, G. 214.

Facetien des Arlotto Piovano 261 f. 376 f.
Faden 271.
Faltstuhl 112.
Familiennamen 371. 393.
Fastnachtbräuche 306. 317.
Faulbeerschnaps 349. 356.
Faunenlied, Faunentanz 431. 432.
Federspiel 139.
Fee (Faia) 450.
Feierrocken 304. 393.
Felderweihe 151.
Feldgucker, -hüter (Würste) 151.
Feldzauber 190.
Fell auf den Augen 54.
Fetischismus 221.
Feuer und Licht 222.
Feuergrube 16.
Feuerschirm 16. 23.
Feuermann 102.
Feuerräder, F.scheiben 2.
Feuerstellen 15. 16.
Feuerträger 402.
Fieber 68—72.
Finzel (Speise) 77. 93.
Fischteich 140.
Fissel (Fistel) 72.
Flachs 363.
Flechten 72—74.
Fliederbaum 46. 70. 163. 167. 169.
Flohfalle 347.
Flucht mythischer Wesen 177. 180.
Fluss (Rheuma) 165. 171.
Flussnamen in Ortsnamen 412 f.
Folkeminder 448.
Fontane, Th. 338.
Franche-Comté 215.
Frauenhaar 188. 189.
Frauennamen verbunden Mannsnamen 373.
Frick, Frau 231.
Friemel Frumpenstiel 445.
Frost 162. 366.
Fruchtbarkeit im Alter 447.
Frühlingswecken 2.
Fuchsjäger, englische 342.
Funkentag 2.
Furt in Ortsnamen 417.

Gabbi 333.
Gaidoz, H. 43.
Galiani 265.
Gans, silberne 278.
Gänse 124.
Garbe, letzte 155
Garnfitze 46.

Gaumen, weisser 252.
Gaunergeschichte 308—10.
Gebotzeichen 109.
Geister abgewehrt 358.
Geistergeschichten 446.
Geisterstunde 361.
Gelbsucht 163.
Geld, brennendes 132.
Genitivischer Name zugefügt 373.
Genus, grammatisches in der Mythologie 176.
Geräusche abwehrend 358.
Gerichtstätten 404.
Gerstenkörner (Krankheit) 163.
Gesang in Berg u. Wald 129. im Wasser 120.
Geschichten vom Marchfelde 321—26.
Geschwisterehe 178.
Geschwisterverhältnis mythischer Wesen 177 f. 182—184.
Geschwulst, Geschwüre 164. 165.
Gespenster abgewehrt 361.
Getreidezauber 188.
Gevatteressen 395.
Gewitter 1—11. 75 271.
Gewittermythen 226.
Gewitternacht 231.
Gicht 167—172.
Glan (Fluss) 418.
Gleichenberger Kogel 245.
Glockensagen und Gl.aberglaube 113 f. 270 f. 358 f.
Glocke u Gewitter 273. 364. Gl. u. Geister 358.
Glocke ruft die Gottheit 369.
Glocke und weisse Frau 118. 120.
Glocke und Elementargeister 281.
Glocke und Hund 285.
Glocke und Wolke 113 f. 117. 124.
Glocke Glanzsymbol 123.
Glocke fordert Opfer 119.
Glocken, auftauchende 121. gebannte 121. 123. gefangen 125. 277. entführt 270. fliegende 274. vergraben, versunken 270—273.
Glocken, redende 122.
Glocken aus dem Berge 124. 126. 128. 275. aus der Erde 126. 275.
Glocken im Wasser 113. 120. 270. 275. im Walde 128.
Glocken verlassen ihren Ort 274.
Glocken. ihre Zahl 123.
Glockenborn, Gl.teich 115. 276.
Glockenhöhlen 128. -kule 131. -löcher 113.
Glockenläuten 360. 363.
Glockenlehen 365.
Glockenstein 133.
Glockengiessersage 278.
Glockensignale der Räuber 279.
Glück greifen 315.
Glückskinder, drei 267.
Glühschwanz 130.
Gnidelsteine 131.
Gockelleiche 368.
Gode 231.
Gonnella 378.
Goten 112.
Götterbildung 227 f.
Grab 46. 47.
Graumännlein 444 f.
Greenwicher Wildemannspiel 435.
Gregoriuslegende 106.
Grüner, J. S. 329.
Grünerdonnerstagsei 75.
Grünes spielen 141.
Gubbio 334.
Gütschli 351.

Haare 191 f
Haas, A. 214.
Habsburger 212.
Hackelberg 232.
Hagelwetter 187. 195. 245.
Hahn 367. Gewittertier 129.
Hahnkrat 129. 449.
Hahnschlagen 93.
Halsschmerzen 172.
Hammer 275
Handglocken 365.
Handlova 23.
Hankespêr 104.
Hans der dumme 312—15. der gescheite 310 bis 312.
Hans im Glück 321.
Hans (Name des Füllen) 104.
Harke, Frau 6.
Hartenau (hypericum) 75 f. 147 f.
Harzer Köhlerlied 208.
Hase 193.
Haselruten 189.
Hauffen, A. 107.
Hausgemeinschaft 23.
Haustypen 12—15.
Heanzenmundart 307.
Heanzische Geschichten 307—315. 396—403.
Heiligabend 348.
Heiligenbild birgt Schatz 315.
Heilkraft gewisser Familien 100. 212.
Heimdall 244.
Heinrich III., Kaiser 257.
Heinrich VIII. von England 435.
Heizanlagen 15 f.
v. Hellwald 219. 455.
Hemde 36. 45.
Herde 11—31.
Heribert von Salurn 110.
Hermes 9.
Hero und Leander 338.
Herzspan 287.
Heugabeln gegen Hexen 251.
Heusler, A. 456.
Hexen 77. 184—196. 244—254. 364. 399.
Hexen erkennen 252. 293.
Hexenberge 245 f. 252.
Hexenbuhlerei 189. 245. H.gelage 189. 192 bis 194. 245. 294 f.
Hexengeschichten 292—296. 449.
Hexenprozesse 186 f. 244—249.
Hexenmeister 293. H.salbe 189. 251. H.trank 189. 245.
Hexenwesen in Steiermark 184—196. 244—254.
Hillebille 208.
Hille gedrille 409. hilliken 411.
Himmel 64.
Himmelfahrtstag 363.
Hirten 77. 92.
Hochzeitbitter 33. H.essen 40. H.feier 38 f.
Hochzeitordnung 393.
Hochzeiträtsel 384.
Hochzeitvorbereitung 35.
Holle, Frau 6. 231.
Holunder 148. 149.

Holzmänner 436.
Höschkenspêr 104.
Hostie 192. 195. 197.
Hühnchen und Hähnchen 160 f.
Hühneraugen 288.
Hulda 282.
Hummel (Glocke) 286 (Seele) 449.
Hümmling 221.
Hund 129. 131. 280 f 285. 359.
Huudsrose 78.
Hünen 133.
Hurenauge verderblich 45.
Huth, G. 457.
Hutreiten 86.
Huzulen 218.
Hyakinthos 10.

Ilsensteinjungfer 129.
Indra 240 f.
Irrglocke 366.

Jagd, wilde (le macabre cortège) 449.
Jäger, verwünschter 103. wilder 232.
Jägermesse 101.
Jean de Boves 377. 379.
Jean, Paul 1.
Johannisbrauch 329.
Johanniskrone 147.
Johannistag 147. 316.
Jud = Klecks 140.
Judenbart abschneiden 89.
Jungfer totstechen 91.
Jungfernbitter 82.
Jungfrauen in Bergen 129. 275. 446.
Junte (Rock) 455.

Kadi und Esel 93.
Kachelofen 17 f.
Kaindl, R. F. 218.
Kalotaszeg 19.
Kaninchen greifen 89.
Kant I. 343.
Karl VI. von Frankreich 437.
Karpathos 338.
Käsküchel 350.
Kaspar 188. 193.
Katzen 267.
Katzenmühle 401.
Kegel, goldene 5—7.
Kegelspiel, gespenstisches 7.
Kekchi-Indianer 335.
Kessel 21.
Kinderbrunnen 276.
Kinderlied und Kinderspiel, deutsches 332.
Kinderlieder und Reime aus der Bukowina 136—147. 296—302. 422—427. aus Paznaun 357. aus Siegen 215.
Kinderstube 138.
Kirchen und Klöster versunken 273.
Kirchenglocken Gründonnerstags 274.
Kirchenschmuck zu Pfingsten 78.
Kirchgang 81.
Kirchliche Trauung 39.
Kistenwagen 35 f.
Klagenfurt 415. 419—22.
Kleidung der Brautleute 38.
Klingeln 282.
Klingender Boden 128.
v. Klöden 343.
Knechtemarkt 155.
Kniebeugung verweigert 441.
Knoblauchsmittwoch 93.
Knoop, O. 214.
Knöpfe spielen 141.
Knul 439.
Knürrband 289.
Kobold im Glase 189.
Köhlerlied, Harzer 208.
Kolik 289.
Kolonisten, deutsche 456.
Költschenberg 103.
Kopfgrind 55.
Kopfhaare 191—93.
Kopflose Geister 132. 355.
Kopfschmerzen 289.
Korndämonen 150. 154. 155.
Kornpreise 150.
Krämpfe 290.
Krankheitbeschwörungen s. Volksmedizin.
Krankheitzauber 191. 359.
Kränze 85. 147. 383.
Kranz auskegeln 87.
Kranzsingen, Kranzwerbung 382—392.
Krapfen 350.
Krätze 290.
Kräutersammeln 251.
Krebs (Krankheit) 290.
Kreta, Volksglaube und Sitte 338.
Kreuzstein 133.
Kreuzweg 193. 234.
Krickehäuer 23.
Krippe (Weihnacht) 350.
Kristensen, E. T. 43.
Kristmette 355.
Krystall 190.
Kröte 55. 172. 449.
Küche 14 f. 21.
Küchel 349.
Küchenlied 37.
Kuckukspiel 141.
Kugelspiel 5.
Kuh, wiederbelebte 449. bezauberte 195.
Kuhglocken 362.
Kükersberg 131.
Kumanen 15.
Kureten 9.

Lacandonen 335.
Ladungsspruch 34.
Lärm Geister abwehrend 358.
Laube 14. 255. 260.
Laubhütten 78. 83.
Läuten versunkener Glocken 114. 117. 127.
Lebenslichter 40.
Leer, weisse 252.
Legenden, bretonische 450.
Leibschmerzen 291.
Leichenzüge, gespenstische 127.
Leinenschatz 35.
Lemke, Elis. 315.
Lemuralien 368.
Lenzgott 10.
Lettisches Lied 172—184.
Lettner 203.
Libro degli errori 261.
Lidzbarski, M. 105.
Liebeszauber 189.
Liedchen, Wippthaler 410.

Lipperheidische Trachtensammlung 217.
Liven 179.
Lobetanz 304.
Lübke, H. 338.
Ludwig der Deutsche 257.
Ludwig Salvator, Erzherzog 451.
Lüneburger Heide 31.
Luomarengas 49.
Lutherischer Jäger 237.
Lutherofen 19.
Lutsch, H. 218.

Macabre cortège, le 449.
Mädchenspiele 87—92.
Mädchentänze 86 f.
Magenschmerzen 291.
Mai, erster 77.
Maien 77.
Maibaum 78. 82.
Mallorca, Märchen 451.
Maltit grote 40.
Mannhardt, W. 4.
Mannheit genommen 193.
Märchen vom Hähnchen 160. vom Sperlingsweibchen 155.
Märchen, Heanzische 307. 396. Mallorkische 451.
Marchfelder Schwänke 321—26.
Marchese di Mantova 266.
Maren 283.
Margaretenglöckchen 368.
S. Maria 7.
Maria Theresia 248.
Marling bei Meran 433.
Märte 84.
Masken 87. 88.
Matthews, W. 336.
Matyóhaus 15.
Maulwürfe 77.
Mäuse 154.
Mazzuoli, Giov. 262.
Mecklenburger Volksüberlieferungen 212.
Mehemed, Emin 330.
Mehl als Windopfer 251.
Mehlschneiden 316.
Menschenopfer 401.
Menstruation 291.
Messer beim Wetterzauber 188.
Messerspiel 139.
Michaelistag 148.
Mielke, R. 455.
Milchzauber 188. 190. 192. 195.
Mitgift 36.
More (Muttersau) 277.
Momerstein 132.
Mond 73. 110. 163. 175.
Mondgottheiten 220.
Morgenröte 237.
Morgensprache 81.
Morgenstern 176.
Mühle von Schwindelsheim 95.
Müllenhoff, K. 337.
München 412.
Muren durch böse Geister bewirkt 449.
Murner, Th. 93.
Musik in Bergen 129. im Wasser 120.
Mythenbildung 174 f. 225 f.
Mythologie, nationale 227. 230. niedere 228. 230. 241.

Nacht, reiche 195.
Nackt 45. 52.
Nagl, J. W. 454.
Nägel 48.
Namen, doppelte 370. der Mutter 373.
Namen, schwedische 318.
Namengebung, volkstümliche 100.
Nasenbluten 291.
Naturanschauungen, volkstümliche 337.
Naturreligion 221.
Naturvölker 341.
Navahoindianer 336.
Neapel 377.
Nebel 366.
Neujahrsbock 315.
Neumann, Anna v. Wasserleonburg 253.
Neun 52. 145. 170. 191. 196. 315. 450.
Neunerlei Kräuter 75. 318.
Neunundneunzig 169.
S. Nikolaus 351.
Nonn bei Reichenhall 404.
Norderney 438. 440.
Nürnberger Mummenschanz 436.
Nussschalen 316.
Nyrop, Kr. 43.

Oberalmer Teidingstisch 405.
Oberdeutsches Haus 13. 20. 22.
Oberstdorf i. Algäu 427.
Ochs, gelehrter 96.
Ochsenhaut 194.
Odin 238. 243. Odens Pferd 242.
Öfen 11—21.
Ofenbank 30. Ofenherd 16. 20. 22.
Ofenschüssel 25. Ofensteine 29.
Ohrespring 132.
Ohrfeige 7.
Olrik, A. 448.
Opfer der Wassergeister 119.
Opfergang der Todgeweihten 355.
Ortsnamen 412 f.
Osterberg 76.
Ostereier 77. 304. 392.
Osterfeuer 76. Osterwasser 77.
Ostern 76.
Ostfriesen 440.
Ostpreussische Volksbräuche 315—18.

Pacini, B.
Palóczen 15.
Paltauf, Katharina 196.
v. Paravicini 447.
Pass des Kistenwagens 36.
Patenscheine 211.
Pater und Nonne 214.
Paznaun, Rätsel 197. Sprüche 199. Weihnachtabend 348.
Pegasus 241.
Peitschenknallen 360.
Pest 293.
Petri Stuhlfeier 2.
Petrus und das Hähnchen 161.
Pfaff, buhlerischer 312.
Pfefferstossen 138.
Pfennigkule 131.
Pfingsten 77 f.
Pfingst-anstrich 92. -bier 81. -brauch 328. -brautpaar 87. -burschen 83. -gelage 79. 83. -lauben 83. 87. -mädchen 82—92, ordnung 80. tanz 83. 86. -wiese 92.

Pfinztag, unsinniger 433.
Pflug, feuriger 234. goldener 275.
Piovano Arlotto 261. 376. 381.
Pitrè, Gius. 333.
Platzknechte 83. Platzmeister 81.
Polnische Beichte 214. Kinderreime 422—27.
Polterabend 361.
Pommersche Volkskunde 214.
Prato, St. 337.
Priape 334.
Probenächte 304. 393.
Processionen 363.
Puppe, ausgestopfte 90.
Pürs (lett. Ausstattung) 179.

Quelle entsprungen 132. 276.

Rabe 195.
Rabelais 379.
Radeln (Kornraden) 147.
Rammerlied 437.
Rappoltsweiler 281.
Rasen auflegen 67.
Rasenstücke durchziehen 44. 45.
Rätsel 198 213. 302. 333.
Rätselfragen 346. 384. 389.
Rätsellieder, lettische 178.
Rätselwettkampf 383.
Räuber geben Glockenzeichen 279.
Räuberspiel 88.
Rauchelse 436.
Raufbolde 343.
Regenlosigkeit und Zauber 188. 449.
Regensburg 371.
Reifläuten 366.
Reiser, K. 333.
Reiter, gehängter 103.
Religionsanfänge 225 f.
Renk, A. 448.
Rennei 77.
Rhythmus 438.
Riedel (Weiler) 353.
Riegersburg 194—197.
Rigveda 182.
Ringe, hölzerne 49.
Ringreiten 84. 86.
Rippe, hollerne 399.
Robler und Raufer 343.
Rockenstube 304.
Roggenmiere 150.
Rose (Krankheit) 58. 405. 412.
Rosemock 316.
Rosen 147.
Ross des wilden Jägers 235.
Rosse 235. 238 f.
Rothaariger 453.
Rückkehr gebannter Geister 449.
Rumpelstiltz 445.
Ruppin, Grafschaft 53. 162. 287. 405.
Rusnaken 218.
Russische Stickereien 457.

Saalbau 259.
Saaltanz 92.
Saatenweihe 151.
Saatgebräuche 148 f.
Säen 363.
Sagen, Algäuer 333. Boldecker u. Knesebecker 130. Breisgauer 328. Schlesische 101. 413. Tiroler 448. Walliser 449.
Salade blanche et noire 267.
Sanghafer, -thaler 151.
Sängerwettkampf 346.
Sapper, C. 335.
Sau, Gewittersymbol 276. 278. goldene 275.
Sau und Glocke 277. Sauglocke 275.
Säumige gestraft 81.
Schabekuchen (skrapkaka) 52.
Schäfergruss 97. 210.
Schatz gebannt 125. Schatz und Glocke 279. Schatzhebung 280.
Scheibenschlagen 1 ff.
Schellen 282. Schellenpeter 283.
Schembartlaufen 436.
Schemel 16.
Skerfva 53.
Schiff = Wetterwolke 234.
Schildbürgerstreiche 456.
Schimmel 132. 235. 238. 240.
Schimmelreiter 233—244 315. 456.
Schlange = Teufel 246.
Schlangen vertreiben 362.
Schlangenbiss 172.
Schleife, hölzerne 48.
Schlüsselklirren 363.
Schmackostern 317.
Schneckenspruch, ostfriesischer 209.
Schneidergeschichten 207. 396.
Schorf 55.
Schranne 404.
Schrat, Schratel 253. 433.
Schreckläuten 354. 360.
Schuh der Braut entwendet 456.
Schumann, H. 216.
Schwab u. Leberlein 321. mit Schwaben u. Franken 392.
Schwanjungfrauen 125.
Schwankstoffe 376—381.
Schwarzdorn 78.
Schwefelgeruch 4. 233.
Schweigen 149. 152.
Schweine, gespenstische 195. im Berge 275. wühlen Glocken aus 275. im Wasser 275.
Schweizer Doppelnamen 373. Trachten 454.
Schwert blutdürstig 344.
Schwester vom Bruder umfreit 172—184.
Schwestern, lispelnde 320.
Schwiegermutter 180.
Schwur 546.
Sébillot, P. 450.
Seelen nach dem Tode 336. 449.
Seeschiessen 283.
Segen s. Volksmedizin.
Sehnen durchschneiden 345.
Seile aus Sand drehen 449.
Seitenstechen 425.
Sieb 187.
Sieben Jahre 118. 149.
Sieben und siebzig 68 f. 167 f.
Siebenbürgischer Ofen 19.
Siegerländische Kinderlieder 214.
Siegfriedsage 456 f.
Sitten altgermanische 223. 341 f
Sitten, Egerländer 303. 392.
Sizilianische Rätsel 333.
Solarium, Söller 254—260.

Sommerküche 18.
Sonne, wider die 51. 53.
Sonne und Mond 175. 220.
Sonnenuntergang 179. Sonnenwende 3.
Sonnen der Glocken, Schätze u. s. w. 121.
Sperlingweibchens Tod 155 f.
Spiele 84. 138 f.
Spinne 150. 339.
Spinnrocken bei Hochzeiten 304.
Sprachenträger 81.
Spring 132.
Sprüche 356.
Spuk 131. 446.
Städte versunken 273.
Stahl 358.
Stechapfel 185.
Steine 133 f.
Steinwerfen 5. 8. 133. 345.
Steirisches Hexenwesen 184—196.
Stephanstag 350.
Sterbeglocke 368.
Stieftochter 401.
Stier und Glocke 286.
Stilczyk 139.
Stradius, P. 262.
Stroh, Feuerstoff 16. 24.
Stuhl 111.
Sturmzauber 116. 366.
Swantewit 237 f.
Syrer 107.
Széklerhaus 17.

Tacitus 341.
Tag und Nacht 175. 178. 182. 184.
Tagsteher 51.
Taidinge 404
Tannhäuser 328.
Tänze 41.
Taufbräuche 306. T.ordnung 395.
Tempelbau 335.
Tessier, A. 380.
Teufel 130. 132. 188. 192. 244. 246. 250. 272 f. 354. 360. 449.
Teufelbuch 294. T.namen 188 f. 193 f. 245.
Teufelsvertrag 131. 191. 194.
Tikeltakel 209.
Tiersprache 354. T.verwandlung 246.
Tobler, L. 447.
Tobsucht 343.
Tod umgehend 101.
Toroczkó 18
Torpor 223. 342.
Tote (Pate) 306.
Tote des nächsten Jahres 355
Totenglocke 368. T.gottesdienst 214.
Totenhand 56. 64. 65. 165.
Trachten, Hümlinger 221. österreichische 216. Schweizer 217. 454.
Trauer 156.
Trauriger Glockenton 122.
Traumleben 225.
Trauung 59.
Truber, Tr. 422.
Tschuktschen 457.
Tuch auf den Schatz geworfen 125.
Tungusen 458.

Uhssing 175. 177.
Ullersmann 38.
Umlauf (Krankheit) 53. 66.
Umzüge 81. 82. 85. 86. 87. 363.
Ungeziefer 78. 362.
Unsichtbarkeit 188. 190. 252. 400.
Upsala, Opfer 369.

Valbundet 49.
Vampyr 130.
Vegetation durch Glocken gefördert 363.
Vereine für Volkskunde 105. 109. 212. 329.
Verirren 366 f. 446.
Verlobung 32.
Verlorensberg 103.
Versteinerung 133.
Viehaustrieb 92. Viehsegnung 251.
Vierzeilen 180.
Vimpina 392.
Vlaamsche Lieder 331.
Vögel, redende 379.
Vogelbeerbaum 47.
Vogelgestalt der Hexen 191. der Seelen 195.
Volksglaube, mythisch 228.
Volkskunde, deutschböhmische 107.
Volkskunde s. Vereine.
Volkslieder 108. 223.
Volksmedizin 53—74. 162—172. 287—292. 405—412.
Volksmelodien 223
Vollmond 148.
Vom Himmel hoch 383.
Vorhaus 14.
Vorlat, Vorspuk 131.
Vornamen, doppelte 370.
Votivgaben bei Heilbäumen 44.

Wacholder 191—93.
Wachspuppe durchstochen 252.
Wagen in der wilden Jagd 233. 239.
Wagen mit Glocke, mit Kessel 271. 274.
Wagen, versunkene 275.
Walchensee 454.
Wäsche und Wolken 124.
Wasserfrauen 118. 443 f.
Wasserguss 150. 154. 189. 435.
Wassermänner 171. 443.
Wassertauche 92. 435.
Wazseme (Deutschland) 183.
Wegebesserung 93.
Wegscheiden 188.
Weibergürtel, lettischer 180.
Weide 72. 166—169. 172.
Weidenpflöcke 52. W.ringe 44.
Weihnachtabend 348 f. 456. W.aberglaube 354. W.brosamen 356. -krippe 350. -zelten 351.
Wein aus Holz gezapft 192. 194. 245.
Weinbrunnen 355. Weinwachs u. Hexen 187.
Weisse Farbe 236. w. Frau 118—121. 275. 283. 284. 446.
Weisse Pferde 238.
Weisser Gott 244.
Wendelstein 203.
Wendischer Herd 23.
Werwolf 130. 252.
Wettkämpfe 345. W.lauf 87. W.ritt 85.
Wettergarbe 365. W.glocke 286. 364.
Wetterhorn 366. W.läuten, -schiessen 250. 364.
Wettermachen 187. Wettersprüche 352 f. 356. W.Wolke 234.
Wetterzauber 188. 190—192.

Wettersee und Bodensee 115.
Wiederbelebung geopferter 401.
Wiege, goldene 275. 278.
Wiegenlieder 357.
Wielands Lähmung 344.
Wilde Jagd 228. 230. 242. 281. 449.
Wilde Männer, Wildemannjagen 433.
Wildemannspiel 433–435.
Wildemännlestanz, Oberstdorfer 427—437.
Wind und Wolken mythenbildend 225.
Windfüttern 188 196.
Wintberge, Wintwer 203.
Wintersonnenwende 3.
Wippthaler Liedel 210.
Wirtschaftsregeln 352. 356.
Witt Klüt 233.
Witterungswechsel 283.
Wittington 267.
Wochentage 112. 148. 153.
Woden Wode 4. 8. 228. 241. 243.
Wolf 190. Wolfbannung 246 f.
Wolgakolonien 455.
Wolke und Glocke 113. 117. 124.
Wolkenfrauen 119.
Wörde, Kloster 131.
Wörther See 420.
Wossidlo, R. 213.
Wundsegen 56—62.
Wuotan 8.
Würfel 8 f.
Wurzel durchziehen 48.
Wutanfälle 343.
Wuttke, Ad. 4.

Yama, Yamî 177. 182 f.

Zelten 351. Zeltenlied 357.
Zeter 73.
Ziegenbart abschneiden 90.
Zitherspiel, Meisterschaft gewinnen 354.
Zobtenberg 103.
Zungenband lösen 101.
Zwerge 282. 359. 360.
Zwerghafter Teufel 189. 191.
Zwieselbäume 42—53.
Zwillingsmächte, mythische 174—176.
Zwölften 3.

Druck von Gebr. Unger in Berlin, Bernburgerstr. 30.

1



2



1. Gerichtsschranne
in Nonn bei Reichenhall.

2. Teidingstisch
in Oberalm bei Hallein.

